This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Militärische Briefe

eines

Verstorbenen

an seine noch lebenden Freunde.

Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen

Dritter Band.

Herausgegeben von **Pz.**

Neueste Ausgabe.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1854.

„Es iſt das ſchönſte Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergeſtalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß Niemand leicht herausfindet, wie viel in ihm verborgen liegt.“

Goethe.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Dreiundfünfzigster Brief. Beerenhorst erhält von Jupiter einen literarischen Auftrag. Was es damit für eine Bewandniß hat. Literarisch-kritisch-humoristisches Allerlei. Die Metamorphosen Merkurs und das Vogelschießen in den olympischen Prairien. Antheil Merkurs an der Entstehung der neuen Bundesfestungen Deutschlands. Die Enthusiasten aus dem Befreiungskriege. Wie sich Beerenhorst endlich seines Auftrags entledigt. Karl Bade und der „Verstorbene." 3

Vierundfünfzigster Brief. Berichte des „Verstorbenen" über den weiteren Verlauf des österreichischen Erbfolgekrieges. Der Feldzug 1743. Strategische Verhältnisse der Oesterreicher und ihrer Gegner. Die Operationen an der Donau, Mangel an Uebereinstimmung derselben. Broglio's Ueberdruß am Kriege in Deutschland; er zieht sich hinter den Neckar zurück. Versäumte Gelegenheiten. Die Operationen am Maine zwischen dem Herzog Noailles und Lord Stair. Unthätigkeit der Verbündeten. Schlacht bei Dettingen; geringe Folge derselben. Allgemeiner Rückzug der Franzosen hinter den Rhein. Mißlungener Uebergangsversuch des Prinzen Karl bei Breisach. Unthätigkeit der Engländer bei Worms. Rückmarsch in entlegene Winterquartiere 21

Fünfundfünfzigster Brief. Politische Theilungsprojekte im Jahre 1744. Kriegsplane. Die Frankfurter Union. Der Einfall Friedrichs II. in Böhmen. Beginn des zweiten schlesischen Krieges. Eroberung von Prag; Vormarsch des Königs bis Budweis. General Bathyani. Rückkehr des Prinzen Karl vom Rheine. Unthätigkeit der Franzosen. Feldmarschall Traun und der österreichische Feldzugsplan. Bedenkliche Lage Friedrichs; er will hinter der Elbe Winterquartiere beziehen. Prinz Karl überschreitet diesen Fluß bei Selmitz. Tapferer Widerstand einer preußischen Abtheilung. Rückzug der Preußen nach Schlesien. Verlust von Prag und des Belagerungsparks. Betrachtungen über die Resultate dieses Feldzugs für den König 43

Sechsundfünfzigster Brief. Politische Ereignisse zu Anfang des Jahres 1745. Friedrich II. theilt die Hauptmomente dieses Feldzugs mit und erörtert die Motive seiner Handlungsweise. Seine Ansichten über die Vertheidigung Schlesiens. Die Schlacht bei Hohenfriedberg. Rückzug der Oesterreicher nach Böhmen. Ursachen des Stillstandes der großen Operationen, bei täglichen kleinen Gefechten an der Oberelbe. Die Schlacht bei Soor. Lebhafte Diskussion mit den Gegnern des Königs. Weshalb derselbe den Sieg nicht benutzt 61

Seite

Siebenundfünfzigster Brief. Geheime Offenbarungen. Die Gegenwart und Zukunft. Das Vertrauen zwischen Fürst und Volk. Aufmunterungen und Warnungen. — Der Winterfeldzug 1745 vom Könige erzählt, mit Bemerkungen seiner Gegner. Das Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf; wichtige Folgen desselben. Die Schlacht bei Kesselsdorf. Kritische Betrachtungen darüber. Der Dresdner Friede 88

Achtundfünfzigster Brief. Der „Verstorbene" wird mit Aufträgen zu Napoleon gesendet. Unterhaltung über Friedrichs II. Jugendjahre. Was aus Deutschland hätte werden können, wenn eine Heirath zwischen ihm und Maria Theresia zu Stande gekommen wäre. Welche Aufgabe Napoleon in solchem Falle sich später gestellt hätte. — Erste Zusammenkunft zwischen Friedrich und Napoleon. Beide schließen einen Freundschaftsbund. Trauliche Unterhaltung über das obige Thema 112

Neunundfünfzigster Brief. Husarenmanöver zur Feier von Blüchers 100jährigem Geburtstage. Auszeichnungen welche demselben dabei zu Theil werden. Zweite Zusammenkunft zwischen Friedrich und Napoleon. Ersterer erzählt seinen Feldzug 1756, welcher von Letzterem kritisirt wird. Mehrere anwesende Generale liefern Beiträge dazu. Schlußbetrachtungen des „Verstorbenen" 125

Sechzigster Brief. Allgemeine Verhältnisse der Oesterreicher und Preußen zu Anfang des Feldzugs 1757. Der König berichtet über sein concentrisches Vordringen in Böhmen und über die Hauptmomente der Schlacht bei Prag. Ergänzung dieses Berichts durch österreichische und preußische Generale, wobei mehrere Mißverhältnisse unter der österreichischen Generalität zur Sprache kommen. Kritische Bemerkungen Napoleons 147

Einundsechzigster Brief. Betrachtungen über die Schlacht bei Prag und die dabei vorgefallenen Fehler. Wichtige Folgen dieser Schlacht. Dann's Versäumnisse. Die Oesterreicher in Prag. Grobe Vernachlässigungen. Lebhafte Diskussion zwischen mehreren österreichischen und preußischen Generalen über die Ereignisse vor und in der Schlacht bei Kolin. Seydlitz und Benkendorf über die Wichtigkeit der Benutzung entscheidender Momente. Zweifel der Oesterreicher an ihrem Siege. Was ihnen denselben verschafft hat 165

Zweiundsechzigster Brief. Napoleon über Friedrichs und Danns Benehmen nach der Schlacht bei Prag bis zur Räumung Böhmens durch die Preußen. Ursachen der Unthätigkeit des Prinzen Karl bei Zittau. Operationen der Russen und Franzosen. Geheime Einverständnisse. Des Königs Abmarsch nach Thüringen. Seydlitz vor Pegau, Gotha und bei Roßbach 189

Dreiundsechzigster Brief. Friedrich II. schildert die Gefahren seiner Lage im Spätsommer und Herbst 1757. Der Feldzug in Schlesien und die Schlacht bei Leuthen. General Nadasdi. Kritische Betrachtungen Napoleons und Anderer. Die Minderzahl konnte damals zwar Schlachten gewinnen, aber den Sieg nicht gehörig benutzen. Moralische Folgen des Sieges bei Leuthen 211

Vierundsechzigster Brief. Ueber das erforderliche Maß taktischer Intelligenz bei den verschiedenen Befehlshabergraden der Cavallerie und Infanterie in besonderen Gefechtsverhältnissen. Sollen Cavallerie-Reserven stets von reitender Artillerie begleitet seyn? Die Bedeutung

Seite

der Cavallerie bei dem heutigen Stande der Taktik und bei der künftigen Benutzung der Eisenbahnen als Operationslinien. Das Talent der Beobachtung 231

Fünfundsechzigster Brief. Unterhaltung Napoleons mit dem „Verstorbenen“ über einige Verhältnisse im Feldzuge 1813, mit Beziehung auf die Schrift von Bade. Ueber Volksbewaffnungen. Entmuthigende Wirkungen oft sich wiederholender Niederlagen. Was Napoleon im Juni zum Waffenstillstande bewogen hat. Gründe für dessen Behauptung der Festungen an der Weichsel und Oder. Der Kronprinz von Schweden 249

Sechsundsechzigster Brief. Ueber die Bündnisse zwischen Oesterreich und Frankreich. Kaunitz und die Pompadour. — Gneisenau über Blücher und dessen Operationen in Schlesien nach dem Waffenstillstande, in einem Zwiegespräche mit Napoleon. Was die Schlacht an der Katzbach herbeigeführt hat; Resultate derselben 272

Siebenundsechzigster Brief. Napoleon über den Adel. Charakteristische Bemerkungen über Gneisenau und Grolmann. Die Trias in Blüchers Heer. Gespräch zwischen Napoleon, Schwarzenberg, Blücher und Anderen über den Angriff der Verbündeten auf Dresden am 26., über Napoleons Gegenangriff und die Schlacht am 27. August. Ursachen der geringen Benutzung des Sieges. Zusammenhang zwischen Macdonalds und Vandamme's Unfall 287

Achtundsechzigster Brief. Ueber die historische Wahrheit in Sachen der Politik und Kriegführung. — Die Bestrebungen Rußlands sich zum Schutzherrn Deutschlands aufzuwerfen 311

Neunundsechzigster Brief. Friedrich der Große erzählt Napoleon seinen Feldzug 1758. Der Einfall in Mähren, Belagerung von Olmütz. Marsch des Königs gegen die Russen; Seydlitz in der Schlacht bei Zorndorf. Dauns Plane auf Sachsen. Des Königs schneller Rückmarsch dahin. Flankenmanöver bei Stolpen. Der Ueberfall bei Hochkirch. Entsatz von Neiße, Kosel, Dresden und Kolberg. Rückzug der Russen und Oesterreicher in ihr Land 321

Siebenzigster Brief. Betrachtungen über Friedrichs des Großen bisherige Kriegführung. Widerlegung irriger Ansichten und fehlerhafter Folgerungen. Großartiger Operationsplan der Verbündeten für den Feldzug 1759; beschränktes Ziel des Königs. Die Schlacht bei Kunnersdorf 354

Einundsiebenzigster Brief. Schluß des Feldzugs 1759. Lebhafte Diskussion über die Operationen der Verbündeten nach der Schlacht bei Kunnersdorf. Dresden geht an die Oesterreicher über, welche im October bis Torgau vorrücken. Prinz Heinrich in Sachsen; Rückkehr des Königs dahin. Dauns Versäumnisse und Rückzug bis Dresden. Finks Entsendung nach Maxen, Gefecht daselbst und Gefangennehmung seines Corps. Resultate des Feldzugs für den König 379

Zweiundsiebenzigster Brief. Bericht über den Feldzug 1760. Beiderseitige Operationspläne. Fouqué's Niederlage bei Landshut. Friedrichs und Dauns erster Parallelmarsch von der Elbe gegen die Oder. Des Erstern plötzliche Umkehr und Angriff auf Dresden. Daun eilt zum Entsatz herbei, Unthätigkeit desselben und Vergleich mit Napoleons Verfahren im August 1813. Laudon erstürmt Glatz, bedroht Breslau, das vom Prinzen Heinrich entsetzt wird. Ankunft der Russen. Friedrichs

und Dauns zweiter Parallelmarſch nach Schleſien. Die Schlacht bei Liegnitz und ihre Folgen. Kluges Zaudern Dauns an der ſchleſiſchen Grenze, während die Reichsarmee Sachſen erobert, die Ruſſen nach Frankfurt a. d. O. marſchiren und Berlin bedroht wird. Friedrich eilt zur Rettung Berlins herbei, Daun marſchirt auf Torgau. Unthätigkeit der Ruſſen. Friedrich wendet ſich gegen Daun und ſchlägt ihn bei Torgau. Allgemeiner Rückzug der Verbündeten; Daun bleibt bei Dresden ſtehen . . . . . .

Dreiundſiebenzigſter Brief. Ueber ſyſtematiſche und wirkliche Kriegführung. Strategiſche Ueberſicht des Feldzugs 1761. Napoleon und Friedrich über das Lager bei Bunzelwitz. Laudon erſtürmt Schweidnitz, auch Kolberg geht verloren. — Feldzug 1762. Der Thronwechſel in Rußland und deſſen Folgen. Daun, Friedrich und Czernitſchef vor Schweidnitz. Wiedereroberung dieſer Feſtung. Ereigniſſe in Sachſen. Serbelloni und Haddik; die Schlacht bei Freiberg. Ende des Kriegs. Rückblicke. Der König und ſein Bruder Heinrich . . . . . .

Vierundſiebenzigſter Brief. Beerenhorſt über die alten Griechen und die neuen Deutſchen. Ein Beſuch bei Xenophon; Schilderung ſeiner Perſönlichkeit. Unterredung mit ihm über Friedrichs d. Gr. Taktik; Mängel derſelben. Einiges über die griechiſche Phalanx und römiſche Legion; über das Maſſen- und Linienſyſtem der Neuern. Aufgabe der heutigen Taktiker. Xenophon über das Verhalten und Verſparen der Kräfte im Kriege bis zum entſcheidenden Momente. Weshalb die Ruſſen im Kaukaſus ſo geringe Fortſchritte machen. Kunſt und Naturalismus. Worin die wahre Kunſt beſteht . . . . . .

Fünfundſiebenzigſter Brief. Ein Beſuch bei Charon. Seine Rotunda. Verſtohlene Blicke in Deutſchlands Zukunft. Des Menſchen Thun iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen. Bilder aus verſchiedenen Zeiten. Die abſolute Knechtſchaft. Die abſolute Freiheit. Deutſchland einig und ſtark . . . . . .

Sechsundſiebenzigſter Brief. Beerenhorſt hinterbringt dem „Verſtorbenen“, daß Merkur ſeine Briefſammlung hat abdrucken laſſen. Ein Handbillet von Minerva an den „Verſtorbenen.“ Ueber Lob und Tadel . . . . . .

Siebenundſiebenzigſter Brief. Der „Verſtorbene“ tritt in ſein drittes Luſtrum und zugleich in einen erweiterten Wirkungskreis, weshalb er die Correſpondenz nicht fortſetzt. Die Muſen und Gellert; Aufmunterungen und Warnungen. Schlußwort . . . . . .

Militäriſche Briefe

eines

Verſtorbenen.

Dritte Sammlung.

„Die Tapferkeit der Soldaten iſt mehr werth als ihre Anzahl. Im Kriege vermag aber die Disciplin noch mehr als perſönliche Tapferkeit“

Machiavelli.

Dreiundfünfzigster Brief.

Olymp, den 10. Juli 1842.

Heute früh kam Freund Beerenhorst in höchst verdrießlicher Stimmung zu mir; Münchhausen trollte mit allerlei komischen Geberden hinter ihm her, sein Antlitz glänzte vor Freude. Bald darauf erschien Merkur; ihm folgten einige Hundert dienende Geister Vulkans und Neptuns, welche große Bücherballen vor sich her wälzten, diese pyramidalisch in meinem Vorzimmer aufthürmten und dann mit einem teuflischen Hohngelächter wieder verschwanden. Beerenhorst grüßte mich stumm, verschränkte die Arme und stierte bald Münchhausen, bald die Bücherpyramiden an. Merkur lächelte boshaft, nahm mit ironischer Demüthigkeit sein Käppchen ab und fragte „ob der gnädige Herr ihm noch andere Befehle zu ertheilen habe?" Beerenhorst kehrte ihm verächtlich den Rücken, machte eine sehr zweideutige Bewegung mit der Hand und hieß ihn gehen. — Mir war dies Alles ein Räthsel das ich gelöst zu sehen wünschte. Sobald wir allein waren machte sich Beerenhorst in folgenden Worten Luft.

„Können Sie sich denken Clausewitz was mir begegnet ist; ich bin in Verzweiflung, kaum weiß ich mir zu rathen! Unser genialer Projektmacher Münchhausen hat, aller Gegenvorstellungen zum Trotz, sein Gesuch wegen Begründung einer gastronomischen Studieranstalt bei Jupiter anzubringen gewußt, und der alte Herr ist so bereitwillig darauf eingegangen, wie ein Kammerpage die Einladung zu einem Gabelfrühstück annimmt. Sollte man es glauben daß im hohen Olymp, wo die Weltweisen aller Jahrtausende zu Rathe sitzen, der Vorschlag eines Narren Gehör finden könnte?" — „Sie sind heute wieder einmal sehr verbindlich Herr von Beerenhorst" bemerkte Münchhausen mit Empfindlichkeit, „aber Ihre gerühmte Weisheit wird vor meiner angeblichen Narrheit am

Ende doch die Segel ſtreichen müſſen." — „Donner und Doria!" gab Beerenhorſt zur Antwort „eher will ich ein altes Wrak kalfatern oder bei Neptun als Midſhipman in Dienſte treten, als Ihre unſinnigen Projekte zu Tage fördern helfen!" — Mir blieb das Ganze immer noch ein Räthſel. Ich konnte nicht begreifen was die Bücherballen in meinem Vorzimmer ſollten, kam aber auf die Vermuthung daß es ſich um eine kritiſche Analyſe des Inhalts handele, wobei vielleicht auch meine Hilfe beanſprucht werden könne, was mir jetzt eigentlich ſehr ungelegen kam, da ich gern die Mittheilungen Friedrichs des Großen über ſeine erſten Feldzüge zu Papier bringen und Napoleon vorlegen wollte. Ich bat deshalb um nähere Aufſchlüſſe, worauf Beerenhorſt mir folgende Erklärung gab.

„Gegen meine Gewohnheit muß ich weit ausholen, hören Sie mich alſo geduldig an und verſagen Sie mir Ihren Rath und Beiſtand nicht. Sie werden ſich noch erinnern Freund, begann Beerenhorſt mit einem tiefen Seufzer, wie vergeblich wir im vorigen Jahre bemüht geweſen ſind, den Arkadiern oder Böotiern Geſchmack für ernſte Literatur beizubringen. Anfangs affektirten dieſe Herren zwar eine große Bereitwilligkeit die ihnen von uns dargebotenen Schriften über Stand, Beruf und Dienſtverhältniſſe mit Aufmerkſamkeit zu leſen und die darin aufgeſtellten guten Lehren zu beherzigen. Aber es war ihnen kein Ernſt damit. Dieſe böotiſche Phalanx ſchaarte ſich bald nur um ſo dichter zuſammen, verſchanzte ſich hinter Vorurtheile und veraltete Erfahrungsſätze und deckte ſich mit ihren thierhäutnen Schilden gegen die Pfeile der Kritik. Zum Unglück entbehrte ich damals Ihres Beiſtandes weil Sie von Minerva zu ſehr in Anſpruch genommen wurden. Vielleicht habe ich aber auch darin gefehlt, daß ich meine Jünger aus der Zahl derjenigen wählte, welche theils im Lebensalter, theils auf der hierarchiſchen Stufenleiter zu weit vorgeſchritten waren, um — wie ſie behaupteten — noch einer beſondern Belehrung zu bedürfen. Daß Jupiter ihnen eine literariſche Diät vorgeſchrieben hatte, kümmerte dieſe Herren ſehr wenig, denn es blieb bei der Verordnung, und Niemand fragte darnach, ob dieſelbe auch befolgt werde. Mit der Begründung des taktiſchen Vereins iſt es uns nicht beſſer geglückt[1]. Sie wiſſen ja ſelbſt wie viel Mühe es gekoſtet hat, die belehrendſten Fragen zu einer gründlichen Diskuſſion zu bringen. Die Abſchweifungen nahmen

[1] Man vergleiche damit den 37. und 42. Brief.

kein Ende, und der Standpunkt der Frage wurde dabei immer auf ein anderes Feld verſetzt. Glaubte man den Einen durch das Gewicht der Gründe von einer irrigen Anſicht zurückgebracht zu haben, ſo trat ein Anderer mit Autoritäten auf, ohne von den bereits erfolgten Widerlegungen Notiz zu nehmen; ein Dritter ſtellte die Erfahrungsſätze in Schlachtordnung und behauptete dreiſt, daß künftig Alles wieder ſo kommen müſſe weil es ſchon dageweſen ſey. Ein Vierter ſuchte durch geniale Gemeinplätze die Lacher auf ſeine Seite zu bringen, und da man es zu allen Zeiten bequemer gefunden hat zu lachen als zu denken, trug er in den Augen der Menge nicht ſelten den Sieg davon, ungeachtet der Unhaltbarkeit ſeiner Beweisführung.

„Das geringe Reſultat unſerer Beſtrebungen — fuhr Beerenhorſt fort — iſt Jupiter zu Ohren gekommen; er ſoll ſich darüber gegen Minerva geäußert und dieſer ſeinen Unwillen zu erkennen gegeben haben, daß wir uns auf ſolche Weiſe und ohne allerhöchſte Genehmigung der befolgten Verfahrungsart um die wiſſenſchaftliche Bildung der Maſſe einiges Verdienſt erwerben wollten. Nun wahrhaftig, wenn man erſt warten wollte bis die großen Herrn mit ihrem Aufklärungsapparate zu Stande ſind, man könnte in abſoluter Dummheit zu Grunde gehen! Sind nicht gerade die beſſeren Werke faſt immer von ſolchen Männern zu Tage gefördert worden, die weder Auftrag noch Genehmigung dazu erhalten hatten, die vielleicht nicht einmal ſagen durften daß ſie die Urheber davon geweſen ſeyen? — Genug Jupiter hat ſich tadelnd über unſer Verfahren ausgeſprochen, Minerva mag nicht kräftig genug replicirt haben, und ſo iſt die ganze Geſchichte in Merkurs Hände gelegt worden. Denken Sie ſich nur Freund, in Merkurs Hände, in die Hände dieſes luſtigen und gewinnſüchtigen Patrons, der die Wiſſenſchaft nur als eine melkende Kuh betrachtet. Dabei ſoll der Schuft allerlei erbauliche Betrachtungen angeſtellt und unter Anderem geſagt haben man könne den Herren jetzt nicht zumuthen Bücher zu kaufen, weil die neuen Helme und Waffenröcke, welche Seine Herrlichkeit anzuſchaffen befohlen, ihre ganze Baarſchaft erſchöpft hätten. Er iſt unverſchämt genug geweſen zu behaupten, daß dieſe Metamorphoſe der Martisſöhne, auch ohne Mitwirkung der Wiſſenſchaften, für ihre kräftige geiſtige Befähigung von den heilſamſten Folgen ſeyn werde. Früher hätten ſie ſich zu oft den Unterleib erkältet, Magenbeſchwerden bekommen, oder unter dem Tzſchako das Bischen Verſtand

und Wiſſen ſchnell ausgeſchwitzt. Dieſer Uebelſtand ſey jetzt beſeitigt, die genialen Ideen könnten ſich nicht mehr verflüchtigen und man werde künftig in Reih und Glied weit größere Geiſter erblicken. — Ich hänge nicht ſo ſehr am Alten, um darüber die Zweckmäßigkeit des Neuen zu verkennen. Wenn ich aber bedenke, daß wir vor hundert Jahren bei der allerunzweckmäßigſten militäriſchen Tracht die angeſtrengteſten Märſche zurückgelegt, bei der unfreundlichſten Witterung und bei der magerſten Koſt wochenlang in luftigen Zeltlagern geſtanden haben, ohne kaum halb ſo viele Kranken zu zählen als die Tagesrapporte während der jetzigen großen Manöver nachweiſen; da will es mich doch dünken daß Gewohnheit und Einbildung zwei mächtige Faktoren ſind, nur mit dem Unterſchiede daß der eine poſitiv, der andere negativ wirkt.

„Doch das gehört eigentlich nicht zur Sache, hören Sie jetzt weiter. Merkur hat Seiner Herrlichkeit zu verſtehen gegeben daß er ein einfacheres Mittel zur Belehrung kenne und dabei auf Münchhauſens gaſtronomiſche Projekte angeſpielt. Jupiter hat dazu beifällig gelächelt und ſeinem geflügelten Kanzleiboten, dem merkurialiſchen Diener aller Götter, Vollmacht ertheilt das Projekt verſuchsweiſe in Ausführung zu bringen. Mit boshaft lächelnder Miene verkündete er mir vor einer Stunde die allerhöchſte Willensmeinung, daß ich die chemiſche Affinität der militäriſchen Literaturerzeugniſſe mit den vornehmſten Küchengewächſen unterſuchen ſolle, ſetzte aber noch ironiſch hinzu: daß es noch unentſchieden ſey ob ich bei der neuen Studieranſtalt als Koch oder als Gärtner angeſtellt werde. Iſt das nicht eine köſtliche Perſpective?“ — Beerenhorſt machte bei dieſen Worten ein ſo tragi-komiſches Geſicht, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Sein Humor gewann jedoch bald wieder die Oberhand; er fing an über ſeine neue Anſtellung zu ſcherzen und erzählte, wie er ſeinerſeits auch Merkur einen Streich geſpielt, indem er Jupiter auseinandergeſetzt habe, daß er bei den anzuſtellenden Experimenten eines tüchtigen Gehülfen bedürfe und deshalb um die hohe Gunſt bitten müſſe, daß Merkur als ſolcher ihm nicht nur beigeſellt ſondern untergeordnet werde. „Meine nahe Verwandtſchaft mit dem Herzoge von Anhalt berückſichtigend,“ ſetzte Beerenhorſt hinzu, „willigte Jupiter ohne Zögern in meine Bitte, und Merkur, der mich ſchon am Gängelbande führen zu können glaubte, ſteht nunmehr unter meinen Befehlen und ſeine Vollmacht iſt faktiſch erloſchen. Wenn ich aber über die Natur meines Auftrages nachdenke, ſo

ſchwindelt mir der Kopf und ich weiß nicht wie ich dabei zu Werke gehen ſoll. Unſer erfindungsſüchtiger Baron hat da eine ſchlechte Brühe angerichtet. Aber erzählen Sie uns doch Münchhauſen, wie Sie es angefangen haben ohne unſere Fürſprache aus dem Exil zu kommen und mit den Göttern in Verkehr zu treten."

Münchhauſen. „Das iſt der erſte Dienſt den mir die neue Kunſt geleiſtet hat, und ich bin ſtolz auf die gemachte Entdeckung. Die gelehrte Widerlegung meiner Anſichten und Projekte über den einzuſchlagenden neuen Bildungsweg, welche mir von den beiden Herren früher zu Theil wurde (ſ. den 45. Brief) entmuthigte mich nicht. Ein Narr, wie der gemüthliche Herr von Beerenhorſt mich zu tituliren beliebt, verſteht eben ſo viel als ein Weiſer und bisweilen noch mehr. Ich pflückte Blüthen und Blätter vom Paradiesapfelbaume, wand daraus einen niedlichen Kranz und ließ denſelben Merkurs Mutter an ihrem Namenstage mit einem Gedichte überreichen, welches die geheimnißvollen Kräfte dieſes Kranzes verſtohlen andeutete. Maja nahm die Gabe mit gewohnter Huld entgegen, forſchte nach dem Geber und verſprach ihre Verwendung bei Jupiter, deſſen Liebe zu ihr durch den Kranz aufs Neue entflammte. Das Weitere iſt Ihnen bekannt. Sie ſehen alſo meine Herren, daß man weit ſicherer zum Ziele gelangt wenn man den ſinnlichen Neigungen ſchmeichelt; auf dieſem Erfahrungsſatze beruht mein Syſtem."

Ich. „Sie ſind ein unverbeſſerlicher Schwärmer lieber Baron, dem die Kenntniß von der Macht überzeugender Gründe abgeht. Gegen Jupiters Befehl zu handeln iſt in dieſem Augenblicke nicht möglich, und es muß Etwas geſchehen ihn zufrieden zu ſtellen. Frohlocken Sie aber nicht zu früh; denn ein Beſchluß von ſo folgenreicher Wichtigkeit, wie der über die Ausführung Ihrer Bildungsprojekte, darf nicht einſeitig gefaßt werden, es iſt die Zuſtimmung des hohen Raths der übrigen Götter erforderlich; bis jetzt iſt dieſe Angelegenheit noch nicht zur Sprache gekommen. Nun aber werde ich Minerva von dem Vorfalle in Kenntniß ſetzen, und bin überzeugt daß ſie das ganze Projekt rückgängig macht."

Beerenhorſt. „Das nützt mir ſehr wenig Freund; der Auftrag Jupiters lautet ganz beſtimmt. Ich muß die fragliche Unterſuchung anſtellen, unbeſchadet der ſpäter zu faſſenden Beſchlüſſe. Blicke ich aber dieſe ägyptiſchen Bücherpyramiden an, ſo befällt mich ein geheimer Schauder, ich bekomme Alpdrücken und gerathe in ſtille Verzweiflung. Ueber

zehntausend Bände in allen Sprachen und Formaten liegen hier vor uns aufgeschichtet. Wollen wir von dem Inhalte auf gewöhnlichem Wege Kenntniß nehmen, so würden viele Jahre dazu erforderlich seyn. Jupiter will vor Allem wissen, welche von den gesendeten Büchern sich zur Fortpflanzung auf botanisch-chemischem Wege eignen. Doch wir wollen einmal sehen wie weit wir kommen, wenn wir es wie die fabrikmäßig arbeitenden Recensenten machen, die von einem Buche höchstens das Inhaltsverzeichniß, die Einleitung und einige Seiten Text lesen, dann aber das Werk „wohl recensirt" — obgleich „unaufgeschnitten" — wieder abliefern. Diese Schergen der literarischen Justiz recensiren oft in einem Monate mehr Bücher, als sie neben ihren sonstigen Berufsgeschäften kaum in einem Jahre mit Verstand lesen können, sind aber unverschämt genug über den Werth oder Unwerth dieser Schriften unbedingt abzusprechen. Wäre ich Jupiter ich ließ solche gewissenlose kritische Handlanger die von ihnen angeblich gelesenen und recensirten Bücher zur Strafe Wort für Wort abschreiben und auswendig lernen."

Ich. „Ihre vorige Aeußerung war mithin wohl nur ein Scherz, wenigstens begreife ich nicht, wohin das flüchtige Durchblättern dieser Bücher führen soll."

Beerenhorst. „Ich bin heute nicht sehr zum Scherzen geneigt. Hätte Jupiter den Entwickelungsproceß der deutschen Militärliteratur früher mit etwas mehr Aufmerksamkeit verfolgt, oder einige von seinen dienstbaren Geistern damit beauftragt, wir würden jetzt nicht genöthigt seyn auf ähnliche Betrügereien denken zu müssen, die viel weniger schädlich sind als Münchhausens verrückte gastronomische Aufklärungsidee."

Münchhausen. „Sie sprechen sich selbst das Urtheil Beerenhorst, und würden von meinem Projekte eine bessere Meinung haben, wenn Sie sich die Mühe geben wollten reiflich darüber nachzudenken; Sie verfahren aber damit nicht viel besser als die von Ihnen getadelten Recensenten mit den Büchern. Der Sitz des Verstandes, das chemische Laboratorium des Genie's ist der Magen; giebt man ihm eine entsprechende Kost so findet sich das Uebrige von selbst. Die heutige Generation ist nun einmal nicht zu ernsten Studien geneigt; sie liebt Zerstreuung, huldigt dem Wohlleben und macht lieber Jagd auf Vergnügen, als auf sublime Ideen oder tief vergrabene Weisheitskörner."

Ich. „Lästern Sie nicht die heutige Generation, am wenigsten die jüngere militärische. Es steckt ein gesunder Sinn in ihr und hat auch der ungewöhnlich lange Frieden das Ziel ihres Ehrgeizes um ein Beträchtliches weiter hinausgerückt, so giebt es doch nur Wenige die so ganz entartet sind, daß sie ihre kriegerische Bestimmung gar nicht mehr ins Auge fassen und nur der Gegenwart leben. Eine solche Vernachlässigung, eine solche Untreue an der Dienstpflicht würde überhaupt mehr ihren Vorgesetzten als ihnen selbst zur Last fallen. Ein junger Officier ist selten vermögend den Werth einer vernünftigen kriegerisch-wissenschaftlichen Bildung nach seinem ganzen Umfange zu würdigen. Selbst die Besseren überlassen sich gern den Träumereien künftiger Heldenthaten, und glauben durch die Kraft des Armes mindestens eben soviel auszurichten als durch die Stärke des Geistes und Charakters. Das ist ein sehr verzeihlicher Irrthum, über welchen man die noch unerfahrne Jugend aufzuklären suchen muß."

Münchhausen. „Die Aufklärung, sagt ein sehr gelehrter Mann, dringt wie die Wärme stets von unten nach oben, also aus dem Magen in den Kopf. Die größten Geister waren immer zugleich Gourmands, und der Champagner hat mehr geniale Ideen hervorgebracht als die Wasserflasche. Mein Projekt stützt sich mithin auf anerkannte Erfahrungssätze und gelingt es mir nur eine gute literarisch-gastronomische Küche zu etabliren, so bin ich des Erfolgs gewiß und glaube mir um die Aufklärung des Menschengeschlechts große Verdienste zu erwerben."

Ich. „Sie werfen verwandte Gegenstände und Begriffe so bunt durcheinander, lieber Münchhausen, und verwechseln Ursache und Wirkung so häufig, daß man Mühe hat Sie eines Besseren zu überzeugen. In einer Beziehung kann man allerdings sagen: die Aufklärung dringe wie die Wärme von unten nach oben. So hat z. B. das Alter mehr vorgefaßte Meinungen und sieht die Sache oft durch eine dunklere Brille als die Jugend, läßt sich auch durch Schwierigkeiten der Ausführung leichter abschrecken, weil ihm Kraft und Ausdauer zu deren Ueberwindung in der Regel abgehen. Soll daher ein schwieriges Unternehmen irgend welcher Art durchgeführt werden, so würde man nicht weise handeln dasselbe nur den Alten zu übertragen, oder den Beschluß dazu von ihrem Ausspruche abhängig zu machen. Hierzu ist die Mitwirkung jüngerer Kräfte durchaus erforderlich. Die eigentlichen Weisheitslehren müssen aber doch von älteren und erfahrenen Männern ausgehen. Nur ihre Anwendung bleibe der

Jugend überlaſſen. Dieſer Saame in guten Boden geſtreut, wuchert üppig, und die von Sorgen, Mühen und Kümmerniſſen des Lebens noch ungeſchwächte Jugendkraft vermag, richtig angewendet, die empfangenen Weisheitslehren allerdings zu vervollkommnen, zu veredeln. Die geiſtige Welt iſt gegenwärtig in ſtarkem Vorſchreiten begriffen. Die ſorgfältig entwickelte geiſtige Blüthe unſerer jungen Männer dürfte mithin wohl befähigt ſeyn, noch beſſere Früchte hervorzubringen als es uns ſelbſt möglich iſt, und in dieſer Beziehung läßt ſich allerdings ſagen: die Aufklärung komme von unten, d. h. von der Jugend."

Beerenhorſt. „Bei allen Schulmeiſtern der Unterwelt! Liebſter beſter Clauſewitz, laſſen Sie das die jungen Martisſöhne nicht hören; die Klagen über ihren Weisheitsdünkel werden mit jedem Jahr größer."

Ich. „Und wer ſind ihre Ankläger? Ich glaube Sie werden den Sinn dieſer Frage ohne nähere Bezeichnung verſtehen. Denken Sie doch an das, was Sokrates hierüber ſagte (ſ. d. Schluß des 45. Briefes). Es iſt gewiß ſehr verzeihlich, wenn ein junger Mann über ſein eigenes mühſam errungenes Wiſſen in eine Art von Begeiſterung geräth; denn die ſchwache Anfechtung oder Vertheidigung von Grundſätzen, die einſeitige Beurtheilung von Verhältniſſen, von Seiten mancher älteren Offiziere, wovon er oft Ohrenzeuge iſt, muß einem auf ſokratiſche Weiſe eingeſchulten Kopfe allerdings eine höhere Meinung von ſich geben. Aber weſſen Schuld iſt das eigentlich? Es war zu allen Zeiten die Aufgabe älterer Vorgeſetzten, den jugendlichen Uebermuth jüngerer Untergebenen zu zügeln und zwar in jeglicher Beziehung. Das muß aber in einem freundlich belehrenden, nicht in vornehm abſprechendem, vielleicht höhniſchem Tone geſchehen. Es muß ſich die geiſtige Ueberlegenheit des Aelteren oder Höheren dabei bemerkbar machen. Thut ſie das, dann iſt eine ſolche belehrende Zurechtweiſung von großem Nutzen, und ſelbſt die Veranlaſſung dazu ein Vortheil für das Ganze, weil dadurch das geiſtige Leben, das im Alter nur zu leicht erſtarrt, angefriſcht wird. Ein ſtummer Autoritätsglaube führt nur zur Paſſivität und Indolenz."

Beerenhorſt. „Zu meiner Zeit nannte man den wiſſenſchaftlichen Vorwitz junger Offiziere den Geiſt des Widerſpruchs, und glaubte ihn als etwas Subordinationswidriges mit allem Nachdruck bekämpfen zu müſſen. Ich bin mehrmals in Arreſt geſchickt worden, weil ich mir erlaubt hatte anderer Meinung zu ſeyn als die Herren Vorgeſetzten. Das

Selbſtdenken war nicht befohlen, mithin eine unerlaubte Handlung. Man darf dem Untergebenen nichts zu denken geben, ſo lautete der Weisheitsſpruch und es liegt darin viel Wahres."

Ich. „Wo es ſich um die Vollziehung ganz einfacher Befehle handelt, mag dieſer Grundſatz einigen Werth haben. In den allermeiſten Fällen reicht man damit aber nicht weit. Die nachtheiligen Folgen einer ſolchen Beſchränkung der freien Geiſtesthätigkeit ſind nicht ſchwer nachzuweiſen. Heutiges Tages wäre das baarer Unſinn. Ich wiederhole nochmals die Vorgeſetzten können nur wünſchen daß ihre Untergebenen eine eigene Meinung haben; es iſt aber ihre Pflicht ſie eines Beſſeren zu belehren, ſobald dabei praktiſche Irrthümer zum Vorſcheine kommen."

Münchhauſen. „Aber Sie haben ſich noch nicht über die Wirkungen des Champagners ausgeſprochen Herr General, werden Sie dieſelben ableugnen?"

Ich. „So wenig wie die Wirkungen des Weines überhaupt, die ſich aber ſeltſamer Weiſe in großer Verſchiedenheit zu erkennen geben, mithin keinen vernünftigen Schluß zulaſſen. Der Wein macht ſchläfrig und munter, ſtumm und geſprächig, traurig und heiter, ſtreitſüchtig und friedfertig, je nach Temperament und Charakter des Trinkenden, der auch manchen Nebenumſtänden unterliegt; er hat aber niemals einen dummen Menſchen geiſtreich gemacht. Wenn Perſonen, die verhältnißmäßig oft Champagner trinken, witziger als Andere ſind und zuweilen eine geiſtreiche Bemerkung machen, ſo iſt das weniger die Wirkung des Weins, als die Wirkung der äußern Eindrücke, die ſie in der luſtigen Trinkgeſellſchaft erhalten. So verhält es ſich auch mit den feineren Speiſen. Alle dieſe Reizmittel ſind der freien Geiſtesthätigkeit nur mehr oder weniger hinderlich; ſie regen nur die vorhandenen Kräfte an, können aber keine neuen erzeugen. Schließen Sie hieraus lieber Baron, wie wenig von ihrer gaſtronomiſchen Weisheitstheorie zu erwarten ſteht."

Beerenhorſt. „Aber wir vergeſſen ganz und gar unſere Aufgabe Freund, und kommen nicht vorwärts. Was für ein Buch haben Sie da in der Hand?" — Ich. „Es iſt der Abriß einer neuen Kriegstheorie, das Centrifugalſyſtem genannt." — Beerenhorſt. „Wie nennt ſich der Verfaſſer?" — Ich. „Es iſt ein Landsmann von uns, den Namen will ich Ihnen aber noch verſchweigen." — Beerenhorſt. „Sie machen mich auf den Inhalt dieſes Buchs neugierig, ich bitte

theilen Sie mir etwas daraus mit. Wie ſchreibt der Mann?“ — Ich. „Sehr fließend, man könnte ſagen elegant, wären darin nicht ſo viele Gemeinplätze gleich bunter Flicklappen auf einem Staatskleide angebracht. Ich befürchte daß der Verfaſſer durch dieſen Kunſtgriff viel Leute bethören werde, denen es mehr um den Schein als um die Wahrheit zu thun iſt.“ — Beerenhorſt. „Weßhalb befürchten Sie das, ſind Sie mit den Anſichten des Verfaſſers ſo wenig einverſtanden?“ — Ich. „Davon ein andermal. Für jetzt will ich Ihnen nur einige Lehrſätze daraus mittheilen, woraus Sie auf die Feſtigkeit des Grundes dieſer neuen Kriegstheorie ſchließen mögen. Zum Beiſpiel: Die Richtigkeit einer Theorie muß ſelbſt dann ſich bewähren, wenn man ihre Conſequenzen bis zu den entgegengeſetzten Extremen verfolgt.“

Beerenhorſt. „O weh! Das ſchmeckt wieder einmal nach der Philoſophie der Jung-Hegelianer, die ihren logiſchen Zollſtab an jede Erſcheinung des Lebens legen wollen. Behauptet der Verfaſſer daß ſeine Theorie dieſer Anforderung überall entſpreche?“ — Ich. „Allerdings, und er ſcheint eben darin ihre Unfehlbarkeit zu erblicken.“ — Beerenhorſt. „Dann täuſcht er entweder ſich ſelbſt oder er hält ſeine Leſer für alberne Gimpel. Wäre der Verfaſſer bei der einfachſten Moralphiloſophie ſtehen geblieben, er würde gefunden haben daß keine Lehre ihre Conſequenzen auf die Spitze treiben darf, wenn ſie nicht in ſich ſelbſt zerfallen will. Am allerwenigſten aber darf das eine Lehre vom Kriege, weil es in derſelben viele Gegenſätze giebt, die in der Natur des Kriegs zu feſt begründet ſind, als daß man ſie ignoriren oder ableugnen könne. Zu große Kühnheit oder Vorſicht führen gleichmäßig ins Verderben. Das übermäßige Zuſammendrängen der Streitkräfte auf engem Raume zum Durchbruche der feindlichen Mitte hat eben ſo große Vortheile und Nachtheile, als das maßloſe Ueberflügeln und Umgehen; Letzteres iſt in der Regel mit noch größeren Nachtheilen verbunden, weil man dadurch die Herrſchaft über die Truppen in fremde Hände legen muß, der Erfolg alſo noch mehr vom Zufalle abhängig gemacht wird. Nichts in der Welt läßt ſich ohne Nachtheil auf die Spitze treiben, das lehrt ſchon die einfachſte Beobachtung des geſelligen Lebens. Doch Sie haben wohl Bülows Theorie unter den Händen, die ein ſpekulativer Buchhändler mit einigen Zuſätzen und Abänderungen unter anderem

Titel wieder herausgeben will." — Ich. „Ganz und gar nicht lieber Freund, es handelt sich hier wirklich um eine neue Kriegstheorie, und der Verfasser stützt sich dabei auf einen Ausspruch Napoleons." — Beerenhorst. „Und dieser lautet?" — Ich. „Das excentrische Geschützfeuer ist null, das concentrische ist vernichtend."

Beerenhorst. „Dieser Grundsatz ist an und für sich unbestreitbar, obschon mir im Leben genug Fälle vorgekommen sind, daß auch das flankirende Feuer ohne alle Wirkung geblieben ist, weil die Flugbahnen der Geschosse durch deckende Gegenstände unterbrochen wurden, oder die Geschosse das Ziel überhaupt nicht trafen. Aber was soll durch diesen rein artilleristischen Lehrsatz bewiesen werden? Der Krieg besteht ja nicht ausschließlich aus Kanonaden." — „Ich. „Der Verfasser theilt diese beschränkte Ansicht eben so wenig. Er sagt im Gegentheil, daß das ganze neuere Kriegssystem sich auf diese Wahrheit stütze; daß durch sie die größtmöglichste Ausdehnung der Kämpfenden ein nothwendiges Gesetz für den Kriegskünstler werde." — Beerenhorst. „Nun bei Mars und Minerva! Wenn die logische Consequenzmacherei auf solche Irrwege führt da bricht sie sich selbst den Stab! Man schießt doch nicht von einem Kriegsschauplatze bis zum andern! Die Theorie des Kriegs hat ja ganz besonders die Verpflichtung auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche aus jeder Uebertreibung nothwendig entspringen müssen. Gehen wir die Reihe aller strategischen und taktischen Grundsätze durch, so giebt es keinen dessen bis zur äußersten Consequenz getriebene Anwendung nicht augenscheinlich ins Verderben führen müsse. Nur eine höchst sorgfältige Würdigung aller Verhältnisse und Nebenumstände kann hierbei die Grenze bezeichnen, die ohne Gefahr nicht überschritten werden darf. Das ist aber mehr Sache des kriegerischen Taktes; die Theorie kann nur bezügliche Andeutungen geben." — Ich. „Der Verfasser beruft sich aber nicht blos auf jenen Ausspruch; er beschreibt zugleich Napoleons Feldzug 1813 mit einer gewissen schriftstellerischen Gewandtheit, und giebt seine Theorie nur als ein wissenschaftliches Abstraktum." — Beerenhorst. „Das ist etwas Anderes. Wie kann man aber einen Feldzug wie diesen, in welchem die größten politischen Verwickelungen, die seltsamsten militärischen Verhältnisse und moralischen Anregungen zum Vorschein gekommen sind, einer neuen Kriegstheorie zum Grunde legen? Diese Basis hat weder Breite noch

Tiefe genug." — Ich. „Der Verfasser beruft sich bei seinen Deduktionen auch auf ältere und neuere Kriege, ist überhaupt in der Kriegsgeschichte sehr belesen. Er spielt mit Citaten aus griechischen und römischen Autoren, wie eine Kokette mit ihrem Fächer. Sie sehen also daß er sich gegen eine gewöhnliche Kritik wohl verwahrt hat." Beerenhorst. „Hat Napoleon diese Schrift schon gelesen?" — Ich. „Kaum glaube ich das, denn es war erst kürzlich bei ihm die Rede vom Feldzuge 1813, ohne daß die Ansichten des genannten Verfassers dabei zur Sprache kamen." [1]

[1] Es thut uns wahrhaft leid den geehrten Leser mit einem Federkriege bekannt machen zu müssen, in welchen der Verfasser der militärischen Briefe mit dem Urheber des hier besprochenen Centrifugalsystems gerathen war. Der Letztere ist ein Herr Karl Bade, soviel uns bekannt ein gewesener preußischer Artillerieoffizier und Verfasser mehrerer militärischer Schriften, denen Scharfsinn und Originalität gar nicht abgesprochen werden kann. Bei der Verschiedenheit unserer beiderseitigen Auffassung militärischer Verhältnisse hätte eine wissenschaftliche Fehde zwischen uns vielleicht manches Vorurtheil besiegt und manche Wahrheit zu Tage gefördert. Aber hierzu war die Möglichkeit vom Anfange her abgeschnitten, denn Herr Bade bedient sich gegen Andersdenkende einer so geringschätzenden und wahrhaft verletzenden Schreibart, daß wir uns nicht entschließen konnten ihn literarisch zu befehden.

Nachdem aber Herr Bade im Jahrgange 1844 der „Minerva" uns direkt angegriffen hatte glaubten wir wenigstens ein Wort der Erwiederung vernehmen lassen zu sollen. Dies geschah in dem Aufsatze: „Herr Bade contra Pz in Bezug auf die Befestigung von Paris." (Allgemeine Militärzeitung 1844 Nr. 118—120.) Wir anerkannten darin mit Vergnügen die große literarische Befähigung des genannten Verfassers, bedauerten nur die ebenso große Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit seiner Ansichten, und die üble Gewohnheit Andersdenkende wie Kinder oder — Dummköpfe zu behandeln, und beleuchteten zugleich die praktische Haltbarkeit der Grundsätze seines Centrifugalsystems für Kriegsoperationen.

Gegen diese Replik, welche in möglichst milde Formen eingekleidet war, zog Herr Bade in Nr. 80—84 der Allgemeinen Militärzeitung 1847 zu Felde und suchte zugleich sein Kriegssystem zu rechtfertigen, welches wir angeblich entstellt und überhaupt nicht verstanden haben sollten. Er beschuldigte uns in diesem Fehdebriefe des inneren Widerspruchs und des Mangels an Logik; der Unfähigkeit, einen abstrakten Begriff festzuhalten, die Wissenschaft von der Kunst des Krieges zu unterscheiden; des gänzlichen Unvermögens, das Wesentliche oder Nothwendige vom Zufälligen zu trennen, mithin wissenschaftliche Betrachtungen über den Krieg anzustellen, und bezeichnete uns als einen militärischen Stümper der schlimmsten Art. Wir antworteten darauf in Nr. 112 und 113 der Allgemeinen Militärzeitung 1847, wiesen die Entstellungen nach, welche der Gegner bei der versuchten Bekämpfung unserer Replik sich erlaubt hatte, setzten nochmals auseinander, weshalb wir zu einem in sich abgeschlossenen, für alle Fälle geeignet seyn sollenden Kriegssystem so wenig Vertrauen haben könnten wie General von Clausewitz, erklärten aber am Schlusse daß wir eine solche Diskussion nicht fortsetzen würden. In welchem Tone diese Replik abgefaßt war, möge der geneigte Leser aus folgendem Schlußworte ersehen. „Wir ersuchen deshalb Herrn Bade, von welchem wir trotz seiner Verunglimpfungen ohne allen Groll und mit aufrichtiger Hochachtung für sein unermüdliches Streben nach Licht und Wahrheit scheiden, unser ferneres Stillschweigen weder als ein Zugeständniß noch als eine Geringschätzung zu betrachten, und wünschen seinen literarischen Forschungen nach ewigen Wahrheiten den besten Erfolg."

Beerenhorſt. „Gut denn. Wir wollen uns dieſe Entdeckung pour la bonne bouche aufheben nnd gelegentlich davon Gebrauch machen. — Aber jetzt wieder zu unſerer Arbeit. Ich fürchte, wir kommen damit nicht ſo ſchnell in Ordnung und werden einen andern Weg einſchlagen müſſen. Was die Neptuniſten hier aufgethürmt haben dürfte wohl etwas wäſſeriger Natur ſeyn, ſchicken wir das in Charons Laboratorium, er mag aus dieſen achttauſend Bänden einen einzigen Band von mäßiger Bogenzahl machen, den wir mit Muße leſen wollen. Das andere Häuflein Bücher, womit die Vulkaniſten uns beglückt haben, ſoll auf den Roſt gebracht und in Koteletten verwandelt werden, die wir gemeinſchaftlich verſpeiſen wollen. Münchhauſen mag damit ſein Probeſtück ablegen und gelingt ihm die Verwandelung, dann ſoll er in mir den eifrigſten Fürſprecher finden."

Münchhauſen. „Eine ſolche Verwandlung iſt nicht im Geiſte meines Syſtems. Zuerſt muß ich die einzelnen Schriften in die Erde vergraben und abwarten welche Gewächſe aus ihnen entſprießen; dann muß ich damit das liebe Vieh füttern, das uns die Koteletten liefern ſoll, und nachher kann ich erſt für unſer Frühſtück ſorgen."

Beerenhorſt. „Da würden wir inzwiſchen verhungern. Das Verfahren muß vereinfacht werden. Wir wollen den ganzen Plunder in Aſche verwandeln und dieſe mit Pfaffenfett begießen. Die Mönche waren im Mittelalter die Träger der Wiſſenſchaften, wobei ſie aber nicht ſo fett geworden ſind als in ſpäteren Zeiten, wo ſie unter der Hand die Fürſten und Völker regierten, was nicht ihres Amtes war denn ihr Reich ſoll nicht von dieſer Welt ſeyn. Können wir eine hinreichende Quantität Jeſuitenfett erlangen, ſo läßt ſich gewiß ein gutes Frühſtück zu Stande bringen. Was meinen Sie Münchhauſen?" — Münchhauſen. „Wollen's verſuchen. Iſt das Fett gut ſo erhalten wir

Um ſo größer mußte aber unſere Verwunderung ſeyn, als Herr Bade in Nr. 112—115 der Allgemeinen Militärzeitung 1848 den literariſchen Streit erneuerte, wobei er ſich jedoch angeblich nur gegen unſere „literariſchen Freunde" wendete, weil wir — vom Kampfplatze abgetreten wären. Wem es Vergnügen macht mit dieſem Gegner näher bekannt zu werden, darf deſſen Deduktionen nicht ungeleſen laſſen. Wollen aber die „literariſchen Freunde" nicht den Verdacht auf ſich laden, daß ſie bei Beurtheilung unſerer literariſchen Leiſtungen nicht eben ſo beſchränkten Geiſtes geweſen ſind als ihr Verfaſſer, ſo werden ſie kaum vermeiden können über Herrn Bade's Leiſtungen ſich ebenfalls auszuſprechen, und künftig das, was aus unſerer Feder gefloſſen iſt, nicht ſo ganz vortrefflich zu finden.

Der Verfaſſer.

wenigſtens eine gute Brühe." — Beerenhorſt. „Doch halt! Da fäl mir noch etwas bei. Wir wollen uns vorher einen Spaß machen Merkur iſt in Betreff dieſer ſaubern Angelegenheiten an meine Befehl verwieſen; er kann durch ſeinen Zauberſtab mancherlei Verwandelunge hervorbringen die uns beluſtigen ſollen. Laſſen wir ihn kommen."

Merkur wurde alſo gerufen und erhielt den Auftrag, die ſämm lichen vulkaniſtiſchen Schriften in Vögel zu verwandeln. „Sollen es lo Vögel ſeyn?" fragte der Schlaukopf. „Nein!" belehrte ihn Beeren horſt. „Du magſt die Gattung ſelbſt beſtimmen. Wir wollen aber da Cenſoramt nach Jägermanier üben und mit amerikaniſchen Vogelflinte darnach ſchießen, was dabei fällt wird kunſtgerecht zerlegt, der Reſt nic weiter beachtet." — Merkur begann nunmehr ſeine Metamorphoſen. E ſchlug mit ſeinem Zauberſtabe einige Male an die Bücherballen un murmelte dabei unverſtändliche Worte. Auf den erſten Schlag floge Sperlinge auf, doch gab es keine weißen darunter. „Das iſt leich Waare" ſagte Merkur lächelnd „die von ſich viel Geſchrei macht ab wenig Vernünftiges zu Stande bringt; ſie iſt eigentlich keinen Schu engliſchen Pulvers werth." Hierauf erhob ſich eine Schaar Elſtern „Sind Geſchwiſterkinder" gab Merkur zu verſtehen „aber etwas witzige Natur. Sie haſchen nach Aehnlichkeiten und verkaufen ſie als Beweis gründe. Sie ſchwatzen viel von Logik und geben ſich den Anſchein al hätten ſie allein das Pulver erfunden, es iſt aber nichts als Streuſand. Dann kam ein Flug Raben von allen Farben. „Es iſt manche Krä mit darunter" meinte Merkur „die gern für einen Raben gelten möch man erkennt ſie aber leicht am Kopfputze." — Als ſich hierauf einig Kukuks flügge machten ſagte Merkur „das ſind fidele Kautze, ſie bringe blos Sentenzen oder höchſtens Aphorismen zur Welt, weil ihnen d Fähigkeit der logiſchen Entwickelung einer ununterbrochenen Gedankenreih abgeht. Man kann mitunter recht gute Einfälle haben, und doch nic im Stande ſeyn ſie als gangbare Münze auszuprägen." — Ein Flu wilder Tauben erregte unſere Aufmerkſamkeit durch ſein glänzende Gefieder. Merkur machte uns bemerkbar, daß die wilden Tauben de Olymps zu den Raubvögeln gezählt würden. „Auf der Erde" ſetzte hinzu „pflegt man zu ſagen: der ſtiehlt wie ein Rabe, doch ſtehlen d Raben bloß zum Vergnügen und meiſt Koſtbarkeiten, die entweder vo Beſitzer leicht entbehrt werden können oder unbenutzt im Winkel liege

Die Autoren, welche Sie unter jenen Raben erblickt haben, ſind zum großen Theil Antiquitäten- und Raritätenjäger, die in den alten Familienbüchern, Chroniken und Archiven herumblättern. Die Tauben hingegen leben vom Raube, ſie geben in der Regel nur Zeitſchriften und ähnliche Brochüren heraus, welche ſie mit Artikeln füllen die anderwärts ſchon abgedruckt und honorirt worden ſind, und machen dabei gute Geſchäfte. — Aber wie gefallen Ihnen dieſe wilden Gänſe? Das iſt ein gefräßiges Geſindel. Auf ſie iſt anwendbar was man von jenen induſtriellen Handſchuhverkäufern erzählt, wovon der Eine, welcher das Leder geſtohlen hatte, ſich verwundernd ausſprach wie der Andere ſeine Waare noch billiger verkaufen könne, bis dieſer ihm ganz naiv geſtand daß er gleich die fertigen Handſchuhe ſtehle. Die Täuberiche laſſen nur einzelne Aufſätze abdrucken, die Gänſeriche aber ganze Bücher, das rentirt noch beſſer!"

„Bringſt Du nicht bald anderes Geflügel?" fragte Beerenhorſt. „Wie Sie befehlen mein Patron" gab Merkur zur Antwort „ich kann mit Allem aufwarten was Federn hat. Sehen Sie da den prächtigen Kolibri das iſt ein Schriftſteller, der ihnen in einer Prachtausgabe nicht größer als Jupiters Tabatière alle Geheimniſſe der Naturwiſſenſchaften in ihrer Beziehung auf den Krieg offenbart. Die neueſten Werke darüber ſind zwar von anſehnlicher Corpulenz, es iſt aber ſo viel Vergängliches darin wie in dem Bauche eines Pariſer Gourmands. Dieſer Herr Kolibri bietet nur Unvergängliches dar und das iſt nicht viel. — Wie gefällt Ihnen der ſchöne Paradiesvogel? Ein wahres Kabinetsſtück. Welch ein zartes Farbenſpiel iſt in dem Gefieder! Das iſt ein moderner Klaſſiker, der über ſeinen Gegenſtand nicht zu viel und nicht zu wenig ſagt, aber immer genug für Jeden der ihn verſtehen will. — Soll ich einen Lämmergeier aufſteigen laſſen? Hier iſt er. Betrachten ſie einmal dieſe Krallen, was der anpackt hält er feſt. Es iſt ein Recenſent von der blutdürſtigen Race, der ſelbſt keine Bücher ſchreibt aber alles zerfleiſcht was Andere ſchreiben, es bleibt kein gutes Stück daran. Aber ich habe einen Geierfalken in meiner Volière, der mag ſich ihm auf die Mütze ſetzen, das wird einen Spaß geben. — Ich kann auch mit einem ſchönen Steinadler aufwarten, es iſt ein ſeltenes Exemplar; hoher Aufſchwung der Ideen bei einfachem und geregelten Gedankenfluge; weit in die Zukunft blickend und doch immer Gegenwart und

Vergangenheit im Auge habend. Wer den ſchießen will, muß eine Spezialkugel von Delvigne mit Extraladung aufſetzen. Aber er ſteht unter Minerva's beſonderem Schutze, deshalb bitte ich ihn außer dem Spiele zu laſſen."

„Die Adler" erwiderte Beerenhorſt „ſind meine Lieblingsvögel und haben nichts von mir zu fürchten; ſie ſtreben nach Licht und Wahrheit; ihr hoher Flug über Länder und Meere ſchärft den Ueberblick, weshalb ſie den Zuſammenhang der Dinge ſchneller erfaſſen und ſich dadurch vor Einſeitigkeit bewahren." — „Schön geſprochen" bemerkte Merkur „aber ich habe hier noch ein anderes Kabinetsſtück, das die Aufmerkſamkeit der Herren in gleichem Grade verdient. Sehen Sie hier die Gans, welche das Kapitol durch ihr Geſchnatter gerettet hat; ſieht ſie nicht aus als ſollte ſie augenblicklich in die Bratpfanne gelegt werden? Kaum iſt noch eine Feder daran ſo hat man ſie gerupft, und doch waren es keine reiſenden Engländer welche ſie ihres Schmucks beraubt haben." — „Und wer (frug ich) hat dieſen klaſſiſchen Vogel ſo verunſtaltet?" — „Laſſen Sie ſich das erzählen. Sie wiſſen meine Herren wie ſehr die Leute ſich geſtritten haben, ob es nützlich oder ſchädlich ſey Paris zum Hauptwaffenplatze und zur Centralfeſtung Frankreichs zu machen. Ich war vom Anfange dafür, weil keine Regierung ernſtlich und mit Erfolg für die Beſchützung des Landes ſorgen kann, ſo lange ſie nicht gegen die übermüthigen Launen eines ſo zahlreichen Pöbels geſichert iſt wie der Pariſer, der jeder Partei dient die ihn zu gewinnen ſucht was eben keine Schwierigkeiten hat. Die Hauptſtadt des Landes muß aber auch gegen brüske Angriffe von Außen geſchützt ſeyn. Ich ließ alſo meine Agenten für die Annahme des Befeſtigungsentwurfs votiren. Die Meinungen waren ſehr getheilt. Der Federkrieg begann. Da aber die Vernünftigeren und Umſichtigeren lange in der Minorität blieben, und Ludwig Philipp mit ſeinen Getreuen manchen Schleifweg einſchlagen mußte, um die Sache vorerſt nur ein wenig ins Werk zu ſetzen, kam ich der Majorität dadurch zu Hülfe daß ich ihr ſcharf geſchnittene Federn von der kapitoliniſchen Gans zuſteckte. Alles was aus dieſen klaſſiſchen Federkiel floß war natürlich weit gediegener, als was die Gegner der Befeſtigung mit gewöhnlichen Gänſekielen ſchrieben; und ſo iſt denn das Project glücklich durchgegangen, zum großen Nachtheile meiner Gans, der nach und nach alle Poſen ausrupfen mußte. Aber Ludwig Philipp i

dieſem dialektiſchen Wettſtreite Sieger geblieben, und das tröſtet mich über die gebrachten Opfer."

Ich. „Ei, ei, Monſieur Merkur, ſeit wann ſeyd Ihr ein Verbündeter Frankreichs geworden? Wir glaubten Euch immer zu den Unſrigen zählen zu dürfen."

Merkur. „Das mögen Sie auch fernerhin thun Herr General, und ich glaube namentlich Ihren Landsleuten durch die Befeſtigung von Paris ſehr genützt zu haben. Sehen Sie, es giebt darunter noch Viele die im Befreiungskriege mitgefochten. Dieſen ſummt der damalige Enthuſiasmus immer noch vor den Ohren, und ſie glauben ſteif und feſt, daß ſich bei der nächſten Kriegserklärung von oder an Frankreich ganz dieſelbe Gemüthsſtimmung gegen die Franzoſen wieder kund geben werde. Darin täuſchen ſie ſich aber, denn es fehlt die äußere Anregung. Eingedenk der damaligen Großthaten bilden ſich dieſe Herren nun ein, daß die Franzoſen eben ſo leicht wieder zu überwältigen ſeyn werden wie 1813 und ſpäter, obſchon es oft auch recht harte Nüſſe aufzubeißen gab. In ihrem Uebermuthe halten ſie nun die Anlage einiger Feſtungen in Süddeutſchland für eine Maßregel der Feigheit oder übergroßen Vorſicht, die alles Selbſtvertrauen untergrabe, und ſprechen in hochtrabenden Phraſen von ſpartaniſchen Mauern. Das klingt freilich etwas ſonderbar, indem die preußiſchen Rheinprovinzen faſt Ueberfluß an Feſtungen und weniger zu befürchten haben als Baden, Würtemberg und Baiern. Damit nun dieſer Theil von Deutſchland zu einigen tüchtigen Stützpunkten gelangen möge ließ ich ſchnell Paris befeſtigen, und das ſchlichtete den vieljährigen Streit über die Anlage der neuen Bundesfeſtungen. Werden Sie nicht zugeben müſſen, daß ich es mit den Deutſchen recht gut gemeint habe?"

Ich. „Wenn das Euer Hauptmotiv geweſen iſt, was ich jetzt nicht bezweifeln will, mögt Ihr allerdings Recht haben. Es iſt nicht zu leugnen, daß jene fixe Idee der allgemeinen Schilderhebung gegen Frankreich noch in vielen Köpfen ſpuckt. Dieſe Schilderhebung wird zwar unter gewiſſen Umſtänden nicht unterbleiben, aber ſchwerlich ſo ergiebig und nachhaltig ſeyn als damals, nachdem uns die Franzoſen viele Jahre hindurch gleichſam mit Füßen getreten hatten. Doch der Menſch erträgt gar viel im geſelligen Verbande, und man hatte ſich in jener betrübten Zeit ſo ſehr an dieſe unwürdige Handlung gewöhnt, daß es nicht geringe

Mühe koſtete die Gemüther für die Befreiung vom franzöſiſchen Joche zu entflammen. Ich und meine Freunde wiſſen viel davon zu erzählen; mußten wir doch Einer nach dem Andern uns expatriiren!"

Beerenhorſt. „Die enthuſiaſtiſchen Großſprecher wiſſen niemals einen Unterſchied zwiſchen dem Nothwendigen und Entbehrlichen zu machen. Daß die Franzoſen eher marſch- und ſchlagfertig ſeyn werden als die Deutſchen, liegt in der Natur ihrer politiſchen Verhältniſſe. Wo nur Einer befiehlt, und obendrein über eine eben ſo ruhmſüchtige als kampfluſtige Nation gebietet wie die Franzoſen, geht Alles ſchneller als wenn ein Dutzend Kabinette erſt mittelſt Conferenzen zu einem großen Entſchluſſe kommen kann. Die Deutſchen müſſen alſo mehrere Feſtungen in der Nähe ihrer weſtlichen Grenzen haben, um ſich vorerſt ſammeln zu können. Daraus folgern zu wollen, daß ſie dort müßig ſtehen bleiben und ſich centrifugaliſiren laſſen müßten, iſt ſo wenig folgerichtig daß es nicht der Mühe verlohnt weiter davon zu ſprechen."

Wir gingen nunmehr in die Prärien, wo Merkur ſeine metamorphoſirten Vögel aus der Volière entließ. Beerenhorſt ſchoß zuerſt auf Elſtern, gegen die er große Abneigung zu haben ſcheint; dann kamen die wilden Tauben an die Reihe. Ich nahm eine wilde Gans aufs Korn und ſchoß ſie flügellahm; einer Krähe und zweien Raben erging es nicht beſſer. Ein Lämmergeier verlor durch einen Büchſenſchuß den Schnabel, ein anderer die rechte Kralle. Münchhauſen beluſtigte ſich mit den Sperlingen, wollte einen Kukuk mittelſt Waſſerſchuß erlegen, fehlte aber; eben ſo wenig gelang es ihm einen Kolibri im Sprenkel zu fangen. Da er ſich vorher gerühmt hatte ein ausgezeichneter Schütze zu ſeyn, wurde er von uns brav ausgelacht, doch fehlte es ihm nicht an Entſchuldigungsgründen.

Nachdem dieſe Beluſtigung vorüber war, kehrten wir in unſere Behauſung zurück, wo Münchhauſen nunmehr das literariſche Frühſtück bereiten ſollte; er benahm ſich aber dabei ſo ungeſchickt daß die Coteletten ganz ungenießbar wurden. Als ihm Beerenhorſt darüber Vorwürfe machte, führte Münchhauſen zu ſeiner Entſchuldigung an, daß die in Stücke zerlegten Kriegstheorien nicht ſaftig geweſen wären, auch wollte er das Jeſuitenfett von ranzigem Geſchmacke gefunden haben. Beerenhorſt gab das letztere zu, beſtritt aber das erſtere und meinte: daß es unter ſo vielen Büchern auch gute geben müſſe, die er nur nicht herauszufinden

verſtehe. — Wir waren noch im Deliberiren begriffen was nun weiter geſchehen ſolle, als Charon ſagen ließ „er könne unſere Wünſche nicht befriedigen, denn es befinde ſich in den überſendeten Schriften ſo viel Waſſerſtoff, daß jeder Amalgamirungsverſuch vergeblich ſey.“ Jetzt war guter Rath theuer. »Enfin« ſagte Beerenhorſt „leſen können wir das Zeug einmal nicht; ich werde alſo an Jupiter einen ſummariſchen Bericht über den Inhalt ſenden, mit ſo feinen Sprachwendungen daß er jeder möglichen Deutung fähig iſt. Die Zweckmäßigkeit der botaniſch-gaſtronomiſchen Experimentalphyſik unſeres guten Barons, der uns noch zu mancherlei Dienſten nützlich ſeyn kann, ſtelle ſich dabei in Ausſicht ohne eine beſtimmte Hoffnung auszuſprechen, mache aber hinſichtlich der anzuſtellenden Verſuche ſo viele Schwierigkeiten und Forderungen, bis Papa Jupiter die Sache überdrüſſig wird und am Ende auf ſich beruhen läßt. Wenn man Etwas durchfallen laſſen will, wofür die höchſten Herrſchaften ein Intereſſe äußern, braucht man es nur Anfangs mit ſcheinbarem Eifer zu betreiben und nachher in Vergeſſenheit zu bringen. Dieſer Kunſtgriff iſt niemals ohne Erfolg.“ — Ich las Beerenhorſt über dieſe laxe Moral ein wenig den Text, er ſchob aber die Schuld auf Jupiter, der ihm etwas aufgebürdet habe was ſelbſt die Kräfte eines Olympiers überſteige. In der Stille mußte ich unſerm Freunde Recht geben, Du kannſt alſo mit Sicherheit darauf rechnen daß aus Münchhauſens Projekt nichts wird. Die armen Sterblichen werden folglich nach wie vor ihre Kenntniſſe durch ernſte und beharrliche Studien erwerben müſſen. Das iſt aber kein Unglück, denn die geiſtige Kraft erſtarkt nur durch angeſtrengte Thätigkeit. Es freut mich übrigens aus Deinem letzten Schreiben zu erſehen, daß ſich im preußiſchen Heere eine größere geiſtige Regſamkeit bemerkbar macht die ſchon gute Früchte getragen hat.

Vierundfünfzigſter Brief.

Olymp, den 19. Juli 1842.

Die Zuſammenkünfte der Souveräne und ihrer ehemaligen Vertrauten ſind in neuerer Zeit ſo häufig geweſen, daß man glauben könnte

wir ſtünden am Vorabende wichtiger politiſcher Ereigniſſe. Doch verlautet immer noch nichts über den Gegenſtand der Berathungen, und ich kann vor der Hand nichts Beſſeres thun als meinen Bericht über die Fortſetzung des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges in den Jahren 1743 und 1744 zu vollenden. Du wirſt daraus erſehen wie übel die Politik in Deutſchland damals beſtellt war, und wie wenig das Beſitzthum der Fürſten geſichert iſt, ſobald ein Jeder nur auf ſeinen Separatvortheil bedacht ſeyn will, ohne Rückſicht auf das große Ganze zu nehmen von deſſen Sicherheit auch die Sicherheit der einzelnen Staaten abhängig bleibt. Möchten Deutſchlands Fürſten dieſe Lehre zu allen Zeiten beherzigen, und niemals wieder die Hand zu Ländertheilungen bieten die, weil das Ausland dabei ſtets concurriren wird, immer nur auf Koſten des Vaterlandes bewirkt werden können. Baierns politiſche Schickſale im achtzehnten Jahrhundert mögen der Nachwelt zum warnenden Beiſpiele dienen!

Wir haben die Oeſterreicher, Franzoſen und Baiern in ihren Winterquartieren verlaſſen. Der Inn, die Donau und Nab trennten beide Parteien. Eger war noch von den Franzoſen beſetzt, welche in Bezug auf Böhmen gern einen Fuß im Bügel behalten wollten. Ludwig XV., vom Kaiſer Karl VII., vom Marſchall Belleisle und dem Grafen von Sachſen zu energiſcher Fortſetzung des Krieges angetrieben, ließ den Winter hindurch Verſtärkungen nach Baiern abrücken, und wollte den Feldzug mit Ueberſchreitung des Inn eröffnen. Allein der Marſchall Broglio war des Krieges in Deutſchland herzlich müde, er ſehnte ſich nach den Freuden der Pariſer Salons, machte Schwierigkeiten und Gegenvorſtellungen. — Bei jeder Unternehmung, die den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt, iſt die geiſtige Zuſtimmung der Hauptperſonen eine weſentliche Bedingung glücklicher Erfolge. In den unteren Graden und bei Handlungen von kurzer Dauer reicht der militäriſche Gehorſam hin, die höheren Befehle zur Ausführung zu bringen, und es wäre ein großer Uebelſtand müßte man jeden Unterbefehlshaber erſt fragen, ob er mit der ihm geſtellten Aufgabe auch einverſtanden ſey. Anders iſt es aber mit der Ausführung eines ganzen Feldzugsplanes oder großer Operationen. Wer ſich die erhaltene Aufgabe nicht gleichſam zur Herzensangelegenheit gemacht hat, wird niemals mit allen Kräften darauf hinwirken, den einzelnen Maßnehmungen nicht genug Aufmerkſamkeit

ſchenken, ſich nur an den Buchſtaben der Befehle halten, jeden kleinen Unfall zum Anlaſſe nehmen ſeine entgegengeſetzte Meinung geltend zu machen, und nichts unternehmen was mit Gefahr oder Anſtrengung verbunden iſt. Von dieſer Art war Broglio; man beging deshalb einen großen Fehler ihn an der Spitze der Armee zu laſſen, mit welcher er ſich ungeachtet der erhaltenen Verſtärkungen kaum hinter der Iſar behaupten zu können glaubte. Daß von ihm keine große Thätigkeit zu erwarten ſey, war ſonach vorauszuſehen, und die Oeſterreicher haben dieſem Umſtande alle die glücklichen Erfolge zu verdanken welche ſie in dieſem Feldzuge errangen.

Im April 1743 waren die meiſten Verſtärkungen eingetroffen. Die franzöſiſche Armee beſtand nunmehr aus 39,000 Mann Infanterie, 11,000 Reitern und 100 Stück Geſchützen. Davon ſtanden 5 Bataillone in Eger, welches durch den General Feſtetics eingeſchloſſen wurde, 5 Bataillone in Amberg, 6 Bataillone in dem verſchanzten Burglenfeld, 7 Bataillone 14 Schwadronen auf Poſtirung zwiſchen Amberg und Regensburg, 5 Bataillone bei letzterem Orte, 12 Bataillone in dem verſchanzten Deggendorf, die übrigen Truppen (ungefähr noch 30 Bataillone 76 Schwadronen) hinter der Iſar bis aufwärts Landshut. Die Bataillone waren 500 bis 600 Mann, die Schwadronen 120 Reiter ſtark. Seckendorf hielt mit den bairiſchen, heſſiſchen und pfälziſchen Truppen, die ſich nur auf 15,000 Mann Infanterie und 5000 Reiter mit wenigem Geſchütz beliefen, das linke Ufer des Inn von Braunau bis aufwärts Waſſerburg, und die obere Iſar bis an die Grenze von Tyrol beſetzt. Als Vorpoſtenſtellung war dieſe Linie ſo übel nicht, da Braunau ſich noch in ſeiner Gewalt befand; ſollte er aber dieſe Stellung behaupten, ſo war das nur bei kräftiger Unterſtützung von Seiten Broglio's möglich, die nicht zu erwarten ſtand. — Die öſterreichiſche Armee zählte 70,000 Mann mit nur 70 Geſchützen; Prinz Karl führte den Oberbefehl. Hiervon ſtanden hinter dem Inn 40,000 Mann Infanterie und 12,000 Reiter unter Khevenhüller; hinter der Nab 13,000 Mann Infanterie und 5000 Reiter (einſchließlich des Blokadecorps vor Eger) unter Lobkowitz. Mit Ausnahme der Geſchützzahl war das Machtverhältniß alſo gleich, und es kam nur darauf an wer von ſeinen Streitkräften den beſſeren Gebrauch machen werde, wobei jedoch nicht überſehen werden darf, daß die Baiern von Tyrol aus in Flanke

und Flüssen gedeckt werden konnten. Dieser letztere Umstand ist aber insofern nicht unrichtig, weil Maria Theresia darauf ausging ganz Bayern in ihre Gewalt zu bringen und die Franzosen über den Rhein zurück zu werfen. Das größere vorgesteckte Ziel gab den Operationen der österreichischen Feldherren weiter mehr Nachdruck, und wenn auch [illegible] im April nicht verhinderte, daß Broglie den General du Chayla mit 10000 Mann von Amberg gegen Eger marschieren ließ, um die Belagerung zu verhüten und mit Vorräthen zu versehen, so zeigte sich Khevenhüller an der Donau desto thätiger und unternehmender. Von seinen Unterfeldherren wurde er jedoch nicht immer gehörig unterstützt, obgleich gerade die geringere Geschicklichkeit der Gegner sie hätte veranlassen sollen ihre Gegner durch Schnelligkeit der Bewegungen zu überraschen.

Feldmarschall Khevenhüller hatte schon im April [illegible] mit 2 Regimentern [illegible] über die Donau [illegible]. Am 4. Mai [illegible] Bataillonen und 14 [illegible] Regimentern [illegible] [illegible]

Eger), hinter der Isar bei Dingolfing hingegen 37 Bataillone 46 Schwadronen, oder ungefähr 24,000 Mann vereinigt hatte, welche durch die in Deggendorf stehenden 12 Bataillone leicht verstärkt werden konnten, was ihm ein ganz hübsches Uebergewicht gegeben haben würde. Er war überhaupt ganz gleichgiltig bei den ersten Bewegungen der Oesterreicher, und befürchtete weit eher eine Unternehmung derselben auf dem linken Ufer der Donau, weil ein aus englischen, hannoverschen und österreichischen Truppen formirtes Heer aus den Niederlanden am Maine erwartet wurde, obschon Marschall Noailles mit einem französischen Heere am Rheine bereit stand dessen Operationen zu vereiteln.

Das Zurückgehen jener französischen Heerabtheilung von Eggenfelden nach Dingolfing wurde sonach für Seckendorf die Ursache großer Unfälle. Prinz Karl konnte daraus auf den Widerwillen des französischen Feldherrn, den Baiern die Hand zu bieten, mit voller Zuversicht rechnen und beschloß nunmehr die Vernichtung der letztern. Khevenhüller erhielt Befehl, ohne Verzug von Karpfhain über Malching gegen Braunau aufzubrechen; Hohenembs näherte sich diesem Platze von der andern Seite. Am 9. Mai wurde General Minutzi in seiner Stellung bei Simbach mit großer Uebermacht angegriffen, und nach kurzer aber hartnäckiger Gegenwehr überwunden. Von seiner Infanterie flüchteten sich 9 Bataillone über die Brücke nach Braunau, der Rest und die Cavallerie entkam nur mit Mühe nach Marktl. Die Generale Minutzi, Gabrieli und Preißing geriethen in Gefangenschaft. In Folge dieses Unfalls wich Seckendorf mit dem Reste seiner Truppen, höchstens 10,000 Mann, bis Wasserburg, später bis München zurück und ließ die Innbrücken zerstören, nachdem Broglio auch jetzt noch jede Unterstützung versagt und erklärt hatte, sich auf die Vertheidigung der untern Isar beschränken zu müssen. Die Strafe für diese unverantwortliche Unthätigkeit folgte ihm aber auf dem Fuße. Prinz Karl, der die Baiern jetzt abgefunden wußte, wendete sich nunmehr gegen die Franzosen, entriß ihnen Dingolfing und Landau (an der Isar) und traf Anstalten zur Wegnahme von Deggendorf, weshalb Hohenembs mit den vor Braunau entbehrlichen Truppen herangezogen wurde. Broglio war trotz dieser entschiedenen Bewegungen seines Gegners zu keinem vernünftigen Entschlusse zu bringen. Vergebens erbot sich der Graf von Sachsen, mit den hinter der Rab zu seiner Verfügung stehenden 21 Bataillonen 42 Schwadronen

dieſen Fluß zu überſchreiten, den Fürſten Lobkowitz anzugreifen und in das böhmiſche Gebirge zurückzuwerfen, worauf er ſich gegen Paſſau wenden wollte; er erhielt Befehl ſich defenſiv zu verhalten. Wie Broglio das verſtanden wiſſen wollte, kann man aus ſeinen eigenen Anordnungen erſehen. Auf einer Strecke von 7 Meilen, von Deggendorf bis Wörth, hatte er 39 Bataillone 50 Schwadronen in ſieben verſchiedenen Poſten hinter der Iſar aufgeſtellt, mit einer Reſerve von 4 Bataillonen 20 Schwadronen bei Straubing, wo er ſein Hauptquartier nahm, und damit ſchmeichelte er ſich den Prinzen Karl, der ihm jetzt beträchtlich überlegen war, aufhalten zu können. Nachdem aber Deggendorf am 27. Mai durch den General Brown genommen worden war, Lobkowitz ſein Corps bei Schwandorf concentrirt hatte und ſich ebenfalls thätiger zeigte, erkannte Broglio die Unhaltbarkeit ſeiner Stellung hinter der Iſar und befahl den Rückzug auf allen Punkten, obſchon der Marſchall Noailles ihm bereits mitgetheilt hatte, daß das am Mayne angekommene engliſch-öſterreichiſche Heer ſich ganz unthätig verhalte und von demſelben ſchwerlich viel zu befürchten ſey, er auch allen Unternehmungen der Verbündeten in der Oberpfalz entgegen treten werde.

Indeß führte die methodiſche Langſamkeit der Oeſterreicher damals Verhältniſſe herbei, die ſehr geeignet waren den Franzoſen neue Vortheile in die Hände zu ſpielen, wenn Broglio der Mann geweſen wäre ſie zu benutzen. Prinz Karl hatte die Stellung der Franzoſen und Baiern hinter der Iſar immer noch für zu ſtark gehalten um ſie durchbrechen zu können, und deshalb ſeine Hauptmacht auf das linke Ufer der Donau geführt, wo er ſich mit Lobkowitz zu vereingen gedachte. Ein entſchloſſenes Vordringen auf dieſem Ufer konnte allerdings von entſcheidenden Folgen werden, zumal wenn dieſer mit Nachdruck gegen die linke Flanke der Franzoſen operirte. Aber freilich hätte Lobkowitz in ſolchem Falle ſeine ganze Natur ändern müſſen. Wie die Sachen in den erſten Tagen des Juni ſtanden, waren die Verhältniſſe der Franzoſen faſt günſtiger als die der Oeſterreicher. Der Graf von Sachſen hatte hinter der Regen 14 Bataillone 35 Schwadronen vereinigt, deren rechter Flügel ſich an Stadt am Hof ſtützte, der linke bis gegen Regenſtauf reichte. Von der Mündung der Iſar bis Wörth hinauf ſtanden 43 Bataillone 42 Schwadronen, bei Landshut Seckendorf mit 8000 Baiern, in Straubing 4 Bataillone 15 Schwadronen. Gab Broglio den wiederholten Aufforderungen des

Kaisers nach, die Offensive zu ergreifen, so konnte er in drei Tagen 35,000 Mann vor Braunau vereinigt haben, die dort eingeschlossene starke Besatzung befreien, den Inn überschreiten und gegen Wien marschiren, was den schnellen Rückzug der Oesterreicher unfehlbar zur Folge gehabt haben würde, wobei es gewiß nicht ohne beträchtliche Verluste abging. Aber Broglio war in einen solchen Stumpfsinn verfallen, daß er diese Aufforderung schnöde von sich wies, ruhig stehen blieb und nicht einmal die Absichten seines Gegners zu erforschen bemüht war.

Prinz Karl ließ diese Apathie nicht unbenutzt. Er hatte bei Mariaposching (2 Meilen oberhalb Deggendorf) Anstalten zum Ueberschreiten der Donau gemacht, bewirkte seinen Uebergang am 6. Juni ohne erhebliche Schwierigkeiten und stand nun im Rücken der Franzosen. Wenn er und Lobkowitz in diesem wichtigen Momente mit Energie verfuhren, so mußte entweder Broglio oder der Graf von Sachsen in dem ungleichen Kampfe unterliegen. Die Franzosen entgingen jedoch dieser Gefahr ohne einen Verlust von Erheblichkeit. Allerdings war die Bestürzung anfangs groß. Der Kaiser verließ seine Residenz München und flüchtete nach Augsburg. Seckendorf führte seine Truppen nach Neustadt (an der Donau), Broglio die seinigen nach Regensburg zurück, und vereinigte sich den 11. Juni mit Seckendorf bei Ingolstadt. Die Oesterreicher hatten aber doch nur ein Stück Terrain und einige Hundert Wagen mit Gepäck gewonnen. Wie wenig ihnen darum zu thun war größere Zwecke zu erringen, geht aus der schlaffen Verfolgung hervor. Ihre leichten Truppen folgten zwar den Franzosen unausgesetzt bis an die Ilm; die Hauptmacht kam aber den 7. Juni nur bis Irlbach, zwei Meilen unterhalb Straubing, und blieb den nächsten Tag hier stehen; am 9. rückte sie bis Aiterhofen und ließ Straubing auffordern; den 11. kam Prinz Karl bei Schierling (8 Meilen von Ingolstadt), Fürst Lobkowitz vor Regensburg an. Die unbegreifliche Langsamkeit des Letzteren scheint Ursache gewesen zu seyn, daß Prinz Karl zwei Tage bei Schierling verweilte und den 14. nur bis Siegenburg (eine starke Meile) vorrückte. Es läßt sich aber auf keine Weise entschuldigen daß der Prinz, nachdem er die hinter der Isar zersplitterte französische Hauptmacht gleichsam strategisch überfallen und in nicht geringe Verlegenheit gebracht hatte, in neun Tagen nur eilf Meilen zurücklegte, statt daß er alle Kräfte hätte aufbieten sollen die Franzosen vor ihrer Vereinigung zu schlagen.

Ungleich thätiger waren die österreichischen Parteigänger. General Bärenklau, welcher am 9. München in Besitz genommen und dort ansehnliche Vorräthe erbeutet hatte, sendete Nadasdi mit 600 Husaren gegen Friedberg am Lech, wo zwei bairische Bataillone und etwa 400 Reiter standen um die einstweilige Residenz des Kaisers (Augsburg) zu decken. Nadasdi glaubte den Ort nicht besetzt, ließ sich aber durch die Ueberzeugung vom Gegentheil nicht abhalten einen Angriff zu versuchen. Zuerst forderte er den Commandanten zur Uebergabe auf; derselbe gab vor nach Augsburg reiten zu müssen um vom Kaiser Verhaltungsbefehle einzuholen wurde aber von den Husaren gefangen genommen. Als am 13. einige Hundert Kroaten einträfen, befahl Nadasdi den Ort zu stürmen; die Besatzung (1276 Mann mit 15 Geschützen) wurde gefangen abgeführt.

Am 14. Juni kam eine vom Marschall Noailles gesendete Verstärkung von 22 Bataillonen 10 Schwadronen bei Donauwerth an. Broglio hätte diese Truppen an sich ziehen und seine durch die Donau getrennten Gegner angreifen können. Er blieb aber aller Aufforderungen ungeachtet bis zum 21. bei Ingolstadt stehen, ging an diesem Tage auf das linke Ufer der Donau und den 23. bis Donauwerth zurück. Nach Abzug der zurückgelassenen Besatzungen hatte Broglio jetzt 38,000 Mann unter seinen Befehlen, dagegen war Seckendorfs Corps bis auf 7000 Mann zusammengeschmolzen. Mit dieser Macht hätte sich vielleicht immer noch etwas unternehmen lassen, sobald sie mit Entschlossenheit gegen die Oesterreicher geführt wurde, obschon dieselben beträchtliche Verstärkungen erhalten hatten, und damals in Baiern ungefähr über 70,000 Mann verfügen konnten, die jedoch nicht alle vereinigt waren. Allein Broglio hatte schon früher zu deutlich zu erkennen gegeben, daß es bei ihm auf entscheidende Unternehmungen nicht abgesehen sey, und bei der allmälig eingetretenen Machtverschiedenheit war er noch viel weniger geneigt etwas zu wagen. Er erklärte also dem Kaiser ganz trocken, daß er seinen Rückzug bis an den Neckar fortzusetzen und sich mit dem Marschall Noailles zu vereinigen gedenke. Dieser Rückzug wurde den 27. Juni begonnen (am Tage der Schlacht bei Dettingen); am 9. Juli traf Broglio bei Wimpfen ein, wo er statt der erwarteten Instructionen die Weisung erhielt, den Befehl über seine Truppen dem Grafen von Sachsen abzutreten. Wäre das drei Monate früher geschehen so konnte der Feldzug leicht eine ganz andere Wendung nehmen. Die Baiern trennten sich nun von den

Franzoſen gänzlich, und Seckendorf knüpfte Unterhandlungen an, um für ſeine Truppen eine Art Neutralität zu erlangen, die nach Uebergabe der befeſtigten Plätze von Braunau und Reichenhall auch ſtillſchweigend bewilligt wurde.

Noch einmal bot ſich dem Prinzen Karl eine günſtige Gelegenheit dar, den Franzoſen großen Abbruch zu thun und ſie vor ihrer Ankunft am Neckar zu nachtheiligen Gefechten zu zwingen. Aber eine Menge ſelbſtgeſchaffener Schwierigkeiten in Bezug auf die Verpflegung der Truppen, unzeitige Bedenklichkeiten und eine fehlerhafte Oekonomie der Kräfte brachten den öſterreichiſchen Feldherrn um die beſten Früchte ſeiner bisher ſo wohlfeil errungenen Vortheile. Braunau war bei dem Abmarſche der Franzoſen von Donauwerth noch nicht gefallen. In Straubing und Ingolſtadt befanden ſich ſchwache franzöſiſche Beſatzungen. Zur Beobachtung dieſer Plätze und zur Beſetzung Baierns glaubte Prinz Karl ein Corps von 18,000 Mann unter dem General Bärenklau zurücklaſſen zu müſſen. Doch blieben ihm immer noch 32,000 Mann Infanterie und 18,000 Reiter übrig, mit welchen er den Franzoſen auf dem Fuße folgen konnte, deren Mißſtimmung keinen hartnäckigen Widerſtand erwarten ließ. Er begnügte ſich aber der letzten franzöſiſchen Colonne, welche Donauwerth erſt den 30. Juni verließ, nur 4000 Huſaren unter Nadasdi folgen zu laſſen; die übrigen Truppen überſchritten den Lech an demſelben Tage, an welchem Broglios Armee ſchon bei Wimpfen angekommen war. Mangel an Geld und Lebensmitteln ſoll die Urſache dieſer Verſpätung geweſen ſeyn. Feldmarſchall Brown (von welchem ich die meiſten Mittheilungen habe) meinte aber, daß die Urſache dieſer Langſamkeit nur in der Indolenz der oberſten Heeresführung geſucht werden dürfe. Man macht zuweilen den Kabinetten zum Vorwurf, daß ihre charakterloſe politiſche Haltung den Arm der Feldherrn lähme und dieſe an entſcheidenden Operationen hindere. Das war aber 1743 ganz und gar nicht der Fall. Im Gegentheil hatte Maria Thereſia in einem ſehr ausführlichen Schreiben an den Feldmarſchall Khevenhüller, datirt aus Wien vom 18. Januar, ganz unverholen kund gegeben daß es ihre Abſicht ſey, unter Mitwirkung eines aus den Niederlanden kommenden verbündeten Heeres die Franzoſen nicht nur aus Baiern und dem Reiche zu vertreiben, ſondern auch in ihrem eigenen Lande mit Nachdruck anzugreifen, ihnen ſogar eine Provinz jenſeits des Rheins zu entreißen, um den Frieden unter möglichſt vortheilhaften Bedingungen

ſchließen zu können. Wenn die Königin von Ungarn ſchon zu Anfang dieſes Feldzuges, wo der Feind noch dicht an der Grenze ihres Landes ſtand, ſogar einige Grenzplätze (Eger und Braunau) beſetzt hielt, ſich ein großes Ziel ſteckte, war es allerdings ganz im Geiſte ihrer Politik, die Franzoſen durch fortgeſetzte energiſche Angriffe während des Rückzugs nach dem Rheine in einen ſolchen Zuſtand zu verſetzen, daß ihnen die Luſt vergehen mußte jemals wieder zu Gunſten Baierns das Schwert gegen Oeſterreich zu ziehen. An Streitkräften hat es den öſterreichiſchen Feldherrn im Laufe dieſes Feldzugs nicht gefehlt, vom Monat Mai an waren ſie im Beſitz entſchiedener Uebermacht; ſie konnten alſo niemals im Zweifel ſeyn, welcher Gebrauch davon zu machen, wie jeder errungene Vortheil zu benutzen ſey, denn Zweck und Ziel der Operationen waren deutlich bezeichnet. Wir finden das auch in den folgenden Kriegen gegen Preußen. Aber die Vielköpfigkeit des Hofkriegsrathes mit ſeinen halben Maßregeln ging mit der Indolenz der oberſten Heeresführung gleichen Schritt. Wie einladend übrigens die ſtrategiſchen Verhältniſſe zu entſcheidenden Operationen im Jahre 1743 geweſen ſind, kannſt Du aus Folgendem entnehmen.

In den öſterreichiſchen Niederlanden ſtand mit Anfang des Jahres ein aus engliſchen, hannoverſchen, heſſiſchen und öſterreichiſchen Truppen formirtes Heer von 60,000 Mann zur Offenſive bereit; der engliſche Feldmarſchall Lord Stair führte den Oberbefehl. Der Beitritt Hollands war in Ausſicht geſtellt. Auf Oeſterreichs wiederholte Anregung ſollte dieſes Heer auf das rechte Rheinufer geführt werden, zwiſchen Heilbronn und Wimpfen eine Stellung hinter dem Neckar einnehmen, und ſowohl jede Verſtärkung der Armee unter Broglio hindern, als auch zu deren Vernichtung die Hand bieten. Man ſchien alſo das ſtrategiſche Manöver von 1704 am Neckar oder an der Donau wiederholen zu wollen; doch glich Lord Stair dem Herzog Marlborough ſo wenig als Prinz Karl dem Prinzen Eugen, und der beſte Operationsplan kann bei zaghafter Ausführung eben ſo wenig zu großen Reſultaten führen. In London und Wien wußte man mit vieler Gewißheit, daß Frankreich bereits alle verwendbaren Kräfte aufgeboten habe, denn ſelbſt ein Theil der Milizen, eigentlich nur zur Vertheidigung der Grenzen verpflichtet, hatte nach Baiern marſchiren müſſen; die Verluſte waren bedeutend geweſen. Was alſo gegen den Lord Stair aufgeboten werden konnte, war jedenfalls nicht

ſo beträchtlich daß deſſen Operation dadurch gehindert werden konnte. Die beiden Kabinette, oder wenigſtens die militäriſchen Hauptperſonen, waren aber verſchiedener Meinung und es bedurfte der beſtimmten Erklärung des Herzogs von Ahremberg „daß er im Weigerungsfalle mit ſeinen 20,000 Oeſterreichern allein an den Neckar marſchiren werde," um Lord Stair zu bewegen ihm dahin zu folgen. Man beſchloß jedoch die Heſſen ſo lange bei Mons, Charleroi und Ath ſtehen zu laſſen, bis die Holländer ihre Theilnahme am Kriege gegen Frankreich erklärt haben würden. Ueber dieſen Verhandlungen verſtrich der Monat März; doch war man ſo wenig bemüht den hierdurch entſtandenen Zeitverluſt durch ſchnellere Bewegungen einzubringen, daß das Heer der Verbündeten erſt am 8. Mai zwiſchen Höchſt und Wiesbaden vereinigt war, obgleich die Oeſterreicher (20,000 Mann) ſchon am 2. April bei Koblenz, die Engländer (16,000 Mann) den 10. bei Andernach, die Hannoveraner (16,000) Mann bei Köln den Rhein überſchritten hatten. Dieſe mangelhafte Combination der Bewegungen nöthigte immer den einen Heertheil auf die Ankunft des andern zu warten. Hierdurch kam in dieſe entſcheidende Operation von Hauſe aus ſo viel Schwankendes, daß man ſich keinen großen Erfolg davon verſprechen durfte und die Franzoſen Zeit erübrigten dem in dieſer Richtung nicht erwarteten Stoß zu begegnen.

Der Herzog von Noailles war von Ludwig XV. beſtimmt worden, alle daraus entſpringende Gefahren zu beſeitigen. Die ſtrategiſchen Rathgeber des Königs hatten eine Defenſivſtellung bei Wimpfen empfohlen. Noailles wollte aber offenſiv zu Werke gehen, die Verbündeten nicht über den Main laſſen und den Franzoſen das Uebergewicht an der Donau ſichern. Aber die zu ſeiner Verfügung geſtellten Truppen kamen ſo vereinzelt an, daß er erſt am 21. April ein Corps von 12 Bataillonen und 14 Schwadronen, unter dem Prinzen von Dombes, bei Speier auf das rechte Rheinufer gehen und an den Neckar rücken laſſen konnte, und daß er am 29. April bei Landau nicht mehr als 30 Bataillone und 35 Schwadronen (kaum 20,000 Mann) vereinigt hatte. Da es jetzt noch zweifelhaft war, ob die Verbündeten gegen Landau oder an den Neckar marſchiren würden, blieb Noailles vorläufig auf dem linken Rheinufer, verſtärkte aber ſpäter den Prinzen von Dombes bis auf 20 Bataillone, 20 Schwadronen und beſchleunigte die Bildung ſeines Heeres.

Um Dir einen Begriff von der faſt beiſpielloſen Indolenz der Verbündeten zu machen, brauche ich Dir nur zu ſagen, daß dieſe den ganzen Mai hindurch unthätig hinter dem Maine ſtehen blieben, und ſich begnügten bei Höchſt einige Brücken zu ſchlagen. Als Vorwand wird angegeben, daß man die Ankunft der (von den Holländern abgelösten) Heſſen erwarten müſſe, eben ſo die Verſtärkung von vier engliſchen Reiterregimentern, welche vor Kurzem an Hollands Küſte ausgeſchifft worden wären. Ferner wurde auch der König von England erwartet. Wie wenig haltbar dieſe Vorwände ſind, geht ganz einfach aus den allgemeinen Verhältniſſen hervor. Maria Thereſia wollte eine großartige Entſcheidung herbeigeführt wiſſen; ſie hatte mit Nachdruck darauf beſtanden, daß dieſes engliſch-deutſche Heer die Verbindung der beiden franzöſiſchen Armeen am Rheine und an der Donau unterbrechen ſolle. Ahremberg ſelbſt hatte erklärt, daß er dieſe Aufgabe mit den Oeſterreichern allein löſen werde, wenn Lord Stair ſich weigere den Marſch nach Deutſchland anzutreten. Schon am 6. Mai hatte Khevenhüller am Inn die Offenſive ergriffen, am 9. den General Minutzi bei Braunau geſchlagen, die Baiern von den Franzoſen getrennt und die Ueberzeugung erlangt, daß Seckendorf von Broglio keine nachdrückliche Unterſtützung zu erwarten habe, weshalb er ſich vorbereitete die Franzoſen aus ihrer Stellung hinter der unteren Iſar zu vertreiben. Die Ueberlegenheit der Oeſterreicher an der Donau war ſchon jetzt vorhanden, die Abneigung Broglio's vor energiſchen Schritten nicht mehr zweifelhaft. Auch am Maine waren die Verbündeten ſtärker und Noailles ſtand ja noch unthätig bei Landau. Was hinderte alſo Lord Stair und Ahremberg mit Entſchloſſenheit vorzurücken? Unkenntniß der Verhältniſſe an der Donau kann nicht vorausgeſetzt werden. Die Oeſterreicher waren dort an Cavallerie ſo ſehr überlegen, daß es ihnen gar nicht ſchwer werden konnte einen Kurier über Baireuth, Bamberg und Schweinfurt ſicher nach Höchſt zu geleiten, in der entgegengeſetzten Richtung würde das ſogar noch leichter geweſen ſeyn. Wie wenig man aber im Hauptquartier des Lord Stair daran gedacht hat, eine Uebereinſtimmung in den beiderſeitiger Operationen herbeizuführen, ergiebt ſich aus folgenden Thatſachen.

Am 3. Juni führte Lord Stair die engliſchen und hannoverſchen Truppen bei Höchſt über den Main und bezog ein Lager dicht am andern Ufer. Ahremberg folgte ihm aber erſt ſechs Tage ſpäter, ſo wenig war er ſeinem früheren Vorſatze treu geblieben. Am 4. Juni

brachen von Wimpfen 12 Bataillone 10 Schwadronen Franzoſen nach der Donau auf, um den Marſchall Broglio zu verſtärken. An demſelben Tage überſchritt Noailles mit 64 Bataillonen 70 Schwadronen den Rhein bei Worms, vereinigte ſich mit den noch übrigen Truppen des Prinzen von Dombes hinter der Weſchnitz, marſchirte den 9. bis Pfungſtadt, wo 10 Bataillone 12 Schwadronen von Oppenheim zu ihm ſtießen und ſtand am 11. mit 82 Bataillonen 92 Schwadronen bei Groß-Gerau. Dieſe Bewegungen der Franzoſen ließen ſich zwar nicht vorherſehen. Man konnte aber in den erſten Tagen des Juni bereits wiſſen, daß die Oeſterreicher am 27. Mai Deggendorf genommen hatten und Anſtalten trafen in dortiger Gegend einen entſcheidenden Schlag gegen die hinter der Iſar ſtehenden Franzoſen auszuführen. Man hätte in jedem Falle am 3. Juni mit ganzer Macht bei Höchſt über den Main gehen und mindeſtens bis Darmſtadt vorrücken ſollen, um die Franzoſen vor ihrer Vereinigung zu ſchlagen. Die Stärke der Verbündeten belief ſich auf 50,000 Mann; mehr hatte Noailles ſelbſt am 11. Juni nicht, gleichwohl war er entſchloſſen die Verbündeten anzugreifen und hinter den Main zurück zu werfen. Fand Lord Stair eine Schlacht nicht nach ſeinem Geſchmack, ſo hätte er ſeine Armee wenigſtens über Miltenberg an die Tauber führen ſollen, wodurch der Zweck immer noch erreicht werden konnte. Zwar würde er die dem Marſchall Broglio zuziehende Verſtärkung nicht mehr haben aufhalten können, denn wir wiſſen bereits daß dieſelbe den 14. bei Donauwerth eintraf. Nahm aber der engliſche Feldherr Stellung bei Darmſtadt, ſo konnte er dem franzöſiſchen Feldherrn mit Leichtigkeit einige Märſche abgewinnen und zu derſelben Zeit bei Ingolſtadt ankommen, als Broglio dort von Uebermacht bedroht wurde und ſich zum Rückzuge an den Neckar entſchloß, den er bekanntlich erſt den 21. Juni antrat. Eine ſchönere Gelegenheit die Franzoſen an der Donau zu vernichten hat es im ganzen Feldzuge nicht gegeben, und das war ja eigentlich das vorgeſteckte Ziel! Aber die Feldherrn der Verbündeten überboten ſich gleichſam an Langſamkeit, Planloſigkeit und Unentſchloſſenheit und wenn ſie dennoch die Franzoſen glücklich über den Rhein zurück manöverirt haben, ſo verdanken ſie das nur der entſchiedenen Abneigung des Marſchalls Broglio gegen die Fortſetzung des Kampfes in Baiern, nur einer Unbeſonnenheit des Marſchall Noailles am Maine, die nicht einmal von erheblichen Folgen ſeyn würde, wenn Broglio's Truppen

durch den fortgesetzten Rückzug nicht ganz herunter gekommen wären und ihre Schlagfertigkeit eingebüßt hätten.

Eine der Hauptursachen der auffälligen Unentschlossenheit in der englisch-deutschen Heerführung ist die Verschiedenheit der Ansichten zwischen Stair und Ahremberg. Letzterer war mit dem Ueberschreiten des Maines nicht einverstanden und tadelte die Stellung am linken Ufer in einem vertraulichen Schreiben an den König von England, welcher deshalb dem Lord befahl die Truppen auf das rechte Ufer zurückzuführen. Es fehlte aber auch nicht an Charakterlosigkeiten aller Art. Früher war Ahremberg der Meinung gewesen, daß man nach Aschaffenburg marschiren müsse; jetzt wollte Stair dahin aufbrechen um in ein besseres strategisches Verhältniß zu kommen, aber Ahremberg beliebte nun anderer Meinung zu seyn. Indeß wurde wegen zunehmenden Futtermangels der Marsch am 16. Juni dahin angetreten und ohne Störung ausgeführt. Die Ankunft des Königs von England am 19., welcher den Oberbefehl übernahm, machte jetzt den Streitigkeiten ein Ende ohne gerade einen größeren Impuls zu bewirken. Noailles folgte dieser Bewegung welche so langsam ausgeführt wurde, daß seine Vortruppen mit einer Recognoscirungspartei der Verbündeten gleichzeitig bei Aschaffenburg ankamen. Am 20. standen beide Armeen durch den Main getrennt bei Stockstadt sich gegenüber. Die frühere Zeitversäumniß äußerte bald ihre schlimmen Folgen, denn Noailles ließ schon Tags darauf Miltenberg durch eine Infanterie-Brigade besetzen, wodurch den Verbündeten der Weg nach der Oberpfalz oder nach der Donau versperrt wurde. Es blieb ihnen zwar noch die Straße durch den Spessart auf Würzburg, auf welcher sie ungesehen und ungehindert abmarschiren konnten; auch würde es möglich gewesen seyn das Defilée bei Miltenberg zu sperren, in welchem Falle den Franzosen ein beträchtlicher Vorsprung abzugewinnen war. Aber ein Marsch durch dieses rauhe Waldgebirge empörte die Gemüther einer an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnten Generalität; man sprach von den unendlichen Schwierigkeiten der Verpflegung, nicht bedenkend daß ein mitgenommener dreitägiger Mundvorrath (den man so oft wochenlang ohne dringende Noth auf dem Rücken und im Sattel mit sich trägt) diese Schwierigkeit beseitige, und verblieb ruhig in der Stellung hinter dem Maine.

Nach Versicherung der Oesterreicher soll das verbündete Heer bei Aschaffenburg nur 28,000 Mann Infanterie und 8000 Reiter stark

geweſen ſeyn. Da es nun mit 50,000 Mann am Maine angekommen und hier ſechs Wochen unthätig geblieben war, begreift man nicht wodurch es ſich ſo ſehr vermindert haben ſollte. Es kamen vielmehr um dieſe Zeit 6000 Heſſen aus den Niederlanden bei Hanau an, und eben ſo viel Hannoveraner wurden dort gleichfalls erwartet. Die offiziellen Berichte aus jener Zeit in Betreff der Vertheilung der Streitkräfte ſind überhaupt ſo lückenhaft, daß oft namhafte Truppentheile verſchwinden, ohne daß man erfahren kann wohin ſie gekommen ſind. Der abermals eintretende Mangel an Lebensmitteln, welcher allerdings auf ſehr geringe Fürſorge ſchließen läßt, ſo wie die eben erwähnten Verſtärkungen, veranlaßten den König Georg II. den Abmarſch des Heeres nach Hanau zu befehlen, wozu den 26. Juni Abends die nöthigen Vorkehrungen getroffen wurden; der Aufbruch der Truppen erfolgte um Mitternacht in zwei Colonnen. Da die beiderſeitigen Vorpoſten nur durch den Main getrennt waren, erhielt Marſchall Noailles ſofort Meldung hiervon, ſetzte ſich augenblicklich zu Pferde und ritt nach Seligenſtadt, wo ſich bereits ſeit einigen Tagen 22,000 Mann Infanterie und 4000 Reiter befanden. Die übrigen Truppen erhielten Befehl gegen Aſchaffenburg zu rücken. Bei letzterem Orte hatten die Verbündeten, bei erſterem die Franzoſen einen Brückenkopf; ſo ſehr aber auch die Terrainbeſchaffenheit das Debouchiren auf beiden Punkten erleichterte, iſt doch vorher von keiner Partei ein ernſter Verſuch dazu gemacht worden. Jetzt aber wollte Noailles die ſich ihm darbietende Gelegenheit nicht unbenutzt laſſen, ſeinen Gegnern auf dem Marſche nach Hanau empfindliche Verluſte zuzufügen und ihnen wo möglich den Paß zu verrennen. Er legte die Sache jedoch etwas zu künſtlich an, war nicht entſchloſſen genug, und verwickelte ſich in halbe Maßregeln. Das Schlimmſte war die Vereinzelung ſeiner Truppen, denn außer der in Miltenberg ſtehenden Brigade, deren Entbehrlichkeit ihm ſchon längſt eingeleuchtet haben konnte, ſtanden auch Abtheilungen zwiſchen dieſem Orte und Aſchaffenburg (bei Wörth, Ober- und Niederburg); ferner blieb eine Brigade Klein-Oſtheim gegenüber ſtehen, wo 5 Batterien aufgefahren werden ſollten. Die ganze franzöſiſche Streitmacht war alſo in dieſem Augenblicke auf einer Strecke von ſechs Meilen vereinzelt, die größere Hälfte davon bei Seligenſtadt, etwa ein Viertel vor Aſchaffenburg, der Reſt auf den übrigen genannten Punkten.

Da die Verbündeten ihre Streitmacht so ziemlich vereinigt hatten und nur eine schwache Abtheilung bei Aschaffenburg zurückließen, was schon in den ersten Morgenstunden wahrgenommen werden konnte, ist nicht abzusehen warum Noailles nicht alle bei Stockstadt stehende Truppen nach Seligenstadt aufbrechen ließ, wo sie schon früh 7 Uhr angekommen seyn konnten. Er würde in diesem Falle den Verbündeten mit gleich starker Macht haben entgegentreten können, und die oberhalb Aschaffenburg aufgestellten Abtheilungen (mit Ausnahme der Brigade in Miltenberg) würden hingereicht haben, die schwache Besatzung des dortigen Brückenkopfs im Schach zu halten. Das leicht zu übersehende Terrain am rechten Mainufer und die gar nicht zu verbergenden Bewegungen der Gegner enthoben den französischen Feldherrn aller Zweifel über deren Absichten. Seine persönliche Thätigkeit in der Nacht und am frühen Morgen (Noailles setzte mehrmals durch den Main) ließ ein besseres Zusammenwirken erwarten; es muß ihm also an Klarheit der Ansichten oder an Entschiedenheit des Willens gefehlt haben. — Sey dem nun wie ihm wolle, die bei Seligenstadt übergegangenen 26,000 Mann rückten bis an den Bach vor, welcher bei Dettingen in den Main fällt, und nahmen hier Stellung. Gegen 8 Uhr Morgens näherten sich die Vortruppen der Verbündeten, deren erste Colonne bald darauf die Ebene von Stockstadt betrat und schon hier in das Feuer der französischen Batterien gerieth, weshalb sie sich rechts gegen die Berge wendete. Nachdem die Meldung von der Aufstellung der Franzosen hinter dem tief eingeschnittenen Bache bei Dettingen eingegangen war, nahmen die Verbündeten ihre Marschrichtung gegen ein großes davor liegendes lichtes Gehölz, wo die Infanterie sich in drei Treffen formirte und die Cavallerie in eben so viele Treffen sich dahinter stellte. Ein Theil der Artillerie kam vor die Front zu stehen, der andere eröffnete ein Feuer gegen die französischen Batterien am linken Mainufer zwischen Klein-Ostheim und Dettingen.

Es scheint daß Noailles auf die Wirkung seiner Batterien zu großen Werth gelegt habe, denn er blieb längere Zeit in ihrer Nähe, während seine Gegenwart bei Dettingen nothwendiger gewesen wäre. Dies hatte Mißverständnisse und Uebereilungen zur Folge, die den Franzosen nachtheilig wurden. Der Generallieutenant Herzog von Grammont, welcher die königlichen Haustruppen befehligte, führte dieselben gegen 10 Uhr in kühnem Uebermuthe theils durch Dettingen, theils über den Bach um die

Verbündeten anzugreifen, die übrigen Truppen des erſten Treffens folgten dieſer Bewegung, das zweite Treffen blieb aber hinter dem Bache. Sobald König Georg dies wahrnahm, ließ er ſein Vordertreffen aus dem Walde rücken und eröffnete gegen die Franzoſen ein lebhaftes Feuer. Letztere hatten zwar nicht unbeträchtlichen Verluſt, dagegen wurde aber nun das Flankenfeuer der franzöſiſchen Batterie vom linken Ufer deſto wirkſamer, indem eine derſelben das Vordertreffen der Verbündeten theilweiſe ſogar im Rücken beſchoß. Trotzdem dauerte dieſe Kanonade beinahe eine Stunde. Nach Verlauf derſelben führte Grammont ſeine Cavallerie zum Angriffe vor, brach durch die Lücken der Infanterie, drang ſelbſt in das lichte Gehölz ein, wurde aber von den übrigen Truppen nicht unterſtützt und mußte mit großem Verluſte wieder abziehen. Während dieſes partiellen Gefechts hatten ſich mehrere franzöſiſche Bataillone rechts gegen den Main gezogen, um die linke Flanke der Verbündeten anzugreifen, waren aber ſo ungeſchickt ihre eigenen Batterien zu maskiren. Als dieſe Bataillone ſpäter zum Angriffe vorrückten, wurden ſie von den Verbündeten, die inzwiſchen einen Haken gebildet hatten, mit einem ſo mörderiſchen Feuer empfangen daß ſie ſchnell wieder umkehrten. Von Dettingen abgedrängt, blieb den Franzoſen nichts übrig als ſich in den Main zu werfen (wobei viele ertranken), oder dicht am Ufer hinzuziehen. — Marſchall Noailles, der von ſeinem Standpunkte dieſe unzuſammenhängenden Angriffe wahrgenommen hatte, war inzwiſchen herbeigeeilt um größeren Unfällen vorzubeugen, und ließ das erſte Treffen gegen Mittag hinter den Bach zurückgehen, worauf er die Truppen nach Seligenſtadt und dort über den Main führte. Sein Verluſt belief ſich auf 2700 Mann, darunter viele Generale und Oberſten.

Jetzt erſt, d. h. bei Beginn des Rückzuges, ließ König Georg ſeine überlegene Cavallerie vorrücken, aber bevor ſie über die naſſen Wieſen und den ſumpfigen Bach kam und ſich geordnet hatte, waren die Franzoſen ſchon aus ihrem Bereiche; den kürzeren Weg durch Dettingen einzuſchlagen geſtatteten die franzöſiſchen Batterien am Main nicht. Unbegreiflich iſt es aber daß von dieſen 8000 Reitern, welche drei Stunden unthätig im Walde hinter ihrer Infanterie ſtanden, nicht wenigſtens die Hälfte zu einer Umgehung der linken Flanke der franzöſiſchen Stellung über Hirſchſtein verwendet wurde, wo ſie den Franzoſen beim Rückzuge ſehr gefährlich werden und ihnen eine vollſtändige Niederlage bereiten

konnte. — Die Verbündeten, deren Verluſt etwas über 3000 Mann betrug, rückten bis in die Nähe von Seligenſtadt, wo die Franzoſen die Mainbrücken zerſtören ließen, und ſetzten am folgenden Tage (den 28.) ihren Marſch nach Hanau fort, der Sieg blieb alſo unbenutzt. Es iſt möglich daß ihnen die Stellung der Franzoſen imponirte, die ſchon während des Gefechts bei Dettingen das verlaſſene Aſchaffenburg beſetzten, und hier ihre ganzen Streitkräfte vereinigen konnten mit völliger Freiheit der Bewegung auf beiden Ufern des Mains. Doch iſt es auffällig daß das nach Aſchaffenburg geſendete Truppencorps, welches (der etwas unwahrſcheinlichen Angabe der Oeſterreicher zufolge) von den Verbündeten ſchon am Morgen des 27. verlaſſen worden ſeyn ſoll, dieſen nicht auf dem Fuße nachgefolgt iſt, was von entſcheidenden Folgen ſeyn konnte. Noailles ſuchte die vielen Mißgriffe und Nachläſſigkeiten ſeiner Unterbefehlshaber dadurch gut zu machen, daß er nach Ankunft der von Miltenberg eintreffenden Brigade den Verbündeten auf dem linken Mainufer folgte, und Hanau gegenüber (bei Steinheim) Stellung nahm. Die ſtrategiſchen Verhältniſſe beider Parteien wurden alſo durch die Schlacht bei Dettingen im Weſentlichen nicht geändert. Aber die Verbündeten hatten jetzt über 50,000 Mann zu verfügen, und die Franzoſen waren nur 45,000 Mann ſtark; es war mithin zweifelhaft ob Noailles ſeine Stellung am Maine werde behaupten, oder ſich mit dem Marſchall Broglio vereinigen können. Wie überhaupt im Monat Juni die Sachen am Maine ſtanden, hätte jeder der beiden Feldherrn ſeinen Zweck mehr durch Manöver als durch Gefechte zu erreichen ſuchen ſollen, denn es kam darauf an zu verhindern, daß die Gegenpartei auf die Ereigniſſe an der Donau direkt einwirken könne. Die Schlacht bei Dettingen wurde mithin gar nicht durch die Verhältniſſe geboten, die Entſcheidung mußte an der Donau erfolgen. Wie aber dort der Krieg geführt wurde, habe ich Dir bereits erzählt und will jetzt einen Blick auf die Geſammtoperationen werfen.

Am 9. Juli kam Broglio mit den entmuthigten Ueberreſten ſeines Heeres bei Wimpfen an, wo er den Oberbefehl an den Grafen von Sachſen abtreten mußte, der den Rückzug ungeſäumt in der Richtung auf Speier fortſetzte. Einen Tag früher überſchritt Prinz Karl den Lech, marſchirte auf Dillingen, ging hier über die Donau, von da über Heidenheim nach Gmünd und kam den 18. Juli erſt bis Kannſtadt

am Neckar, wo ein längerer Halt gemacht wurde. An eine ernſte Störung des Rückzugs der Franzoſen wurde alſo von Hauſe aus nicht gedacht und dieſe konnten in aller Ruhe über den Rhein gehen. Um etwas Uebereinſtimmung in die beiderſeitigen Operationen zu bringen, war General Brown zum Könige von England geſchickt worden, bei dem er ſchon am 9. Juli eintraf aber nichts ausrichten konnte, weil derſelbe nicht Luſt hatte eine Offenſivbewegung zu machen, die eben ſo wenig im Geſchmack des Herzogs von Ahremberg war. Das iſt noch viel ſchlimmer, denn die öſterreichiſche Hauptarmee hatte im Laufe des Feldzugs doch wenigſtens die Franzoſen aus Baiern vertrieben. Ging Georg bei Höchſt über den Main, was Noailles gar nicht hindern konnte, ſo mußte dieſer ſchleunig den Rückzug gegen Worms antreten, da er unter den eingetretenen Umſtänden und bei ſeiner geringeren Stärke an keine zweite Schlacht denken durfte; man dachte in Hanau aber auch nicht entfernt daran etwas zu unternehmen, und verfolgte nicht einmal die Franzoſen, als dieſe am 12. Juli ihre Stellung bei Steinheim verließen und den Rückzug nach Worms antraten. Am 18., wo Prinz Karl am Neckar eingetroffen war, ſtanden beide franzöſiſche Armeen bereits auf dem linken Ufer des Rheines, ihre ſtärkeren Gegner aber noch bei Kannſtadt und Hanau. Niemals waren die Verhältniſſe einladender den Franzoſen vor dem Ueberſchreiten des Rheines die empfindlichſten Verluſte zuzufügen, ihre Widerſtandskraft auf längere Zeit zu lähmen und die großartigen Pläne der Königin von Ungarn auszuführen, als gerade im Monat Juli. Schon am 27. Juni konnte man über Broglio's entſchiedenen Rückzug nicht mehr in Zweifel ſeyn. Die Verhältniſſe der Verbündeten am Maine waren von der Art, daß ſie nach der gewonnenen Schlacht bei Dettingen bei Höchſt auf das linke Ufer gehen und gerades Weges in der Richtung auf Heidelberg vordringen konnten. Die Schwäche und Entmuthigung des Heeres unter Noailles mußte jedes Bedenken beſeitigen; das waldige Terrain und die Wegſamkeit des Landes zwiſchen Höchſt und Darmſtadt erleichterten die Ausführung. Wenn König Georg nur etwas Thätigkeit entwickelte, ſo konnte er einſchließlich aller Manöver, um nutzloſe Gefechte zu vermeiden, am 9. Juli vor Heidelberg oder Mannheim ſtehen, denn von Hanau über Höchſt an den unteren Neckar ſind nur ſechs kleine Tagemärſche. Beeilte ſich Prinz Karl, der am 28. Juni bei Rain (Broglio bei Donauwerth) ſtand und noch weniger Widerſtand zu

befürchten hatte, auf ähnliche Weise so würde er ohne große Anstrengung den 12. Juli bis Bruchsal gekommen seyn, wohin nur zehn Tagemärsche sind. Angenommen Noailles habe sich hinter den Neckar zurückgezogen, um den Rückzug der anderen Armee zu decken oder sich mit ihr zu vereinigen, so mußte die eine oder die andere vor Ueberschreitung des Rheines unfehlbar eine gänzliche Niederlage erleiden, in welchem Falle man allerdings an die Verwirklichung der großartigen Ideen der Königin denken durfte, die sie in dem Schreiben vom 18. Januar an Khevenhüller entwickelt hatte.

Wie erbärmlich nimmt sich dagegen das aus, was am 10. Juli mit König Georg in Hanau berathen und später (am 25. Juli) vom Prinzen Karl daselbst nochmals besprochen wurde. Zuerst war die Rede von Vereinigung sämmtlicher Streitkräfte der Verbündeten am unteren Maine, vom Ueberschreiten des Rheines bei Mainz, vom Vordringen bis Luxemburg, ja selbst von einem Einfalle in die Champagne, wobei die Holländer die Hand bieten sollten. Allein Brown, der des Prinzen Abneigung kannte sich unter die Befehle des Königs zu stellen, stimmte dagegen. Als diese Offensiv-Operation, deren Kühnheit mit der bisher bewiesenen Zaghaftigkeit gewaltig kontrastirt, vom Prinzen Karl abgelehnt wurde, verfiel man in das entgegengesetzte Extrem und wollte die Offensive gleichzeitig am Oberrheine, gegen die Saar und an der Mosel beginnen. Da man den Franzosen auf ihrem Rückzuge keinen erheblichen Schaden zugefügt und ihnen Zeit genug gelassen hatte, Verstärkungen heranzuziehen und einen Vertheidigungsplan zu entwerfen, war dieser Unsinn zu kolossal um länger dabei zu verweilen; man scheint das selbst in Hanau eingesehen zu haben und ließ einige Moderationen eintreten. Es wurde nunmehr bestimmt, daß Prinz Karl den Rhein zwischen Straßburg und Basel, der König unterhalb Mainz (bei Biberich) überschreiten und sich dann gegen Landau wenden solle; damit aber auch bei diesem neuen Plane der Unsinn nicht fehle, war festgesetzt worden daß der Prinz, dessen Aufgabe unbedingt die gefährlichere war, seinen Uebergang zuerst bewirken solle. Um diese Operationsidee vollständig zu würdigen, brauche ich Dir nur zu sagen daß die Armee des Prinzen Karl den 25. Juli bei Durlach angekommen war, daß es also viel naturgemäßer gewesen wäre den Rhein bei Mannheim und Mainz zu überschreiten, sich zu vereinigen, den Franzosen eine Hauptschlacht zu liefern, und den Sieg alsdann mit Nachdruck

zu benutzen. Aber in dieſem ganzen Feldzuge haben die Verbündeten manövrirt wenn ſie ſich ſchlagen ſollten, und ſich geſchlagen wenn es an der Zeit geweſen wäre zu manövriren. Da ich Dich bereits zur Genüge von den fehlerhaften Operationen beider Parteien unterhalten und viel Beſſeres darüber nicht zu ſagen habe, mögeſt Du entſchuldigen wenn ich über das Folgende ganz kurz berichte.

Prinz Karl traf für ſeine Perſon den 30. Juli wieder in Durlach ein; ſeine Armee (50,000 Mann) marſchirte den 2. Auguſt in die Gegend von Freiburg ab und traf Anſtalten zum Uebergange, der aber erſt im September verſucht werden konnte. Das bei der Armee des Königs Georg befindliche öſterreichiſche Corps (gegen 10,000 Mann) ging den 9., der König mit den übrigen Truppen (gegen 50,000 Mann) erſt am 22. Auguſt bei Biberich über den Rhein und kam den 30. vor Worms an, wo es längere Zeit unthätig blieb. Noailles ſtand damals mit ungefähr 48,000 Mann bei Landau hinter dem Queich; Marſchall Coigny (an des Grafen von Sachſen Stelle, der nur Generallieutenant war) mit 36,000 Mann zwiſchen Straßburg und Baſel, die kleinere Hälfte davon im Lager bei Banzenheim, gegenüber von Neuenburg. Bei Bitſch und an der Saar ſtand Marſchall Boufflers (Sohn) mit 6000 Mann. In den elſaßiſchen Feſtungen, deren Werke ſehr verfallen waren, befanden ſich ungefähr 8000 Mann. — Da die Verbündeten noch ein holländiſches Corps erwarteten, welches an der Moſel operiren ſollte, hatten ſie alſo eine entſchiedene Ueberlegenheit; der häufig wahrgenommene Mangel an Thätigkeit und Uebereinſtimmung im Handeln brachte ſie aber in dieſer zweiten Hälfte des Feldzuges dem Ziele nicht näher. — Am 3. September vor Mitternacht ließ Prinz Karl eine halbe Meile oberhalb Alt-Breiſach die Anſtalten zum Brückenbau treffen, den man in 4 Stunden zu beendigen hoffte, worauf die hier vereinigten Truppen (ungefähr 25,000 Mann) den Uebergang beginnen ſollten. Der Brückenbau nahm aber vierzehn Stunden in Anſpruch, in welcher Zeit die Oeſterreicher 12 Bataillone auf Kähnen überſchifften und die nächſten Inſeln beſetzten. Dieſen Truppen traten ſchon am Morgen 10 Bataillone 15 Schwadronen entgegen, und im Laufe des Vormittags traf auch Marſchall Coigny mit dem Hauptcorps von Banzenheim ein, wodurch der Uebergang vereitelt wurde. Bei Rheinweiler (vier Meilen oberhalb) ging es dem Prinzen von Waldeck nicht beſſer;

es gelang zwar einem Theile seiner Truppen das linke Ufer zu gewinnen und sich einer Redoute zu bemächtigen, sie wurden aber bald darauf vom General Balincourt mit 7 Bataillonen 8 Schwadronen angegriffen und mit Verlust wieder vertrieben; weitere Versuche wurden hier nicht gemacht. Unter solchen Umständen kam auch Prinz Karl bei Breisach nicht vorwärts; die Brücke über den Rhein half ihm wenig, denn er mußte immer noch im Angesichte des Feindes das Geißwasser und einen andern Bach überschreiten, was die Franzosen durch Aufstellung vieler Geschütze leicht verhinderten. Indeß gab der Prinz sein Vorhaben deßhalb nicht auf und blieb mit einem Fuße auf dem linken Rheinufer, wo er sich durch einen Brückenkopf deckte. Bis zum 12. September beschoß man sich hier unausgesetzt, doch gelang es den Franzosen auf keine Weise die Brücke zu zerstören.

Während dieser Zeit blieb der König Georg unthätig bei Worms stehen. Die beiden Feldherrn beschickten sich gegenseitig durch Adjutanten; man versammelte die Generale zum Kriegsrathe, es wurde conferirt, disputirt, protocollirt, aber nicht gehandelt. Von den entworfenen Operationsplanen auf dem linken Rheinufer war einer immer abenteuerlicher als der andere, weßhalb keiner zur Ausführung kam. Prinz Karl beharrte auf Fortsetzung der Uebergangsversuche; der König trug dagegen Bedenken dieselben durch einen energischen Angriff auf die französische Stellung hinter dem Queich zu unterstützen, obschon Noailles den größten Theil seiner Truppen hinter die Lauter geführt hatte, und am 27. September nach Hagenau abmarschirte um den Marschall Coigny erforderlichen Falls schneller unterstützen zu können. (An der Lauter blieb der Graf von Sachsen mit 19 Bataillonen, 34 Schwadronen zurück.) Die rückgängige Bewegung des Marschalls Noailles veranlaßte zwar ein Vorrücken der Verbündeten, doch nicht weiter als bis Speier. Die Ankunft der Holländer am 5. Oktober gab dieser lahmen Kriegführung keinen neuen Impuls; im Gegentheil traf denselben Abend der Graf Brown im Hauptquartier des Prinzen zu Hochstetten mit der Anzeige ein, daß König Georg wegen vorgerückter Jahreszeit jede weitere Unternehmung unzulässig halte und die Truppen in die Winterquartiere zu führen gedenke, wodurch Prinz Karl genöthigt wurde ein Gleiches zu thun. Da beide Heere in Reichsländern standen, wo alle Bedürfnisse baar bezahlt werden mußten, führte man noch denselben Monat die

Truppen nach Brabant, Flandern, Luxemburg, Baiern und in die Oberpfalz. Am Oberrheine blieb jedoch Prinz Waldeck mit 18,000 Oesterreichern zur Beobachtung zurück. — Ob wohl die Finanzmänner daran gedacht haben daß dieser weite Rückmarsch, mithin das Aufgeben des gewonnenen Terrains, das Wiedervorrücken in die verlassenen Stellungen, welche man vielleicht mit großen Opfern im nächsten Frühjahre wieder zurückerobern mußte, einen ungleich größern Aufwand verursache als die Differenz der Verpflegungskosten im eigenen oder verbündeten Lande? Doch was verstehen die Perücken vom Kriegführen! Auch die Feldherrn waren gewohnt den Winter in den Residenzen ihrer Monarchen zuzubringen, es konnte ihnen also nur angenehm seyn, wenn sie durch dergleichen Finanzmaßregeln außer Berührung mit dem Feinde kamen, ob der Zweck des Krieges dadurch gefördert werde oder nicht, was kümmerte das sie??

Am Schlusse dieses Briefes will ich nur noch bemerken, daß Kaiser Karl VII. sein Erbland abermals verlassen, und unter Englands Vermittelung einen Zufluchtsort in Frankfurt suchen mußte, wo er ein kümmerliches Leben führte. Die Oesterreicher bewilligten seinen Truppen eine Art von Neutralität, ohne darüber einen bindenden Vertrag einzugehen. Braunau ergab sich den 30. Juni, Straubing den 23. Juli, Eger den 9. September, Ingolstadt den 2. Oktober. Nur die beiden letzten Plätze leisteten ernsten Widerstand. Sämmtliche Besatzungen (gegen 13,000 Mann) erhielten freien Abzug. Baiern wurde wie eine österreichische Provinz verwaltet, doch ohne alle Schonung. Was man in Wien über dieses unglückliche Land beschlossen hatte, will ich Dir im nächsten Briefe mittheilen, jetzt rufen mich andere Pflichten.

Fünfundfünfzigster Brief.

Olymp, den 15. August 1842.

Die kriegerischen Unterhaltungen sind jetzt wieder im besten Zuge, und ich habe Dir so viel Interessantes mitzutheilen daß ich kaum weiß wo ich anfangen soll. Das sicherste Mittel nichts zu übersehen ist am

Ende doch die Einhaltung der chronologiſchen Ordnung. Ich werde alſo den Faden der Erzählung da wieder anknüpfen wo ich ihn abgeriſſen habe; Du erſiehſt daraus am beſten wie die Ereigniſſe mit einander in Verbindung ſtehen, auf einander einwirken, ſich gegenſeitig bedingen und ihre Folgen äußern.

Was mich bei den Mittheilungen über Friedrichs des Großen Feldzüge am meiſten angeſprochen hat, iſt die ſtufenweiſe Entwickelung ſeines Feldherrntalents. Im Feldzuge 1741 erſcheint er unſchlüſſig, ohne Selbſtvertrauen, faſt zaghaft. 1742 tritt er ſchon entſchloſſener auf; der Sieg bei Chotuſitz erhöht ſein Selbſtgefühl. Der Feldzug 1744 in Böhmen lehrt uns den König noch mehr von ſtrategiſcher Seite kennen, obſchon das Reſultat wegen mangelhafter Unterſtützung der Bundesgenoſſen nicht günſtig iſt. Im Feldzug 1745 zeigt ſich Friedrich als Stratege und Taktiker ſchon ganz genial! Größere Bewunderung verdient aber der feine politiſche Takt, welcher ſich bei allen kriegeriſchen Combinationen kundgiebt. Er will zwar den Krieg nicht ganz umſonſt führen, aber eben ſo wenig im Trüben fiſchen, und behält unter allen Umſtänden das deutſche Reich im Auge, deſſen Oberhaupt er nicht ſinken laſſen zu dürfen glaubt. Wären die Höfe und Kabinette damals weniger verdorben geweſen, wer weiß ob nicht Friedrich dem deutſchen Reiche einen neuen Aufſchwung gegeben hätte, der uns manche ſpätere Demüthigung von Seiten der Franzoſen erſparen konnte. Doch wozu nützen dergleichen todtgeborne Betrachtungen; halten wir uns an das was wirklich geſchehen iſt, und ziehen wir daraus gute Lehren für die Zukunft, an belehrendem Stoff iſt in der That kein Mangel.

Aber da muß ich gleich mit einer ſtarken Schattenſeite der damaligen Verhältniſſe beginnen, die am unzweideutigſten darlegen dürfte daß es ganz und gar nicht in Friedrichs Macht geſtanden hat, jenen unſeligen Krieg zu vermeiden, welcher in ſeinen Folgen zur Haupturſache aller der Drangſale geworden iſt, die wir ſpäter von den Franzoſen erdulden mußten. Maria Thereſia konnte den Verluſt von Schleſien niemals verſchmerzen, und obſchon ſie unumwunden erklärte „daß ſie dafür Baiern in Anſpruch nehmen werde," war das immer nur ein Vorwand; denn insgeheim wurden auch Anſtalten getroffen bei erſter Gelegenheit ſich Schleſiens wieder zu bemächtigen, wozu Sachſen die Hand mit großer Bereitwilligkeit bot. Die ſtolze Königin von Ungarn und Böhmen (in

letzterem Lande war die Huldigung ſchon im Mai 1743 erfolgt) ließ ſich damals zu Eroberungsplanen verleiten die alles Maß und Ziel überſchritten. Der Beſitz von Baiern ſollte für jeden Fall geſichert werden. Der Tod des Kurfürſten von der Pfalz (den 31. December 1743) zeigte einen bequemen Weg, einerſeits das Gebiet am linken Ufer der Donau zu vergrößern, andererſeits den Kurfürſten von Baiern zu entſchädigen, welcher außer Rheinpfalz, auch Elſaß und Lothringen (die erſt erobert werden mußten) erhalten, dafür aber ſein Erbland abtreten ſollte. England und Holland waren damit ganz einverſtanden, auch der König von Sardinien trat dieſem Bündniſſe gegen Frankreich bei, und verpflichtete ſich zur Stellung von 40,000 Mann, wofür ihm ein Theil der Lombardei verſprochen wurde. Da Ludwig XV. erſt kürzlich mit Baiern und Sachſen ſich in das Erbtheil Maria Thereſiens hatte theilen wollen, darf es nicht befremden daß dieſe jetzt auch an Eroberungen in Frankreich dachte. Die gewaltſame Delogirung des baieriſchen Fürſtenſtammes auf das linke Rheinufer war aber ein ſchlechtes Mittel ſo weit ausſehende Plane zu verwirklichen, und der feſte Entſchluß auch Schleſien wieder an ſich zu reißen führte Verwickelungen herbei, denen Maria Thereſia und ihre Rathgeber nicht gewachſen waren. Für Friedrich den Großen, welcher im Herbſte eine Reiſe nach Franken gemacht hatte, blieben dieſe Abſichten kein Geheimniß; er bereitete ſich alſo aufs Neue zum Kriege und leitete im Stillen ein Bündniß gegen Oeſterreich ein.

Inzwiſchen betrieb die Königin von Ungarn im Jahre 1744 den Krieg gegen Frankreich mit Eifer. Die Truppen mußten wieder an den Rhein marſchiren. Prinz Karl führte abermals den Oberbefehl; Feldmarſchall Traun, der bisher in Italien mit ziemlichem Glück gefochten hatte, wurde an des in Wien erkrankten Khevenhüllers Stelle geſetzt die er vielleicht beſſer ausfüllte, obwohl ſeine Verdienſte in Oeſterreich niemals genug anerkannt worden ſind. Die Engländer und Holländer ſollten ihre Angriffe von den Niederlanden aus beginnen. Auch Ludwig XV. rüſtete ſich mit Macht. Die Armee des Marſchalls Coigny am Oberrheine wurde beträchtlich verſtärkt. Seckendorff führte die Truppen des Kaiſers nach Philippsburg. Starke Truppenmaſſen rückten nach Flandern, wo der König den Oberbefehl ſelbſt übernehmen wollte, ſpäter aber dem zum Marſchall von Frankreich erhobenen Grafen von Sachſen übertrug. Um die Offenſivoperationen der Engländer zu lähmen, wurde

eine Landung in Irland beabsichtigt, bei welcher es sich nebenbei auch darum handelte Jakob III. auf den verlorenen Thron zurückzuführen. Das ganze Landungsprojekt mußte jedoch wegen widriger Stürme aufgegeben werden. In den französischen Armeen herrschte damals von oben herein ein solcher Geist des Ungehorsams, daß von ihnen nicht viel zu erwarten stand. Die Mehrzahl der Offiziere behandelte den Krieg wie eine Jagdpartie, der man sich nur Vergnügens halber anschließt; auch hatte sich ein so übertriebener Luxus eingeschlichen, daß der mitgeschleppte Troß von liederlichen Dirnen, Komödianten und Gauklern überall hinderlich wurde. Man wollte sich auch im Feldlager nicht von den frivolen Vergnügungen der Residenz trennen. Der eitele König gab dabei selbst den Ton an; seine Geliebte, die Herzogin von Chateauroux, reiste mit königlichem Gefolge, und obgleich sie stets ein besonderes Haus bewohnte, mußten doch in jedem Nachtquartiere die Zwischenwände der Häuser durchbrochen werden, damit der König bequem zu ihr gelangen konnte. Wer den Krieg auf so leichtsinnige Weise führt, hat keinen Anspruch auf glückliche Erfolge. Friedrich II. gab auch hierin ein gutes Beispiel, und verbot seinen Generalen ganz ernstlich silbernes Tafelgeschirr mit in das Feld zu nehmen.

Während Oesterreich, England, Holland und Sardinien sich zum neuen Feldzuge rüsteten, die Truppen aber erst im Mai auf den Kriegsschauplatz rückten, wurde in Frankfurt a. M. ein Bündniß geschlossen durch welches Preußen, Hessen und Schweden sich verpflichteten, das Ansehen des Kaisers aufrecht zu erhalten und ihm wieder zum Besitz seiner Länder zu verhelfen. Frankreich trat diesem Bündnisse insofern faktisch bei, daß es Oesterreich und England den Krieg nunmehr förmlich erklärte. Die Seele der Frankfurter Union war und blieb aber der König von Preußen, indem er sich erbot mit 100,000 Mann die Königin von Ungarn anzugreifen, sobald deren Armee den Rhein überschreiten würde. Gründe zu diesem Verfahren gab es in Menge. Dem englischen und sächsischen Kabinet war nicht zu trauen, denn beide hatten auch geheime Verträge mit Oesterreich geschlossen; Letzteres hegte aber so eroberungslustige Absichten, daß es nothwendig schien ihm begreiflich zu machen wie unentbehrlich Preußens Zustimmung dabei sey. — Die gewaltigen Rüstungen in Preußen konnten natürlich nicht geheim gehalten werden. [illegible] sich Maria Thereſia durch das Bündniß mit Sachsen,

welches 20,000 Mann zu ſtellen verſprochen hatte, von dieſer Seite nicht ſehr bedroht und trug deshalb kein Bedenken, den Feldmarſchall Traun im Mai nach dem Rheine aufbrechen zu laſſen. In Baiern blieb General Bathyani mit 34,000 Mann zurück. In Böhmen und Mähren waren die meiſten feſten Plätze immer noch in demſelben ſchlechten Zuſtande und faſt ohne Beſatzung; eine Sorgloſigkeit, die mit den Eroberungsplanen am linken Rheinufer ſeltſam contraſtirt aber auch nicht unbeſtraft blieb. Nur im Vorbeigehen erwähne ich, daß Prinz Karl am 3. Juli bei Schröck (Rheinzabern gegenüber) den Rhein überſchritt ohne von Seckendorf, der mit den baieriſchen Truppen in der Nähe ſtand, ernſtlich daran gehindert zu werden, worauf die Oeſterreicher ſich gegen Straßburg wendeten und, 80,000 Mann ſtark, ihre Eroberungen im Elſaß begannen. Coigny würde zwar in Verein mit Seckendorf dem Prinzen haben die Spitze bieten können; Beide handelten aber ſo wenig in Uebereinſtimmung, daß man faſt dem Gerüchte glauben möchte „Seckendorf ſey mehr öſterreichiſch als baieriſch geſinnt geweſen.“ Friedrich hat ihn jedoch gegen dieſe Beſchuldigung ſtets in Schutz genommen und vertraulich zu verſtehen gegeben, daß es ſein Wunſch geweſen ſey den Oeſterreichern im Anfange leichtes Spiel zu machen, und daß er ſich mit Seckendorf darüber verſtändigt habe. Verhält ſich das wirklich ſo, woran ich gar nicht zweifle, dann hat der König ſchon damals alle Geheimniſſe der Strategie gekannt. So lange nämlich Prinz Karl noch keine erheblichen Vortheile errungen hatte, war er genöthigt ſeine Streitkräfte zuſammen zu halten, konnte alſo um ſo ſchneller nach Böhmen zurückmarſchiren, wenn der König dort einfiel, und die Verfolgung der Franzoſen leicht abwehren. War aber der Prinz am linken Rheinufer glücklich, drang er vielleicht ſogar in die Vogeſen ein, dann war nicht nur der Rückmarſch ſchwieriger, ſondern er lief auch Gefahr am Rheine ſich einer Schlappe auszuſetzen.

In Frankfurt verſtand man ſich auf dergleichen ſtrategiſche Feinheiten ſehr wenig, und war wegen der Fortſchritte der Oeſterreicher im Elſaß außerordentlich in Sorgen, weßhalb Friedrich von Karl VII. und Ludwig XV. wiederholt und dringend aufgefordert wurde den Feldzug zu eröffnen, was aber erſt am 15. Auguſt geſchah. Doch war die Zwiſchenzeit nicht unbenutzt geblieben. General Winterfeldt befand ſich ſeit dem 6. mit geheimen Aufträgen in Dresden, ſondirte die Anſichten der

Miniſter und Generale, kaufte Karten von Sachſen und Böhmen, zog Erkundigungen über die Wegſamkeit des Landes ein, ſchloß Contrakte mit Schiffern ab wegen Uebernahme von Lebensmitteltransporten auf der Elbe, und gab nebenbei zu verſtehen daß der König den Durchmarſch erzwingen werde, ſobald man ihm dabei viel Schwierigkeiten zu machen gedenke. König Auguſt befand ſich damals mit Brühl in Warſchau. Es wurde alſo Winterfeldt nicht ſchwer die Miniſter etwas einzuſchüchtern; dieſe machten nun das Wiener Kabinet auf die Gefahren aufmerkſam welche von Preußen drohten. Bathyani erhielt deshalb Befehl mit 20,000 Mann nach Böhmen aufzubrechen, in Baiern und der Oberpfalz nur die nöthigſten Beſatzungen zurückzulaſſen, und im Verein mit den Sachſen die Vertheidigung Böhmens zu übernehmen. Der wackere Bathyani hatte bereits den General Feſtetics mit 4000 Mann zur Verſtärkung der Prager Beſatzung abgehen laſſen, und folgte dieſem Corps über Amberg nach Pilſen wo er den 26. Auguſt eintraf; weiter vorzurücken geſtattete ſeine Schwäche nicht, denn ſchon war Friedrich durch Sachſen und die Lauſitz im Anzuge. Im Namen des Kaiſers auftretend, verbat dieſer Fürſt ſich jede Hinderung ſeines Durchmarſches und forderte ſogar Unterſtützung. Was das kaiſerliche Requiſitionsſchreiben allein nicht vermocht haben würde, das bewirkten die 80,000 Mann, mit welchen der König auf verſchiedenen Straßen gegen Prag zog und ſie am 2. September daſelbſt vereinigte. In Oberſchleſien wurden 20,000 Mann unter General Marwitz aufgeſtellt.

Die Einnahme von Prag, in welchem ſich mit Einſchluß der Milizen zwar 12,000 Mann aber nur 4000 Mann Linientruppen befanden, hatte keine große Schwierigkeiten, obſchon 140 Geſchütze auf den Wällen ſtanden und Munition genug vorhanden war. Die Beſchießung begann ſchon am 10. September und ſechs Tage ſpäter hielt General Harſch eine längere Vertheidigung für unmöglich. Die Einzelnheiten des hiermit ſo glücklich begonnenen Feldzugs ſind von zu untergeordnetem Werthe als daß ſie Erwähnung verdienten. Von dieſem erſten Erfolge an traten aber ganz eigenthümliche Verhältniſſe ein. Der König hatte zu der angeſagten Abendunterhaltung den Prinzen Karl mit ſeiner damaligen Generalität einladen laſſen, Joſeph II. kam ebenfalls dazu, was eine ſehr lebhafte Beſprechung herbeiführte die ich Dir wörtlich mittheilen will.

Joſeph II. „Darf ich fragen Herr Bruder, welche Entſchädigung Kaiſerliche Majeſtät in Frankfurt für dieſen mächtigen Hülfszug Ihnen verſprochen hat? So etwas thut man doch nicht umſonſt und Sie haben ſelbſt geſagt daß Mitleid und Edelmuth der Politik fremd ſeyen."

Friedrich II. „Ich mag Ihnen nicht verhehlen mein kaiſerlicher Freund, daß mir von Kaiſer Karl VII. der auf dem rechten Elbufer gelegene Theil von Böhmen mündlich zugeſichert war; Oſtfriesland hatte ich bereits als Abſchlagszahlung erhalten. Etwas muß man doch für ſeine Mühe haben. Aber nehmen Sie einmal gefälligſt die öſterreichiſche Brille von den Augen und ſehen Sie durch eine deutſche. Ihre Frau Mutter hatte Karl VII. mit Gewalt aus ſeinem rechtmäßigen Erbe vertrieben. Hätte ich das geſchehen laſſen, ſo würde ich ſpäter von den Herren Oeſterreichern als Deſſert verſpeiſt worden ſeyn. In Betreff dieſer Eigenmächtigkeiten hätte ich alſo kein Bedenken zu tragen gebraucht, das mir vom Kaiſer angebotene Stück des Böhmerlandes als Entſchädigung anzunehmen. Doch kann Ihnen nicht unbekannt geblieben ſeyn, daß die beſagte Schenkungsurkunde von öſterreichiſchen Diplomaten geſchmiedet worden, und daß es mir niemals in den Sinn gekommen iſt mich auf ſolche Weiſe bereichern zu wollen.[1] Der Kaiſer mein lieber Freund war von uns Kurfürſten gewählt worden, wir hatten mithin eine Verpflichtung in ſeiner Bedrängniß ihm beizuſtehen, und die übrigen Kurfürſten haben ſehr fehlerhaft gehandelt daß ſie dabei die Hände in den Schooß legten, oder vielmehr der zeitweiligen Uebermacht huldigten. Wenn König Georg Ihrer Mutter in Bezug auf den Verluſt von Schleſien zum Troſte ſagte: ce qui est bon à prendre, est bon à rendre, ſo hatten wir jetzt daſſelbe Recht, und ich ließ deshalb Karl VII. aufs Neue zum Könige von Böhmen ausrufen."

Joſeph. „Böhmen war damals aber noch gar nicht erobert, Bathyani ſtand mit 16,000 Mann in der Gegend von Pilſen, ſeine Streifpartieen überfielen Ihr Lager an demſelben Tage an welchem Sie in Prag einzogen. Die Sachſen ſtanden in Ihrem Rücken. Mein Oheim, der Prinz Karl, war vom Rheine her im Anmarſche. Die ungariſche Inſurrektion ſendete 10,000 Huſaren nach Böhmen." ...

Friedrich. „Und ich ſtand mit 80,000 Mann bei Prag Herr Bruder, vergeſſen Sie das nicht. Bevor Oeſterreichs Schaaren und

[1] Vergleiche Schloſſer, Geſch. des 18. Jahrhunderts II. 94.

Verbündete zum Handeln bereit ſeyn konnten, hatte ich überall die entſchiedenſte Ueberlegenheit. Wer mir zu nahe kam wurde niedergeworfen."

Joſeph. „Die Geſchichte dieſes Feldzugs in Böhmen weiß aber nichts von Siegen der Preußen zu erzählen; Sie mußten unverrichteter Sache wieder heimkehren, und verloren noch obendrein Ihr ganzes Belagerungsgeſchütz, ein koſtbares Armeefuhrweſen, und gegen 30,000 Mann durch Krankheiten und Deſertion."

Friedrich. „Was das Reſultat dieſes Feldzuges betrifft, ſo thun wir wohl am Beſten wenn wir zuletzt davon ſprechen. Vorher erlauben Sie mir meine Gründe über die angeordneten Bewegungen zu entwickeln. Die Eroberung von Prag war ein ganz hübſcher Anfang; ich erhielt dadurch einen Stützpunkt der mir geſtattete die Operationen in jeder beliebigen Richtung fortzuſetzen. Die Elbe und Moldau erleichterten die Zufuhren. Hätte ich meiner eigenen Anſicht folgen dürfen, ſo würde ich mich zuerſt gegen Bathyani gewendet, ihn in die Oberpfalz zurückgeworfen, ſeine Verbindung mit Sachſen und Oeſterreich unterbrochen haben. Aber Karl VII. und Ludwig XV. drangen wiederholt in mich über Tabor gegen Linz vorzugehen, um durch Bedrohung der öſterreichiſchen Erblande den Prinzen Karl zur ſchnelleren Räumung Baierns zu veranlaſſen, wobei mir verſprochen wurde daß Letzterer lebhaft verfolgt werden ſolle; bei Linz wollten wir uns gegenſeitig die Hand bieten und dann die weiteren Operationen beſprechen. Anfangs trug ich Bedenken auf dieſe Operationsidee einzugehen, denn da ich von meinen Verbündeten vollſtändig getrennt war, konnte ich meine Bewegungen mit den ihrigen nicht in Einklang bringen und mich durch ein zu raſches Vordringen leicht in unangenehme Lagen verwickeln. In Betracht meiner Stärke und der Unwahrſcheinlichkeit, daß ich im Laufe dieſes Feldzugs von den Sachſen etwas zu befürchten haben werde, gab ich nach kurzer Ueberlegung nach, beſtimmte den General Einſiedel mit 5000 Mann zur Beſatzung von Prag, und marſchirte den 19. September mit 60,000 Mann nach Tabor ab. General Naſſau war mit 10,000 Mann (10 Bataillonen 30 Schwadronen) einen Tagemarſch vorausgegangen. Mein wackerer Zieten, welcher die Cavallerie dieſes vorgeſchobenen Corps befehligte, ſorgte mit nicht genug zu rühmender Umſicht für alles was den Marſch durch dieſe bergige, waldige, ſchwach bevölkerte und mithin wenig wegſame Gegend erleichtern konnte. Er zog Nachrichten über den Feind

ein, ließ die Wege und Brücken in brauchbaren Stand setzen, Lebensmittel, Futter und Transportwagen herbeischaffen, und enthob mich durch seine unermüdliche Thätigkeit mancher Sorge. Gegen Bathyani schützte mich die Moldau mit ihrem tief eingeschnittenen Flußthale; den Rücken deckte Einsiedel, und um auch gegen etwaige Unternehmungen der Sachsen gesichert zu seyn, befahl ich die Aufstellung eines Beobachtungscorps von 17,000 Mann unter dem Fürsten Leopold im Magdeburgischen. Am 25. September zog Graf Nassau in Tabor ein, wo er vorher mit der Besatzung ein lebhaftes Gefecht zu bestehen hatte; den 28. traf ich mit der Hauptmacht dort ein; den 2. October eroberte Nassau das befestigte Budweis, den 13. October das Schloß Frauenberg."

Prinz Karl. „Darf man fragen weshalb Eure Majestät die Offensivbewegung nicht weiter fortsetzten? Die Sachsen haben Sie daran nicht gehindert, denn der Herzog von Weißenfels ließ mich früher wissen daß seine Truppen vor Anfang October nicht marschfertig seyn würden. General Bathyani kam dadurch in eine schlimme Lage. Der Hofkriegsrath zu Wien hatte ihm befohlen die Verbindung der Preußen zu unterbrechen, den Marsch derselben auf jede Weise zu erschweren, das Land zwischen der Moldau und der Oberpfalz gegen alle Streifereien zu schützen, die Vereinigung mit den Sachsen zu bewirken und meine Ankunft zu erwarten. Das war viel auf einmal und ganz im Geschmacke jener Herren, welche hinter dem grünen Tische gar leicht übersehen daß die Vollziehung so verschiedener Aufträge oft ganz unmöglich ist."

Bathyani. „Des Königs von Preußen Majestät wird mir das Zeugniß nicht vorenthalten können, daß ich aller Schwierigkeiten zum Trotz dennoch gethan habe was mir aufgetragen worden war. Sobald die preußische Armee zur Einnahme von Prag schritt, ließ ich den General Festetics an die Beraun rücken und verfügte mich selbst dahin, um alle Schritte meines hohen Gegners genau beobachten zu können. Wir hatten dort am 6. September ein Gefecht zu bestehen, behaupteten uns aber in der Umgegend, und konnten später das Beobachtungsgeschäft ungestört fortsetzen. Als die Preußen in der Richtung auf Linz vordrangen, ließ ich Tabor, Budweis und Frauenberg besetzen, marschirte mit dem Hauptcorps nach Pisek und unterbrach die Verbindung mit Prag. Jene Posten haben zwar nur einen kurzen Widerstand geleistet, aber es wurden dadurch immer einige Tage gewonnen. Die allmälig

aus Ungarn eintreffenden Husaren waren für mich von wesentlichem Nutzen. Sie umschwärmten die Preußen von allen Seiten, hoben die Kuriere auf, welche nach Berlin und Schlesien gesendet wurden, erschwerten die Zufuhren auf der Elbe und Moldau, nöthigten das Landvolk mit allem Schlachtvieh in die nahen Wälder zu flüchten, die Brücken über die vielen kleinen Gewässer zu zerstören und dem Feinde jeden Dienst zu versagen. Meine Streifparteien auf dem linken Ufer der Moldau sorgten dafür, daß die Preußen auch nicht die mindeste Nachricht von dem Anmarsche der aus Baiern kommenden Truppen erhielten, so daß des Königs Majestät über unsere Verhältnisse und Absichten ganz im Dunkeln blieben."

Traun. „Ich kann nur bestätigen was Graf Bathyani hier sagt; er hat unsere Gegenoperationen damals so vortrefflich eingeleitet, daß mich die Resultate seiner Thätigkeit zuerst auf den Gedanken brachten den Krieg ganz in demselben Sinne fortzuführen, und durch fortwährende Bedrohung der preußischen Armee im Rücken und in beiden Flanken sie zum Rückmarsche zu nöthigen, ohne uns dabei den Gefahren einer Schlacht auszusetzen die wir am Ende doch verloren hätten."

Friedrich. „Ihr Kriegsplan war etwas künstlich angelegt mein lieber Feldmarschall, und würde von mir ganz gewiß vereitelt worden seyn, wenn meine Verpflegsbeamten ehrlicher und thätiger gewesen wären und meine Verbündeten ihre Zusagen erfüllt hätten. Aber die Mehl- und Brodtransporte wurden schlecht geführt und entbehrten der nöthigen Aufsicht; der anhaltende Regen machte die Wege grundlos, die Knechte ritten mit den Pferden davon und ließen die Wagen im Schlamme stecken. Mehl und Brod verdarben. Als ich am 5. October mit Nassau's Corps bei Wodnian mich vereinigt hatte, fehlte es uns gar sehr an Lebensmitteln; die in Tabor aufgehäuften Vorräthe nützten wenig, da sie den Truppen wegen Mangels an Zugvieh nicht nachgeschafft werden konnten. Von meinen Verbündeten hatte ich keine Nachricht; was in Sachsen, Schlesien und Brandenburg vorging war mir ebenfalls unbekannt."

Traun. „Euer Majestät halten zu Gnaden, alle diese Uebelstände waren mit Eifer und Fleiß durch uns herbeigeführt worden, wir bauten darauf unsere schönsten Hoffnungen die auch wirklich in Erfüllung gegangen sind. Es ist vor Kurzem behauptet worden daß es unseren

leichten Truppen an Disciplin und guten Offizieren gefehlt habe, wodurch die Unfälle bei Chotuſitz veranlaßt worden wären (ſ. den 51. Brief). Aber dieſer Vorwurf entbehrt des Grundes. Ich gebe zu daß die Kroaten und Panduren in Hinſicht der Disciplin ſich manches Vergehens ſchuldig gemacht haben; wer ſie aber zu benutzen verſtand wurde von ihnen gut bedient. Im Herbſt 1744 lag es in unſerem Intereſſe die preußiſche Armee ſo lange im ſüdlichen Böhmen feſtzuhalten, bis die durch mich aus Baiern herbeigeführten Truppen und die Sachſen auf dem Kriegsſchauplatze angekommen ſeyn würden, worauf wir die Offenſive ergreifen wollten. Bis zu dieſem Momente durften wir weder zaghaft erſcheinen, noch durch tollkühnen Uebermuth unſer Spiel verderben. Daß die Franzoſen uns keinen Strich durch die Rechnung machen würden wußten wir; von den Baiern war noch weniger zu befürchten. Die Erſteren amüſirten ſich im Breisgau mit der nutzloſen Belagerung von Freiburg, und warteten auf die Ankunft ihres Königs der ſich an die Spitze ſtellen wollte, aber in Metz durch eine galante Krankheit zurückgehalten wurde. Die Letzteren waren froh Karl VII. nach München zurückgeführt zu haben und in ihrem Lande bleiben zu können. Es kam alſo hauptſächlich darauf an unſere Ankunft in Böhmen zu verbergen, und das verlorene Gleichgewicht der Kräfte daſelbſt wieder herzuſtellen. Die Nähe des Winters mußte dann das Uebrige thun. Schon am 2. October vereinigte ich mich bei Mirotiz mit Bathyani, den 5. rückte ich bis Piſek vor, worauf Prinz Karl den Oberbefehl übernahm; an demſelben Tage trafen die Sachſen bei Eger ein. Mit Einſchluß der Sachſen und Ungarn belief ſich unſere Streitmacht in Böhmen auf 80,000 Mann, wovon die größere Hälfte bei Piſek vereinigt war. Die leichten Truppen umringten die Preußen von allen Seiten, und nützten dadurch mehr als wenn ſie bei der Hauptmacht geweſen wären. Die neueren Kriegstheoretiker ſtellen zwar als oberſten Grundſatz auf, daß man ſeine Streitkräfte ſtets vereinigen und auf entſcheidende Schläge ausgehen müſſe; es giebt aber Verhältniſſe in welchen das geradezu verwerflich iſt und nur zu großen Niederlagen führt."

Friedrich. „Wenn ich Alles reiflich überlege iſt Ihr Verfahren den Umſtänden ganz angemeſſen geweſen. Die Ungewißheit, in welcher ich mich ſeit zwei Wochen befand, war mir höchſt peinlich und erregte das Verlangen durch einen Gewaltſtreich dieſes geheimnißvolle Dunkel

aufzuklären. Meine Kundschafter hatten mich zwar von der Ankunft des Heeres unter Ihrer Führung benachrichtigt, auch vermuthete ich Sie in meiner Nähe, weshalb ich den 4. und 5. October einige Recognoscirungen in der Richtung auf Pisek unternahm, aber über die Stellung und Stärke meiner Gegner etwas Bestimmteres nicht erfahren konnte. In Erwartung daß dieses Räthsel sich bald lösen müsse, blieb ich noch zwei Tage bei Wodnian stehen. Ich hatte hier etwa 60,000 Mann, und glaubte mich stark genug allen Ereignissen kühn entgegen gehen zu können. Hätte Prinz Karl die Hand zu einer Schlacht geboten, so wäre mir bald geholfen gewesen. Aber die Unthätigkeit der feindlichen Armee setzte mich eben so sehr in Verlegenheit, als die große Thätigkeit der Streifparteien, welche meine Magazine in Tabor bedrohten und meine Verbindung fortwährend in allen Richtungen unterbrachen. Hierzu kam eine Uneinigkeit zwischen meinen Unterfeldherren (den Feldmarschällen Schwerin und Erbprinz Leopold), wovon der Eine nach Budweis, der Andere weiter links nach Neuhaus marschiren wollte, was mit meinen Ansichten gar nicht übereinstimmte. Um der Sache ein Ende zu machen entschloß ich mich zum Rückzuge nach Tabor, wohin ich bereits den General Nassau mit 10,000 Mann vorausgeschickt hatte. Aber kaum hatte ich den Rücken gewendet, so erhielt ich neue Beweise von der Zudringlichkeit der feindlichen leichten Truppen, weshalb ich den 9. October nur bis Bechin ging um eine in Teyn zurückgelassene Abtheilung aufzunehmen, welche von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen wurde unter Zietens Anführung sich aber glücklich durchschlug. Erst am 12. setzte ich den Rückzug bis Tabor fort, wo ich die entsendeten Abtheilungen an mich zog und später, in Folge einer unrichtigen Meldung über die Ankunft der Sachsen, bis Beneschau zurückging, worauf ich die Verbindung mit Prag wieder herstellte." [1]

Prinz Karl. „Dieser Rückzug Sire, war für uns ein Triumph; doch begriffen wir nicht weshalb Sie Budweis und selbst das Schloß Frauenberg immer noch besetzt hielten, die dortigen Kranken hätten wohl unserer Fürsorge überlassen werden können."

[1] Der König kam den 18. October nach Beneschau, wo er acht Tage stehen blieb und sich vergeblich bemühte den in Tabor und Budweis zurückgelassenen Truppen (3000 Mann) den Befehl zum Rückzuge zugehen zu lassen. Acht zu diesem Zwecke entsendete Offiziere kehrten nach und nach unverrichteter Sache zurück. Jene Truppen wurden gefangen genommen.
Der Herausgeber.

Friedrich. „Sie überſehen Prinz, daß ich über die Operationen der Franzoſen in gänzlicher Unwiſſenheit war. Ihre perſönliche Anweſenheit geſtattete die Vorausſetzung, daß auch die franzöſiſche Armee in der Nähe ſeyn müſſe, und da dieſelbe an der Donau vorrücken wollte, mußte ich im Beſitz einiger Zwiſchenpunkte bleiben, um ſo bald als möglich von der Annäherung meiner Verbündeten Kunde zu erhalten. Zeigten ſich die franzöſiſchen Vortruppen bei Paſſau oder Linz, ſo können Sie überzeugt ſeyn daß ich ohne Verzug wieder vorgerückt ſeyn würde. Aber ſagen Sie mir doch welches eigentlich die Abſicht Ihrer Manöver gegen meine Rückzugslinie geweſen iſt, da Sie gerade im wichtigſten Momente nichts gethan haben, mir Schaden zuzufügen und mein Bemühen die Verbindung mit Prag wieder herzuſtellen zu vereiteln."

Prinz Karl. „Daran waren nur die Sachſen ſchuld, welche am 14. October erſt bis Pilſen kamen und ſich überhaupt nicht ſehr beeilten. Schon früher hatte ich bei Worlik und Großwähr mehrere Brücken über die Moldau ſchlagen laſſen, auf welchen ich übergehen und mit vereinter Macht Ihre Rückzugslinie beſetzen wollte. Nadasdi überſchritt den Fluß ſchon am 13. und ſollte Ihren Rückmarſch verzögern, während Ghylani Ihre Arrieregarde feſtzuhalten ſuchte. Aber General Naſſau war zu ſtark, beſonders nachdem Schwerin mit einem Theile der Cavallerie zu ihm geſtoßen war, und ſo konnte Nadasdi nichts ausrichten. Ich folgte ihm und vereinigte mich mit ihm am 16. bei Chlumetz, da aber die Sachſen erſt am 22. dort eintrafen, wagte ich früher keine Bewegung, die mich in die Nothwendigkeit verſetzen konnte eine Schlacht annehmen zu müſſen."

Friedrich. „Sie ſcheinen auch nach dieſer Vereinigung keine große Luſt gehabt zu haben ſich mit mir zu meſſen, obſchon Ihre Streitmacht dadurch auf 70,000 Mann angewachſen war; denn als ich den 25. gegen Ihre Stellung bei Janowitz rückte, verhielten Sie ſich ganz paſſiv, gleichwohl war ich um 10,000 Mann ſchwächer."

Traun. „Eure Majeſtät geſtatten mir die Bemerkung, daß mein Durchlauchtiger Chef nur gar zu gern Ihnen eine Schlacht geliefert hätte, doch meinen Gegenvorſtellungen Gehör gab. Unſere Stellung war, wie Euer Majeſtät ſelbſt geſehen haben werden, außerordentlich ſtark. Wurden wir darin angegriffen, ſo waren alle Vortheile auf unſerer Seite; gingen wir dagegen ſelbſt zum Angriffe über, ſo verloren

wir dieſe Vortheile und konnten leicht geſchlagen werden, denn nach den vielen Entſendungen, die ich angeordnet hatte, war uns nur eine ſehr unbedeutende Uebermacht verblieben. Wenn man überhaupt ein Kriegsſyſtem angenommen hat, darf man ohne ſehr triftige Gründe nicht davon abgehen. Das meinige beſtand wie geſagt im Weſentlichen darin: die preußiſche Armee ohne Schlacht, durch fortwährende Beläſtigungen im Rücken, zum Rückzuge hinter die Elbe zu zwingen und entweder von Prag oder von Schleſien abzuſchneiden. Dieſes Verfahren führte zwar langſam aber ſicherer zum Ziele, als wenn wir uns auf große Angriffsgefechte eingelaſſen hätten. Unſere Hauptſtärke beſtand damals in einer ſehr zahlreichen Cavallerie (23,400 Reiter) und in der Kühnheit unſerer leichten Truppen, deren Werth Euer Majeſtät immer etwas zu gering geachtet haben. Die Beſchaffenheit des Landes leiſtete uns manchen Vorſchub; die Einwohner verſahen uns hinreichend mit Lebensmitteln in Gegenden wo die preußiſchen Truppen darben mußten, und verſchafften uns nebenbei immer gute Nachrichten. Es handelte ſich alſo nur darum die Hauptmacht ſo zu führen, daß ſie die Unternehmungen der entſendeten Parteien leicht unterſtützen konnte, und in der Nähe Euer Majeſtät ſehr ſtarke Stellungen zu wählen. Der fortgeſetzte Rückzug der preußiſchen Armee bis hinter die Elbe und die bei derſelben eintretende ſtarke Deſertion haben zur Genüge bewieſen, daß wir unſere Rechnung nicht ſo ganz ohne den Wirth gemacht hatten."

Friedrich. „In der That mein lieber Graf, Sie haben Ihre Sache gut gemacht und ich bin Ihnen für manche gute Lehre Dank ſchuldig. Namentlich war mir die Bedrohung meiner Magazine in Pardubitz und Kolin ſehr empfindlich, weshalb ich den General Naſſau mit ſeinem Corps nach letzterem Ort vorausſchickte. In den erſten Tagen des Novembers, wo ich meine Hauptmacht unweit Prag vereinigt hatte, hoffte ich immer noch daß es zu einer Schlacht kommen werde; nachdem aber die Oeſterreicher ſich immer mehr der Elbe näherten, verſtärkte ich die Beſatzung von Prag bis auf 9000 Mann, und führte meine Truppen hinter die Elbe, wo ich Winterquartiere zu nehmen beſchloß. Kolin und Pardubitz, die Stützpunkte meiner Stellung, wurden ſtark beſetzt und befeſtigt; zwiſchen dieſen beiden Punkten bildete ich eine Poſtenkette von 4 Bataillonen 40 Schwadronen, weil die Elbe dort mehrere Furten hat; zur Verbindung mit Prag ließ ich Nimburg und Brandeis jedes

mit 1 Bataillon beſetzen. Meine übrigen Truppen kantonirten in der Umgegend von Chlumetz (1¾ Meile von der Elbe und ſo ziemlich in der Mitte der Stellung gelegen), das Hauptquartier nahm ich in Bohdanecz hinter meinem linken Flügel, den ich nach Schwerins Abreiſe ſelbſt befehligte. Auf ſolche Weiſe glaubte ich mich gegen jeden plötzlichen Angriff ſicher geſtellt, doch ſah ich mich darin getäuſcht."

Prinz Karl. „Wir würden Euer Majeſtat Ruhe auch nicht ſehr geſtört haben, aber ich erhielt von Wien gemeſſene Befehle ganz Böhmen vom Feinde zu befreien, obſchon die öſterreichiſch-ſächſiſche Armee durch Krankheiten und Entſendungen nach Baiern geſchwächt worden war und nur noch an 40,000 Mann Infanterie und 20,000 Reiter zählte. Indeß ſchätzten wir die preußiſche Armee hinter der Elbe nicht über 50,000 Mann, wovon ein großer Theil an der Ruhr leiden ſollte. Wir hatten bisher in der Gegend von Kuttenberg geſtanden. Nach einer Verabredung mit dem Herzoge von Weißenfels marſchirte Letzterer mit den Sachſen den 12. November gegen Przelautz, wo am 15. der Uebergang verſucht werden ſollte. Gegen Kolin, Pardubitz und Königgrätz ſollten gleichzeitig Demonſtrationen gemacht werden. Da aber ein Theil unſerer Pontons unterwegs im Schlamme ſtecken blieb, mußten wir das ganze Vorhaben aufgeben."

Friedrich. „Der Uebergang auf jenem Punkte würde Ihnen auch ſchwerlich gelungen ſeyn, denn ich hatte durch Deſerteure Kunde davon erhalten, General Buddenbrock ſtand mit 45 Schwadronen bereit Sie zu empfangen, und Erbprinz Leopold erhielt Befehl mit allen übrigen Truppen ſich marſchfertig zu halten."

Prinz Karl. „Deſto beſſer gelang es uns am 19. November Euer Majeſtät Wachſamkeit zu täuſchen, wo wir den Uebergang bei Selmitz (oder Teltſchütz) glücklich bewerkſtelligten."

Friedrich. „Nun dort haben Sie wahrhaftig auch kein Meiſterſtück gemacht Prinz, obſchon ich allerdings, durch eine Meldung des Generals Einſiedel irre geführt, die öſterreichiſche Armee im Marſche gegen Prag begriffen glaubte und bereits Gegenbewegungen angeordnet hatte. Aber das Verhalten Ihrer Truppen während des Brückenſchlages, und Ihre Unthätigkeit nach dem Uebergange, brachte ſie um alle Früchte der an ſich lobenswerthen Combinationen. Doch der ganze Hergang iſt zu intereſſant um nicht auf die Einzelnheiten deſſelben einzugehen, wofür

mir die Herren gewiß Dank wiſſen werden. Alſo aufgemerkt! Der Prinz hatte ſich am Morgen des 19. in der Dunkelheit unbemerkt der Elbe genähert, früh 4 Uhr 48 Geſchütze auffahren laſſen, und die Schlagung von fünf Pontonbrücken angeordnet. Während man damit beſchäftigt war, begannen 17 Compagnien Grenadiere auf Kähnen überzuſetzen, um ſich des rechten Elbufers zu bemächtigen und den Brückenbau unmitttelbar zu decken. Huſarenabtheilungen ſchwammen durch den Fluß und ſuchten die Verbindung meiner Vorpoſten zu unterbrechen. Schon hatten ſich einige hundert Grenadiere und Huſaren in einem Gehölz am rechten Ufer aufgeſtellt, als mein nie raſtender Vorpoſtengeneral Zieten, durch einzelne zwiſchen den Poſten gewechſelte Schüſſe aufmerkſam gemacht, herbei eilte und dem im nahen Geſtüthofe zu Kladrup ſtehenden Oberſtlieutenant Wedell befahl, mit ſeinem Grenadierbataillon ſofort das Dorf Selmitz zu beſetzen, welches den Brückenpunkten gegenüber lag; er erreichte daſſelbe gegen 6 Uhr, als noch keine Brücke fertig war. Außerdem ſendete Zieten Ordonnanzen nach allen Richtungen, welche aber von den öſterreichiſchen Huſaren aufgehalten oder abgeſchnitten wurden, ſo daß ich keine Meldung erhielt. Der Anmarſch des Grenadierbataillons, welchem 3 Geſchütze folgten, war den Oeſterreichern nicht unbekannt geblieben, und General Feuerſtein ließ nun das Feuer ſeiner Geſchütze gegen daſſelbe richten. Allein die Dunkelheit, einige Erderhöhungen und Mauern ſchwächten die Wirkung dieſes Feuers, während meine Grenadiere mit ihren Kanonen jedem Uebergangsverſuche des Feindes auf dem Brückenpunkte nachdrücklich begegneten. Das würde jedoch bald unmöglich geworden ſeyn, wenn die anderwärts übergeſetzten feindlichen Grenadiere und Huſaren am rechten Ufer ſich unternehmender gezeigt hätten. Zieten, welcher hier 3 Schwadronen zu ſeiner Verfügung hatte und jeden Augenblick Verſtärkung erwarten durfte, ließ aber die feindlichen Truppen nicht aus dem Schach, und griff ſie jedesmal mit Entſchloſſenheit an, ſobald ſie aus dem Geſtrüpp ins Freie traten und ſich formiren wollten. Mit Tagesanbruch wurde die Lage meiner tapferen Truppen immer gefährlicher, doch behaupteten ſie ihre vortheilhafte Stellung noch eine Stunde lang, und zogen ſich kurz nach 8 Uhr, nachdem alle Brücken fertig waren und immer noch keine Unterſtützung ſich blicken ließ, mit Verluſt von 2 Offizieren, 100 Mann und einem demontirten Geſchütz unangefochten durch den nahen Wald zurück. Die

österreichiſchen Grenadiere hatten 140, die ſächſiſchen 25 Mann verloren. — Nun Ihr Herren was ſagt Ihr zu dieſer ſchönen Waffenthat? Kaum 1000 Mann mit 3 Geſchützen bieten einer Armee von 50,000 Mann mit 50 Geſchützen drei Stunden lang Trotz, und werden für dieſe Verwegenheit nicht einmal durch Gefangenſchaft beſtraft. Dieſe Tapferkeit wird nur von Zietens Beſcheidenheit übertroffen, welcher in ſeinem Berichte dem Oberſtlieutenant Wedell alles Verdienſt zuſchrieb, wofür ich dieſem den ehrenvollen Beinamen eines „preußiſchen Leonidas“ gab, der eigenen Thaten aber mit keinem Worte gedachte.[1] Solche Generale ſind die ſchönſten Perlen in einer Königskrone!“

Prinz Karl. „Unſer Verfahren bei dieſem Uebergange unterliegt allerdings manchem Tadel und hätte entſchloſſener ſeyn können. Am auffälligſten erſcheint vielleicht die geringe Wirkung unſeres Geſchützfeuers. General Feuerſtein klagte aber die Bodenbeſchaffenheit an, welche ihn nöthigte die Geſchütze nahe am Ufer aufzuſtellen, was zur Folge hatte daß die Preußen bei der großen Nähe und tieferen Stellung meiſt überſchoſſen wurden. Den Rückzug des Bataillons Wedell vermochten wir nicht zu hindern, da es nur einen Katzenſprung bis zum nahen Walde hatte, und hinter Selmitz ſogleich aus dem Bereiche unſeres Geſchützfeuers kam. Aber Euer Majeſtät ſind uns Erklärung ſchuldig weshalb dieſes tapfere Häuflein ohne Unterſtützung blieb.“

Friedrich. „Ich habe ſchon geſagt daß alle Meldungen Zietens aufgefangen wurden. Zwar wurde ich von einer ſtarken Kanonade unterrichtet und entſendete Offiziere in verſchiedenen Richtungen, um Beſtimmteres darüber zu erfahren. Einige kehrten mit der Nachricht zurück daß Kolin angegriffen werde; Andere berichteten von einem Angriffe auf Pardubitz Dies machte mich ungewiß und ich konnte vorläufig nur befehlen, daß alle Truppen ſich zum Aufbruche bereit halten ſollten. Erſt gegen 11 Uhr Vormittags gelangte ein Huſarenoffizier mit Zietens Meldung zu mir und bemerkte zugleich, daß Wedell ſich nach Wiſchenjowitz zurückgezogen habe aber nicht verfolgt worden ſey. Dies bewog mich allen Truppen dieſen Ort zum Sammelplatze zu bezeichnen. Abends 9 Uhr war meine Armee dort verſammelt, mit Ausnahme der Truppen des Generals Naſſau bei Kolin (16 Bataillone 30 Schwadronen)

[1] Oberſtlieutenant von Wedell wurde 1745 in der Schlacht bei Soor getödtet
Der Herausgeber.

und der 3 Bataillone von Pardubitz die ich dort nicht wegziehen durfte. Was ich bei Wiſchenjowitz vereinigt hatte, belief ſich indeß nur auf 30,000 Mann. Wären Sie mit Ihrer faſt doppelt ſo ſtarken Armee ſogleich dahin marſchirt, ſo wurde ich en détail geſchlagen und mußte einen ſehr excentriſchen Rückzug nach Schleſien machen. Von Selmitz bis Wiſchenjowitz ſind nur drei Stunden Wegs; was hinderte Sie dieſe Richtung einzuſchlagen?"

Prinz Karl. „Der Uebergang meiner Truppen war erſt Nachmittags 2 Uhr beendigt Sire; wir hatten nur noch zwei Stunden Tags vor uns und konnten doch nicht wiſſen daß jener Ort zum Sammelplatze beſtimmt ſey."

Friedrich. „Wenn man fünf Brücken über einen Fluß geſchlagen hat, der kaum 200 Schritte breit iſt, muß man bei guten Anordnungen den Uebergang in der Hälfte der von Ihnen gebrauchten Zeit bewirken können. Die 4000 Grenadiere, welche früh 8 Uhr ſchon am rechten Ufer ſtanden, mußten Wedells Grenadieren auf dem Fuße folgen. Ließen Sie gleichzeitig einige Tauſend Reiter in verſchiedenen Richtungen vorgehen, ſo würden Sie bald erfahren haben wo meine zerſtreuten Truppen ſich verſammeln ſollten. Genau betrachtet war aber dieſe Kenntniß gar nicht erforderlich, um mich in eine ſehr ſchlimme Lage zu verſetzen. Ihre Abſicht ging dahin, meine Armee in ihren Quartieren zu überfallen und aus einander zu ſprengen. Die Vertheilung derſelben war Ihnen nicht unbekannt. Der Brückenbau und Uebergang Ihrer Armee war zwar durch Zietens Umſicht und Wedells Tapferkeit um einige Stunden verzögert worden, aber doch gelungen; Sie ſtanden mit vereinter Macht faſt im Mittelpunkte meiner ausgedehnten Stellung, die als durchbrochen zu betrachten war. Gleichwohl thaten Sie nichts um hieraus Vortheile zu ziehen, und ſelbſt am anderen Tage gingen Sie nur bis Teinitz (eine halbe Meile), ja Sie verſuchten nicht einmal das Corps des Generals Naſſau abzuſchneiden, zu deſſen Aufnahme ich bis zum 24. November bei Königgrätz ſtehen bleiben mußte. Nadasdi's leichte Truppen, welche dies bewerkſtelligen ſollten, waren einer ſo wichtigen Aufgabe nicht gewachſen. Statt alle Kräfte aufzubieten mir in Böhmen eine Niederlage zu bereiten, der ich kaum entgehen konnte, marſchirten Sie am 21. bis Zizelicz (¾ Meile), raſteten dort den 22., gingen den 23. nur bis Chlumetz (½ Meile), raſteten den 24. abermals, marſchirten den 25.

bis Krattenau (1 Meile) und mögen ſich dann endlich überzeugt haben, daß es zu ſpät ſey mir noch etwas anzuhaben. Mein Rückzug nach Schleſien wurde alſo gar nicht weiter geſtört. Geſtehen Sie nur mein lieber Vetter, daß ſo kurze Märſche und ſo viele Raſttage in einem entſcheidenden Momente etwas ganz Unbegreifliches ſind. Und was ſagt Ihr kluger Rathgeber zu dieſer ſchneckenartigen Verfolgung; gehörte das vielleicht auch zu ſeinem Kriegsſyſtem?"

Traun. „Eure Majeſtät werden mir das gewiß nicht zurechnen, aber ich muß unterthänigſt bitten mein Stillſchweigen nicht übel zu deuten."

Prinz Karl. „So ganz ruhmlos iſt unſer Winterfeldzug doch auch nicht geweſen. Meine Truppen hatten viele Kranke, die Sachſen desgleichen; der Herzog von Weißenfels hielt ſich nicht ermächtigt weiter zu gehen. Wir lenkten jetzt unſere Aufmerkſamkeit auf die ganz iſolirte Beſatzung von Prag; ein ſolcher Fang war auch nicht übel und ſicher genug. Eure Majeſtät wiſſen, was aus dieſen 9000 Mann mit ihren 2000 Wagen und dem Belagerungspark geworden iſt; kaum die Hälfte der Truppen kehrte über die Grenze zurück."

Friedrich. „Das iſt allerdings wahr, man kann aber auch nicht ungeſchickter handeln als General Einſiedel damals gethan. Indeß war dieſer Unfall für mich von weit geringerem Vortheile, und entſchuldigt das vorher Verſäumte auf keine Weiſe."

Joſeph II. „Ich dächte Herr Bruder, daß man ſich geringere Vorwürfe zu machen habe, eine einzelne Operation als einen ganzen Feldzug zu verfehlen, und das Letztere läßt ſich doch wohl von dem Ihrigen ſagen."

Friedrich. „Ich möchte Ihnen dieſen ſüßen Wahn nicht gern entreißen; aber Sie ſind dabei im Irrthum. Da wir jetzt freier ſprechen können, will ich Ihnen ganz offen ſagen welche Vortheile mir dieſer ſogenannte „verfehlte" Feldzug gebracht hat. Zuerſt glaube ich Ihnen gezeigt zu haben, daß das Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Sachſen für mich kein Hinderniß ſey in Böhmen einzudringen. Dann habe ich zu verſtehen gegeben, daß ich Macht genug beſitze mich eines großen Theils von Böhmen zu verſichern, ſobald man Schleſien mir wieder entreißen wolle. Ferner hatte ich mir durch den Einfall in Böhmen ſowohl den Kaiſer als den König von Frankreich zum größten Danke verpflichtet, und war auch der Erſtere nicht in der Lage mich dafür belohnen zu können, ſo

verſchaffte mir dieſe ihm geleiſtete Hilfe doch ein großes Anſehen im deutſchen Reiche. Man erkannte in mir den Fürſten, welcher vorzugsweiſe befähigt ſey den Uebergriffen des Hauſes Oeſterreich mit gewaffneter Hand entgegen zu treten. Als im dritten ſchleſiſchen Kriege die Franzoſen und Reichstruppen gegen mich in die Schranken traten, machte ich die Frankreich und dem Reiche früher geleiſteten Dienſte geltend, und es würde mir im Herbſte 1757 ſchwerlich gelungen ſeyn ſo übermächtigen Gegnern mit Erfolg die Spitze zu bieten, hätten ſich in ihren Reihen nicht große Sympathien für mich gezeigt."

Joſeph. „Was den letzteren Vortheil betrifft, ſo konnte er damals füglich nicht in Rechnung gebracht werden; welcher Sterbliche vermöchte ſo weit in die Zukunft zu blicken?"

Friedrich. „Daß ich von Oeſterreichs Politik nichts Gutes zu erwarten hatte, lag ſchon damals offen zu Tage. Zwar hätte ich niemals geglaubt, daß Frankreich mit Oeſterreich ſich gegen mich verbinden werde, weil es ſo ganz gegen das Intereſſe Frankreichs war. Ein geleiſteter guter Dienſt bleibt aber niemals ohne nützliche Folgen, und zeigen ſich auch die Kabinette zuweilen undankbar, ſo gewinnt man doch in der öffentlichen Meinung. Dieſe habe ich aber ſpäter immer auf meiner Seite gehabt, ſie war mir eine mächtige Verbündete. Kurz mein lieber Joſeph, der Feldzug 1744 hat mir in der Hauptſache weit mehr Nutzen als Schaden gebracht, und man darf nicht glauben daß der beſſere Theil des Erfolgs im Kriege nur in der zeitweiſen Eroberung eines Stück Landes beſtehe, das man weder behalten kann noch will."

Prinz Karl. „Als Euer Majeſtät die Oeuvres posthumes ſchrieben, ſcheinen Sie von den in dieſem Feldzuge errungenen Vortheilen eine minder günſtige Anſicht gehabt zu haben."

Friedrich. „Das kann wohl ſeyn; es kommt aber in Bezug auf das Reſultat dieſes Feldzugs gar nichts darauf an, wie ich meine Verhältniſſe damals angeſehen habe, das iſt nur von Werth in Bezug auf meine Entſchließungen. Die Folgen der kriegeriſchen Ereigniſſe laſſen ſich in ihrem vielverzweigten Zuſammenhange erſt ſpäter überblicken, und oft erſcheint dann das als Vortheil, was man früher als Nachtheil erkennen zu müſſen glaubte. Daß Ihr braver Feldmarſchall Traun mir damals manche gute Lehre gegeben habe, werde ich jedoch nie wiederrufen."

Da der Abend bereits herangerückt war, trennte sich die Gesellschaft, wurde aber eingeladen sich bald wieder zu versammeln, um den Bericht über den thatenreichen Feldzug 1745 anzuhören. Im Weggehen sprach ich mit General Winterfeldt über die mancherlei Mißgriffe des Generals Einsiedel bei der Räumung von Prag, die dessen Entlassung aus dem Dienste zur Folge hatten, war aber nicht wenig erstaunt daß Winterfeldt ihn wegen der später erlittenen Verluste in Schutz nahm. „Einsiedel — sagte er — hat sich allerdings zu Anfange grobe Vernachlässigungen zu Schulden kommen lassen, und hätte seinen Abmarsch nicht auf so unverständige Weise ausposaunen sollen. Wie aber die Sachen nach dem Rückzug des Königs aus Böhmen standen, war Einsiedel fast unrettbar verloren. Der König ist zu lange unschlüssig geblieben, ob er Prag besetzt halten oder aufgeben solle, und hat sich von seinen Gegnern überhaupt eine ganz irrige Vorstellung gemacht. Schon nach dem ersten Uebergangsversuche der Oesterreicher mußte der König entweder den Befehl zur Räumung Prags geben, oder die Armee bei Kolin concentriren. Er hoffte aber immer noch, daß man ihn den Winter über in Ruhe lassen werde, und versäumte die nöthigen Maßregeln zu treffen für den Fall eines erneuerten Angriffs. Zieten hat ihn damals oft gewarnt. Unser gnädigster Herr war aber immer etwas halsstarrig und that gern das Gegentheil von dem was seine treuesten Diener ihm riethen." — „Man hat mir erzählt" erwiederte ich „daß Sie mit Zieten in gespannnten Verhältnissen gelebt hätten; das eben Gesagte setzt mich deshalb in einige Verwunderung." — „Zieten war ein Ehrenmann in der edelsten Bedeutung des Wortes, wie hätte ich ihn da nicht lieben und verehren sollen? Aber der König schien an meiner Person mehr Geschmack zu finden, beehrte mich mit seinem Vertrauen in fast auffallender Weise, und das scheint den guten Zieten etwas argwöhnisch gemacht zu haben. Jetzt kennt er mich besser. Uebrigens ist es von jeher das Bestreben schlechter und eigensüchtiger Menschen gewesen, diejenigen gegen einander zu verdächtigen, welche die Kraft und den Muth besitzen ihrem Könige und Vaterlande mit Aufopferung zu dienen, ohne dabei um den Beifall der Menge zu buhlen. Haben nicht Scharnhorst, Gneisenau und Stein dieselben Erfahrungen gemacht?" — Leider konnte ich darauf nichts erwidern. Wir trennten uns mit warmem Händedruck.

Sechsundfünfzigster Brief.

Olymp, den 2. September 1842.

Wer noch in Zweifel ſeyn ſollte, daß eine höhere Macht die Geſchicke der Völker lenket, daß aller Intriken der Staatsmänner zum Trotz früher oder ſpäter immer nur das geſchieht, was die göttliche Vorſehung dem Heile der Völker dienlich erachtet; der ſtudiere die Geſchichte mit unbefangenem Geiſte, der höre auf die Mittheilungen der Gewaltigen und Eingeweihten, nachdem ſie vom Schauplatz ihrer Thaten abgetreten und zu beſſerer Einſicht gekommen ſind, zu der Einſicht daß ſelbſt der unumſchränkteſte Monarch, der unverantwortlichſte Miniſter, der thatkräftigſte Feldherr immer nur dem Säemann gleichen. Die Güte oder Schlechtigkeit, das Viele oder Wenige des Saamens den er ausſtreuen will, hängt zwar meiſt von ſeiner Willkür ab, auch mag er in Benutzung des Bodens freie Wahl haben. Aber das bürgt noch lange nicht für die Beſchaffenheit der Früchte die er zu erndten wünſcht. Wärme und Kälte, Sonnenlicht und Regen, Sturm und Schneegeſtöber, Ueberſchwemmungen und gewaltige Erderſchütterungen, der ganze geheimnißvolle phyſiſche Proceß des Erdballs mit ſeiner atmoſphäriſchen Hülle, entſcheiden in letzter Inſtanz über die Produkte der Bearbeitung ſeiner Oberfläche. — Und in der moraliſchen oder politiſchen Sphäre ſollte es anders ſeyn? Es iſt eine armſelige Weisheit welche nicht müde wird zu predigen: daß es nur des feſten Willens eines mächtigen Mannes bedürfe, um Dieſes oder Jenes in das Werk zu ſetzen. Es giebt nur ſehr wenige Fälle wo das überhaupt möglich iſt, in der Regel ſind die Verhältniſſe ſtärker als der menſchliche Wille, und es gehört ein ſehr glückliches Zuſammentreffen von Umſtänden dazu, wenn ein Mächtiger den Verhältniſſen eine Zeit lang gebieten will.

Zu dieſer Betrachtung, deren weitere Ausführung Du nach Gefallen ſelbſt übernehmen magſt, veranlaßte mich ein Blick auf die politiſchen Ereigniſſe im Anfange des Jahres 1745. Der Tod Karls VII., welchem es nach mancher Irrfahrt und kaiſerlichen Demüthigung am Ende ſeiner Laufbahn vergönnt war in der Burg ſeiner Ahnen zu ſterben (den 20. Januar), führte plötzlich ganz neue politiſche Verhältniſſe herbei, die ſehr geeignet waren Friedrich II. von der errungenen Höhe in gänzliche

Bedeutungsloſigkeit herabzuſtürzen, und ſeinen Einfluß auf die innere Geſtaltung des deutſchen Reiches für immer zu vernichten. Im Namen des Kaiſers, mit Frankreich, Heſſen und Schweden im Bunde, hatte Friedrich bisher zu entſcheidenden Schritten gegen Oeſterreich ſeinen ſtarken Arm bieten können, und er war in der That der Mann wahrhaft Großes zu vollbringen, ſobald er nur auf zeitgemäße und ausgiebige Unterſtützung ſeiner Verbündeten rechnen durfte. Jener Todesfall änderte dies Alles. Der neue Kurfürſt von Baiern (Maximilian III. Joſeph) kaum 18 Jahre alt, entſagte allen Anſprüchen ſeines Vaters auf die öſterreichiſche Erbfolge, trat der Gewährleiſtung der pragmatiſchen Sanktion bei, ſicherte dem Großherzog Franz ſeine Stimme zur Kaiſerwahl, brach das Bündniß mit Frankreich ab, entließ die fremden Truppen, verpflichtete ſich künftig nicht mehr als 6000 Mann eigener Truppen zu unterhalten, dieſe ſtets zur Dispoſition des Kaiſerhauſes zu ſtellen, und erhielt dafür alle an Oeſterreich verlorene Länder zurück. Die Frankfurter Union löste ſich faktiſch ſchon durch den Tod Karls VII. auf. — Von dieſer Seite vollkommen geſichert, konnte Maria Thereſia nun allen Ernſtes daran denken ihr geliebtes Schleſien wieder zu erobern. Den Ueberredungskünſten der Geſandten Oeſterreichs, Rußlands, Englands und Hollands gelang es, den leicht zu bethörenden Grafen Brühl, welcher Sachſens Politik ganz nach Willkür leitete, in Oeſterreichs Intereſſe immer tiefer zu verflechten; man verſprach ihm die Fürſtenthümer Glogau, Sagan und das Herzogthum Magdeburg, wofür nichts verlangt wurde als die Stellung eines Hilfsheeres von 30,000 Mann; das hauptſächlich zur Wiedereroberung Schleſiens verwendet werden ſollte. Von den Anſprüchen Sachſens auf die öſterreichiſche Erbfolge war unter ſolchen Umſtänden nicht mehr die Rede, und von der Bewerbung um die Kaiſerwürde hatte ſich Auguſt III. durch Annahme der polniſchen Königskrone ſelbſt ausgeſchloſſen. Zwar bemühte ſich Graf Moritz von Sachſen, welcher in den Niederlanden viele Feſtungen erobert hatte, ſeinen Halbbruder mit Oeſterreich zu entzweien und für ein Bündniß mit Frankreich zu gewinnen; aber Auguſt befaßte ſich höchſt ungern mit Regierungsangelegenheiten, und in Frankreich war man des Krieges in Deutſchland müde geworden.

Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit hatte Friedrich II. die Entwickelung dieſer neuen Verhältniſſe beobachtet. Es konnte ſeinem politiſchen Scharfblicke nicht entgehen, daß ihm bald große Gefahren bevorſtehen

würden. Sein Bündniß mit Frankreich war zwar noch in voller Kraft; allein die Franzosen beschränkten sich in der Fortsetzung des Krieges gegen Oesterreich auf das linke Rheinufer, und selbst der glänzendste Sieg in den Niederlanden konnte auf die Angelegenheiten Mitteldeutschlands nur sehr geringen Einfluß haben. So war denn Friedrich sich selbst überlassen, allen Angriffen seiner Nachbarn blosgestellt. Doch verzagte er nicht; hatte er doch den Oesterreichern wiederholt gezeigt wessen er fähig sey. Vor allem aber mußte das Heer auf einen Achtung gebietenden Stand gebracht werden. Der letzte Feldzug hatte enorme Summen gekostet und nichts eingebracht, was für den Augenblick als Ersatz gelten konnte. Nur allein die Verpflegung der in Böhmen gestandenen Truppen verursachte einen Aufwand von monatlich einer halben Million Thalern. Zur Vermehrung und Ausrüstung der Truppen für den nächsten Feldzug, der entscheidend werden mußte, zur Anlegung von Magazinen und zur Verstärkung der schlesischen Festungen waren sechs Millionen erforderlich. Anleihen hatten eben so viele Schwierigkeiten als Nachtheile. In dieser dringlichen Lage zögerte Friedrich keinen Augenblick, sein großes Silbergeräth einschmelzen zu lassen um Geld zu bekommen, und niemals hat vielleicht ein Kapital bessere Zinsen getragen. Im Monat Mai standen wieder über 100,000 Mann wohlgerüstet unter den Waffen, mit welchen jedem Angriffe Trotz geboten werden konnte.

Der König hatte uns heute wieder zu sich befohlen, auch mehrere seiner damaligen Gegner einladen lassen, kündigte aber gleich nach begonnener Sitzung an, daß es nicht seine Absicht sey über den Feldzug 1745 umständlich zu berichten, sondern daß er sich darauf beschränken werde einige der lehrreichsten Hauptmomente in nähere Betrachtung zu ziehen und die Motive zu beleuchten, welche seinen Operationen zur Richtschnur gedient hätten. Du weißt nun Freund, was Du in diesem Briefe zu erwarten hast, und magst das Fehlende selbst ergänzen. Nach obiger Erklärung begann der König wie folgt.

Friedrich: „Die politischen Verhältnisse, welche durch Karls VII. Tod herbeigeführt wurden, nöthigten mich gegen Oesterreich nur defensiv zu verfahren. Allein man darf nicht glauben daß die Defensive darin bestehe die Truppen [illegible] Daten beschränkten und [illegible] welche [illegible] haben, und die

freieren Verhältniſſe eines Feldherrn mit den gebundenen Verhältniſſen eines nur auf die Lokalvertheidigung angewieſenen Feſtungscommandanten für analog halten. Hätte ich nach dieſen Grundſätzen verfahren wollen, ſo würde ich genöthigt geweſen ſeyn die 15 fahrbaren Wege und doppelt ſo viele Fußpfade, welche aus Böhmen und Mähren nach Schleſien führen, zu verſchanzen und zu beſetzen; es würde mir dann nur noch ein ſchwaches Häuflein übrig geblieben ſeyn dem Feinde, wenn er irgendwo durchgebrochen wäre, entgegen zu gehen, was nur zu einer vollſtändigen Niederlage oder Ueberwältigung aller meiner Poſten geführt haben würde. So albern war ich natürlich nicht. Ich conſtruirte den Begriff einer Landesvertheidigung nach meiner Weiſe und traf folgende Anordnungen. General Truchſeß hielt mit 10 Bataillonen 14 Schwadronen die Grenze von der Lauſitz bis an die Grafſchaft Glatz beſetzt; General Lehwald ſchützte die letztere Grafſchaft mit 13 Bataillonen 4 Schwadronen, Markgraf Karl ſtand in Oberſchleſien mit 16 Bataillonen 20 Schwadronen auf dem linken, mit 5 Bataillonen 16 Schwadronen auf dem rechten Ufer der Oder. Die nächſten feſten Plätze waren mit 9 Bataillonen beſetzt. Die Hauptmaſſe meines Heeres, noch 62 Bataillone 125 Schwadronen, kantonirte zwiſchen Breslau, Brieg, Neiße, Glatz und Schweidnitz. Durch Hilfe der aufgeſuchten und hergeſtellten Colonnenwege wurde es mir möglich, meine Hauptmacht in wenig Tagen auf beliebigen Punkten zu vereinigen. Das Grenzgebirge verbarg und ſicherte meine Seitenbewegungen; die an der Grenze ſtehenden Poſten und meine geheimen Kundſchafter unterrichteten mich von den Bewegungen der Gegner.

„Aus dieſen vorläufigen Anordnungen können Sie meine Abſichten errathen. Ich lege darauf einigen Werth, denn das Talent eines Feldherrn kann ſich nur darin ausſprechen; haben die feindlichen Operationen einmal begonnen, dann iſt das Weitere eine Sache des Taktes. Die Eingebungen des Genie's kommen erſt in ſehr verwickelten Lagen an die Reihe. Ein Feldherr ſoll bei ſeinen defenſiven Vorkehrungen nur die wahrſcheinlichen und nicht alle denkbaren Fälle ins Auge faſſen. Wer das Gebiet der Möglichkeiten umfaſſen will, geräth in ein Labyrinth und wird am Ende zaghaft. Da meine Gegner, wie ich nur zu genau wußte, mir Schleſien wieder entreißen wollten, mußte ich auf einen ſtarken Einfall gefaßt ſeyn. Ich war entſchloſſen ſie anzugreifen ſobald ſie das Gebirge überſchritten haben würden, und es kam nur darauf an den

Uebergangspunkt zeitig zu erfahren, den rechten Moment zu treffen und hinlänglich ſtark zu erſcheinen. Das nimmt ſich geſprächsweiſe ſehr einfach aus, aber das Einfache iſt in der Ausführung immer zugleich das Schwierigſte. Die Stärke meiner Gegner wurde mit Einſchluß der Sachſen zu 115,000 Mann angegeben, wovon ich jedoch ein gutes Fünftel abziehen zu dürfen glaubte. Es iſt bekannt daß die Oeſterreicher bei ihren Rüſtungen ſich niemals ſehr beeilen.[1] Um ſie noch etwas mehr einzuſchläfern, ſuchte ich einen Spion des Prinzen Karl (einen Herrn von Sch.....g) zu täuſchen, indem ich vorgab ohne allen Widerſtand bis Breslau zurückgehen zu wollen, und ihm eine anſehnliche Belohnung verſprach wenn er mich von dem Anmarſche des Prinzen zeitig genug unterrichten werde. Herr von Sch. ging in die Falle, und der Prinz war über die ihm hinterbrachte Nachricht hoch erfreut."

Prinz Karl. „Dergleichen Täuſchungen Sire, gehören zu denjenigen Ereigniſſen über welche man ſich am wenigſten Vorwürfe zu machen hat, weil ſie ganz unverſchuldet ſind. Aber ich darf von Ihrer Unparteilichkeit wohl erwarten, daß Sie auch erzählen wie ich Sie früher in Oberſchleſien getäuſcht habe; es fehlte wenig ſo hätte ich das Corps des Markgrafen Karl ganz von Neiße abgeſchnitten wo die Hauptmacht ſtand, was meinen Einfall über Landshut und Striegau weſentlich erleichtert haben würde."

Friedrich. „Jedem das Seine mein lieber Prinz. Sie haben ganz Recht daß ich in der erſten Hälfte des Mai's noch in Zweifel war, ob die öſterreichiſche Hauptmacht über Landshut oder Glatz vorgehen werde. Die Demonſtrationen des Feldmarſchalls Eſterhazy und des Generals St. Ignon gegen Ratibor und Neiße führten mich etwas irre, weil ſie mit zu vielem Nachdruck geſchahen, als daß ich hätte wagen dürfen Oberſchleſien von Truppen zu entblößen. Ich blieb in dieſer Ungewißheit bis zum 18. (Mai), wo ich ſichere Nachricht erhielt daß die Sachſen bei Königshof angekommen ſeyen, die Oeſterreicher ſich bei Jaromirz zuſammenzögen, und befahl nun dem Markgrafen von Jägerndorf nach Neiße zu marſchiren. Zugleich ſendete ich Winterfeldt mit einem Beobachtungscorps nach Landshut. Die Verbindung zwiſchen mir und

[1] Ja richtig bis zum Jahre 1849. Jetzt herrſcht ein ganz anderer Geiſt in der öſterreichiſchen Heeresverwaltung. Man erkennt ihn an den ernſthaften Leiſtungen im Jahre 1854.
Der Herausgeber

dem Markgrafen war aber durch ein ſtarkes öſterreichiſches Corps unterbrochen, das bei Neuſtadt Stellung genommen hatte. Der Zeitpunkt rückte immer näher, wo ich die Ufer der Neiße verlaſſen und mich der Gegend von Schweidnitz nähern mußte. Es blieb mir deshalb nichts übrig als den General Zieten zu beauftragen, mit 5 Schwadronen ſeines Regiments die feindlichen Poſten zu durchbrechen und dem Markgrafen den Befehl zum Abmarſche zu überbringen. Zieten vollzog dieſen Auftrag mit eben ſo viel Liſt als Kühnheit, und am 22. Mai brach der Markgraf von Jägerndorf auf. Er hatte auf ſeinem Marſche nach Neiße einige Gefechte zu beſtehen, ſchlug ſich aber glücklich durch, fügte dem Feinde manchen empfindlichen Verluſt bei und vereinigte ſich am 27. mit mir bei Frankenſtein, wo nunmehr 66 Bataillone 140 Schwadronen und 186 Geſchütze zu meiner Verfügung ſtanden, mit welchen ich den 30. über Reichenbach aufbrach und den 1. Juni ein Lager bei Jauernik bezog. General du Moulin beſetzte mit 7 Bataillonen 38 Schwadronen Striegau. In dieſer Centralſtellung wollte ich die weiteren Bewegungen meiner Gegner erwarten, denen ich mich an der Spitze von 40,000 Mann Infanterie und 20,000 Reitern vollkommen gewachſen fühlte. Die nach allen Richtungen in Stand geſetzten Colonnenwege und die genaue Bekanntſchaft mit dem Terrain verſchafften mir den Vortheil, dem aus dem Gebirge hervorbrechenden Feinde überall zuvorkommen zu können. Meine ſcheinbare Ruhe entſprach ganz der in ihm genährten Hoffnung, daß es hier auf keinen Widerſtand abgeſehen ſey, und die überraſchende Schnelligkeit meiner Angriffsbewegungen am 4. Juni verſchafften mir bei Hohenfriedberg einen Sieg, den ich zu den glänzendſten zählen darf."

Prinz Karl. „Euer Majeſtät wollen nicht ungehalten ſeyn wenn ich mir den Zuſatz erlaube, daß Sie an jenem für uns ſo verhängnißvollen Tage vom Glücke nicht minder begünſtigt worden ſind, und daß Sie bei etwas mehr Uebereinſtimmung unſerer Bewegungen und Angriffe wohl eben ſo leicht eine gänzliche Niederlage hätten erleiden können. Schon am 29. Mai ſtand ich mit 77,000 Mann bei Landshut, und würde den 31. vor Striegau haben eintreffen können, wenn mich nicht die mangelhaften Verpflegsanſtalten und das einige Tagemärſche zurückgebliebene Geſchütz der Sachſen zu einem unfreiwilligen Aufenthalte von zwei Tagen genöthigt hätten. Den 31. kam aber die preußiſche Armee erſt bei Reichenbach an, wie vermochte ſie da uns anzugreifen wenn wir aus dem

Gebirge vorrückten? Ueberdies war die Feſte Koſel ſchon am 27. durch Ueberfall (und Verrath!) in unſere Gewalt gekommen; Eſterhazy hatte Befehl mit ſeinen Truppen Ihnen auf dem Fuße zu folgen. Würden Sie, wenn er ſich thätiger gezeigt hätte, nicht zu Entſendungen genöthigt worden und nachher zu ſchwach geweſen ſeyn mit meiner Hauptmacht anzubinden?"

Friedrich. „Der Schein iſt allerdings gegen mich lieber Vetter, aber erwägen Sie doch daß Sie, durch Ihren Spion getäuſcht, gar keinen Grund zur Eile hatten; daß ich Breslau immer noch näher ſtand als Sie, und im ſchlimmſten Falle durch ein Vorrücken in entgegengeſetzter Richtung, alſo über Schweidnitz nach Landshut, Sie unfehlbar zum ſchleunigſten Rückzuge veranlaßt haben würde. Trug ich früher Bedenken durch einen Einfall in Böhmen Ihre Angriffsplane zu durchkreuzen, ſo wurde dieſes Bedenken durch den Umſtand gehoben, daß ich jetzt auf Ihrer einzigen Rückzugslinie geſtanden haben würde, da mir bekannt war daß Sie die Lauſitz nicht betreten durften. Was aber die Unternehmungen Eſterhazy's betrifft ſo war ich deshalb ohne Sorgen. Es ſtanden ihm Truppen genug entgegen um wenigſtens meinen Rücken zu decken, und gelang es mir Sie zu ſchlagen dann blieb der Beſitz von Schleſien immer noch geſichert."

Prinz Karl. „Aber dieſer Sieg war ſelbſt am 4. Juni noch ſehr zweifelhaft, obſchon unſerer Seits Fehler begangen wurden die leicht vermieden werden konnten, und Ihre Bewegungsloſigkeit im Lager bei Jauernik uns allerdings etwas zu ſicher gemacht hatte. Daher kam es daß ich am 2. Juni mein Hauptquartier in Freiburg, der Herzog von Weißenfels das ſeinige bei Rohnſtock (zwei Meilen davon) nahm, daß wir am 3. in Hohenfriedberg eine Zuſammenkunft hatten, in welcher beſchloſſen wurde, daß der rechte Flügel meiner Truppen noch denſelben Tag bei Hohenfriedberg, die Mitte vor Hausdorf, der linke Flügel (18 Bataillone 29 Schwadronen ſächſiſcher Truppen, durch 4 öſterreichiſche Cavallerie-Regimenter verſtärkt) zwiſchen Güntersdorf und Pilgramshain aufgeſtellt werden ſollten.[1] Ich ſpeiſte mit dem Herzoge zu Mittag auf einer Höhe

[1] Die Oeſterreicher hatten in der Schlacht bei Hohenfriedberg 37,500 Mann Infanterie, 18,900 Reiter und 90 Geſchütze; die Sachſen 15,000 Mann Infanterie, 5000 Reiter und 60 Geſchütze. Beide zuſammen waren alſo den Preußen um mehr als 16,000 Mann überlegen. Der Herausgeber.

bei Hohenfriedberg, und wir ſchwelgten ſchon im Vorgefühl eines gewiſſen Sieges als die Colonnen des Nachmittags mit klingendem Spiel in die Ebene herabzogen. Wir glaubten unſere Sachen recht gut eingeleitet zu haben; doch unterließ General Schlichting die ihm befohlene Beſetzung der Hügelreihe vor Striegau, welche es den Preußen unmöglich gemacht haben würde dort zu debouchiren. Um den Ereigniſſen näher zu ſeyn nahm ich mein Hauptquartier in Hausdorf."

General du Moulin. „Ich muß den General Schlichting gegen obigen Vorwurf in Schutz nehmen Durchlaucht. Die Sachſen hatten ein ſchwieriges Terrain zu durchſchreiten und kamen erſt mit einbrechender Dunkelheit auf den Platz. General Schlichting hatte nur 4 Bataillone 8 Schwadronen, bemächtigte ſich wirklich in der Nacht einiger Hügel, wurde aber früh 4 Uhr mit Uebermacht von mir und Winterfeldt angegriffen und mußte ſie wieder verlaſſen. Der ganze linke Flügel hatte überhaupt eine ſo gefährliche Stellung angewieſen erhalten, daß er nothwendig zuerſt angegriffen werden mußte, wie es ſcheint aber ohne alle Unterſtützung geblieben iſt. Indeß haben ſich die ſächſiſchen Truppen bei Pilgramshain, Eisdorf und Häslicht mit großer Bravour geſchlagen, was General Rothenburg und Se. Majeſtät ſelbſt bezeugen können. Gleich im Anfange war der Chevalier de Saxe mit der Cavallerie ſchnell bei der Hand und ſuchte durch einen entſchloſſenen Angriff die meinige zurück zu werfen. Aber hinter den Höhen entwickelten ſich von uns immer friſche Regimenter, ſo daß er bald der Uebermacht weichen mußte. Ein zweiter Angriff, vom Herzoge von Weißenfels ſelbſt geführt, ſcheiterte an dem heftigen Front- und Flankenfeuer meiner inzwiſchen aufgefahrnen Batterien und an Rothenburgs ungeſtümen Gegenangriffen. Gegen 6 Uhr war unſere Cavallerie der ſächſiſchen um mehr als das Doppelte überlegen, ſo daß dieſe gar nicht mehr das Feld behaupten konnte. Der ſächſiſchen Infanterie muß ich an jenem Tage faſt noch größere Bravour zuerkennen; zwar wurde ſie von meinen tapferen Grenadieren nach kurzer Gegenwehr aus einer durch tiefe Gräben gedeckten Stellung geworfen; aber die 4 Grenadierbataillone, mit welchen Oberſt Schönberg ſich auf der Ebene nach Eisdorf zurückzog, leiſteten den tapferſten Widerſtand gegen die wiederholten Angriffe unſerer Cavallerie, und ließen ſich lieber niederhauen als daß ſie den gebotenen Pardon angenommen hätten. Selbſt die Trümmer des linken Flügels ſchlugen ſich bei Häslicht noch mit großer

Erbitterung, obſchon die Geſchütze und Wagen in den naſſen Wieſen ſtecken geblieben waren. Wir haben mit den Sachſen in der That kein leichtes Spiel gehabt, auch verloren ſie an Todten und Verwundeten 130 Offiziere und faſt 5000 Mann, was als ein rühmliches Zeugniß ihrer Tapferkeit gelten kann."

Friedrich. „Sie ſind ja ganz enthuſiasmirt du Moulin, und vergeſſen daß wir noch mehr zu beſprechen haben. Prinz Karl will uns ja erzählen daß wir dieſen Sieg mehr dem Glücke als unſerer Tapferkeit verdanken, ich bin doch begierig zu vernehmen wie er den Beweis führen will. Meine Anordnungen waren ſo gut getroffen, daß ich des günſtigen Erfolgs ziemlich gewiß ſeyn konnte. Abends zuvor in aller Stille aus dem Lager bei Jauernik abmarſchirt, ſtand ich früh 2 Uhr vor Striegau. Mein rechter Flügel (56 Schwadronen unter Feldmarſchall Buddenbrock) und die Mitte (60 Bataillone unter dem Erbprinzen Leopold, Markgrafen Karl u. ſ. w.) ſollten durch Striegau gehen, der linke Flügel (55 Schwadronen unter General Naſſau) das Striegauer Waſſer oberhalb dieſer Stadt überſchreiten und dann in Schlachtordnung aufmarſchiren.[1] Ich kannte die Stellung meiner Gegner und das Terrain auf welchem ich mich ſchlagen wollte ſehr genau, und wußte daher daß der feindliche linke Flügel durch einen Bach mit ſumpfigen Ufern von der Mitte getrennt war. Gegen dieſen ſollte alſo mein erſter Angriff gerichtet und durch du Moulins Corps eingeleitet werden. Hatte ich die Sachſen geſchlagen (was mir bei der unterbliebenen Unterſtützung derſelben ſchon gegen 7 Uhr gelungen iſt), ſo wollte ich mich mit vereinter Macht gegen die Oeſterreicher wenden, mit denen ich nachher um ſo leichter fertig zu werden hoffte. Zwei widrige Zufälle traten bei dem Vorrücken ein, die mir verderblich werden konnten. Die Gaſſen und Thore von Striegau ſind eng und erſchwerten den Durchmarſch meiner Truppen, ſo daß die Mitte um faſt zwei Stunden ſpäter in Schlachtordnung kam (gegen 8 Uhr) als ich berechnet hatte. Die Brücke oberhalb der Stadt brach zuſammen, nachdem kaum 10 Schwadronen des linken Flügels den Uebergang bewerkſtelligt hatten. Allein der Gehorſam und der gute Wille meiner

[1] In der angegebenen Schwadronenzahl ſind auch die Reſerven begriffen. General Zieten befehligte die Reſerve des rechten Flügels (20 Schwadronen), ſchloß ſich aber aus triftigen Gründen dem linken Flügel an, wodurch dieſer 75 Schwadronen ſtark wurde. Buddenbrock hatte alſo nur ſeine 36 Schwadronen und die 39 Schwadronen du Moulins zur Verfügung. Der Herausgeber.

Infanterie ſuchten durch vermehrte Schnelligkeit die verlorene Zeit möglichſt wieder einzubringen; und Zietens umſichtige Thätigkeit hatte ſchon früher eine Furt entdeckt, durch welche er ſeine 20 Schwadronen der Reſerve führte und den General Naſſau kräftig unterſtützte. Wenn ich hierbei von Glück zu ſagen habe, ſo kann es nur darin beſtehen daß die Oeſterreicher bis 7 Uhr Morgens ſich ganz unthätig verhielten und weder von der Kanonade auf ihrem linken Flügel, noch von dem Uebergange des meinigen einige Notiz nahmen. Gleichwohl war jeder dieſer beiden Punkte nur etwa ¾ Meile vom Hauptquartiere des Prinzen entfernt, und es hätten ihm die bei Thomaswaldau ſtehenden Vorpoſten ſchon um 6 Uhr die vollſtändigſten Meldungen haben machen können. Ueberhaupt begreife ich kaum weshalb der Prinz nicht einige Adjutanten vorſchickte, um ſich nach der Veranlaſſung zu jener Kanonade zu erkundigen. Dieſe Herren würden ſchon von den Höhen bei Thomaswaldau haben ſehen können, daß die Sachſen früh 6 Uhr im vollen Rückzuge, und meine Truppen auf allen Punkten im Vormarſche waren."

Prinz Karl. „Mein Kammerdiener meldete mir ſchon früh 5 Uhr daß bei Striegau eine Kanonade gehört werde; da ich aber vom Herzoge keine Meldung erhielt, glaubte ich daß er im Begriff ſtehe Striegau zu nehmen. Um 6 Uhr ward ich abermals geweckt. Die Kanonade war ſchwächer geworden. Von keiner Seite ging eine Meldung ein. Indeß befahl ich der Cavallerie vorzurücken. Wie kann man mir zumuthen, daß ich errathen ſoll was bei entfernten Truppentheilen vorgeht?"

Friedrich. »Mais parbleu! mon Prince, ſeit wann iſt es unter Feldherrn Sitte, in dergleichen wichtigen Angelegenheiten ſich auf das Gutdünken eines Kammerdieners zu verlaſſen? Waren Ihre Vorpoſten, Ihre Generale und vor Allem Ihre Adjutanten nicht beſſer inſtruirt, als daß ſie Hand und Fuß nur nach erhaltenen Befehlen regen zu müſſen glaubten? Hat Ihnen General Nadasdi den Abend zuvor nicht gemeldet: es ſcheine als wenn die preußiſche Armee gegen Striegau abmarſchire? Haben Sie nie an die Möglichkeit gedacht, daß mir etwas ganz Anderes in den Sinn kommen könne als ein Rückzug nach Breslau sans coup férir, mit einer ſo anſehnlichen Armee wie die meinige? Hatten Sie mich bei Chotuſitz nicht beſſer kennen gelernt? — Da es doch ſehr wahrſcheinlich war, daß ich mich Ihrem Marſche nach Breslau bei Striegau

widerſetzen werde, hätten Sie um 5 Uhr ſchon Befehl zum Vorrücken geben ſollen um die Sachſen nöthigenfalls unterſtützen zu können. Thaten Sie das, ſo kamen Ihre Truppen vereint auf den Höhen vor Striegau in dem Augenblicke an, wo meine langen Colonnen noch zur Hälfte ſich durch die Thore drängten. Selbſt wenn Sie eine Stunde ſpäter Ihre Truppen aufbrechen und Ihre 15,000 Reiter über Thomaswaldau vortraben ließen, würden Sie mich immer noch in die größte Verlegenheit gebracht haben. Um 7 Uhr, wo dieſe Cavallerie bereits auf dem Platze ſeyn konnte, waren du Moulins Truppen und mein rechter Flügel bei Eisdorf und Häslicht noch in voller Arbeit. Von meiner Mitte ſtanden höchſtens 20 Bataillone ohne Stützpunkt und Flankendeckung auf den flachen Höhen zwiſchen Striegau und Güntersdorf, die übrigen eilten laufend herbei. Von meinem linken Flügel befand ſich die Hälfte noch hinter dem Striegauer Waſſer. Die Geſchütze ließen auch auf ſich warten. Gab es jemals einen entſcheidenderen und günſtigeren Moment, mit der zahlreichen und ſchönen Reiterei über mich herzufallen? Mein Sieg über Ihren linken Flügel hätte mir ſehr theuer zu ſtehen kommen können, denn es lag in Ihrer Macht meine Mitte zu ſchlagen, das Geſchütz zu nehmen, mich gänzlich zu vernichten. Wenn das von Ihnen gemeint wurde, hätte jene Behauptung von „Zufall und Glück“ allerdings einigen Grund. Aber dergleichen geniale Tempoſtöße ſtehen nicht in dem öſterreichiſchen Schematismus.“

Prinz Karl. „Euer Majeſtät thun Unrecht alle Schuld auf mich zu wälzen. Ich ließ die Truppen um 7 Uhr bis Thomaswaldau und Halbendorf vorrücken. Der rechte Flügel (General Berlichingen mit 54 Schwadronen), welchem ſpäter die Reſerve folgte (55 Schwadronen unter General St. Ignon), ging zwiſchen beiden Dörfern dem General Naſſau entgegen, verſuchte ihn zurückzuwerfen, wurde aber durch einige Hohlwege und naſſe Graben gehindert dem Angriffe den erforderlichen Nachdruck zu geben, und ſpäter nach Beſetzung von Thomaswaldau von der preußiſchen Infanterie in der linken Flanke beſchoſſen. Die Mitte (42 Bataillone unter Feldzeugmeiſter Thüngen) rückte bis zwiſchen Thomaswaldau und Güntersdorf vor, in welcher Stellung ſie gegen halb 8 Uhr Halt machte, weil die Niederlage des linken Flügels (der Sachſen) ein weiteres Vorgehen bedenklich erſcheinen ließ. Unter den eingetretenen Umſtänden konnte ich ſchwerlich ein Mehreres thun.“

Friedrich. „In ſolchen dringenden Fällen mein lieber Prinz, kommt Alles auf die Eingebungen des Augenblicks an. Sie hatten allerdings eine koſtbare Stunde verſäumt. Doch geſtehen Sie nur freimüthig daß man in Ihrem Heere auf kein Zuſammentreffen mit mir vorbereitet war. Keiner Ihrer Cavalleriegenerale hatte ſich Tags zuvor bemüht das vorliegende Terrain in Augenſchein zu nehmen, und die Ihren Angriff lähmenden Bodenhinderniſſe müſſen durch die Vergrößerungsbrille angeſehen worden ſeyn, denn ſie haben meine Regimenter nicht aufgehalten. Aber es ſcheint Ihrer Cavallerie auch der gehörige Impuls gefehlt zu haben, oder ihre Generale hatten den Kopf verloren, denn ſie war bereits vom Kampfplatze verſchwunden, als mein tapferer Geßler den brillanten Angriff auf Ihre Mitte ausführte. Das Reſultat iſt Ihnen bekannt, der eigentliche Hergang der Sache vielleicht weniger; es iſt aber hieraus mancherlei zu lernen. Ich hatte meinen Generalen eingeſchärft, zuerſt die feindliche Cavallerie aus dem Felde zu ſchlagen und dann ſich gegen die ihr zunächſt ſtehenden Infanterieregimenter zu wenden. General Geßler befehligte die 20 Schwadronen vom zweiten Treffen des linken Flügels, beſtehend aus den Dragonerregimentern Baireuth (10 Schwadronen), Bonin und Rothenburg. Als der öſterreichiſche rechte Flügel gegen Hohenfriedberg zurückgewichen war, Prinz Ferdinand mit einigen Infanteriebrigaden entſchloſſen an Güntersdorf vorbei ging und die öſterreichiſche Mitte in der linken Flanke angriff, glaubte Geßler einige Unordnung bei Letzterer wahrzunehmen. Eingedenk meiner Befehle ſetzte er ſich an die Spitze des Dragonerregiments Baireuth, ging damit in zwei Colonnen mit Schwadronsfront durch das Vordertreffen meiner Infanterie, und ſtürzte ſich auf die öſterreichiſche Infanterie. Die Regimenter Bonin und Rothenburg erhielten Befehl ein Gleiches zu thun. Der Anlauf dieſer drei Regimenter war ſo ungeſtüm und die Attaken folgten ſo raſch aufeinander, daß die ganze öſterreichiſche Mitte, obſchon ſie vorher durch unſer Feuer nur wenig gelitten hatte, in einer kurzen aber inhaltſchweren Stunde vollſtändig überwältigt wurde. Nur allein das Regiment Baireuth ritt nach und nach ein und zwanzig feindliche Bataillone nieder, eroberte 66 Fahnen, 5 Kanonen und machte 2000 Gefangene. Ich jubelte vor Freuden über dieſe glänzende Waffenthat und hätte viel darum gegeben, wenn ich meinen alten Lehrmeiſter Leopold, der mich immer gegen die Cavallerie einzunehmen geſucht hatte, zum Zeugen hätte haben können.

Von dieſem Tage an bekam ich eine ganz andere Idee von der entſcheidenden Wirkſamkeit dieſer ritterlichen Schaar!

„Die Verwirrung der Oeſterreicher war grenzenlos. Alles eilte in gedrängten Haufen den Höhen bei Friedberg zu, wo Nadasdi die Fliehenden unter dem Schutze einiger Grenadierbataillone und einer Batterie zu ſammeln ſuchte. Es war gegen 9 Uhr als dieſer Vernichtungsſchlag erfolgte, und der Sieg auf allen Punkten erfochten. — Sie werden kaum glauben Prinz, wie wenig dieſer entſcheidende Angriff mich gekoſtet hatte. Das Regiment Baireuth hatte nur 28 Tode und 66 Verwundete, Bonin 8 Todte und 32 Verwundete, Rothenburg 9 Todte und 27 Verwundete; mit dem Verluſte von 45 Todten, 125 Verwundeten und etwa 400 Pferden errang ich einen Erfolg der in der Geſchichte faſt ohne Beiſpiel iſt. So ihr Herren muß man die Cavallerie gebrauchen, wenn man Großes vollbringen will, und hätte Berlichingen in demſelben Sinne gehandelt, dann wäre ich ſelbſt auf den Höhen vor Striegau geſchlagen worden. In ungefähr 5 Stunden hatte ich alſo die trügeriſchen Hoffnungen meiner Gegner vereitelt. Ihr Verluſt belief ſich auf 4000 Todte, 5560 Verwundete, 7000 Gefangene, 63 Geſchütze und 42 Munitionswagen.[1] Mein eigener Verluſt betrug nur 900 Todte und 3900 Verwundete. Dieſer Verluſt war aber ſehr ungleich vertheilt, da überhaupt nur 37 Bataillone zum Feuern gekommen ſind. Das Infanterieregiment Hacke, welches unter Prinz Ferdinand bei Güntersdorf mit ausgezeichneter Bravour gekämpft hatte, verlor die Hälfte ſeiner Mannſchaft."

Prinz Karl. „Es war ein Unglückstag für mich Sire, wie Sie deren auch gehabt haben; man muß das geduldig ertragen und daraus gute Lehren ziehen."

Friedrich. „In dieſer Beziehung habe ich die Geduld der Oeſterreicher oft im Stillen bewundert. Die Nutzanwendung der erhaltenen Lehren iſt mir aber nicht ſehr bemerkbar geworden; die alten Fehler wiederholten ſich faſt bei jeder Gelegenheit. Schnelligkeit und Nachdruck, das ſind die Faktoren des Sieges."

Prinz Karl. „Hätte der Herzog von Weißenfels mir zeitig Meldung gemacht, es wäre gewiß anders gekommen; aber die Sachſen ließen immer auf ſich warten und bezeigten ſich oft ſtörrig."

[1] Die Hälfte der Todten und Verwundeten kommt auf die Sachſen; Gefangene von ihnen wurden nur 1500 gemacht.

Friedrich. „Verunglimpfen Sie die Sachſen nicht Prinz, ſie haben das nicht verdient. Ich habe zwar große Urſache mich über die damalige Politik des ſächſiſchen Hofes zu beklagen, der immer mein Verderben wollte. Aber auf die Truppen laſſe ich nichts kommen, ſo ſchlecht ſie mir auch ſpäter gedient haben mögen. Hätte Sachſen ein ehrliches Bündniß mit mir ſchließen und ſeine Anſprüche auf die öſterreichiſche Erbfolge geltend machen wollen, wer weiß mein lieber Vetter, ob Ihr Bruder jemals König von Böhmen geworden und Mähren behalten hätte! — Doch übergehen wir das jetzt, es gehört nicht zur Sache. Wie die Verhältniſſe am Morgen des Schlachttages früh 7 Uhr ſich geſtaltet hatten, blieb Ihnen nur die Wahl zwiſchen zwei Verfahrungsarten: entweder Sie eilten mit dem bei Güntersdorf ſtehenden Theile der Infanterie und mit der Cavalleriereſerve den Sachſen zwiſchen Eisdorf und Häslicht zu Hilfe, um deren Rückzug hinter die wüthende Neiße zu decken, und nahmen eine Vertheidigungsſtellung am Fuße des Gebirges, wo Sie hinter den vielen zuſammenhängenden Dörfern das Weitere abwarten konnten; oder Sie überließen die Sachſen Ihrem Schickſale und ſuchten die Scharte vor Striegau auszuwetzen, wie ich das ſchon angedeutet habe. Aber erſt lange zaudern, dann ein Stückchen vorgehen und wieder ſtehen bleiben — das mein Freund iſt ſelbſt noch weniger als eine halbe Maßregel, es iſt das Merkmal größter Unentſchloſſenheit, die ſich aller Ihrer Rathgeber mitgetheilt haben muß. Der wackere Traun hätte Ihnen gewiß Beſſeres gerathen.

„Es ſind mir von einigen Kritikern Vorwürfe gemacht worden, daß ich den Sieg viel zu wenig benutzt hätte, wobei man das Verfahren Napoleons zum Maßſtabe nimmt. Unſere beiderſeitigen Abſichten, Mittel und Kräfte waren aber ſo unendlich verſchieden, daß ich mich über die Kurzſichtigkeit dieſer Herren nicht genug verwundern kann. Die Zuſammenſetzung meiner Infanterie geſtattete mir nicht einmal eine energiſche Verfolgung des geſchlagenen Gegners. Ueberdies waren meine Truppen ſeit 14 Stunden unter den Waffen geweſen und zum Umſinken ermüdet. Ich blieb deshalb am 4. Juni auf dem Schlachtfelde gelagert, ſendete am anderen Morgen General du Moulin mit 14 Bataillonen 62 Schwadronen bis Bolkenhayn vor, ließ die Feldbäckerei gegen Braunau abfahren, und folgte mit der Armee am 6. meiner Avantgarde, die ihren Marſch auf Landshut nahm. Da mir der Feind trotz aller Verluſte

immer noch überlegen blieb und ſich leicht verſtärken konnte, war einige Vorſicht nöthig, auch ſchwächt das Gebirgsland die Verfolgung von ſelbſt, ich konnte alſo für den Augenblick keine weiteren Vortheile erringen als höchſtens einige feindliche Magazine in meine Gewalt bringen. Vor Allem lag mir daran zu erfahren, ob die Sachſen ſich von den Oeſterreichern trennen und in ihr Land zurückmarſchiren würden. Die zwiſchen den beiden Feldherren entſtandenen Mißhelligkeiten ließen das erwarten, doch wurden dieſelben bald beigelegt. Ihr Rückzug ging auf Jaromirz, wo ſie den 10. ankamen und bei Pleß (Joſephſtadt) hinter der Elbe und Metau Stellung nahmen. Ich folgte ihnen über Friedland, Politz und Nachod, ſtellte dadurch die Verbindung mit Glatz und Oberſchleſien wieder her, drängte ſie ſpäter bis hinter den Adlerfluß (bei Königgrätz) zurück, und hielt ſie dort einige Monate hindurch feſt.

„Dieſer lange Stillſtand der Operationen mag meine Kritiker allerdings befremdet haben; aber ſtatt nach den Urſachen deſſelben zu forſchen, ſind ſie nur bemüht geweſen anzugeben was ich in dieſer Zeit hätte unternehmen ſollen. Ich bin bekanntlich nicht der Mann der ſich durch Schwierigkeiten abſchrecken läßt, oder vor gefahrvollen Unternehmungen zurückbebt. Jeder Feldherr muß aber wiſſen wie weit ſeine Kräfte reichen, und ein Monarch hat noch ganz beſondere Verantwortlichkeiten. Umgeben von Feinden und zweideutigen Nachbarn, mußte ich meine Offenſivbewegungen auf einen kleineren Raum beſchränken als Guſtav Adolph, Eugen, Marlborough und nach mir Napoleon. Der verfloſſene Feldzug hatte mich die feindliche Geſinnung der Bewohner des ſüdlichen Böhmens kennen gelehrt; er hatte mich einen großen Theil meines Armeefuhrweſens gekoſtet, das noch nicht vollſtändig wieder ergänzt war, wodurch die Nachfuhr der Lebensmittel ſehr erſchwert wurde. Es gab aber noch weit wichtigere Gründe mich nicht weiter vorzuwagen. Was ich unter dem Fürſten Leopold an Truppen in Brandenburg zurückgelaſſen hatte, reichte kaum hin die Hannoveraner abzuwehren wenn dieſe einmal losſchlagen wollten; die Sachſen konnten alſo von der Lauſitz aus in Schleſien einfallen und mir dort viel ſchaden. Die ungariſchen Truppen unter Eſterhazy hatten an der Feſtung Koſel einen Stützpunkt für ihre kühnen Streifereien, die ſie bis Schweidnitz und Breslau ausdehnten. Mein nächſter Gegner ging aus einer verſchanzten Stellung in die andere, war mithin nicht ſo leicht zu überwältigen, was doch geſchehen

mußte ſobald ich meinen Siegeslauf in Böhmen oder nach Mähren fortſetzen wollte.

„Meine Lage war gegen Ende des Juni überhaupt ſo bedenklich, daß ich den General Naſſau am 26. mit 8 Bataillonen 20 Schwadronen nach Oberſchleſien entſenden mußte, um den dort ſtehenden General Hautcharmoi zu unterſtützen dem die Ungarn ſtark zuſetzten. Vielleicht beging ich einen Fehler, daß ich die dortigen Beſatzungen (29 Bataillone 10 Schwadronen) nicht mit den übrigen Truppen in eine beſondere Armee vereinigte, welche die Stärke von 36 Bataillonen 50 Schwadronen (oder 30,000 Mann) erreichen und in Mähren einfallen konnte. Mir blieben nach Naſſau's Abmarſch immer noch 50,000 Mann übrig, und ergriffen wir Beide die Offenſive ſo hätte das wohl von einigem Erfolg werden können. Welches hätte aber der Zweck unſerer Operationen ſeyn ſollen? Jedenfalls den Feind zu ſchlagen. Wenn er indeß mir auswich und mich durch ſeine leichten Truppen umſchwärmen ließ, wie dann? Ich hätte wieder umkehren müſſen und das war mit anderen Gefahren verknüpft. Mit den großen Offenſivbewegungen hat es überhaupt eine ganz eigenthümliche Bewandniß. Sie müſſen gegen ein Objekt gerichtet ſeyn, das man erreichen und erobern oder vernichten kann, ſonſt läuft man einem Phantome nach. Dergleichen Objekte ſind: die Hauptſtadt des Landes, ein großer Waffenplatz, das feindliche Heer, die reiche Provinz eines feindlichen Bundesgenoſſen. Wien lag aber zu fern und war durch die Donau geſchützt. Prag wurde nicht mehr als ein wichtiger Platz betrachtet; Olmütz und Brünn waren es noch weniger. Prinz Karl ſtand bis an die Zähne verſchanzt und war obendrein ſtärker als ich. Es gab mithin weit mehr Gründe ſtehen zu bleiben als vorzurücken, und ich konnte ſogar mich glücklich ſchätzen wenn ich durch dieſe mehrmonatliche Unthätigkeit bei meinen Gegnern die Vermuthung begründete, daß es mir zur Fortſetzung des Krieges bereits an Mitteln fehle. So ganz unthätig war ich übrigens nicht. Es verſtrich ſelten ein Tag ohne kleine Gefechte. Von Zeit zu Zeit bedrohte ich bald dieſe bald jene Flanke, und nahm meinem Gegner manche Zufuhr weg. Aber die Hauptmacht blieb ein müßiger Zuſchauer dieſer kleinen Operationen."

Prinz Karl. „Euer Majeſtät zollen hierdurch unſerer Kriegführung ein wohlverdientes Lob, denn auch wir hatten Urſache zu wünſchen, daß Sie ſich von der Elbe und dem Adler nicht entfernen möchten. Es war

damals mit dem ſächſiſchen Hofe verabredet worden, einen Einfall in das Brandenburgſche zu machen, wozu General Grünne mit 10,000 Oeſterreichern vom Rheine her erwartet wurde. Es lag alſo in unſerem Intereſſe Zeit zu gewinnen."

Friedrich. „Dergleichen weit ausſehende Offenſivoperationen haben ſelten einen glücklichen Erfolg. Ich war von dieſen Machinationen unterrichtet, und da Englands Geſinnungen immer friedlicher wurden, hatte ich auch von Hannover nichts mehr zu befürchten und verſah den Fürſten Leopold mit neuen Inſtruktionen in Bezug auf Sachſen. Ich möchte aber doch fragen, weshalb ſie auch die erſte Hälfte des Auguſts in Unthätigkeit verblieben? Ihre Streitmacht belief ſich damals auf 70,000 Mann, wozu noch 16,000 Sachſen kamen. Ich hatte mich durch Entſendungen nach Oberſchleſien und ins Magdeburgiſche geſchwächt, ſo daß mir in Böhmen nur noch 48,000 Mann übrig blieben, die hinter dem Adler nicht einmal vereinigt waren, weil ich zur Deckung meines Rückens und der linken Flanke ein Corps von 6 Bataillonen 40 Schwadronen unter General du Moulin zwiſchen Nachod und Braunau aufſtellen mußte. Ihre Streifparteien wurden damals immer kühner, beſonders beläſtigte mich Oberſt Deſöffi mit ſeinen Huſaren und Panduren; ich wagte gar nicht mehr Patrouillen unter 100 Reitern zu entſenden. Damals befürchtete ich ſehr mit Nachdruck angegriffen zu werden und hatte deshalb ſchon meine Anordnungen zum Rückzuge getroffen."

Prinz Karl. „Das Vordringen des Generals Naſſau gegen Troppau machte mich für Mähren beſorgt Sire, auch erklärte der Herzog von Weißenfels, daß er Befehl habe mit 12,000 Mann nach Sachſen aufzubrechen."

Friedrich. „Aber mein Freund das hinderte Sie doch nicht mich anzugreifen? Bei Ihrer großen Uebermacht würde ein ernſter Widerſtand meinerſeits an Unverſtand gegrenzt haben; ich mußte alſo gegen Glatz oder Trautenau zurückweichen. Naſſau konnte dann an keinen Einfall in Mähren denken, wozu er überhaupt zu ſchwach war; der Herzog von Weißenfels aber würde keinen großen Umweg gemacht haben, wenn er Sie bis Trautenau begleitet hätte. Bei ſolcher Ueberlegenheit ließen ſich verſchiedene Zwecke durch einerlei Mittel erreichen, denn der Weichende iſt nicht mehr im Stande die Entſendungen ſeines Gegners zu controlliren und hieraus deſſen Abſichten zu errathen. Ich bin Ihnen

deshalb ſehr dankbar daß Sie mich bis zum 18. September nur durch Neckereien beläſtigt haben. Dieſer Zeitgewinn war für mich von großer Wichtigkeit; ich ordnete meine Angelegenheiten mit England, das ſich zum Friedensvermittler erbot, verſtärkte aber zugleich den Fürſten Leopold auf 28 Bataillone 58 Schwadronen, befahl ihm, von Magdeburg bis Halle vorzurücken und jede feindliche Demonſtration der Sachſen durch einen Einfall in ihr Land zu erwiedern. Das iſt aber nicht die einzige Unterlaſſungsſünde mein Prinz, die Sie ſich vorzuwerfen haben. Sie hätten mir bei dem Rückmarſche nach Soor mit ganzer Macht folgen, mich nach Schleſien zurückwerfen und gar nicht in Ruhe laſſen ſollen. Aber die Freude über die Wahl Ihres Bruders zum Kaiſer (den 18. September) ſcheint Sie zu ſehr in Anſpruch genommen zu haben. Konnte es eine ſchönere Feier dieſes Ereigniſſes geben, als durch einen vollſtändigen Sieg über mich?"

Prinz Karl. „Das war allerdings meine Abſicht Majeſtät, und Ihre Stellung bei Soor, die ich ſorgfältig hatte recognosciren laſſen, ſchien mir ſehr einladend Sie zu überfallen. Es fehlte auch in der That ſehr wenig ſo gelang uns dieſer Ueberfall vollkommen. Aber ...."

Friedrich. „Es fehlte doch etwas und das iſt eben der Fehler. Die Einleitung iſt bei euch Herren immer das Beſte, denn es fehlt euch gar nicht an Kriegskenntniſſen. Aber die Ausführung leidet ſtets an mancherlei Gebrechen, worunter Mangel an Takt und Entſchloſſenheit obenan ſteht. Um den anweſenden Herren durch ein Beiſpiel zu zeigen, wie man ſich durch Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit aus einer ſehr gefahrvollen Lage befreien kann, will ich von der Schlacht bei Soor eine kurze Beſchreibung geben.

„Seit dem 19. September lagerte ich in einer von Bergen und Wäldern umgebenen Thalniederung, eine kleine Meile ſüdlich von Trautenau, mit dem linken Flügel an Eypel (an der Oppa), mit dem rechten an Burkersdorf (an der Straße von Königshof nach Trautenau) geſtützt. Den Zugang zur Front erſchwerten einige Bäche, Teiche, die Dörfer Ratſch und Staudenz. Im Rücken befand ſich meiſt dichter Wald. Meine einzige fahrbare Rückzugslinie lief hart an der rechten Flanke hin. Dieſe Stellung konnte von den vorliegenden Höhen zum Theil eingeſehen werden und war deshalb nichts weniger als vortheilhaft. Bei der bisher wahrgenommenen Abneigung der Oeſterreicher gegen ernſte Angriffe glaubte ich aber nicht viel befürchten zu dürfen, auch wollte ich hier

nur ſo lange verweilen bis die zuſammengebrachten Futtervorräthe nach Schleſien abgefahren ſeyn würden. Zur Deckung dieſer Wagenzüge hatte ich bereits den General du Moulin am 28. September mit 9 Bataillonen 35 Schwadronen bis Schatzlar,[1] General Lehwaldt mit 7 Bataillonen 9 Schwadronen bis Trautenau zurückgehen laſſen, ſo daß mir im Lager bei Staudenz nur 31 Bataillone 56 Schwadronen (21,800 Mann) übrig blieben. Dieſe Truppen lagerten in zwei Treffen, die Infanterie in der Mitte. Burkersdorf war jedoch nicht beſetzt. Meine Vorpoſten ſtanden dem Lager ſehr nahe und hatten eine beſchränkte Umſicht. Ich kann dieſe Anordnungen nicht als Muſter empfehlen, war auch von den Gefahren meiner Stellung ſo überzeugt daß ich den 30. abzumarſchiren beſchloß, nachdem ich die Ankunft der öſterreichiſchen Armee bei Königshof (1½ Meile von Burkersdorf) erfahren hatte.

„Prinz Karl hatte mich ſeit einigen Tagen durch die kleinen Corps von Nadasdi, Franquini und Deſöffi von allen Seiten umſchwärmen laſſen, ſo daß meine Patrouillen nirgends mehr durchkommen konnten. Mit den bei Königshof ſtehenden 54 Bataillonen 132 Schwadronen (32,500 Mann) war er geſonnen in der Nacht vom 29. zum 30. September mich zu überfallen. Gleichzeitig ſollten Franquini und Deſöffi die Generale Lehwaldt und du Moulin abhalten mir zu Hilfe zu eilen. Nadasdi wurde befehligt am linken Ufer der Oppa aufwärts zu marſchiren und die Straße nach Landshut zu gewinnen. Es war alſo auf meine vollſtändige Vernichtung abgeſehen, und die einleitenden Bewegungen wurden ſo meiſterhaft ausgeführt, daß die vom Prinzen ſelbſt geführte Armee den 30. früh 5 Uhr zur Linken der Straße nach Trautenau ſenkrecht in meiner rechten Flanke, zum Theil auf meiner Rückzugslinie ſtand, ohne von den Vorpoſten entdeckt worden zu ſeyn. Das war gewiß ein ſchönes Verhältniß, und dieſer ſtille Anmarſch gereicht den Truppen ſowohl als ihren Führern zur beſonderen Ehre. Aber mit dieſem wohlverdienten Lobe iſt die Sache auch abgethan, und was ich über das Verfahren meiner Gegner fernerweit zu berichten habe, ſind nichts als Fehler.

„Ich hatte ſämmtliche Generale früh halb 6 Uhr zu mir befohlen, um ihnen die Dispoſition zum Abmarſche zu ertheilen, der um 10 Uhr

[1] Ein Theil dieſer Truppen deckte unter Winterfeldts Befehlen die ſchleſiſche Grenze gegen die Einfälle der öſterreichiſchen Streifparteien. Der Herausgeber.

Vormittags angetreten werden ſollte. Doch kaum waren ſie verſammelt, ſo kam ein Adjutant geſprengt und meldete: daß der Feind auf den Höhen hinter Burkersdorf — kaum 3000 Schritte von meinem rechten Flügel — in Schlachtordnung ſtehe. Denken Sie ſich unſere Ueberraſchung meine Herren! Wer bei ſolchen Nachrichten nicht den Kopf verliert, dem ſteht er gewiß feſt auf den Schultern. Gleich darauf beſtätigten die von mehreren Feldwachen eingehenden Meldungen das gefährliche Faktum mit dem böſen Zuſatze: der feindliche linke Flügel rage weit über Burkersdorf hinaus und ſtehe ſchon in unſerem Rücken. Jetzt galt es ſchnellen Entſchluß. Ich ließ die Truppen ſogleich aus dem Lager rücken, befahl dem Feldmarſchall Buddenbrock mit den 26 Schwadronen des rechten Flügels rechts rückwärts abzumarſchiren, dem Erbprinzen Leopold ihm ſo ſchnell als möglich mit den übrigen Truppen zu folgen, ließ die Geſchütze auf der Höhe bei Staudenz auffahren, und ritt von meinen beiden Brüdern (Prinz von Preußen und Prinz Heinrich) begleitet am Waldſaume gegen Neu-Rognitz, um die feindliche Stellung zu recognosciren. Die erſten Strahlen der Morgenſonne beleuchteten bereits die Höhen hinter Burkersdorf, in der Tiefe hingegen lag noch ein ſehr dicker Nebel auf dem Boden, und verbarg zum Theil die Bewegungen meiner Truppen. — Vor Allem kam es darauf an, den feindlichen linken Flügel von der Höhe zwiſchen Burkersdorf und Rognitz in die hinter ihm befindlichen Waldſchluchten zu werfen, damit die Verbindung mit Trautenau frei werde. Allein der Feind hatte auf dieſer Höhe 28 Geſchütze verſchiedenen Kalibers aufgefahren, zur Linken derſelben ſtanden 15 Grenadiercompagnien, neben dieſen 15 Compagnien Karabiniere und Grenadiere zu Pferde.[1] Zur Rechten der Batterie hatten ſich 6 Bataillone und 6 Schwadronen aufgeſtellt. Hinter den hier genannten Truppen ſtanden 24 Schwadronen als zweites und 18 Schwadronen als drittes Treffen. Wegen Mangels an Raum hatten dieſe Treffen nur etwa 20 Schritte Abſtand. Dieſe Truppen bildeten den linken Flügel des Feindes und ſollten zuerſt angreifen. Feldmarſchall Lobkowitz befehligte denſelben, war aber noch beim Prinzen der den Anmarſch des rechten Flügels zu beſchleunigen ſuchte, und die Generale Preißing und Bernes ſcheinen auf eigene Verantwortlichkeit den Angriff nicht haben beginnen

[1] Jedes öſterreichiſche Küraſſierregiment hatte damals eine Karabinier-, jedes Dragonerregiment eine Grenadiercompagnie zu 94 Mann ausgeſuchter Leute.

wollen. Man begnügte ſich alſo ein tüchtiges Geſchützfeuer zu unterhalten, welches Buddenbrocks Reitern, die in geringer Entfernung vorbeitrabten, großen Abbruch that ohne ihre Ordnung zu ſtören oder ihren Muth zu ſchwächen.

„Als Buddenbrock ſeinen Flankenmarſch beendigt und die Höhe am diesſeitigen Waldſaume erreicht hatte, war es bereits 7 Uhr. Er befand ſich jetzt den Karabinieren und Grenadieren (zur Linken der Batterie) gegenüber. Der Nebel hatte ſich verzogen, aber das Geſchützfeuer wurde deſto wirkſamer. Sobald die 6 nächſten Bataillone ſich genähert hatten, ſetzte ſich Buddenbrock in Bewegung. Die feindlichen Karabiniere erwarteten deſſen Angriff mit angeſchlagenem Karabiner, wurden aber gleich nach der erſten Salve über den Haufen geritten und auf das zweite Treffen geworfen, welches das dritte mit in Verwirrung brachte. Um 8 Uhr war dieſer Theil der feindlichen Cavallerie von der Höhe vertrieben und ſuchte Schutz im nahen Walde. Ein gleichzeitiger Angriff auf die 15 Grenadiercompagnien ſcheiterte aber an deren Standhaftigkeit. Zu derſelben Zeit rückten meine nächſten 6 Grenadierbataillone mit Unerſchrockenheit gegen die große Batterie; mehrere Generale und Stabsoffiziere werden tödtlich verwundet, das mörderiſche Feuer lichtet die Reihen meiner Grenadiere, ſie wanken und ſuchen ſich aus der Schußlinie zu ziehen. Die Oeſterreicher glauben jetzt zum Angriffe übergehen zu müſſen, einige Bataillone rücken vor; aber in dieſem Augenblicke treffen die Generale la Motte und Bonin mit 5 friſchen Bataillonen ein, führen ſie den Oeſterreichern entgegen, werfen ſie zurück, erſtürmen die Anhöhe, bringen durch ihr Feuer ſelbſt die in der Nähe ſtehenden 6 Schwadronen zum Weichen, und bemächtigen ſich der Geſchütze. Es war bereits halb 10 Uhr. Meine Truppen hatten ihre Frontveränderung ausgeführt; auf der ganzen Linie entbrannte das Gefecht. Oberſt Deſöffi ſuchte dem Feldmarſchall Buddenbrock in den Rücken zu kommen, wurde aber vom General Lehwaldt, der mit ſeinen Truppen von Trautenau heranrückte, vertrieben. Dieſe Verſtärkung erleichterte die vollſtändige Ueberwindung des feindlichen linken Flügels, und das Anzünden einiger Häuſer von Burkersdorf, welches ich ſchnell durch 2 Bataillone beſetzen ließ, verhinderte die öſterreichiſche Mitte ſich dieſes Ortes zu bemächtigen. Dadurch wurde es uns leicht den Angriff gegen die Front und linke Flanke der Mitte fortzuſetzen; die entbehrlichen Cavallerieregimenter

ſendete ich nun gegen den feindlichen rechten Flügel, und Erbprinz Leopold griff denſelben mit ſolcher Heftigkeit an, daß er ſich in den Wald von Sylva flüchtete. Gleichzeitig drang die Infanterie meiner Mitte unaufhaltſam über Hohlwege, Graben und Bäche vor, trotzte dem feindlichen Feuer mit Kaltblütigkeit und warf Alles nieder was ſich ihr entgegenſtellte. Nach einem fünfſtündigen mörderiſchen Kampfe war der Feind auf allen Punkten geſchlagen, und um 1 Uhr fielen die letzten Kanonenſchüſſe."

„Eh bien mon cher, was ſagen Sie dazu, haben meine braven Reiter nicht abermals das Beſte bei der Sache gethan? Allerdings verloren ſie an Todten und Verwundeten 318 Mann und 640 Pferde; aber was thut das wenn man durch ein ſolches Opfer den Sieg erringt? Und welchen Sieg! Ein um die Hälfte ſtärkeres Heer, das ich auf 40,000 Mann ſchätzen mußte, ſteht am frühen Morgen wie ein Deus ex machina dicht in meiner rechten Flanke. Es hängt nur von ihm ab mich in meinem Lager zu überfallen, wo Alles noch friedlich ſchlummert. Selbſt die Vorpoſten haben keine Ahnung von der uns drohenden Gefahr. Aber da fehlen noch ein Paar unglückliche Bataillone eines Flügels, der den Umſtänden nach in den erſten Stunden des Kampfes gar nicht verwendet werden kann und nur als Reſerve zu betrachten iſt. Der Feldherr und ſeine Rathgeber beſchäftigen ſich mit Kleinigkeiten; ihre Stellvertreter auf den Punkten der Entſcheidung ſind unentſchloſſen und verſäumen den günſtigſten Moment. Nachdem mein rechter Flügel ſelbſt zum Angriffe übergeht, fällt der Gegner ganz aus der Rolle, vergißt weshalb er die Nacht hindurch marſchirt und lautlos unter den Waffen geſtanden hat, und erwartet den Angriff ſtehenden Fußes in einer ſo beengten Stellung, daß er ſich ſchon dadurch zu einem unverweilten Vorgehen veranlaßt finden mußte. Zürnen Sie mir nicht mein wackerer Prinz daß ich Ihnen die Wahrheit ohne Schminke ſage; ich habe die eigenen Fehler niemals zu beſchönigen geſucht und dadurch gewiſſermaßen ein Recht erworben auch die Fehler meiner Gegner aufzudecken."

Prinz Karl. „Euer Majeſtät ſind eben ſo ſtreng im Urtheil als kühn im Handeln, und ich bin von den mir gemachten Vorwürfen nicht ganz frei zu ſprechen. Sie haben ſelbſt geſtanden daß Entwurf und Einleitung gut geweſen ſind; die Ausführung meines Angriffsplanes mußte ich aber zum Theil Anderen überlaſſen, und dieſe haben mir nicht gut gedient. Das ganze Unglück dieſes Tages rührt von der ſchlechten

Haltung der Cavallerie meines linken Flügels her. General Preißing verließ mit drei Regimentern den Kampfplatz ohne den Säbel gebraucht zu haben. Als das eine Regiment befehligt wurde Ihren Grenadieren entgegen zu gehen, verſagte es den Gehorſam, nur der Oberſte und einige Offiziere ritten vor, Niemand folgte ihnen. Das war doch wohl nicht meine Schuld."

Friedrich. „Sehr richtig; aber ſo lange nicht dergleichen Vergehen rückſichtslos beſtraft werden, iſt man vor ihrer Wiederholung nicht ſicher. Ich entſinne mich aber nicht gehört zu haben daß Jemand beſtraft worden ſey; man ſtellte zwar eine Unterſuchung an, ſchlug ſie jedoch nieder, weil ſich unter den höheren Befehlshabern zu viele befanden die man auch hätte beſtrafen müſſen. Ja man ließ ſogar — aus Anlaß der Kaiſerwahl — in derſelben Armee bald nachher eine ungewöhnlich ſtarke Beförderung eintreten. Das iſt kein Mittel die Truppen in die nöthige Spannung zu verſetzen, da pflegte ich's ganz anders zu machen." (Der Prinz von Preußen und der Prinz von Braunſchweig-Bevern wechſelten bei dieſen Worten einige bedeutungsvolle Blicke.)

Fürſt Lobkowitz. „Eure Majeſtät haben wohl nicht viel Urſache auf dieſen Sieg ſo hohen Werth zu legen. Die Verluſte an Todten und Verwundeten waren ſich ziemlich gleich.[1] Außerdem fielen Nadasdi's Huſaren in Ihr Lager, nahmen die Kriegskaſſe, viele Koſtbarkeiten und das Gepäck, und fügten Ihnen dadurch einen Verluſt zu, der auf eine halbe Million Thaler angeſchlagen wird. Weitere Folgen hat dieſer Sieg gar nicht gehabt. Wir gingen nach Königshof, die Preußen hingegen nach Schleſien zurück."

Friedrich. „Es thut mir leid daß Sie das Wort nicht früher ergriffen haben, denn da Sie zum Rathgeber des Prinzen von Lothringen beſtimmt waren, hätten Sie die Vorwürfe auch mehr als er verdient und zwar aus dem doppelten Grunde, weil Sie eigentlich den Hauptangriff machen ſollten und früher als Andere mit der Avantgarde auf den Höhen bei Burkersdorf ſtanden. Allein der Prinz nahm ſelbſt das Wort und damit auch die Verantwortung auf ſich. Der Werth eines Sieges beſteht nicht ausſchließlich in der Größe des Verluſtes welchen der

[1] Die Preußen hatten 750 Todte, 2824 Verwundete; die Oeſterreicher 1080 Todte, 3176 Verwundete, verloren aber außerdem 22 Geſchütze und gegen 3000 Gefangene.
Der Herausgeber.

Feind erlitten hat; er besteht auch in den moralischen Wirkungen. Man wollte mich überfallen und vernichten, wurde aber selbst geschlagen. Das ist gewiß keine geringe Demüthigung, zumal wenn der Sieger bedeutend schwächer ist und zu Anfang des Gefechts sich in einer so höchst gefährlichen Lage befindet. Allerdings war der Verlust den Nadasdi's Husaren mir zufügten sehr empfindlich; aber die von denselben an Wehrlosen verübten Grausamkeiten verursachten in meinen Truppen eine Erbitterung, die mir später zu manchem neuen Siege verholfen hat."

„Bis zum 16. Oktober blieb ich in der Gegend von Trautenau stehen und trat dann den Rückzug nach Landshut an, wo meine Truppen Erholungsquartiere bezogen. Ich hielt den Feldzug für beendigt, ging nach Berlin und befahl dem Fürsten von Anhalt seine Truppen ebenfalls in die Quartiere zu verlegen, da von den Sachsen jetzt nichts zu befürchten stand. Nassau, den ich Anfang Oktober in Mähren einfallen lassen wollte, erhielt Gegenbefehl und die Weisung seine Truppen hinter der Neiße zu concentriren. Es mag meine Gegner allerdings befremdet haben, daß ich aus dem bei Soor (Burkersdorf) erfochtenen Siege keinen sichtbaren Nutzen zog. Wer aber meine politischen Verhältnisse ganz unbefangen würdigt muß gestehen, daß es von mir ganz unbesonnen gewesen wäre in so später Jahreszeit und mit so geringen Kräften tiefer in Böhmen einzudringen. Man muß wissen was man will und vermag. Der Abschluß des Friedens war für mich ein Bedürfniß, und der König von England gab sich jetzt ernstliche Mühe ihn zu Stande zu bringen. Ich mußte also durch die That zeigen, daß es mir nur um den ruhigen Besitz Schlesiens zu thun sey, und durch weise Mäßigung die Beschuldigung widerlegen, daß ich meine Lande durch neue Eroberungen vergrößern wolle. Aber meine Gegner dachten anders. Durch diese beiden Niederlagen nicht gewitzigt, schmiedeten sie fortwährend neue Plane für meinen Untergang, und während ich in Berlin an dem Friedenswerke arbeitete, zog Sachsen eine Armee bei Leipzig zusammen, und Oesterreichs Hauptmacht setzte sich nach der Lausitz in Marsch. Beide vereint sollten gegen meine Hauptstadt vordringen, das Magdeburg'sche, Halberstädt'sche und Schlesien wieder erobern. Durch die beiden schwedischen Gesandten Wolfenstjerna in Dresden und Rudenschild in Berlin hiervon benachrichtigt, traf ich Anstalten diesem neuen Angriffe mit aller Macht zu begegnen, und verfügte mich im November wieder zur Armee."

Prinz Karl und Fürſt Lobkowitz wechſelten jetzt einige verſtohlene Blicke, und beurlaubten ſich bald darauf mit ihren Begleitern. Als dieſe Herren weggegangen waren, ſagte der König mit einem ironiſchen Lächeln: „Meine Gegner ſcheinen nicht Luſt zu haben die Vervollſtändigung ihres Sündenregiſters anzuhören; ich darf ſie aber nicht ſchonen, denn wer den Zweck will muß auch die Mittel wollen. Der Krieg läßt ſich nicht mit Bequemlichkeit führen, und Manövriren heißt noch nicht Schlagen. Im Kriegsrathe halten dieſe Herren ſehr ſchöne Reden, ſind umſichtig und kühn in ihren Entwürfen, kommt es aber zum Handeln, dann .... doch wir kennen das ja.“ Er theilte uns hierauf den Winterfeldzug in Sachſen mit, worüber ich Dir im nächſten Briefe berichten will, da mich eine verſprochene Zuſammenkunft mit Gneiſenau vom Schreibtiſche abruft.

Siebenundfünfzigſter Brief.

Olymp, den 18. September 1842.

Dein letzter Brief iſt voller Klagen über Unglücksfälle welche unſer liebes Deutſchland betroffen haben. Doch das iſt vorübergehend. Geſtalten ſich die inneren Verhältniſſe Deutſchlands nur ſonſt nach Wunſch, ſo wollen dergleichen Kalamitäten wenig ſagen. Aber der geiſtige und materielle Entwickelungsproceß meiner guten Landsleute ſchreitet ſo langſam vorwärts, als ſollte er vor dem ehemaligen Reichskammergerichte geführt werden. Die öſterreichiſche Monarchie, ſchon in ſich ſelbſt durch Zollſchranken getrennt, ſperrt ſich immer noch vom übrigen Deutſchland ab, und die unermüdlichen Beſtrebungen einiger aufgeklärten Männer tragen zur Zeit noch ſehr wenig Früchte. Hannover, Oldenburg, Mecklenburg und Hamburg zeigen eben ſo wenig Neigung ſich dem deutſchen Zollvereine anzuſchließen, deſſen politiſche Bedeutung doch kaum zu verkennen iſt. Die Preſſe ſeufzt noch hier und dort unter dem Drucke einſeitiger Beſchränkungen. Die Fürſten wünſchen zwar das Beſte ihrer Völker, aber ihre Rathgeber ſind voller Bedenklichkeiten, und ſo kann das Gute nicht zur Reife gelangen. Der Deutſche iſt von Grund aus eine ſo treuherzige Natur, daß man ihm ohne Bedenken ein größeres

Vertrauen ſchenken darf. „Vertrauen erweckt wieder Vertrauen; ich vertraue Euch, darum vertraut auch Mir.“ So ſprach ein hochherziger deutſcher Fürſt [1] einſt in verhängnißvoller Stunde zu ſeinem aufgeregten Volke, das manchen triftigen Grund zur Beſchwerde über Beamtenwillkür hatte, und dieſe endlich abgeſtellt wiſſen wollte. Aber er bewies dieſes Vertrauen augenblicklich auch durch die That, indem er das Zeughaus öffnen und Jedem Waffen verabreichen ließ, der dieſelben zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe zu gebrauchen verſprach. Ueber 6000 Feuergewehre wurden in wenig Stunden an Menſchen ausgegeben, die man nicht einmal nach Stand und Namen befragte. Und das geſchah in einer Zeit als die Franzoſen, Belgier und Polen ihre Revolution begonnen hatten (1830), und Niemand wiſſen konnte wie weit und ſtark die Verzweigung der Propaganda gehe, ob und wann dieſer politiſche Sturm zu beſchwichtigen ſey! — Wir waren damals verblendet genug das für Charakterſchwäche und Taktloſigkeit zu halten, was nur das Produkt eines tieferen Blicks in die Verhältniſſe des Volks und ſeiner geiſtigen Bedürfniſſe, was der reine Erguß einer edlen Fürſtenſeele war. Dieſe eitle Kurzſichtigkeit hat uns ſchon manchmal irre geleitet, wenn es auf die Beurtheilung der Verhältniſſe unſerer nächſten Nachbarn ankam. Das Vertrauen dieſes Fürſten wurde von dem Sachſenvolke auf die glänzendſte Weiſe gerechtfertigt. Unter ſeiner eben ſo weiſen als milden und höchſt conſequenten Regierung ſchießt der Lebensbaum des vielgeprüften ſächſiſchen Volkes kräftig empor, zur Freude ſeines Beherrſchers, zum Ruhme unſeres deutſchen Vaterlandes. Und ſolche Reſultate ſollten nicht überall zu erringen ſeyn wo das Volk auf einer höheren Bildungsſtufe ſteht? Man vertraue nur dem deutſchen Volke, die guten Früchte werden ſich bald zeigen. [2]

Dürfte ich Dir den Schleier der Zukunft lüften Freund, Du würdeſt Urſache zu viel ernſteren Beſorgniſſen finden. Rom hat noch niemals die Herrſchaft aufgegeben; es wirkt mit ſtarrer Conſequenz im Stillen fort, begierig jede Gelegenheit benutzend einen Theil des verlorenen Einfluſſes wieder zu erlangen. Ob es dabei den Norden mit dem Süden entzweit, Franzoſen gegen Deutſche aufhetzt gilt ihm gleich, wenn nur der

[1] Der jetzige König von Sachſen, damals Prinz-Mitregent.
Der Herausgeber.

[2] Man halte aber auch die Propagandiſten im Zaume, denn wie ſehr ſie die Völker irre geleitet haben, beweiſen die Jahre 1848 und 1849. Der Herausgeber.

Krummſtab dabei zur Oriflamme wird und als Siegesbanner an der Spitze bleibt. Hätte Napoleon damals an die Stelle der Vernunftreligion den Proteſtantismus geſetzt und dieſer ſich ein wenig modificirt, ſo wäre von Rom nicht viel mehr zu befürchten. In unſerem aufgeklärten Zeitalter ſollte es überhaupt nur einen chriſtlichen Glauben geben. — Von anderer Seite ſteht euch noch Schlimmeres bevor! Kabinetskriege durch ruhmſüchtige Fürſten, Miniſter, Generale und eitle Maitreſſen angefacht, ſind gänzlich aus der Mode gekommen. Je länger aber in Europa der allgemeine Frieden dauert (denn die ſpaniſchen Wirren können nicht für einen eigentlichen Krieg gelten), je mehr die materiellen Intereſſen in Deutſchland die Oberhand gewinnen, deſto ſchrecklicher wird einſt das Erwachen aus dieſem Traume vom ewigen Frieden ſeyn. Wehe euch dann, wenn ihr die inneren Angelegenheiten nicht vollſtändig geordnet habt; wenn es noch viel „fromme Wünſche“ zu erfüllen giebt; wenn zwiſchen den Fürſten und Völkern noch ernſte Mißhelligkeiten obwalten; wenn zwiſchen den deutſchen Bundesſtaaten, gleichviel durch welchen Anlaß, ernſte Spaltungen eingetreten ſeyn ſollten.

Der erſte Anſtoß zum Kriege wird vorausſichtlich von Weſten her kommen. Die Zuſtände in Frankreich ſind innerlich faul und wurmſtichig. Das Staatsgebäude muß über lang oder kurz zuſammenbrechen, denn indem man von Oben herab den frivolen Leidenſchaften aller Volksklaſſen fortwährend neue Nahrung giebt, um ihre Blicke von ernſteren Gegenſtänden abzulenken, demoraliſirt man gleichſam den Volkscharakter, deſſen Baſis in Frankreich ohnehin keine ſehr moraliſche genannt werden kann. Volkserhebungen in Frankreich wirken aber ſtets anſteckend auf die Schweiz, auf Ober- und Mittel-Italien, auf die deutſchen Grenzlande und auf Belgien. Wer will da den Ausgangspunkt bezeichnen? — In Preußen ſucht ein verrottetes Junkerthum ſich immer mehr Geltung zu verſchaffen. Wie früher unſere Deutſchthümler durch Wiederaufnahme altdeutſcher Trachten mit langem fliegenden Kopfhaar (zu welchem die Brillen den — Commentar lieferten,) den deutſchen Geiſt in das Leben zu rufen ſuchten, ſo glauben die Altpreußen den Geiſt Friedrichs d. Gr. durch königliche Redensarten heraufbeſchwören zu können. Aber die Kurzſichtigen begreifen nicht, daß Preußen durch den einzigen Friedrich nur groß worden iſt, weil die faſt allgemeine Demoraliſation der europäiſchen Höfe den Staaten ein zerſetzendes Element einimpfte, deſſen Wirkungen ſich bei jeder

gewaltsamen Erschütterung zeigen mußten. Der Einzelne kann nur dann sich zur Größe emporschwingen, wenn Alles um ihn her kleinlich geworden ist. Durch meine früheren Briefe glaube ich aber Dir gezeigt zu haben, mit welchen politischen Erbärmlichkeiten Friedrich damals zu thun hatte. Unter solchen Verhältnissen vermag ein großer Geist allerdings sehr viel. Wie steht es aber jetzt? — Oesterreich hat durch die inneren Reibungen seiner Nationalitäten viel zu leiden. Was in Preußen die Polen zu erstreben suchen, danach streben in der österreichischen Monarchie die Magyaren. Beide stützen sich auf einen ritterlichen Romantismus, dem aber alles schöpferische Talent und selbst das Edle des Ritterthums abgeht. Daraus kann nichts Gutes entspringen. Ob Uebles? das wird die Zukunft lehren. Einstweilen werden die Magyaren von den Slaven und diese wieder von den Deutschen im Schach gehalten. Diese streitenden Elemente, weit entfernt eine Auflösung der Monarchie herbeizuführen, erhalten dieselbe in steter Spannung und werden sie niemals fallen lassen. — Rußland arbeitet im Stillen an seiner Vergrößerung unermüdlich fort. Unter Nikolaus hat dieses kolossale Reich eine große Zukunft zu erwarten. Aber es leidet an einem Grundübel, welches Peters des Großen Genie sehr richtig erkannte. Es fehlt ihm der freie Verkehr zur See. Das sind „die thönernen Füße" dieses Kolosses, von welchen so oft gesprochen wird, ohne daß die Leute wissen was sie damit bezeichnen wollen. Im Uebrigen ist dieses Reich von unverwüstlicher Dauer, denn es hat nicht einmal einen Keim zur inneren Auflösung. Die französischen und deutschen Todesverkündiger beurtheilen die russischen Zustände nach den ihrigen, und sind in dem Wahne befangen, daß gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen hervorbringen müßten. Das können sie aber nur unter ganz gleichen Verhältnissen, und weil Rußlands Verhältnisse ganz andere sind, als die Verhältnisse in Frankreich und Deutschland, treffen auch die Voraussetzungen und Verheißungen nicht ein. Wenn Rußland Gefahren drohen, so sind sie anderer Art. Jenes Grundübel nöthigt Rußland seine Herrschaft im Süden wie im Norden zu erweitern, um sich die Freiheit des Seehandels zu verschaffen. Das dürfte aber England zu verhindern suchen, und es ist sehr die Frage ob andere europäische Großmächte dies ebenfalls gestatten werden. Aus diesem Streben und Widerstreben, welches durch handelspolitische und internationale Interessen geboten wird, können Konflikte entstehen deren Umfang und Bedeutung sich gar nicht übersehen

läßt. — England bildet einen merkwürdigen Gegenſatz zu Rußland. Dieſes erzeugt an Naturprodukten, jenes an Induſtrieprodukten aller Art ungleich mehr als es ſelbſt verbrauchen kann. Man ſollte meinen daß dies zu einem für beide Theile gleich vortheilhaften Tauſchhandel führen müſſe. Ein ſolcher Tauſchhandel findet allerdings Statt, er gnügt aber auch nicht entfernt den beiderſeitigen Bedürfniſſen. Für Englands maſſenhafte Induſtrieerzeugniſſe möchte der ganze europäiſche Markt keinen hinreichenden Abſatz darbieten, denn die Concurrenz auf dem Feſtlande wird mit jedem Jahre größer. Jetzt wird in Amerika noch ungleich mehr verbraucht als erzeugt. Haben ſich aber die Verhältniſſe dort geändert, dann müſſen Aſien und Afrika Englands Abnehmer werden. In Aſien ſucht aber Rußland, in Afrika Frankreich immer mehr Einfluß zu erlangen, und darin liegt ein Keim zu Kriegen, bei deren Ausbruch die Deutſchen keinen müßigen Zuſchauer abgeben können.

Es wird daher gut ſeyn, wenn man die Möglichkeit eines demnächſt zu erwartenden großen Krieges ins Auge faßt und im Stillen ſich darauf vorbereitet. Die Grundbedingung eines glücklichen Erfolgs iſt aber die Beſeitigung aller weſentlichen Mißſtände und die Befeſtigung des deutſchen Staatenbundes. Dieſer gute Rath mein Freund kommt aus einem olympiſchen Kopfe und wird vom deutſchen Herzen dictirt. Was Du in Deiner amtlichen und geſelligen Stellung, oder als gefeierter Schriftſteller durch Wort und Beiſpiel thun kannſt, den Geiſt der religiöſen Duldung, der politiſchen Eintracht, der ſittlichen Veredelung, der Aufklärung des kriegeriſchen Wiſſens und der praktiſchen Tüchtigkeit zu befördern, das verſäume nie und ſcheue dabei weder Mühe noch Opfer, es wird Dir einſt Segen bringen. Denn, ich wiederhole es, die Zeit der Prüfungen nahet mit Rieſenſchritten, und wer dabei mit Schanden beſteht wird den Fluch der jetzigen und künftigen Geſchlechter auf ſich laden. Doch genug von dieſem Thema, ich kann und darf Dir heute nicht mehr offenbaren.

Die Entfernung des Prinzen Karl und ſeiner Unterfeldherrn ſchien dem Könige nicht unangenehm zu ſeyn, er ſprach ſich nunmehr viel freier aus, und machte auf das Bündniß zwiſchen Sachſen und Oeſterreich einige intereſſante Anſpielungen, wobei die politiſche Projektmacherei des Grafen Brühl in ſehr dunklen Farben geſchildert wurde. Friedrich

verſicherte auf die einleuchtendſte Weiſe, daß der perſönliche und unverſöhnliche Haß, den dieſer Premierminiſter auf ihn geworfen, die Haupturſache der harten Behandlung geweſen ſey, welche Sachſen im Laufe des Krieges habe erdulden müſſen, weil er dieſem „Geldmenſchen", wie er Brühl nannte, auf andere Weiſe nicht habe beikommen können. Aber auch dieſes Mittel habe den Zweck verfehlt und mit dem gutmüthigen, aber eitlen und prunkſüchtigen Könige Auguſt ſey direkt nicht zu verhandeln geweſen.

„Die Operationsplane meiner Feinde — fuhr Friedrich fort — waren mir in der Hauptſache bekannt, erlitten aber mancherlei Abänderungen. Anfangs ſollte Feldmarſchall Rutowski mit den bei Leipzig ſich ſammelnden ſächſiſchen Truppen und dem Corps des Generals Grünne gerades Wegs auf Halle vorgehen, den Fürſten Leopold nach Magdeburg werfen, ihn dort einſchließen, und mit dem Hauptheile ſeiner Streitkräfte gegen Berlin marſchiren; Prinz Karl ſollte mit den Oeſterreichern und 6000 Sachſen den Weg durch die Lauſitz nehmen und ſich vor Berlin mit Rutowski vereinigen, wodurch die Räumung Schleſiens mittelbar bewirkt worden wäre. Karl war aber dieſem Plane ſehr abgeneigt, wünſchte überhaupt den ganzen Winterfeldzug rückgängig zu machen, worin die Generalität mit ihm harmonirte, und erſchöpfte ſich in Gegenvorſtellungen die ohne Erfolg blieben. Später beantragte Brühl daß das Corps von Grünne bei Leipzig zur Beobachtung aufgeſtellt werden, und Rutowski mit allen ſächſiſchen Truppen durch die Lauſitz zum Prinzen Karl ſtoßen ſolle, weil Rußland nur für den Fall Unterſtützung verſprochen habe daß die Preußen zuerſt in Sachſen einfallen würden. Auch dieſer Plan war dem Prinzen nicht nach Geſchmack. Ehe meine Gegner ſich aber verſtändigen konnten brach ich gegen ſie los. Die größte Schwierigkeit machte mir Fürſt Leopold; er mochte ſich nicht überzeugen daß Sachſen ſo Verderbliches im Schilde führe, und traute kaum ſeinen Augen als ich ihm die ſchriftlichen Beweiſe vorlegte. Es wurde nunmehr beſchloſſen daß Leopold ſein Corps ohne Zögern bei Halle zuſammenziehen und, ſobald er ſichere Nachricht von dem Einrücken der Oeſterreicher in die Lauſitz erhalte, damit über Leipzig gegen Dresden marſchiren ſolle; käme es unterwegs zum Gefecht ſo habe er mit allem Nachdruck zu verfahren und keine ſchonende Rückſicht zu nehmen. Bei Dresden wollte ich mich mit ihm vereinigen und dann das Weitere befehlen.

„Inzwiſchen hatte die Kaiſerin alle Bedenklichkeiten und Einwürfe ihres Schwagers durch einen Machtſpruch niedergeſchlagen. Prinz Karl mußte Ende Oktober ſeine Kantonirungen bei Jaromirz verlaſſen und über Gitſchin, Liebenau, Reichenberg und Friedland in die Oberlauſitz rücken. Mangel an Verpflegung und ſchlechte Wege verzögerten die Fortſetzung ſeines Marſches bis Mitte November, ſo daß er erſt am 20. die böhmiſche Grenze überſchritt und den 22. in der Gegend von Görlitz ankam. Dieſe Langſamkeit, verbunden mit einigen Indiscretionen aus der Umgebung des öſterreichiſchen Feldherrn, verrieth mir den ganzen Operationsplan. Der Erbprinz Leopold, welcher in meiner Abweſenheit den Oberbefehl führte, hatte die zwiſchen Jauer und Goldberg kantonirende Armee bereits bei Nieder-Adelsdorf (1¼ Meile nördlich von Goldberg) zuſammengezogen, und die zwiſchen Landshut und der Lauſitz zur Beobachtung aufgeſtellten Abtheilungen in Löwenberg vereinigt, von wo ſie bis Bunzlau eine neue Beobachtungslinie bildeten. Die dortigen Poſten erhielten die Weiſung: alle aus der Lauſitz kommende Reiſende nach Schleſien, aber Niemand wieder zurück zu laſſen. General Naſſau wurde mit Bewachung der Grenze von Hirſchberg bis Glatz beauftragt. Am 18. November traf ich bei der Armee ein. Ich hatte bei Nieder-Adelsdorf 30,000 Mann vereinigt. General Winterfeldt ſtand außerdem mit 6 Bataillonen 20 Schwadronen, die mir als Avantgarde dienten, zwiſchen Löwenberg und Bunzlau. Von ihm empfing ich faſt täglich Meldung über die Bewegungen meiner Gegner. Am 22. früh erfuhr ich durch Winterfeldt daß der Feind die Grenze überſchritten habe, marſchirte noch denſelben Tag bis Groß-Walditz (1 Meile nördlich von Löwenberg) und ließ hier über den Bober vier Brücken ſchlagen. Winterfeldt erhielt Befehl bis an den Queis vorzurücken, Naumburg in das Auge zu faſſen, dort die Uebergangsmittel zu recognosciren, ſeine Truppen aber möglichſt verborgen zu halten, da es meine Abſicht ſey den Feind beim weiteren Vorrücken durch einen plötzlichen Flankenangriff zum Stehen zu bringen. Wenn man Vorpoſtengenerale hat wie Winterfeldt und Zieten, kann man ſicher ſeyn daß ſelbſt die ſchwierigſten Aufträge gewiſſenhaft vollzogen werden. Für die Folgen des Zuſammentreffens mit der feindlichen Armee, die auf 50,000 Mann geſchätzt wurde, bangte mir nicht. Meine Truppen hatten ſich ausgeruht, geſtärkt und waren voller Siegeszuverſicht.

„Prinz Karl hatte am 22. ebenfalls Kunde erhalten daß ich bei der Armee eingetroffen und im Anmarſche ſey. Dies war ihm ein willkommner Vorwand oberhalb Görlitz ſtehen zu bleiben. Lobkowitz, ſein Unglücksgefährte, befehligte die 10,000 Mann ſtarke Avantgarde, hielt Lauban und die Gegend bis Hochkirch (1½ nördlich von Görlitz) beſetzt.[1] Nadasdi ſtand mit einem ſchwächeren Corps bei Greiffenberg. Unter dem Schutze dieſer beiden Corps glaubte der öſterreichiſche Feldherr ſich ſo ſicher, daß er ſeine übrigen Truppen auf beiden Ufern der Neiße weitläufige Quartiere beziehen ließ, ihnen jedoch Schönberg (ſein Hauptquartier) und Hochkirch zu Sammelplätzen anwies. Ernſtliche Abſichten traute er mir nicht zu, und wurde in dieſer Anſicht durch Lobkowitz beſtärkt den er am Morgen des 23. in Lauban beſuchte, dort bis Mittag verweilte, ohne jedoch über meinen Anmarſch etwas Beſtimmteres zu erfahren. Zu derſelben Stunde überſchritt ich aber bei Naumburg den Queis. Meine Avantgarde überfiel Nachmittags 2 Uhr in (Katholiſch-) Hennersdorf ein ſächſiſches Vorpoſtendetachement von 2 Bataillonen und 12 Schwadronen unter General Buchner, ſchlug die Cavallerie aus dem Felde, eroberte 4 Kanonen und machte 900 Gefangene. Dieſes an ſich ganz unbedeutende Gefecht reichte hin den Prinzen zum Rückzuge nach Böhmen zu veranlaſſen, ohne mit mir vorher einen Gang zu wagen. Das war unſtreitig eine Nachwirkung des Sieges bei Soor, und ich möchte wohl hören wie die Oeſterreicher das Aufgeben ihrer Offenſive rechtfertigen wollen. Was ihre Geſchichtsſchreiber darüber ſagen kann nicht zur Entſchuldigung dienen. Wie gewöhnlich wurde die Schuld auf die Sachſen gewälzt. Es iſt wahr daß General Buchner ſich nicht hätte überfallen laſſen ſollen. Aber ſo ſehr ſtrafbar iſt er nicht. Er hatte am frühen Morgen eine Patrouille nach dem eine Meile von Hennersdorf entfernten Naumburg entſendet, welche mit der Nachricht zurückkehrte daß vom Feinde nichts zu entdecken ſey. Man glaubte alſo ſich die Abſendung einer zweiten Patrouille erſparen zu können und verließ ſich auf die Feldwachen, die ganz zweckmäßig aufgeſtellt waren. Aber die Gegend zwiſchen beiden Orten iſt ſehr waldig, die Vedetten hatten einen beſchränkten Geſichtskreis, auch war an dieſem Tage ſtarker Nebel und Zietens Angriff ſo überraſchend, daß ſeine Huſaren mit den ſächſiſchen Küraſſieren gleichzeitig in

[1] General Polenz ſtand mit 6000 Sachſen, welche zur Avantgarde gehörten, zwiſchen beiden Orten in den Dörfern Hennersdorf und Kieslingswalda. Der Herausgeber.

Hennersdorf ankamen. Indeß machten sich Letztere bald wieder Luft, verjagten Zietens Husaren, formirten sich vor dem Dorfe neben ihrer Infanterie, und leisteten zwei Stunden lang den hartnäckigsten Widerstand, wobei mehr als die Hälfte getödtet oder verwundet wurde.[1] Buchner hatte sich durch seinen ritterlichen Sinn zu einem sehr ungleichen Kampfe fortreißen lassen, der nur zu seinem Verderben ausschlagen konnte. Doch hat er wohl keine Ahnung gehabt daß er die Avantgarde meiner Armee vor sich sahe: auch stand General Polenz mit der anderen Hälfte der sächsischen Truppen nur ¾ Meile von ihm, und erhielt von diesem unerwarteten Angriffe sogleich Meldung. Die Klugheit gebot Buchner nach Abwehr des ersten Angriffs hinter das Dorf zurückzugehen, dessen Ausdehnung ihn gegen jeden Flankenangriff gesichert haben würde. Die Ehre gebot ihm hingegen das Glück der Waffen zu versuchen gegen einen Feind der anfangs nicht viel stärker war. Er folgte dem Gebot der Letzteren; das war sein Unglück aber auch sein Trost, denn in solchen Verhältnissen ist ein Uebermaß von Kühnheit besser als zu große Vorsicht. Zieten und Winterfeldt würden auch so gehandelt haben, aber sie würden sich nicht haben überfallen lassen. Was meinen diese Herren?"

Zieten. „Der Unfall Buchners, welcher schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth, erregte die Theilnahme aller Generale. Wir diskutirten unter einander die Frage wie er sich hätte verhalten sollen, konnten uns aber nicht verständigen. Daß er vor meinen 20 Schwadronen Husaren nicht zurückwich, war ganz in der Ordnung. Als aber General Rochow mit 10 Schwadronen Kürassieren, 2 Bataillonen Grenadieren und 4 Geschützen anrückte, wäre es möglich gewesen ohne erheblichen Verlust durch das Dorf zurückzugehen und das Weitere hier abzuwarten; wir hätten ihm dort gar nicht beikommen können. Buchner folgte aber nur den Eingebungen seiner Bravour: er griff die Kürassiere beim Ueberschreiten eines Ravins mit Ungestüm an, warf sie zweimal zurück, wurde aber inzwischen durch einige Schwadronen links umgangen und kam dadurch in ein sehr nachtheiliges Verhältniß, das ihm schon jetzt einleuchten mußte. Zwar hoffte Buchner auf Verstärkung vom General Polenz, doch

[1] Die Sachsen hatten hier einen Verlust an 1092 Mann, ohne die Gefangenen, unter letzteren befanden sich der General Buchner und Oberst ö Byrn, beide verwundet. Jedes dieser drei Kürassierregimenter (ö Byrn, Vitzthum und Dallwitz) war übrigens nur drei Schwadronen und etwa 450 Pferde stark. Der Herausgeber.

war das kein hinlänglicher Grund in dieſer gefahrvollen Stellung zu verweilen. Ein Vorpoſtengeneral ſoll nicht blos kühn, er ſoll auch umſichtig und verſchlagen ſeyn. Dieſe letzteren Eigenſchaften ſcheint Buchner in geringerem Grade beſeſſen zu haben, die Bravour ging völlig mit ihm durch. Da er die Preußen in der Nähe wußte und auf Beobachtung der Gegend zwiſchen dem Queis und Bober angewieſen war, bei Naumburg aber eine ſteinerne Brücke iſt, mußte er dort nothwendig einige Schwadronen aufſtellen und durch Patrouillen das vorliegende Terrain zu verſchiedenen Zeiten des Tags durchſtreifen laſſen. Wenn auch der Feldherr ſich einer gewiſſen Sorgloſigkeit hingiebt, ſo darf doch ein Vorpoſtengeneral niemals die Vorſicht vernachläſſigen. Von dieſer Schuld iſt Buchner nicht freizuſprechen."

Friedrich. „Prinz Karl und Lobkowitz ſind noch viel mehr zu tadeln. Beide vernahmen Nachmittags 2 Uhr das Kanonenfeuer bei Hennersdorf, aber keiner dachte daran ſich zu überzeugen was dort eigentlich vorgehe; man begnügte ſich die Zuſammenziehung der Truppen bei Schönberg zu befehlen, und führte ſie am andern Morgen hinter die Neiße zurück. Mein Erſcheinen vor Görlitz am 24. (November) hatte den weiteren Rückzug der Oeſterreicher über Zittau zur Folge, wobei nach Ausſage der vielen Ueberläufer eine ſolche Verwirrung und Muthloſigkeit eingetreten ſeyn ſoll, daß ich dieſe etwa 30,000 Mann ſtarke Armee leicht ganz hätte aus einander ſprengen können. Indeß begnügte ich mich ſie nur durch 10 Bataillone und 60 Schwadronen bis an die böhmiſche Grenze verfolgen zu laſſen, wobei der größte Theil des Gepäcks, die Magazine und gegen 3000 Gefangene in meine Hände fielen, befahl aber nun dem Fürſten von Anhalt die Sachſen bei Leipzig unverweilt anzugreifen. — Die Vorfälle in der Lauſitz änderten auch die Plane meiner Gegner. Rutowski, welcher bei Leipzig ſtand, erhielt Befehl jeder Schlacht auszuweichen und ſich auf Dresden zurückzuziehen. Dorthin nahm auch General Grünne ſeinen Marſch, und dem Prinzen Karl wurde daſſelbe Marſchziel bezeichnet. Hätte er dieſe Richtung gleich von Görlitz aus genommen, ſo kamen die Sachen anders. Aber der Prinz hatte den General Hohenembs mit ungefähr 15,000 Mann in Böhmen zurückgelaſſen, andere Abtheilungen hielten die dortige Grenze beſetzt; er ging deshalb nach Gabel zurück und ſpäter über Leitmeritz und Pirna nach Dresden. Der Abmarſch von Gabel und Reichſtadt erfolgte erſt am 3. December.

„Dresden sollte also der Centralpunkt sehr beträchtlicher Streitkräfte gegen 60,000 Mann werden, mit welchen man über den Fürsten Leopold herzufallen gedachte der, durch die Elbe von mir getrennt, einen schlimmen Stand gehabt und zum schnellen Rückzuge genöthigt gewesen seyn würde. Aber so gut auch dieser Operationsplan ausgedacht war, so schlecht stand es mit der Ausführung wie sich aus Folgendem ergeben wird. Der König hatte zur Besprechung dieses Winterfeldzugs den Grafen Rutowski ersuchen lassen, mit einigen sächsischen Generalen der Unterredung beizuwohnen; auch General Grünne wurde eingeladen, letzterer kam aber nicht. Diese Herren gaben später manche interessante Aufschlüsse.) Fürst Leopold hatte seine Truppen (25 Bataillone, 70 Schwadronen) den 25. November bei Halle concentrirt und erhielt zwei Tage später von mir den Befehl zum Aufbruche, der aber erst am 29. erfolgte. Ein bei Schkeuditz stehendes Beobachtungscorps unter General Sybilski, 10 Schwadronen stark, wurde auf Leipzig zurückgeworfen. Dort standen 18 Bataillone 15 Schwadronen unter dem General Renard verschanzt hinter der Partha zwischen Schönfeld und Mockau. Da er aber zugleich die auf seinem linken Flügel liegende Stadt Leipzig decken sollte, konnten die Verschanzungen nur schwach besetzt werden. Als Renard die große Ueberlegenheit seines Gegners erkannt hatte, räumte er in der Nacht Stadt und Stellung, den nächsten Tag auch Eilenburg und Wurzen. Ein Kurier, der ihm den Befehl zur Behauptung Leipzigs bringen sollte, fand die sächsischen Truppen schon auf dem Rückzuge nach Grimma. Dieser Anfang ging also nach Wunsch. Ich befürchtete jedoch daß Leopold nicht schnell genug operiren werde, empfahl ihm wiederholt die größte Eile, und setzte ihn von der Entsendung des General Lehwaldt mit 10 Bataillonen 40 Schwadronen nach Kamenz in Kenntniß, wo derselbe den Moment abwarten solle sich mit ihm bei Meißen zu vereinigen. Was ich befürchtete traf ein. Leopold blieb drei Tage bei Leipzig stehen, wendete sich dann gegen Torgau, welches nur von 3 Compagnien besetzt war, und bemächtigte sich dieses Ortes den 6. December. Hier blieb er wieder fünf Tage stehen und brach erst den 11. nach Meißen auf, wo Lehwaldt schon den 9. eingetroffen war die Stadt aber besetzt fand. Auf diese Weise verlor der Fürst die sächsischen Truppen, welche sich gegen Dresden zurückzogen, ganz aus dem Gesicht und überdieß eine kostbare Zeit. Hätte Prinz Karl seinen Marsch nach Dresden mehr beschleunigt, so konnten für mich leicht

sehr üble Verhältnisse entspringen. Ich war über diese methodische Langsamkeit höchst unwillig und erneuerte meine Befehle in immer stärkeren Ausdrücken. Zur Schlagung einer Brücke hatte ich nicht Pontons genug, weil die stärkere Brückenequipage dem Fürsten Leopold überlassen worden war. Ueberdies ging die Elbe so stark mit Eis daß es zweifelhaft blieb, ob ich diesen Fluß in den nächsten Tagen werde überschreiten und mich mit Leopold vereinigen können. Einstweilen brach ich nach Königsbrück auf um den Ereignissen näher zu seyn."

Fürst Leopold. „Euer Majestät haben mir damals arg mitgespielt, und doch war ich gezwungen für den Unterhalt meiner Truppen zu sorgen und die Verbindung mit Ihnen sobald als möglich herzustellen."

Friedrich. „Nach der Einnahme von Leipzig und Eilenburg konnte es Ihnen in dem reichen Lande an Nichts fehlen. Die Verbindung sollte aber über Meißen und nicht über Torgau hergestellt werden, Sie mußten mithin eilen; denn rückten Rutowski und Grünne bis Meißen vor, oder wurde die dortige Brücke abgebrannt,[1] so war mein Operationsplan vereitelt und die Schuld würde ganz auf Sie gefallen seyn. Zum Glück standen in Meißen nur 18 Grenadiercompagnien mit 8 Geschützen unter General Allenbeck, welcher am 12. von beiden Seiten bedroht wurde, in der Nacht seine Truppen herauszog und die Brücke so wenig beschädigte, daß wir sie in einigen Stunden wieder brauchbar machen konnten. Am 13. stieß Lehwaldt zum Fürsten, ließ aber 10 Schwadronen auf dem rechten Elbufer gegen Dresden vorgehen. Tags darauf marschirte Letzterer mit 33 Bataillonen 95 Schwadronen (32,700 Mann) gegen Dresden; ich mit 50,000 Mann gegen Meißen, denn die früher an der schlesisch-böhmischen Grenze gestandenen Truppen hatte ich fast alle herangezogen, um dem Feldzuge mit einem gewaltigen Schlage ein Ende zu machen. Was Prinz Karl nach Dresden führen könnte, schätzte ich ebenfalls auf 50,000 Mann. Wie sahe es aber am 14. auf Seiten meiner Gegner aus?"

Rutowski. „Es thut meinem Herzen weh Sire, mich ohne Rückhalt darüber auszusprechen, denn ich muß Mißbräuche aufdecken welche der damaligen Regierung zur Schande gereichen. Allein die braven Truppen unter meinen Befehlen sind so sehr verunglimpft worden, daß es mir pflichtgemäß erscheint ihre Ehre zu retten. König August hatte sich bei

[1] Sie hatte zwar steinerne Pfeiler, bestand aber damals aus Holz, war überbaut, und wurde im März 1813 von den Franzosen abgebrannt. Der Herausgeber.

Annäherung der Preußen nach Prag begeben und den Grafen Brühl mit faſt unbeſchränkter Vollmacht in Dresden zurückgelaſſen, wo auch die königliche Familie zurückblieb. Unter allen Premierminiſtern, die Gott in ſeinem Zorn zu dieſer hohen Würde gelangen ließ, war Brühl der unfähigſte und ſchlechteſte, wußte aber ſeine Unfähigkeit durch ſcheinbare Geſchäftigkeit geſchickt zu verbergen, indem er von den Beamten häufige Berichte verlangte und jeden Vormittag mit einer Hand voll Papiere Stunden lang wie ein Sekretär im Schloſſe herumlief. Sein Regieren beſtand nur in Anzettelung politiſcher Intriken, wobei er durch einen glühenden Haß gegen Euer Majeſtät geleitet wurde, und in Erhebung von Steuern oder Abgaben verſchiedener Art, um der unſinnigen Prunkſucht fröhnen zu können. Hieraus mögen Euer Majeſtät abnehmen wie ſchlecht es mit der Verwaltung der Landeseinkünfte beſchaffen war. Die Truppen erhielten niemals was ihnen gebürte, und zu der Zeit, wo ſie bei Leipzig zuſammen gezogen wurden, hatten Offiziere und Soldaten ſeit fünf Monaten keinen Sold erhalten. Alle meine Vorſtellungen blieben fruchtlos, und ich bedurfte meines ganzen perſönlichen Einfluſſes um eine Deſertion in Maſſe zu verhüten.

„Als General Lehwaldt und Fürſt Leopold gegen Meißen marſchirten, drang ich darauf daß entweder die ganze Armee zum Schutze dieſes wichtigen Punktes dort Stellung nehmen, oder die dortige Brücke abgebrannt werden ſolle. Beides wurde vom Grafen Bühl definitiv abgelehnt und dagegen beſchloſſen, daß General Allenbeck eine Verſtärkung von 6 Bataillonen und 6 Schwadronen erhalten ſolle. Ich widerſetzte mich dem, weil dieſe Truppen einer ſicheren Niederlage oder Gefangenſchaft entgegen gingen, mußte aber nachgeben. Zum Glück erfolgte die Räumung Meißens noch vor ihrer Ankunft. Da Prinz Karl mit der öſterreichiſchen Armee nur erſt die böhmiſche Grenze überſchritten hatte und leicht zu ſpät kommen konnte, mußte zum Schutze der Reſidenz die Stellung bei Keſſelsdorf bezogen werden. Ich vereinigte dort am 13. December 26,000 Mann; General Grünne ſtellte ſich mit ſeinen 8000 Oeſterreichern zu meiner Rechten bei Briesnitz auf. In Dresden befanden ſich große Koſtbarkeiten, die Feſtungswerke waren in ſchlechtem Zuſtande, die Beſatzung beſtand aus 3000 Milizen. Man hätte mithin Alles aufbieten ſollen die Truppen zum hartnäckigſten Widerſtande aufzumuntern, ihren Bedürfniſſen abzuhelfen, ſie reichlich zu verpflegen. Aber werden Sie es glauben Sire daß dieſen

Truppen, welche bei Regen und Schnee unter zerriſſenen Zelten lagerten, kaum Holz und Lagerſtroh noch weniger Brod und andere Lebensmittel verabreicht wurden? Der Herzog von Weißenfels hatte dieſerhalb mit Brühl manchen ärgerlichen Auftritt, und da er mit dem Prinzen von Lothringen ohnehin nicht ſehr harmonirte, legte er den Oberbefehl in meine Hände, wohnte jedoch allen Berathungen bei. Er beſprach ſich mit dem Prinzen Karl über die Dislocirung der öſterreichiſchen Truppen, welche ſo nahe bei Dresden untergebracht werden ſollten daß ſie innerhalb zwei Stünden nach Abgang des Befehls zwiſchen dem großen Garten und Dresden vereinigt ſeyn konnten. Aber Brühls Geheimſekretär Hennike ließ ſich von den dabei betheiligten Gutsbeſitzern durch Geſchenke beſtechen, und regelte die Verlegung der Truppen nach Gutdünken, ſo daß manche Regimenter bis auf den Sammelplatz über zwei Meilen zurückzulegen hatten, mithin zu ſpät kommen mußten. — Ich und meine Generale waren im höchſten Grade entrüſtet. Was wir an baarem Gelde zuſammenbringen konnten, wurde zur Anſchaffung von Lebensmitteln verwendet, doch das reichte nicht weit, da man uns die Gage ſelbſt vorenthielt und mancher General in Geldverlegenheit war. Die Folgen dieſer unglücklichen Verhältniſſe zeigten ſich in der Schlacht nur zu deutlich. Offiziere und Soldaten murrten laut, daß man ſie ſo rückſichtslos behandele und in dem Augenblicke, wo ſie Leben und Geſundheit dem Lande zum Opfer bringen ſollten, faſt verhungern laſſe, während Brühl mit ſeinen Schmeichlern nur eine Meile davon im Ueberfluſſe ſchwelge. Und was ſollten wir Generale dazu ſagen?"

Friedrich. „Was Sie mir da erzählen lieber Graf, erregt mein Erſtaunen und kann meine Bewunderung der beiſpielloſen Geduld und Hingebung Ihrer Truppen nur erhöhen. Aber wie war es möglich daß einer ſolchen Tyrannei nicht ein Ende gemacht wurde?"

Rutowski. „Brühl hatte ſich in der Gunſt ſeines Gebieters ſo zu befeſtigen gewußt Sire, daß es unmöglich war eine Beſchuldigung gegen ihn an den Thron zu bringen. Einſt wurde ein Verſuch dazu gemacht, aber der Erfolg war ſo unglücklich für den Urheber daß Niemand einen zweiten wagte. Oberſt W... hatte ſich dem Könige unter vier Augen zu nähern gewußt und entdeckte ihm, daß die Armee ſeit fünfundzwanzig Monaten keinen Sold erhalten habe. Der König gerieth in die heftigſte Gemüthsbewegung und ließ den Miniſter rufen. Dieſer hörte die Anklage

mit höhnischem Lächeln an, bedeutete den Monarchen, daß der Oberst sein persönlicher Feind sey und ihn in der königlichen Gunst zu stürzen suche. August glaubte es, forschte nicht weiter nach dem Thatbestand den jeder Oberste bezeugen konnte, und der kühne Sprecher kam lebenslang auf den Sonnenstein. Der rückständige Sold wurde zwar nunmehr ausgezahlt, aber in Steuerscheinen al pari, woran man oft mehr als die Hälfte vom Nennwerthe verlor." [1]

Friedrich. „Wenn ein Monarch den inneren Angelegenheiten seines Heeres keine Aufmerksamkeit widmet, handelt er sehr gegen sein eigenes Interesse. Doch kommen wir jetzt auf die kriegerischen Ereignisse zurück. Die Schlacht bei Kesselsdorf hat interessante Momente. Mein tapferer Fürst Leopold hat sich darin mit Ruhm bedeckt und das Vertrauen, welches ich in sein Anführertalent setzte, vollkommen gerechtfertigt."

Leopold. „Sehr verbunden Majestät, ich dächte doch es sey eben nicht zu verwundern, wenn der Lehrer es eben so gut als sein Zögling mache."

Friedrich. „Oho mein alter Freund stehen wir auf diesem Fuße miteinander? Mich dünkt daß der gelehrige Schüler seinen Meister bald übertroffen habe. Vor Ihrer Bravour habe ich alle Hochachtung; Sie verstehen die Truppen zum Siege zu führen, nicht aber auf vernünftige Weise zu schonen, und opfern die Menschen oft nutzlos. An Umsicht und Vorsicht stehen Sie vielen meiner Generale nach. Der Unfall bei Meißen, wo Sie sich am 13. durch General Sybilski überfallen ließen, der mit 1000 Ulanen ganz in Ihrer Nähe stand ohne daß Sie davon eine Ahnung hatten, liefert den Beweis."

Leopold. „Euer Majestät haben es bei Kolin und Hochkirch in diesem Genre noch viel großartiger versucht. Die Oesterreicher wissen davon zu erzählen."

Friedrich. „Taisez-vous Papa, und lassen Sie jetzt dem Feldmarschall Rutowski das Wort."

Rutowski. „Die Gegend bei Kesselsdorf ist Euer Majestät bekannt. Auch wissen Sie daß mein linker Flügel sich an dieses stark besetzte Dorf, der rechte an die tiefen Schluchten bei Bennerich stützte. Das Corps des Generals Grünne stand eine gute Viertelmeile zu meiner Rechten. Der Zschoner Grund erschwerte den Angriff auf unsere Front,

[1] Vergleiche Schlosser II. 223.

konnte jedoch zwiſchen Keſſelsdorf und Zölmen von Infanterie in leidlicher Ordnung überſchritten werden. Letzteres Dorf liegt am dieſſeitigen Rande und war von 1000 Warasdinern besetzt. Die Stellung meiner Truppen hatte, von dem hinteren Ende Keſſelsdorfs gerechnet, eine Ausdehnung von nur 3000 Schritten; ſie war für 20,000 Mann Infanterie, 6000 Reiter und 66 Geſchütze ſtark genug um eine kräftige Gegenwehr zu geſtatten, und konnte nur auf großen Umwegen links durch den Plauen'ſchen Grund umgangen werden, was ich aber nicht zu befürchten hatte. Die Behauptung dieſer Stellung hing jedoch von dem Beſitze von Keſſelsdorf ab, weshalb ich daſſelbe in der Eile verſchanzen, durch 7 Bataillone Grenadiere und 28 Geſchütze beſetzen ließ, auch an beiden Seiten mehrere Cavallerieregimenter aufſtellte.[1] Dieſe Abtheilung betrachtete ich als den linken Flügel. Das Vordertreffen der übrigen Truppen beſtand aus 16 Bataillonen und hatte 32 Geſchütze in vier Batterien vor der Front. Benuerich war durch 2 Bataillone beſetzt. Im zweiten Treffen ſtanden 8 Bataillone, 12 öſterreichiſche Schwadronen. Die ſächſiſche Cavallerie (noch 27 Schwadronen und einige Pulks Ulanen) ſtellte ſich als drittes Treffen auf, und war beſtimmt die feindliche Infanterie anzugreifen, wenn ſie den Zſchoner Grund überſchreiten ſollte. Nachdem in der Nacht zum 15. December der Anmarſch des Fürſten Leopold von allen Vorpoſten einſtimmig gemeldet worden war, ſetzte ich den Prinzen Karl ſogleich davon in Kenntniß, und ließ meine Truppen in die bezeichnete Schlachtordnung rücken. Allerdings rechnete ich bei dem zu erwartenden Kampfe auf die Unterſtützung der öſterreichiſchen Armee, welche 50,000 Mann ſtark ſeyn ſollte, aber wie ſich ſpäter ergab ſehr viel Truppen in Böhmen zurückgelaſſen hatte. Doch glaubte ich meine Stellung mehrere Stunden lang auch gegen Uebermacht behaupten zu können."

Leopold. „Ich kann verſichern Majeſtät, daß die Sachſen eine vortreffliche Stellung hatten. Als ich gegen Mittag mit meiner Armee (33,000 Mann, in 33 Bataillonen 95 Schwadronen) auf der Höhe bei Kaufbach ankam, wo ich Alles überſehen konnte, war mir nicht ganz leicht zu Muthe. Aber Ihre letzten Briefe hatten mich ſo aufgeregt, daß

[1] Zur Linken von Keſſelsdorf ſtand ein Regiment Ulanen mit 3 Geſchützen, und deckte auf dieſer Seite den Rücken der Stellung. Zur Rechten waren drei Regimenter Dragoner aufgeſtellt, welche augenſcheinlich nur die Beſtimmung haben konnten, die Infanterie bei Abwehr eines Frontalangriffs zu unterſtützen. Der Herausgeber.

ich den Feind zu ſchlagen beſchloß und ſollte das mein letzter Tag ſeyn. Doch durfte ich dabei nicht auf die gewöhnliche Weiſe verfahren, denn ich hatte nicht Infanterie genug um gleichzeitig auch dem General Grünne zu Leibe zu gehen, und die Cavallerie war anfangs gar nicht zu gebrauchen. Ich ließ alſo Grünne nur durch einige Schwadronen beobachten, und habe ihm damit gewiß einen großen Gefallen gethan, denn er rührte ſich nicht von der Stelle und that als wenn ihm der Tanz bei Keſſelsdorf gar nichts anginge. — Um recht ſtark zu ſcheinen ſtellte ich 23 Bataillone 55 Schwadronen (die Infanterie in der Mitte) in das Vordertreffen, aber nur 10 Bataillone 20 Schwadronen mit großen Zwiſchenräumen dahinter. Außerdem zog ich noch 20 Schwadronen Huſaren auf meinen rechten Flügel, der ſich bis Braunsdorf ausdehnte und zu beiden Seiten der Freiberger Straße ſtand. Mein linker Flügel reichte bis nahe an Bödnitz, und mag dem General Grünne wohl einige Jalouſie gegeben haben. Dieſer Aufmarſch koſtete mich zwei Stunden. In dieſer Zeit beſah ich mir die feindliche Stellung recht genau. Keſſelsdorf war der Haken an den ich mich hängen mußte. Aber das Neſt ſchien verteufelt ſtark zu ſeyn, und wenn ich dort die Jungen ausnehmen wollte, konnte ich mir die Finger verbrennen. Allein was halfs, ich mußte in dieſe ſauere Birne beißen, und ſo ließ ich die drei erſten Grenadier-Bataillone der Mitte zu beiden Seiten der Wilsdrufer Straße gegen die Dorfſpitze rücken. General Herzberg führte ſie in Perſon, mein Regiment folgte in zweiter Linie; eine Batterie von 8 Geſchützen begleitete dieſe Brigade. Bonin Dragoner und Stille Küraſſiere ritten hinterdrein, blieben aber außerhalb Schußweite in einer flachen Niederung halten. Es war 2 Uhr als ich dieſen Angriff befahl. Auf der ganzen Schlachtlinie donnerten die Geſchütze. Das Herz im Leibe lachte mir, wie ich Herzberg mit den Grenadieren trotz des heftigen Kugel- und Kartätſchfeuers in ſchönſter Ordnung vorrücken ſah. Meine Regimentsmuſik ſpielte den Deſſauer Marſch dazu. Der ſchlüpfrig gewordene Lehmboden und das Feuer aus mehr als 20 Geſchützen erſchwerte zwar die Annäherung, aber die Grenadiere drangen trotzdem bis an den Dorfrand ohne zu ſchießen. Hier fanden ſie jedoch den Feind hinter niedrigen Mauern und dichten Hecken ſtehen, die Geſchütze hinter Bruſtwehren. Das Gewehrfeuer wurde immer mörderiſcher; mein tapferer Herzberg fällt von einer Kugel getroffen. Die Grenadiere weichen. Von Wuth entbrannt reite ich vor. Die

weichenden Bataillone zittern vor meiner Donnerſtimme; ſie ſammeln ſich ſchnell und General Lehwaldt führt ſie aufs Neue zum Angriffe. Der Weg war mit Todten und Verwundeten wie überſäet, aber lautlos ſchritten die Kerls vorwärts. Ich betete inbrünſtig daß ſie eindringen möchten, doch das feindliche Feuer riß die Bataillone auseinander, ſie rückten kaum noch von der Stelle. Nur mit größter Anſtrengung kamen ſie bis an das Dorf. Hier aber gingen Kraft und Muth zur Neige, über ein Drittel der Mannſchaft war bereits gefallen und immer noch keine Hoffnung auf glücklichen Erfolg. Da wendeten ſich die zerſchoſſenen Bataillone zur Flucht.[1] Ich heulte vor Zorn. Doch plötzlich verwandelte er ſich in Frohlocken, denn die Keſſelsdorfer begingen die Dummheit meiner geſchlagenen Infanterie nachzulaufen, was ihre Geſchütze am Feuern hinderte."

„Jetzt glaubte ich mein Spiel gewonnen. Bald war alle Ordnung aufgelöſt. Der Schwarm der Fliehenden und Verfolger wälzte ſich nach jener Vertiefung an der Freiberger Straße, wo das Regiment Bonin Dragoner ſtand. Dieſem befahl ich ſogleich auf die ſächſiſchen Grenadiere einzuhauen. Die Küraſſiere von Stille mußten rechts vorbeitraben um die Ulanen bei Keſſelsdorf zu werfen. Meine ganze Mitte erhielt jetzt Befehl zum Vorrücken. Lehwaldt befahl dem (Infanterie-) Regiment Jeetze, von der Seite in Keſſelsdorf einzudringen und ſich der Geſchütze zu bemächtigen. Was ich vorher geſehen traf zu. Die ſächſiſchen Grenadiere, gegen 600 Schritte von Keſſelsdorf entfernt, wurden zuſammengehauen und auf ihre Geſchütze getrieben. Was von meinen geſchlagenen 6 Bataillonen noch kampftüchtig war kehrte wieder um. Das Regiment Jeetze drang gleichzeitig mit den Sachſen in das Dorf. Die feindlichen Dragoner wollten ſich ihm zwar entgegen werfen; aber General Geßler ließ ſchnell die nächſten Cavallerieregimenter vorrücken und ſchlug die Dragoner aus dem Felde. So drangen wir gegen halb 4 Uhr in Keſſelsdorf ein und nahmen 24 Geſchütze.[2] Aber der Tanz war noch nicht zu Ende. Beim Kirchhofe ſtießen meine Truppen auf 4 friſche Bataillone (Garde), die nicht eher überwältigt werden konnten als bis die Ueberreſte

[1] Jene 6 Bataillone, nur 3600 Mann ſtark, verloren in dieſer blutigen Stunde 33 Offiziere und 1298 Mann. Der Verfaſſer.

[2] Das Regiment Jeetze mußte bei dieſem Angriffe dem heftigſten Geſchützfeuer trotzen; es verlor an Todten und Verwundeten ſeinen Oberſten, 2 Majors, 13 Offiziere und 330 Mann. Der Verfaſſer.

der Brigade Herzberg ankamen, von der anderen Seite eindrangen und das Dorf in Brand ſteckten. Das geſchah etwa um 4 Uhr. Zu dieſer Zeit hatte meine Mitte den Grund überſchritten; das Vordertreffen der Sachſen ging ihr einige Hundert Schritte entgegen. Vor Zölmen geriethen die Flügelregimenter hart aneinander. Mein Moritz warf die Regimenter Weißenfels und Brühl auf die hinter ihnen haltenden öſterreichiſchen Dragoner zurück, die dadurch ſelbſt in Unordnung kamen. Gleichzeitig drangen meine Truppen zu beiden Seiten von Keſſelsdorf im Rücken der Sachſen vor (es waren etwa 4 Bataillone 5 Schwadronen), ſtießen zwar auf einige Bataillone des Hintertreffens, warfen ſie aber zurück, worauf das Vordertreffen nun auch die Flucht ergriff. Mit einbrechender Dämmerung hatte ich den vollſtändigſten Sieg erfochten. Meine Cavallerie war inzwiſchen auch durch Zölmen gegangen und rückte in die Schlachtlinie. Doch machte ich vor den Dörfern Gompſen und Altfranken Halt weil wir nichts mehr ſehen konnten."

Der alte Leopold hatte mit immer ſteigender Lebhaftigkeit geſprochen, wiſchte ſich jetzt den Schweiß von der Stirne, und blickte bald den König, bald Rutowski, bald den Prinzen Moritz (ſeinen Liebling) an. Friedrich lächelte ſtill vor ſich hin und wendete ſich nach einer kurzen Pauſe gegen Rutowski mit der Frage: ob er an dieſer Schilderung etwas zu berichtigen habe?

Rutowski. „In der Hauptſache Sire iſt Fürſt Leopold der Wahrheit treu geblieben; doch ſey es mir vergönnt einige Erläuterungen hinzuzufügen. Der Angriff der Preußen auf Keſſelsdorf erfüllte mein Herz mit ſtiller Freude, denn ich war ſicher daß ſie dort nicht eindringen würden. Die Wiederholung dieſes Angriffs nach dem erſten ſo unglücklichen Erfolge gab mir noch größere Hoffnung, denn ich hatte ſchon früh 1 Uhr einen Offizier an den Prinzen Karl mit der Meldung geſchickt, daß die Preußen im Anmarſche wären, und um Unterſtützung gebeten. Ich erneuerte dieſe Bitte im Laufe des Vormittags. Oberſt Buttler, ſein Adjutant, kam ſelbſt zu mir und überzeugte ſich von der Gegenwart des Feindes. Im December ſind die Nachmittage kurz. Zog Prinz Karl ſeine Armee ſogleich zuſammen, und konnte ich mich bis zur Dämmerung behaupten, ſo ſtand Alles gut und wir hätten am andern Morgen den mit 70,000 Mann ſelbſt angreifen können. Daß derſelbe den dieſen Nachmittag unternehmen werde, hatte ich

allerdings nicht für wahrſcheinlich gehalten, und deshalb auch das Anerbieten des Generals Elberfeld, der an dieſem Tage das Grünne'ſche Corps befehligte und zu mir ſtoßen wollte, abgelehnt weil ſeine Stellung beſetzt bleiben mußte bis der Prinz mit der Hauptmacht über Gorbitz hinaus war. Die ausgedehnte Stellung der Cavallerie des preußiſchen linken Flügels ließ mich überhaupt befürchten, daß hinter derſelben Infanterie nach Ockerwitz marſchiren und die Stellung der Oeſterreicher angreifen könnte. Ich hielt deshalb den Angriff auf Keſſelsdorf anfangs für eine Demonſtration. Die blutige Energie, womit derſelbe wiederholt wurde, brachte mich bald auf andere Gedanken. Hätten meine Grenadiere Keſſelsdorf nicht verlaſſen, was ihnen aufs Strengſte unterſagt war, ſo ſtanden die Sachen ſehr gut für uns. Vom Feinde war eine der beſten Infanteriebrigaden faſt vernichtet. Ein dritter und vierter Angriff auf das Dorf würde immer nur daſſelbe Reſultat gehabt haben, ſolange die Beſatzung ihr bisheriges Verfahren beobachtete. Die Stellung in der Front war nicht minder ſtark, und meine Batterien hatten eine beſſere Wirkung als die feindlichen. Der Abend würde inzwiſchen angebrochen ſeyn und dann waren alle Beſorgniſſe verſchwunden. Aber wie geſagt jene Uebereilung der Grenadiere verdarb Alles, es war der Nagel zum Sarge, und jetzt folgte Schlag auf Schlag."

Friedrich. „War denn kein General zugegen der dieſen Fehler verhindern konnte? Es iſt doch kaum denkbar daß 7 Bataillone auf ſolche Weiſe ohne Befehl ihren Poſten verlaſſen können."

Rutowski. „Sire es iſt niemals genau zu ermitteln geweſen durch welchen Anlaß jener Fehler herbeigeführt wurde. Einige ſagen daß ein öſterreichiſches Grenadierbataillon, welches mit in Keſſelsdorf ſtand, zuerſt herausgebrochen ſey und die Sachſen aufgefordert habe ihm zu folgen. Andere behaupten General Wilſter, der die Artillerie befehligte, hätte die Grenadiere ſelbſt aufgefordert, weil es in dieſem Augenblicke an Munition gefehlt habe. Es wird aber auch behauptet, daß Wilſter nur 1 oder 2 Bataillone habe ausfallen laſſen wollen, um ſich der preußiſchen Batterie zu bemächtigen welche der Brigade Herzberg gefolgt war, und beim zweiten Zurückgehen derſelben im Stiche gelaſſen werden mußte, und das iſt mir das Wahrſcheinlichſte. In der Uebereilung ſtürzten aber alle Bataillone heraus, und da dieſer Ausfall ſo ſchlimme Folgen gehabt, wollte ſpäter Niemand hierzu Befehl gegeben haben. Ich hätte gern eine

Unterſuchung anſtellen laſſen, aber die Zeugen waren meiſt todt oder in Gefangenſchaft gerathen."

Friedrich. „Aber es ſtanden doch die Ulanen und Dragoner in der Nähe, warum übernahmen dieſe nicht die Verfolgung?"

Sybilski. „Die Dragoner Sire würden einen großen Umweg haben machen müſſen, weil ſie wegen einer Feldmauer nicht an der Dorfſpitze vorbei konnten. Auf dieſem Umwege hatten ſie einen Zweig des Zſchoner Grundes zu überſchreiten, wobei ſie wieder in die wirkſamſte Nähe der feindlichen Batterien kamen. Die Ulanen (4 Schwadronen) ſtanden zu entfernt. Unſere ganze Stellung war überhaupt nicht zu ſolchen Ausfällen geeignet."

Geßler. „Ich kann dem nur beiſtimmen Euer Majeſtät, auch würde General Sybilski von mir ſofort mit Uebermacht angegriffen worden ſeyn, wenn er es gewagt hätte unſere weichenden Bataillone zu verfolgen. Ich wartete mit Sehnſucht auf dieſen Moment."

Leopold. „Euer Majeſtät dürfen nicht glauben, daß ich meinen Angriffsplan ohne Erwägung aller dieſer Umſtände gemacht habe. Ich hatte mir vorgenommen die Sachſen vor Ihrer Ankunft zu ſchlagen, damit Sie von dem alten Deſſauer eine beſſere Meinung bekommen möchten, und was der will, das kann er auch."

Rutowski. „Ihre allzugroße Siegeszuverſicht, Durchlaucht, ſtand ungeachtet des Fehlers meiner Grenadiere immer noch auf ſchwankenden Füßen. Als Ihr Infanterietreffen mit großer Anſtrengung zu beiden Seiten von Zölmen ſich durch den tiefen Grund gearbeitet hatte, konnte ich mit 50 Schwadronen, welche ganz in der Nähe ſtanden, über daſſelbe herfallen und es zurückwerfen. Von allen Waffen mit Nachdruck angegriffen, würde Ihre Infanterie auf dem ſchlüpfrigen Boden ihr kühnes Wagſtück theuer haben bezahlen müſſen und unfehlbar vernichtet worden ſeyn. Meine Garde behauptete damals noch den Kirchhof und die Hälfte von Keſſelsdorf, ich hatte alſo für die linke Flanke und den Rücken noch nichts zu fürchten."

Leopold. „Warum haben Sie es denn nicht gethan Herr Feldmarſchall?"

Rutowski. „Weil es außer meiner Macht lag Herr Herzog. Ich habe ſchon geſagt in welcher Stimmung ſich meine Truppen befanden. Die Infanterie ſtand ſeit zwölf Stunden unter Gewehr, im Kothe und

Schneewaſſer, ohne durch Speiſe und Trank geſtärkt worden zu ſeyn. Die Cavallerie war etwas beſſer daran aber in deſto ſchlechterer Stimmung. Sowohl der Herzog von Weißenfels, den der Kanonendonner herbeigelockt hatte, als ich gaben uns alle Mühe ſie zum Angriffe zu führen; aber umſonſt, die meiſten Regimenter verſagten den Gehorſam, und das haben Sie doch nicht vorher wiſſen können. Nur zwei Regimenter erfüllten ihre Pflicht, ſie griffen das Infanterieregiment Prinz von Preußen an, durchbrachen daſſelbe und würden das Gefecht zum Stehen gebracht haben, wenn ſie unterſtützt worden oder nicht in dieſem Augenblicke mehrere friſche Bataillone angekommen wären, die ſie mit großem Erfolg beſchoſſen."

Geßler. „Aber in demſelben Augenblicke lieber Graf warf ich auch die 3 Dragonerregimenter bei Keſſelsdorf, und kam Ihrer Infanterie in die linke Flanke; das war gewiß von entſcheidender Wirkung."

Rutowski. „Ich gebe das zu, doch vergeſſen Sie nicht daß meine Cavallerie auch Sie wieder geworfen haben würde, wenn ſie ihrer Pflicht treu geblieben wäre. Sie verließ aber jetzt den Kampfplatz und das allein war mein Unglück. Ohne dieſe Pflichtvergeſſenheit, wegen welcher ich einen großen Theil der Offiziere anklagen muß, würde es weder Ihren Regimentern noch den Küraſſieren von Stille gelungen ſeyn in meinem Rücken Terrain zu gewinnen. Die wenigen Bataillone unter den Generalen Jasmund und Neubauer konnten, aller Tapferkeit zum Trotz, das Unglück nicht abwenden, ſie wurden umringt und überwältigt. Indeß haben die Preußen den Sieg nicht wohlfeil erkauft; ſo viel mir bekannt geworden verloren ſie in den zwei Stunden an Todten und Verwundeten 4760 Mann."

Friedrich. „Daran erkenne ich meinen alten Leopold! Er greift immer den Stier bei den Hörnern an!"

Leopold. „Nun umſonſt hat man Nichts in der Welt, und ich dächte dieſe Leute hätten ſich gut bezahlt gemacht. Die Sachſen und Oeſterreicher gingen bis an die böhmiſche Grenze zurück. Dresden kapitulirte den anderen Tag. Außer den 2 Millionen, die ich in Leipzig ausgeſchrieben hatte, mußte das Land den Frieden mit noch 1 Million erkaufen. Das verlohnte ſich ſchon der Opfer."

Friedrich. »Ne vous fachez pas Papa, es war nicht böſe gemeint, und Sie haben mir durch dieſen Sieg den wichtigſten Dienſt

geleiſtet. Doch ſagen Sie mir Rutowski wie es zuging, daß Prinz Karl am anderen Morgen den Rückzug antrat. Hätte er nicht den Fürſten angreifen und ſchlagen können bevor ich von Meißen ankam?"

Rutowski. „Sire das iſt abermals eine partie honteuse unſerer Geſchichte, die ich gern mit Stillſchweigen übergehen möchte. Brühl ſehnte ſich nach Frieden, Prinz Karl hatte keine Luſt am Kriege, und wir hatten in jeder Hinſicht ſo traurige Erfahrungen gemacht, daß der nachtheiligſte Friedensſchluß uns vortheilhafter dünkte als die Fortſetzung des Krieges. Prinz Karl zog ſeine Armee am 15. Nachmittags bei Dresden zuſammen, rückte aber nur bis an die Weiſeritz vor. Es ergab ſich ſpäter daß er nicht volle 30,000 Mann dort gehabt hat. Rechnet man dazu das Corps von Grünne und etwa noch 12,000 Sachſen, ſo würden wir den 16. allerdings mit 50,000 Mann haben vorgehen können. Die Stellung des Fürſten Leopold auf den Höhen hinter Gompſen und Altfranken iſt aber ſo ſtark, daß er ſich bis zu Ihrer Ankunft gewiß behauptet haben würde. Wie wenig überhaupt von dem guten Willen unſerer Verbündeten zu erwarten ſtand iſt leicht zu errathen, wenn ich Eurer Majeſtät ſage daß ihre Truppen am Abende des Schlachttages das Dorf Plauen, das Feldſchlößchen und ſogar die Pirna'ſche Vorſtadt plünderten. Wir konnten daher nur wünſchen ſolche Gäſte recht bald wieder abziehen zu ſehen."

Der König lächelte bei dieſer Bemerkung und entließ die Geſellſchaft in der heiterſten Laune. Einige aus unſerer Mitte gingen nochmals auf Einzelnheiten dieſer Schlacht ein und behaupteten, daß Leopold Keſſelsdorf hätte links umgehen ſollen, weil die Wegnahme dieſes Dorfs augenſcheinlich zu viel Menſchen koſten mußte. Euer neueſter Geſchichtſchreiber der ſchleſiſchen Kriege[1] iſt ebenfalls dieſer Meinung, tadelt die ſächſiſche Aufſtellung und ſpricht ſogar die drollige Behauptung aus: daß Rutowski's linker Flügel in der Luft geſtanden habe. Ich begreife nicht recht wie man ſich einer ſolchen Verblendung hingeben kann, da der von ihm ſelbſt angeführte und benutzte Schlachtplan von Lehmann alle Schwierigkeiten des dortigen Terrains genau angiebt. Die Umgehung von Keſſelsdorf würde über zwei Stunden Zeit erfordert haben, dann war es dunkel. Ueberdies iſt die ſogenannte „Steinleite" hinter Keſſelsdorf eine ſo ſteile Höhe, daß die Bataillone ſich ganz auflöſen mußten um ſie zu erklimmen.

[1] Herr von Orlich. Der Herausgeber.

Die Küraſſiere von Stille, welche dort übergegangen ſind, haben abſitzen und die Pferde durch Seitenſchluchten hinaufführen müſſen, was auch nicht möglich geweſen wäre wenn die ſächſiſche Cavallerie an dieſem Tage hätte fechten wollen. Eine Umgehung dieſer Stellung war nur über Wurgewitz und Zauckeroda möglich und konnte erſt am anderen Tage ausgeführt werden. Dadurch wurde aber in keiner Beziehung etwas gewonnen, denn die Stellung zwiſchen Bennerich und Peſterwitz, wobei das Grünne'ſche Corps auf den rechten Flügel gezogen werden konnte, iſt faſt noch ſtärker. Ließ Prinz Karl einige Regimenter durch den Plauen'ſchen Grund gegen Zauckeroda rücken, ſo kam Leopold aus dem Regen unter die Traufe. Es blieb ihm alſo nichts übrig als Keſſelsdorf mit allem Nachdruck anzugreifen, und er hat nur inſofern gefehlt, daß er ſeine Truppen ganz unnöthiger Weiſe großen Verluſten ausſetzte. Bei dem divergenten Feuer der großen Keſſelsdorfer Batterie würde die Hälfte der Geſchütze gar nichts zu beſchießen gehabt haben, ſobald die Preußen nicht über die von Wilsdruff kommende Straße gingen. Das Ausweichen derſelben nach dem erſten abgeſchlagenen Angriffe auf der Freiberger Straße war mithin ein Fehler. Aber die Starrköpfigkeit des alten Fürſten wollte Alles durch die bloße Bravour erzwingen. Er unternahm den Angriff auf Keſſelsdorf mit unzureichenden Kräften, wiederholte dieſen Fehler ein zweites Mal, und hätte eben ſo gut geſchlagen werden können.

Au reste mon ami, ſey nicht verwundert daß ich hier den Anwalt der Sachſen mache. Wenn ich bei Zergliederung eines merkwürdigen kriegeriſchen Vorfalls etwas lernen kann, frage ich nicht darnach wer die handelnden Parteien ſind. Nur durch eine ſolche parteiloſe und unbefangene Würdigung kann die Geſchichte für uns belehrend werden. Wer immer nur die taktiſchen Kunſtſtücke und Heldenthaten der eigenen Truppen zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen wählt, bekommt leicht eine zu hohe Meinung von ihren Fähigkeiten; und von dieſer Schwäche ſind die Preußen ſo wenig frei zu ſprechen als die Oeſterreicher, aus deren Berichten ſich auch ſchwer entziffern läßt wie es denn eigentlich zugegangen ſey, daß ſie den Krieg bei aller Geſchicklichkeit und Tapferkeit ſtets mit ſo wenig Erfolg geführt haben.

Achtundfünfzigster Brief.

Olymp, den 31. October 1842.

Ein allerhöchster Auftrag führte mich heute zu Napoleon. Er empfing mich in seinem topographischen Kabinette, wo er eifrig gearbeitet hatte, gleichwohl aber nicht in bester Stimmung zu seyn schien. Seit der Kanonisirung Friedrichs des Großen hatte ich den Kaiser weder gesprochen noch gesehen. Man sagt daß er sich sehr zurückgesetzt fühle und ein tiefer Kummer an seinem Herzen nage, auch war sein Aussehen in der That etwas verändert. Ueber meinen Auftrag darf ich Dir nichts mittheilen. Statt dessen sollst Du aber erfahren, wie Napoleon sich über Friedrich in vertraulicher Weise ausgesprochen hat.

Zuerst war die Rede von dessen Kanonisirung. „Ich bin Ihnen für die gute Meinung verbunden," sagte Napoleon, „die Sie bei jener Debatte zwischen Mars und Minerva (s. den 38. Brief) über meine Handlungsweise zu erkennen gegeben haben. Sie sind ein Mann von der seltensten Unparteilichkeit, ein echt deutscher Charakter, der das Gute auch von Solchen geltend macht die ihm wehe gethan haben. Wäre ich nicht Kaiser der Franzosen gewesen, ich hätte Kaiser der Deutschen seyn mögen. Es steckt in diesem Volke ein so gesunder tüchtiger Kern, und es ist von einer so innigen Anhänglichkeit an die angestammten Beherrscher durchdrungen, daß es in meiner Achtung täglich höher steigt. Giebt man den Franzosen nur den kleinen Finger, so greifen sie gleich nach der ganzen Hand und sind unersättlich in ihren Wünschen; kein Regent kann es ihnen recht machen. Reicht man aber den Deutschen die Hand, so begnügen sie sich mit einigen Fingern und sind zufrieden wenn man sie nur nicht in ihrer nie rastenden Betriebsamkeit stört. Zwar giebt es auch unter euch Männer, die dem Jakobinismus durch die Schule gelaufen sind, oder von einer platonischen Republik träumen; aber ihre Lehren werden in der Masse des Volks nicht so leicht Eingang finden als bei uns. Doch sprechen wir jetzt von etwas Anderem.

Friedrich ist also unter die Heiligen des Olymps versetzt worden. Das freut mich. Ich habe diesen Fürsten stets bewundert und gönne ihm diese wohlverdiente Auszeichnung. Aber suum cuique! Was meinen Sie General habe ich nicht auch einige Verdienste? War es nicht

unbillig bei dieſer Gnadenertheilung mich leer ausgehen zu laſſen? — Sprechen Sie ohne arrière-pensée General, ich wünſche Ihre Anſicht darüber zu vernehmen, ſollte ſie auch nicht zu meinen Gunſten ſeyn." — Der Kaiſer war mir bei dieſen Worten näher getreten, hatte mich bei einem Knopfe gefaßt und ſah mir ſcharf in's Geſicht. „Meine Anſicht Sire" gab ich zur Antwort „habe ich ſchon gegen Mars und Minerva ausgeſprochen, und ich kann nur hinzufügen, daß es mich erfreut haben würde wenn Jupiter ſich auch gegen Eure Majeſtät gnädig bezeigt hätte. Doch kenne ich die olympiſchen Hausgeſetze zu wenig um beurtheilen zu können, ob jener Unterlaſſung eine andere Abſicht zum Grunde gelegen hat als die, Eure Majeſtät mit König Friedrich nicht auf eine Linie ſetzen zu wollen." — „Das iſt ſehr diplomatiſch geſprochen Herr General, aber weder mit militäriſcher Beſtimmtheit, noch mit deutſcher Aufrichtigkeit. Machen Sie keine Winkelzüge, ich will Ihre Meinung hören." — „Nun denn Sire, ſo erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen, daß Friedrich der Einzige in meinen Augen in vollendeterer Glorie da ſteht, als der ehemalige Kaiſer der Franzoſen." — „Das war eine Antwort wie ich ſie gerne höre, wenn ſie mir auch nicht gefallen kann. La vérité avant tout. Aber," fuhr Napoleon nach einer kurzen Pauſe fort, während er nachdenkend im Salon auf und nieder ging, „ich habe mich in neueſter Zeit mit dem Regenten- und Feldherrnleben dieſes großen Königs vertrauter gemacht, und bin dabei auf ſeltſame Dinge geſtoßen die ich mit Ihnen beſprechen möchte.

„Als Friedrich den Thron ſeines Vaters beſtieg zählte er 28 Jahre; ich gelangte mit dem 30. zum Konſulat, mit faſt eben ſo großer Gewalt wie ein König. Aber unſer beiderſeitiger Lebenslauf war vorher ein ganz verſchiedener geweſen. Friedrich wurde mit einer an Grauſamkeit grenzenden Härte erzogen, mußte ſich ſelbſt als zwanzigjähriger Kronprinz Ehrenkränkungen und Demüthigungen aller Art gefallen laſſen, und behielt dennoch ein weiches Gemüth. Sein vieljähriger Aufenthalt in Küſtrin glich einer Staatsgefangenſchaft, und dennoch bewahrte er die Freiheit des Geiſtes. Die kargen Diäten ſeines geizigen Vaters reichten kaum hin die nothwendigſten Ausgaben zu beſtreiten; um die mancherlei geiſtigen und phyſiſchen Genüſſe ſich zu verſchaffen wurden Schulden gemacht, wozu die Geſandten Sachſens, Oeſterreichs und Rußlands in Auftrag ihrer Monarchen die Hand boten. Der Prinz verbrachte ſeine

Zeit mit Flötenlaien, Verſemachen, Komödienſpielen, Liebeständeleien und trieb nebenbei Philoſophie, wobei er ſich über Andere und über ſich ſelbſt luſtig machte. An militäriſchen Studien fand er wenig Vergnügen, und hätte ſein Vater den Zuſtand der Regimenter nicht ſo oft in Augenſchein genommen, ich glaube der Prinz würde ſich um das ſeinige nicht mehr bekümmert haben als um die Verſchnittenen des Großſultans. — Meine Jugendjahre verſtrichen in ganz anderer Weiſe. Ich bin aufgewachſen in einer wildbewegten Zeit, wo die Gemüther der Menſchen krampfhaft zerriſſen waren; wo alle Meinungen erſchüttert, alle Einrichtungen geſtürzt, alle Schranken zertrümmert wurden; wo das Anſehen der Religion verhöhnt und die Jugend der ungebändigteſten Zügelloſigkeit überlaſſen wurde; wo die Einbildungskraft durch Viſionen von einem undeutlich vorgeſtellten höchſten Gute (der allgemeinen Menſchenrechte) fieberiſch erbebte, und die Leidenſchaften durch die Theilnahme von Millionen zu einem unwiderſtehlichen Strome anſchwellen. Eine gefährlichere Schule für den Charakter kann man ſich nicht leicht denken. Von Kindheit an ernſtes Nachdenken gewöhnt, fühlte ich nur zu gut daß ich mir den Lebenspfad ſelbſt bahnen müſſe. Mein Leben war trotz der ungünſtigen Verhältniſſe ſtreng geregelt; ich geizte mit Zeit und Geld, erwarb mir ſolidere Kenntniſſe. Meine lebhafte Phantaſie konnte mich nur auf Augenblicke blenden, doch behielt ich die Zukunft feſt im Auge. Ich neigte mich einige Zeit auf Seite der Republikaner, überzeugte mich aber bald daß das Volk und die Armee einen Herrn haben müſſe. Als man mich zum erſten Konſul erwählte war man der Republik bereits überdrüſſig; man ſehnte ſich nach größerer Ordnung und Geſetzmäßigkeit. Ich galt damals ſchon für einen großen Feldherrn, und war wenigſtens ein ſehr glücklicher geweſen. Nun frage ich Sie General, hatte ich unter ſolchen Umſtänden nicht weſentliche Vorzüge vor Ihrem Könige, der durch einen einfachen Todesfall auf den Thron gekommen war?“

Ich gab dem Kaiſer auf ſeine Weiſe zu verſtehen, daß man ſchon dieſer Kontraſte wegen in Friedrich den größeren Geiſt erkennen müſſe, daß deſſen Genialität eben dadurch noch ſtärker hervortrete. Wäre Friedrich nicht einzig in ſeiner Art geweſen, dann hätte ihn die ſeltſame Erziehungsmaxime ſeines Vaters zum Heuchler oder Menſchenfeind machen müſſen. Die Geldunterſtützungen fremder Fürſten würden ihn gänzlich verdorben und in verderbliche Abhängigkeit gebracht haben. Die ſtrenge

väterliche Zucht, welche Friedrich die erſten 26 Jahre ſeines Lebens zu erdulden hatte, iſt jedenfalls ein tüchtiger Hebel für Geiſt und Gemüth geworden, und die nachtheiligen Wirkungen davon haben ſich mehr in Kleinigkeiten gezeigt, die der königliche Purpur ſpäter ganz verdunkelte. Es iſt die Frage was aus Friedrichs Eigenwillen geworden wäre, wenn die eiſerne Strenge ſeines gottesfürchtigen und rechtliebenden Vaters ihn nicht gebrochen hätte. In Friedrich lag der Keim zu einem Deſpoten. Die väterliche Deſpotie heilte ihn gründlich, denn er lernte die Härte der unumſchränkten Gewalt an ſich ſelbſt kennen und in ihren Wirkungen verabſcheuen. Deshalb gebührt ihm auch das große Verdienſt — welches alles Andere überragen dürfte — daß er durch ſeine Schrift gegen Machiavelli's verderbliche Fürſtenlehre die erſte Anregung gegeben hat, die Fürſtenwillkür in ihren Grundfeſten zu erſchüttern. Ein Philoſoph hätte noch ſo ſchön ſchreiben, die Rechte und Pflichten zwiſchen Fürſt und Volk noch ſo bündig demonſtriren können, das würde wenig gefruchtet haben. Wenn aber ein Kronprinz ſolche Grundſätze aufſtellt, wie der Anti-Machiavell ſie enthält, ſo will das ungleich mehr bedeuten! Friedrich und Napoleon haben Beide mit unumſchränkter Gewalt regiert, und Beide haben vor der Gelangung dazu republikaniſche Grundſätze vertheidigt. Aber es beſteht zwiſchen ihnen gleichwohl ein ſehr großer Unterſchied den Napoleon ſelbſt andeutete. Als Friedrich ſeine Anſichten niederſchrieb war der Deſpotismus überall an der Tagesordnung, die wenigen Freiſtaaten ausgenommen. Als er auf den Thron gelangte blieb er denſelben Grundſätzen treu, denn auch die Verhältniſſe waren ringsum dieſelben geblieben und wirkten in gleicher Verderblichkeit fort. Napoleons republikaniſche Phantaſien fielen in die Zeit allgemeiner Aufregung, von welcher er ſich anſtecken und fortreißen ließ, und dürften kaum als ſein vollſtändiges Eigenthum zu betrachten ſeyn. Nachdem er zur Gewalt gelangt war, hatte die Freiheit ſich bereits Bahn gebrochen und war ſo hohen Schutzes weniger bedürftig. Da aber dieſes Kind ſich wie ein ungezogener Knabe gebehrdete, glaubte Napoleon denſelben zügeln zu müſſen. Zur Rechtfertigung Beider in ſpäteren Zeiten darf man aber nicht überſehen, daß die Fortſetzung eines großen Krieges immer eine Art von Diktatur nothwendig macht. Das Ende dieſes Krieges bezeichnet auch das Ende von Napoleons Herrſchaft. Die Freiheit hatte mithin wenig von ihm zu erwarten. Auf Friedrichs letzten ſchleſiſchen Krieg

folgte ein langer Frieden. Aber lange Gewohnheit hatte auch ihm die unumſchränkte Gewalt zur zweiten Natur gemacht, die er jedoch nicht gerade mißbraucht hat.

Ein guter Theil des Vorſtehendem ſind natürlich Selbſtbetrachtungen, denn auch im Olymp darf man den großen Herren die Wahrheit nicht ohne Schminke ſagen, es ſey denn daß ſie es ausdrücklich verlangen. Indeß gab Napoleon am Ende zu, daß ſein großer Nebenbuhler ein Fürſt von den ſeltenſten Eigenſchaften ſey, und das durch die That bewieſen habe. Doch ſchien ihm die Kriegserklärung an Oeſterreich 1740 ein unbeſonnener Jugendſtreich und des Königs Benehmen in den erſten Feldzügen ſehr fehlerhaft. „Wie konnte Friedrich wagen“ ſagte Napoleon „mit einer des Krieges ganz entwohnten Armee, die ihren Stolz nur in Paradekünſten ſuchte, die kriegsgeübten Truppen des Hauſes Oeſterreich anzugreifen? Hätte er dem alten Fürſten Leopold die Führung des Krieges übertragen, ſo möchte ich das eher gelten laſſen. Aber den Oberbefehl ſelbſt übernehmen, ohne etwas vom Kriege zu verſtehen, das iſt eine Vermeſſenheit die an ſtrafbaren Leichtſinn grenzt.“ — „Sire“ erwiderte ich „dieſe Armee hatte eine ſehr ſtarke Seite; ihre unvergleichliche Disciplin geſtattete ihr mit jedem Gegner anzubinden. Wie es damit bei den Oeſterreichern ſtand wußte der König. Es iſt wahr daß der Fürſt Leopold als Feldherr manche Vorzüge gehabt hätte; aber er war gegen dieſen Krieg, und das machte ſeine Wahl zum Oberbefehlshaber ganz unzuläſſig. Die Feldzüge des Königs in den Jahren 1741, 1742 und 1744 nehmen ſich allerdings nicht ſo glänzend aus Sire, als die Feldzüge 1796 und ſpäter in Aegypten unter Ihrer Leitung. Aber wir dürfen nicht vergeſſen daß der damalige General Bonaparte ſich ausſchließlich der Feldherrnlaufbahn gewidmet hatte, und deshalb mit beſſeren Hilfsmitteln zum Kriegführen ausgerüſtet war als Friedrich, den die Vorſehung zum Könige beſtimmt hatte.“ — „Glauben Sie denn“ fiel Napoleon mir in die Rede „daß ich in Italien und Aegypten ohne königliche Sorgen geweſen ſey? Habe ich nicht die ganze Adminiſtration der eroberten Länder geleitet? Meine Aufgabe war gewiß noch ſchwieriger, denn ich mußte die Hilfsmittel erſt mit großer Mühe ſchaffen die Ihr König in reicher Maſſe vorfand. Mit welchen Schwierigkeiten das verbunden war mögen Sie ſelbſt ermeſſen, wenn ich Ihnen ſage daß die älteren Generale meiner Armee erſt durch mich an Subordination gewöhnt werden

mußten; daß die Truppen faſt alle Begriffe von Disciplin verloren zu haben ſchienen; daß ich ſonach der mir anvertrauten Armee einen ganz neuen Geiſt einhauchen mußte. Und welche Macht ſtand mir dabei zu Gebote? Keine andere als die von mir ſelbſt ausging." — „Europa" erwiderte ich „hat dieſe geiſtige Größe mit Bewunderung anerkannt. Doch befand ſich die franzöſiſche Nation damals in einem Zuſtande der Aufregung, der ſie zu großen Thaten beſonders befähigte. Die Truppen des Königs glichen dagegen mehr Maſchinen, auf deren Wirkſamkeit man zwar mit großer Zuverſicht zählen konnte, die aber immer einer ſehr ſorgfältigen Führung bedurften."

Napoleon hatte ſich während ich ſprach an einen Arbeitstiſch geſetzt und ſchien etwas zu ſuchen. Als ich ſchwieg ſtand er wieder auf und richtete die Frage an mich: „Was glauben Sie wohl General, was aus Deutſchland geworden wäre, wenn Friedrich die Maria Thereſia geheirathet hätte?" — Dieſe Frage überraſchte mich ſo daß ich nichts darauf zu erwidern wußte. — „Denken Sie einmal darüber nach" fuhr der Kaiſer lächelnd fort „erwägen Sie dabei den Charakter dieſes Paares, ſo weit er ſich aus deſſen Handlungen conſtruiren läßt, und ſagen Sie mir dann ob eine ſolche Vereinigung nicht dahin geführt haben würde, die kleineren deutſchen Mächte nach und nach auszumerzen. Sachſen konnte durch Polen entſchädigt werden. Baiern wäre auf das Elſaß und Lothringen angewieſen worden. Die übrigen Fürſten hätten ſich in die öſterreichiſchen Niederlande und in die Generalſtaaten theilen mögen. Mailand und Venedig konnten ihnen gleichfalls überlaſſen bleiben. Das hätte ein einiges Deutſchland gegeben von den Alpen bis zur Nord- und Oſtſee, verſtärkt durch Ungarn. Glauben Sie nicht daß Oeſterreich und Preußen mit dieſem Arrondirungsprojekte einverſtanden geweſen wären?" — „Eure Majeſtät" erwiderte ich „ſetzen mich durch dieſe Frage in Verlegenheit, ich geſtehe an die Möglichkeit einer ſo koloſſalen Idee niemals gedacht zu haben. Maria Thereſia und ihre Staatsmänner würden damit wohl einverſtanden geweſen ſeyn, wenigſtens iſt ihr Beſtreben immer geweſen ſich nach dem Rheine hin zu vergrößern. Aber ein Friedrich würde vor ſolcher Beraubung ſeiner Nachbarn einen Abſcheu gehabt haben, deſſen bin ich gewiß. Er war zu ſehr Philoſoph um nach Erweiterung ſeiner Macht zu ſtreben, das hat er bei vielen Gelegenheiten thatſächlich bewieſen. Sein Ehrgeiz war nicht der eines Eroberers, er trachtete nur

ſein Volk glücklich zu machen." — „Sie haben eine ſehr philoſophiſche Meinung von Ihrem großen Könige," gab Napoleon lächelnd zur Antwort, „doch könnten Sie darin irren. Es ſind nicht alle Heilige ſo heilig wie ſie ſich gebehrden. Geſteht Friedrich doch ſelbſt daß die Leidenſchaft des Ruhmes ihn überwältigt, die Leichtigkeit ſeiner erſten Siege ihn auf der Bahn des Ruhms fortgeriſſen haben. Seine Philoſophie würde ihm am Ende auch über die kleinen Bedenklichkeiten weggeholfen haben. Wenn es verdienſtlich iſt ein kleines Volk zu beglücken, ſo muß das Verdienſt mit Vermehrung der Unterthanen natürlich wachſen. Der Abſcheu, den Friedrich vor dem Deſpotismus und die das Volk beraubende Prunkſucht der kleineren deutſchen Fürſten an den Tag legte, würde einen guten Vorwand abgegeben haben dieſe hart bedrückten Völker zu beglücken, indem man ihre Tyrannen verjagte und ſie nach menſchenfreundlicheren Grundſätzen regierte."

Da es in der Abſicht des Kaiſers zu liegen ſchien, mich durch Fragen zu Geſtändniſſen über Friedrichs Charakter zu verleiten, aus denen ſich am Ende hätte folgern laſſen daß dieſer große Monarch unter günſtigeren Umſtänden die Rolle eines Eroberers geſpielt haben würde; ſuchte ich dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, indem ich an ihn ſelbſt die Frage richtete: welches in einem ſolchen Falle Frankreichs Politik geweſen ſeyn würde? Ich machte dem Kaiſer hierbei bemerklich, daß ein ſolcher Akt der Willkür ſich nicht in einem Schlage hätte erledigen können; daß die bedrohten Fürſten bei den übrigen Großmächten Hilfe geſucht, und dieſe niemals geſtattet haben würden, daß der Mittelpunkt Europa's auf eine für ſie ſo bedrohliche Weiſe ſich conſtituire. Dieſer kleine Kunſtgriff blieb nicht ohne Wirkung. Napoleon ſchien ſich ſogleich in die Lage eines Beherrſchers von Frankreich zurück zu denken, und entwickelte mit großer Lebhaftigkeit die Grundzüge des Verfahrens, das Frankreich in einem ſolchen Falle beobachtet haben würde. „Die Franzoſen (ſagte er) kennen keinen erhabeneren Beruf, als ihren unterdrückten Nachbarn beizuſtehen; ihre Armeen würden ſofort den Rhein überſchritten haben und in Baiern eingerückt ſeyn, um die Eroberung dieſes Landes zu verhindern. Hätte Friedrich Miene gemacht Hannover an ſich zu bringen, ſo würden die Engländer ſich mit den Dänen und Schweden vereinigt und eine Landung unternommen haben. Der Krieg würde auf allen Punkten entbrannt und mit großer Erbitterung geführt worden ſeyn."

— Ein lächelnder Zug um meinen Mund mochte den Kaiſer aufmerkſam gemacht haben, daß ſeine lebhafte Erwiderung mir eine geheime Freude verurſache. Er nahm einen anderen Ton an und ſetzte gleichſam als Erläuterung hinzu: „Ich ſpreche hier freilich ganz in dem Sinne, wie ich an Ludwigs Stelle gehandelt haben würde. Aber dieſer Monarch beſaß weder die Kraft noch die Mittel einen Krieg gegen Oeſterreich und Preußen mit Nachdruck zu führen, und da die kleineren deutſchen Fürſten ebenfalls keinen erheblichen Widerſtand leiſten konnten, das Bündniß mit den Seemächten nicht ſo ſchnell zu Stande gekommen ſeyn würde, zweifle ich gar nicht an dem Gelingen des fraglichen Gewaltſtreichs. Allerdings würde ein allgemeiner Krieg die unausbleibliche Folge deſſelben geweſen ſeyn. Es iſt aber leicht möglich daß Friedrich alsdann im 18. Jahrhundert die Rolle ſpielte, welche ich im 19. übernahm, und daß er ſie mit größerem Glücke durchgeführt haben würde.“ — „Und welche Rolle würde dann ſpäter der Kaiſer der Franzoſen übernommen haben?“ — „Eine nicht minder großartige aber einfachere, mein neugieriger Herr General. Hätte es der Vorſehung gefallen, mich an die Spitze dieſer ruhmbegierigen Nation unter ſo ganz veränderten Umſtänden zu ſtellen, dann würde ich vorerſt die Grenzen bis an den Rhein und die untere Maas erweitert, hierauf Italien und zuletzt die pyrenäiſche Halbinſel unter meinem Scepter vereinigt haben. Damit hätte ich mich begnügt, und mein ferneres Streben würde nur darauf gerichtet geweſen ſeyn, mir eine Achtung gebietende Seemacht zu bilden, um erforderlichen Falls England die Spitze bieten, oder die Nordküſte von Afrika in meine Gewalt bringen zu können. Nach Rußland wäre ich in dieſem Falle nicht gegangen. Als Beherrſcher von 60 Millionen Unterthanen würde es mir leicht geweſen ſeyn, denjenigen Einfluß auf die Kabinette Europa's zu bewahren den ich für nöthig erachtete. Meine Brüder hätten ſich mit der Würde von Vicekönigen begnügen müſſen, doch würde ich ihnen für den Fall eines Mangels an eigener männlicher Nachkommenſchaft die Nachfolge auf den Kaiſerthron geſichert haben.“

Das war wieder einmal ganz napoleoniſch geſprochen, dachte ich bei mir ſelbſt, doch mit Berückſichtigung der bereits gemachten Erfahrungen. Durch einige leicht hingeworfene Fragen und Einwendungen ſuchte ich zu erfahren, ob Deutſchland nicht auch Angriffe zu befürchten gehabt habe. Der Kaiſer verſicherte aber mit vielem Ernſte daß dieſes Land, von einem

tüchtigen Monarchen beherrſcht, gewiß unangefochten geblieben ſeyn würde, und im Bunde mit Dänemark und Schweden, deren politiſches Intereſſe den engſten Anſchluß bedinge, jedem Angriffe mit Ruhe entgegen ſehen könne. „Ich will Ihnen nur ganz offen geſtehen“ ſetzte Napoleon lächelnd hinzu „daß die Franzoſen erſt im Laufe des Revolutionskrieges Muth und Luſt bekommen haben, mit den Deutſchen fernerhin anzubinden; denn die Erfahrungen welche ſie damals machten waren zu einladend, um nicht das Glück der Waffen bei erſter ſchicklicher Gelegenheit wieder gegen ſie zu verſuchen. Zwar wiſſen die franzöſiſchen Feldherrn, mich allein vielleicht ausgenommen, in den erſten fünf Kriegsjahren von eigentlichem Waffenglücke nicht viel zu erzählen. Die deutſchen Feldherrn hatten aber die ſeltſame Gewohnheit auch nach gewonnenen Schlachten rückgängige Bewegungen zu machen, woher es kam daß ſelbſt unſere Niederlagen faſt alle Folgen eines Sieges hatten. Wäre in den deutſchen Hauptquartieren nur etwas mehr Einigkeit anzutreffen geweſen, und hätte man daſelbſt nicht ſo ganz kopflos gehandelt, ich glaube faſt daß der Rhein niemals überſchritten worden wäre. Aber die Verhältniſſe waren zu einladend.“

Als ich mich von Napoleon beurlauben wollte meldete ein Page den General Winterfeldt. „Winterfeldt?“ frug der Kaiſer verwundert, »qui est ce que c'est?« — „Einer der Lieblinge und Vertrauten Friedrichs des Großen“ gab ich zur Antwort „der ohne Zweifel im Auftrage ſeines ehemaligen Gebieters kommt.“ — „Er ſoll mir willkommen ſeyn!“ beſchied Napoleon den Pagen, und Winterfeldt trat ein.

Winterfeldt. „Seine Majeſtät der König von Preußen, Friedrich II., laſſen des Kaiſers Napoleon Majeſtät um Erlaubniß bitten, einen Beſuch abſtatten zu dürfen, und werden gleich hier ſeyn.“

Napoleon. »En effet, mon général, ich fühle mich ſehr geehrt des Königs Majeſtät empfangen zu können; doch weiß ich nicht....“

Friedrich II. (eintretend) „Was mich zu Ihnen führen könnte Herr Bruder! Das war's ja doch wohl was Sie ſagen wollten. Aber Sie ſollen's gleich erfahren.“

Zu beſſerem Verſtändniß des Folgenden muß ich Dir erzählen Freund, daß dieſe beiden großen Männer bisher jede Annäherung ſorgfältig vermieden haben. Die Gründe ſind uns unbekannt geblieben, doch vermuthe ich daß die rückſichtsloſe Behandlung Preußens durch Napoleon und ſeine Marſchälle, ſo wie die an ihm verübte Wiedervergeltung der Hauptgrund

geweſen ſeyn mag jedes Beiſammenſeyn zu vermeiden. Dieſe Vermuthung iſt in mir nun zur Gewißheit geworden, denn es war zwiſchen Beiden davon nicht die Rede; man ſprach von ganz anderen Dingen wie Du gleich vernehmen wirſt. — Der König trug ſeine klaſſiſch gewordene Uniform, ſtützte beide Hände auf den Krückſtock, ſtand einige Augenblicke ſtumm vor Napoleon, dieſen ſcharf fixirend, und legte endlich die rechte Hand vertraulich auf deſſen Schulter, worauf der Kaiſer das Stillſchweigen zuerſt unterbrach.

Napoleon. „Eure Majeſtät überraſchen uns hier bei einem traulichen Geſpräch das Sie ſelbſt zum Gegenſtande hatte.“

Friedrich. „Ich konnte mir's denken und bitte nachher um einige Mittheilung, wenn's genehm iſt. Aber hören Sie erſt die Veranlaſſung zu meinem Beſuche. Es hat mich im Stillen betrübt daß zwei Männer von unſerem Schlage ſich fern geblieben ſind. Laſſen Sie uns einander näher treten und Freundſchaft ſchließen, ich bitte darum. Es hat mir wehe gethan daß Jupiters Gnade mich allein beglücken ſoll; Sie verdienen dieſelbe Auszeichnung, und dieſes Geſtändniß aus meinem Munde möge die einſamen Stunden des Kaiſers der Franzoſen erheitern.“

Napoleon. „Daran erkenne ich den großen, den einzigen Friedrich! Ja wir wollen Freunde ſeyn. Meine Bewunderung wurde Ihnen ſchon längſt im Stillen gezollt, und noch vor wenig Minuten habe ich gegen dieſen achtbaren Kämpfer für Wahrheit und Recht (indem er auf mich zeigte) meine Anſichten ausgeſprochen,' wie der große Friedrich und ich die Völker germaniſchen und romaniſchen Urſprungs unter gewiſſen Vorausſetzungen hätten glücklich machen können.“

Friedrich. „Das heißt wohl, jeder nach ſeiner Façon. Haben Sie dabei auch vorausgeſetzt daß wir Beide hätten zu gleicher Zeit regieren müſſen? Ich fürchte Herr Bruder wir würden einander etwas in die Haare gefahren ſeyn! Meinen Sie nicht auch? Der Stahl zieht die Männer an!“

Napoleon. „Den Fall gleichzeitigen Betretens der Weltbühne habe ich nicht im Auge gehabt. Ich ſetzte blos voraus, daß mein königlicher Freund über ganz Deutſchland geboten und dieſem Lande eine ſtarke Verfaſſung gegeben habe.“

Friedrich. „Wie wäre das möglich geweſen? Hatte ich doch die größte Mühe mich in meinem Beſitzthume zu behaupten! Ich ſtrebte nach keinem größeren Reiche.“

Napoleon. „Und doch hätten Sie mit leichter Mühe ein großes Reich erwerben können, das Weitere würde ſich ſchon gefunden haben.“

Friedrich. „Da hätte ich die Maria Thereſia heirathen müſſen! Wiſſen Sie auch daß davon wirklich die Rede geweſen iſt? Aber es war nicht meine eigene Wahl, ich ſollte das Opfer einer Hofintrike und nebenbei katholiſch werden. Dem erſten widerſtrebte ich, dem zweiten mein Vater und wieder ich; deshalb wurde nichts daraus. Ich bin zwar im Punkte des Glaubens nicht ſo ſchwierig und habe nichts dagegen wenn Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden will. Aber eine Frau die das bezweifelt was ich glaube würde ich niemals geheirathet haben. Daraus kann nichts Gutes entſpringen. Gäbe es keine Beichtväter ſo hätte ich mit der Oeſterreicherin vielleicht fertig werden können. Aber eine herrſchſüchtige Frau und zugleich einen bigotten Beichtvater heirathen, das wäre ſelbſt zuviel für mich geweſen. Nein Freund Napoleon, Weiber und Pfaffen zu bekehren war niemals meine Sache; ich hätte mithin auch nicht deutſcher Kaiſer werden mögen, meine Philoſophie hatte mir ein ſchöneres Ziel geſteckt.

Der nur allein iſt wahrhaft weiſe,
der ſich beſcheiden hält in ſeinem Kreiſe;
und glücklich iſt allein der Mann,
der eine Rolle ſpielt, und zwar nur die er kann!“

Napoleon. „Wenn alle große Geiſter ſo gedacht hätten, würden ſie niemals etwas Großes vollbracht haben. Mich dünkt daß man die Entwickelung des Staatslebens nicht dem Ungefähr überlaſſen dürfe. Wer von der Vorſehung auf die höchſte Stufe irdiſcher Größe und Macht geſtellt worden iſt, hat noch andere Pflichten als ein Weltweiſer. Die Maſſen ſind ohne eigenen Willen, ſie wollen regiert ſeyn. Sobald der eigene Wille ſich bei ihnen kund giebt, ſtehen ſie bereits in Oppoſition mit der Regierung, und es muß dieſelbe entweder an Indolenz erkrankt ſeyn, oder ihre Gewalt über das Volk mißbraucht haben. Die Aufgabe der Fürſten iſt doch wohl den Fortſchritt zum Beſſeren einzuleiten, ſelbſt das Ziel zu bezeichnen wornach die Volkskräfte in dem Entwickelungsprozeſſe ſtreben ſollen.“

Friedrich. „Das iſt die friedliche Miſſion der Könige, und ich glaube dieſelbe in meinem Lande nach beſten Kräften erfüllt zu haben. Wir ſprachen aber vorher von der Vereinigung der germaniſchen Völker

unter meinem Scepter, die ohne Gewaltſtreich, ohne Begehung offenbarer Ungerechtigkeiten nicht möglich geweſen wäre. Der Wunſch, ein Regenerator des alten Germaniens zu werden, ging weit über meinen Ehrgeiz hinaus. Haben Sie nicht an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht Herr Bruder, daß ein anhaltender mit wechſelſeitiger Erbitterung geführter Krieg den ganzen Menſchen ändert, zumal wenn man von Sieg zu Siege ſchreitet? Wer fühlt es nicht daß das kein glücklich Ende nehmen kann?

Zum Fallſtrick wird ihm ſeine Größ' und Macht,
und jene unermeßliche Gewalt.
Denn um ſich greift der Menſch, nie darf man ihm
der eignen Mäßigung vertrauen!"

Napoleon. „Ich denke anders Freund. Kein großes Werk, das Völkerwohl bezweckt, kann ohne Krieg begonnen werden. Lebendig nenn' ich nur die That die rüſtig aus ihrem Schlafe die müden Kräfte weckt. Die Ruhe tödtet, nur wer handelt lebt. Hätte Guſtav Adolph im 17. Jahrhundert ſein großes Werk vollbracht, ich bin gewiß daß Deutſchland ſich alle Kriege des 18. Jahrhunderts erſpart haben würde, oder wenigſtens nicht die Koſten und den Schaden davon hätte tragen müſſen.

Gedacht blos und mißglückt — iſt's nur ein Frevel;
vollbracht iſt's ein unſterblich Unternehmen —
und was nur glückt, das wird dann auch verziehen,
denn jeder Ausgang iſt ein Gottesurtheil!"

Friedrich. „Glücklich preiſe ich den Fürſten, der nie erfahren hat was es heißt den Ruhm zu koſten; ihn beſitzen iſt ein Fegefeuer, ihn verlieren eine Hölle! Ich war mehr als einmal nahe daran meinen Grundſätzen untreu zu werden. Das Glück verblendete auch mich; aber die Philoſophie und — ich will es gern geſtehen, die Luſt am heiteren Lebensgenuſſe führten mich immer wieder auf die Bahn der Mäßigung zurück, Dank ſey es meiner Flöte, meinen Verſen, meinen Büchern und meinen gelehrten Freunden, in deren Geſellſchaft ich mich zurückſehnte. Sie, mein weltenſtürmender Herr, Sie ſind von ſchärferem Gepräge als ich. Verſtand war Ihr Charakter, Gemüth der meinige. Im Unglück waren wir Einer ſo unverzagt wie der Andere. Aber im Glücke ging der Eigenwille mit Ihnen durch, während die Muſen mich vor dem Falle bewahrten."

Napoleon ſchien bei dieſen Worten nachdenkend zu werden; bald aber deklamirte er, gleichſam als ſäße er noch auf dem Kaiſerthrone und es handele ſich (wie 1814) um einen großen Entſchluß, ſeine Gedanken monologiſirend in folgenden Worten:

„Könnt' ich entſagen, beſſer wär's vielleicht,
entſagen einer Herrſchaft der Gewalt,
gegründet durch Gewalt und auf Gewalt,
mit blutiger Gewalt nur zu behaupten.
Doch behaupten muß ich ſie, behaupten
die meinige, wie Rom die ſeinige
behauptet und behaupten mußt'; es hält
die Welt, ich halte dieſen Theil davon —
mit ehr'nen Klammern der Nothwendigkeit!"

Friedrich hörte ihm theilnehmend und mitleidig lächelnd zu, dann ſagte er „Armer Freund! die Erinnerung an den verlornen Beſitz irdiſcher Macht und Größe ſcheint noch ſehr an Ihrem Herzen zu nagen. Begreifen Sie nun wohl weshalb Jupiter mit der Kanoniſirung noch Anſtand genommen hat? Nicht meine Größe als Regent und Feldherr hat mich dieſes Vorzugs theilhaftig gemacht, denn ich ſelbſt wage nicht zu unterſcheiden wer von uns Beiden mehr und Größeres vollbrachte; ich verdanke jene Auszeichnung wohl mehr meinen philoſophiſchen Eigenſchaften, und am Ende giebt das hier den Ausſchlag. — Alſo herzhaft an's Werk mein ehrenwerther Freund, es gilt hier nicht den Rubikon, den Rhein, die Donau, den Niemen, oder wohl gar die Berezina zu überſchreiten, ſondern das kleine Flüßchen Lethe zu durchwaten und einen Becher voll daraus zu ſchöpfen, wovon Sie gelegentlich einige Tropfen auf Zucker nehmen können. Wir wollen und ſollen nicht vergeſſen daß wir die Geſchicke der Völker geleitet haben; wir dürfen aber auch nicht mehr ſo denken und urtheilen als ſäßen wir noch auf dem Throne. Laſſen Sie uns weiſer werden. — Aber für den Anfang haben wir heute genug geſchwatzt. Der geſchloſſene Freundſchaftsbund wird uns hoffentlich bald wieder zuſammen führen, und dann wollen wir von unſeren Kriegsthaten ſprechen. Die Ihrigen habe ich mit großer Aufmerkſamkeit beobachtet. Von den meinigen ſcheinen Sie aber eine etwas ſchiefe Anſicht zu haben, was mir nicht gleichgiltig iſt. Wollen Sie die Motive meines Handelns beſſer kennen lernen, ſo erfreuen Sie mich bald durch Ihren Gegenbeſuch." — Napoleon nahm dieſe Einladung dankbar an. Beide

Monarchen umarmten ſich mit Herzlichkeit und der Kaiſer begleitete ſeinen hohen Gaſt bis an den Eingang des Portals. Ich empfahl mich gleichfalls um Dir dieſes Ereigniß mitzutheilen, welches uns für die nächſte Zukunft eine köſtliche Ausbeute verſpricht.

Neunundfünfzigſter Brief.

Olymp, den 16. December 1842.

Wenn Dir heute nicht das Herz vor Freuden hüpft, ſo ſchlage das verſtockte Ding zur Ausmuſterung vor, denn wiſſe Mars iſt — preußiſch geworden! Erſt kürzlich hat er unſeren großen Friedrich jedem Anderen vorgezogen, und heute ließ er Blüchers hundertjährigen Geburtstag auf ſo feſtliche Weiſe begehen; wie das ſelten einem gekrönten Feldherrn widerfährt, wobei ich noch bemerken muß, daß von Seiten der olympiſchen Herrſchaften in der Regel nur die Sterbetage ihrer Günſtlinge gefeiert werden. Schon geſtern hatte Merkur die Feſtlichkeit angeſagt, und uns für heute früh vor Sonnenaufgang auf das Marsfeld beſchieden. Ich fuhr mit Bülow (dem Dennewitzer) hin. Der Platz war bereits mit 50,000 olympiſchen Huſaren angefüllt, d. h. mit lebendigen Todten. Alle hatten im dritten ſchleſiſchen oder in einem ſpäteren Kriege gefochten; alle waren auf dem Bette der Ehre geſtorben, und ſollten hier eine kurze Auferſtehung erleben. Zieten, unſer alter Huſarenkönig, befehligte die benarbte Schaar en chef, welche ſich in drei Treffen mit Regimentscolonnen formirte. Im Vordertreffen ſtanden nur preußiſche Huſaren von Seydlitz befehligt. Blüchers Regiment hatte den rechten Flügel, dann kamen die Huſaren von Belling, Zieten, Natzmer u. ſ. w. Das zweite Treffen bildeten die Ungarn und Schweden, nebſt einigen deutſchen Regimentern; der tapfere Reipperg (ſtarb 1829) hielt an ihrer Spitze. Im dritten Treffen hatten ſich die Franzoſen und Ruſſen formirt; Ney befehligte die erſteren, Waſſiltſchikoff die letzteren. Der Anblick dieſer Schaaren war impoſant.

Mit dem erſten Strahl der Morgenſonne kam Mars angefahren, in einem char à banc mit acht Leoparden beſpannt. Der Jubelheld ſaß

in der Uniform ſeines Regiments ihm zur Seite, hinter ihm Scharnhorſt und Gneiſenau. Ein Fanfaro von 1500 Trompetern empfing die Ankommenden. Mars beſtieg den Schimmel, mit welchem Blücher bei Ligny geſtürzt war als er ſeine Reiter ſelbſt zum Angriffe führte; wahrſcheinlich wollte der Kriegsgott dadurch andeuten wie ein Gefallener ſich ſchnell wieder erheben müſſe. Dem greiſen Helden wurde Napoleons Schimmel von Belle-Alliance vorgeführt. Wir alle waren mit klaſſiſchen Pferden beritten gemacht worden. Ein donnerndes Hurrah, von ſchmetternden Fanfaren begleitet, begrüßte den Beſieger Napoleons als er die Fronte entlang ritt. Mars ließ ihm den Ehrenplatz. Den Vorbeimarſch hatte ſich Blücher verbeten, er wollte etwas Beſſeres ſehen. Zieten wurde deshalb an des Fürſten Befehle verwieſen, der ſich einige „Huſarenſtückchen" ausbat.

Nunmehr wurde Seydlitz aufgefordert mancherlei Uebungen anzuſtellen. Blüchers Regiment eröffnete den Reigen. Es machte zuerſt eine Attake mit allen Signalen über Stock und Stein auf mindeſtens 1000 Schritte; Richtung und Fühlung blieben in ſchönſter Ordnung. Dann ging es debandirend zurück und formirte ſich ſeitwärts in Colonne, während Bellings Huſaren zur Attake vorrückten, doch auf halbem Wege mit Zügen kehrtſchwenkten, um den Feind zur Verfolgung zu reizen und Zietens Regiment Gelegenheit zu einem Flankenangriffe zu verſchaffen. Das Regiment Natzmer ließ einige Schwadronen karakoliren, und legte große Reit- und Waffenfertigkeit an den Tag. Hierauf wurden Maſſen von mehreren Regimentern formirt, die ſich auf Trompetenſignale mit Blitzesſchnelle entwickelten und nach verſchiedenen Seiten racketenartig mehrere kurze Attaken ausführten. Zum Beſchluß ließ Seydlitz eine Windmühle aufſtellen und die ſämmtlichen Secondlieutenants in der Karriere mit Abſtänden durch die ſauſenden Flügel reiten. Mars nickte beifällig und Blücher ſagte „Dat ſin man Teufelskerle!" bat aber gleich darauf um Entſchuldigung, daß er in den pommerſchen Dialekt gerathen ſey, denn hier muß Jeder reines Deutſch ſprechen. — Nach beendigter Uebung winkte Mars mit der Hand und alle Huſaren verſchwanden in der Karriere mit Lançaden vermiſcht.

Jetzt begannen die Glückwünſche die hier wenigſtens vom Herzen kamen. Von den gekrönten Häuptern war keines zugegen. Aber Generale gab es wie Sand am Meere. Blücher ſaß heute ſo ſtattlich zu Pferde

wie in ſeinen jüngſten Jahren, und hätte gern auch einige Reiterſtückchen zur Schau gegeben. Aber Napoleons Schimmel war darauf nicht zugeritten, auch nöthigte Mars ſeinen Günſtling wieder in den Wagen zu ſteigen und kutſchirte ihn nach Hauſe. Die ganze Suite folgte im geſtreckten Laufe.

Um 9 Uhr verſammelten wir uns im Hôtel à la belle alliance, wo Blücher ſeine Wohnung hat. Wir waren kaum eingetreten ſo erſchien auch Friedrich der Große, von allen Gliedern ſeiner im Olymp lebenden Familie begleitet. Er ging auf Blüchern zu, faßte ihn bei der Hand und ſagte „Ich begrüße Deutſchlands Befreier vom franzöſiſchen Joch, und ſage ihm Dank im Namen meiner Preußen.“ — Blücher konnte anfangs vor Rührung kein Wort erwidern, ſammelte ſich aber bald und antwortete treuherzig lächelnd „Als Euer Majeſtät (1773) meine Entlaſſung aus höchſtihren Kriegsdienſten verfügten und huldreichſt hinzuſetzten ich möge mich zum Teufel ſcheeren, da dachten Sie wohl auch nicht daß der verſchmähte Blücher Ihr Volk einmal zu hohen Ehren bringen werde.“ — Friedrich. „Der damalige Stabsrittmeiſter Blücher war kein Mann von dem ich ſolche Dienſte hätte erwarten können. Aber ſage mir einmal aufrichtig Alter, was wohl aus Dir geworden wäre, wenn ich Dich damals nicht fortgeſchickt hätte. Du gabſt meinen Offizieren ein Beiſpiel von Ungehorſam und machteſt nichts als dumme Streiche. Schickte ſich das wohl für einen Stabsrittmeiſter?“ — Blücher. „Je nun Majeſtät, das will ich juſt nicht behaupten, aber was derb und ungeſchliffen iſt hat guten Kern, die Politur hätte ſich wohl auch bei mir gefunden. — Aber Sie können Recht haben Majeſtät, daß aus mir nicht viel geworden wäre wenn ich ſo blieb. Die Landluft, welche ich fünfzehn Jahre einſchlucken mußte, iſt mir recht heilſam geweſen, und die Landwirthſchaft hat mir auch genützt.“ — Friedrich. „Ein guter Wirth biſt Du deßhalb aber doch nicht geworden, Dein Geldbeutel war immer wie ein Sieb.“ — Blücher. „Das hat ſeine guten Folgen gehabt Majeſtät, denn je mehr ich ausgab, deſto mehr wollte ich wieder einnehmen, und die Franzoſen haben doch Alles bezahlen müſſen.“

In dieſem ſcherzhaften Tone ging das Geſpräch mit Blücher noch einige Zeit fort. Friedrich Wilhelm der Zweite und Dritte ſagten dem Fürſten ebenfalls manches Schmeichelhafte, mit einigen leiſen Andeutungen ſeiner beſonderen Eigenheiten vermiſcht, wofür ſie hin und wieder

eine derbe Antwort in den Kauf nehmen mußten. — Nachdem die drei Preußenkönige ſich wieder entfernt hatten wurde die Unterhaltung noch ungebundener. Zum Herzoge (Karl) von Braunſchweig ſagte Blücher „Wenn Sie bei Kaiſerslautern (1793) meinem Rathe gefolgt wären, hätten wir den General Hoche vernichtet ehe er ſeine zerſtreuten Schaaren hinter der Blies wieder ſammeln konnte. Dann konnte Wurmſer getroſt an der Zorn ſtehen bleiben, wir hätten Landau in unſere Gewalt gebracht und die Franzoſen nachher nach allen Winden zerſtreut. Das würde die franzöſiſche Nordarmee etwas eingeſchüchtert haben, und wir konnten vielleicht ſchon 1794 den erſten Pariſer Frieden ſchließen. Aber Ihr Generalquartiermeiſter (Grawert) ſah jeden Maulwurfshügel für ein Bewegungshinderniß an, und hatte Sie mit ſeinen tauſend Bedenklichkeiten ſo umſtrickt, daß man den Sieger bei Gohfeldt in Ihnen nicht wieder erkennen konnte.“ — „Mein lieber Fürſt“ gab der Herzog von Braunſchweig zur Antwort „unſere damaligen Verhältniſſe waren von der Art, daß ich nicht anders handeln durfte. Meine geheimen Inſtruktionen machten mir die Schonung der Truppen zur höchſten Pflicht. Vielleicht iſt es mir vergönnt Ihnen darüber einmal mehr Aufſchluß zu geben. An der Spitze eines Huſarenregiments hat man freilich weniger Verantwortlichkeit, als an der Spitze eines Bundescontingents von damals. Es läßt ſich aber durch ein Paar gelungene Cavallerieattaken auch nicht wieder Alles wieder ins Geleis bringen, davon haben Sie ſich bei Auerſtädt (1806) überzeugen können.“ — General Rüchel. „Um des Himmels willen Herr Herzog, ſprechen Sie nicht von den todtgebornen Zwillingsgefechten bei Jena und Auerſtädt. Wir waren damals insgeſammt blind gegen unſere Fehler und taub gegen alle vernünftige Vorſtellungen. Ich habe aber auch vor Frankfurt (1792) erfahren müſſen daß Sie die Luſt zu kühnen Wagniſſen verloren hatten.“ — Mit dem Fürſten Schwarzenberg hatte Blücher ebenfalls manches Hühnchen zu rupfen und meinte daß er 1813 in Schleſien ſehr leicht das Opfer ſeiner Gutmüthigkeit geworden wäre. Bei Leipzig und in den gefahrvollen Tagen des 13. und 14. Februars 1814 habe man ihn auch die Kaſtanien aus dem Feuer holen laſſen, wobei er ſich die Finger tüchtig verbrannt hätte u. ſ. w. Schwarzenberg gab nur ausweichende Antworten, und ließ etwas von ſtarker Friktion zwiſchen den verbündeten Monarchen vernehmen, die er nicht habe überwinden können.

Ich bedaure Dir von dieſen launigen Morgengeſprächen nicht mehr mittheilen zu können, aber ich ſtand nicht immer nahe genug, um Alles zu vernehmen. Ueberdies war ich mit mehreren unſerer Freunde um 11 Uhr zu Friedrich dem Großen beſchieden worden, der einen einleitenden Vortrag über den ſiebenjährigen Krieg halten wollte, wozu auch Napoleon eingeladen war. Wir mußten alſo Blücher verlaſſen, bei dem es noch ſehr luſtig zugegangen ſeyn ſoll, und ich gehe nunmehr zum zweiten Theile meines Briefes über.

Sobald Napoleon angekommen war und Platz genommen hatte, begann Friedrich der Große ſeinen Vortrag, den er größtentheils gegen ſeinen hohen Gaſt richtete, der allen Bewegungen der Truppen auf der Karte mit Genauigkeit folgte, und ſich dabei ſtatt der ſonſtigen Nadeln mit bunten Fähnchen bleierner Truppenzeichen bediente, um in den wichtigern Momenten von den geometriſchen und arithmetiſchen Verhältniſſen der beiden Kriegsparteien eine beſſere Ueberſicht zu haben. Der König fand dieſes Verfahren ſehr zweckmäßig, äußerte aber zugleich daß der Grundſatz „auf den wichtigſten ſtrategiſchen Punkten ſtets mit Uebermacht aufzutreten, bei ihm faſt niemals hätte zur Anwendung kommen können, weil das Mißverhältniß der Streitkräfte gar zu groß geweſen ſey. Er habe deßhalb den Grundſatz größerer Thätigkeit und Kühnheit an die Spitze ſeiner Kriegsmaximen ſtellen müſſen, und ſey dabei auch nicht übel gefahren. Ueberhaupt müſſe jeder Feldherr ſich nach den Umſtänden richten, ſich ſein eigenes Kriegsſyſtem conſtruiren.

„Der zehnjährige Frieden“ fuhr der König jetzt ohne weitere Unterbrechung fort „war von mir zur Vermehrung meiner Kriegsmacht beſtens benutzt worden. Der Beſitz von Schleſien verſchaffte mir eine Mehreinnahme von jährlich 4 Millionen Thalern die ich, ohne meine neuen Unterthanen zu drücken, durch eine geregeltere Verwaltung bald auf das Doppelte brachte, während Maria Thereſia aus Schleſien nie mehr als 2 Millionen gezogen hatte. Die freie Werbung im Reiche half dem Mangel an Menſchen ab. Waren auch dieſe fremden Söldner nicht ſo zuverläſſig wie meine Unterthanen, ſo dienten ſie mir doch gern, und haben bei der Rückkehr in ihre Heimath durch Erzählungen nicht wenig dazu beigetragen mein Anſehen durch ganz Deutſchland zu erhöhen. Sie machten mich, wie man heute ſagen würde, populär. Hätten die

kaiſerlichen Inſinuationen bei den Reichsfürſten Eingang gefunden, ich wäre verloren geweſen. Aber die Idee eines Reichskrieges blieb der Mehrzahl fremd. Die nach der ſchnellen Entwaffnung der Sachſen und der Beſetzung ihres Landes über mich verhängte Reichsacht ſank dadurch zur Lächerlichkeit herab und die Reichshilfe iſt deßhalb auch von geringer Bedeutung geweſen. — Meine Truppen beliefen ſich auf 130,000 Mann ohne die Garniſonsregimenter. Sie hatten ſich bereits in mehreren Feldzügen und Schlachten erprobt, aber ich täuſchte mich nicht über ihre Mängel. Die Infanterie übertraf an Schießfertigkeit jede andere; ihre Beweglichkeit auf dem Schlachtfelde genügte mir aber nicht, weshalb ich befahl, daß die Bataillone fleißig geübt werden ſollten Colonnen auf die Mitte zu formiren, unter ſich aber genaue Abſtände zu bewahren damit beim Aufmarſche der Raum nicht fehle. Die Cavallerie vermehrte ich auf 34 Regimenter, theils zu 5 theils zu 10 Schwadronen; ſie beſtand aus 10,000 Küraſſieren, 12,500 Dragonern, 10,500 Huſaren. Zieten lehrte die letzteren in beſſerer Ordnung fechten. Buddenbrock, Geßler, beſonders aber der damalige Oberſtlieutenant Seydlitz, den ich nach und nach zu verſchiedenen Regimentern verſetzte, erwarben ſich große Verdienſte um die Ausbildung der Küraſſiere und Dragoner. Der Artillerie, dieſe ultima ratio regum, wendete ich leider nicht die Aufmerkſamkeit zu welche ſie verdiente; ſie hatte ſich in den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen der öſterreichiſchen in jeder Beziehung überlegen bewieſen; das änderte ſich aber im dritten Kriege, indem Fürſt (Wenzel) Liechtenſtein der Kaiſerin ſein Vermögen zum Opfer und ihre Artillerie auf eigene Koſten zu großer Ausbildung brachte. Den Offizieren aller Waffen empfahl ich kriegeriſche Studien. Die Belehrung der Generale übernahm ich ſelbſt.

„Vom erſten Tage meiner Feldherrnlaufbahn an hatte ich die hohe Wichtigkeit der Disciplin erkannt. Sie in ihrer ganzen Stärke aufrecht zu erhalten war mein eifrigſtes Bemühen. Damals hatte das weniger Schwierigkeiten als jetzt. Der Soldat betrachtete ſeine Offiziere als höhere Weſen; er unterwarf ſich ihren Befehlen unbedingt. Die Unteroffiziere bildeten ein ſtarkes Mittelglied, waren von ihren Untergebenen faſt eben ſo gefürchtet, und übten über dieſe eine große Gewalt. Man hat vielfach die Strenge getadelt mit welcher die Disciplin gehandhabt wurde. Aber dieſe Strenge war theils nothwendig, theils lag ſie im

Geiſte der damaligen Volkserziehung. Mein eigener Vater hatte mich noch als Jüngling geringer Vergehen wegen oft körperlich gezüchtigt und nicht etwa blos unter vier Augen; die große Strenge der Vorgeſetzten war mithin nicht auffällig. Andere Mittel ſich unbedingten Gehorſam zu verſchaffen gab es damals nicht. Eine Truppe unter Waffen hatte nur Augen und Ohren für ihre Befehlshaber, deren Stock ſie mehr fürchtete als die Kugeln des Feindes, und hierdurch zum gefügigſten Werkzeuge ihres Willens wurde. Es klingt zwar ſehr ſchön wenn man ſagt: hundert Mann welche wollen, vermögen mehr als Tauſend welche müſſen. Aber das iſt auch eine von den vielen Phraſen, durch die nur Unkundige geblendet werden. Das Müſſenwollen bleibt immer die Hauptſache! — Ich will dem jetzt geltenden Humanitätsprincipe damit nicht zu nahe treten. Andere Zeiten, andere Sitten, Gebräuche und Grundſätze. Es ſcheint mir aber doch etwas gewagt bei Handhabung von Kriegermaſſen, inmitten drohender Gefahren, vom unbedingten Gehorſam abſehen zu wollen, oder ein reges Ehrgefühl bei Menſchen ohne Erziehung vorauszuſetzen. Iſt der Trieb der Selbſterhaltung ſtärker als das Ehr- und Pflichtgefühl, die Furcht vor dem Feinde größer als die Furcht vor dem Zorne der Vorgeſetzten, dann haben die Siegesfreuden ein Ende. Die wenigſten Menſchen thun was ſie ſollen, die meiſten thun es nur weil ſie müſſen. Ich klaſſifizire die moraliſchen Hebel für den Soldaten alſo nach meiner Weiſe und ſage: zuerſt muß er ſeinen Vorgeſetzten fürchten, dann achten und zuletzt lieben. Alle übrigen Kriegertugenden entſpringen aus der Vereinigung dieſer drei Empfindungen, und werden im Laufe des Krieges durch beſondere Umſtände hervorgerufen. Patriotismus, Enthuſiasmus und Heroismus vermögen ſelbſt in ihrer Vereinigung nichts gegen gut disciplinirte Kriegsmaſſen, das haben die Franzoſen zu Anfang des Revolutionskrieges im Kampfe mit den Deutſchen und Engländern, und ſelbſt in ihrer ſpäteren Glanzperiode den Ruſſen gegenüber vielfach erfahren.

„Meine Gegner, die Oeſterreicher, waren auch nicht müßig geblieben, denn daß mir Schleſien bei erſter Gelegenheit wieder entriſſen werden ſollte war in Wien eine ausgemachte Sache. Der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich dauerte noch drei Jahre fort, ohne erhebliche Reſultate herbeizuführen. Aber nach dem Aachener Frieden ging Kaunitz als Geſandter nach Paris, und ſuchte eine Annäherung beider Höfe zu

bewirken. Er verſchmähte es nicht den Maitreſſen des Königs die größte Aufmerkſamkeit zu bezeigen, denn dieſe regierten die Miniſter und das Land der Reihe nach. Mein Geſandter durfte ihre Boudoirs mit keinem Fuße betreten. Die keuſche Maria Thereſia erniedrigte ſich ſo weit, mit der Marquiſe von Pompadour einen Briefwechſel anzuſpinnen, und ſie Madame ma très-chère soeur zu tituliren, als ſey ſie wirkliche Königin von Frankreich. Ich, der ich früher mit mancher Opernſängerin und Tänzerin geliebäugelt hatte, beging die Thorheit auf Ludwigs Geliebte Spottgedichte zu machen. Dieſen Witz habe ich etwas zu theuer bezahlen müſſen. — Als Kaunitz (1753) an die Spitze der Staatskanzlei trat, begann für Oeſterreichs Verwaltung ein neues Leben. Eine beſſere Wahl hätte die Kaiſerin nicht treffen können. Er war es hauptſächlich der das große Bündniß zwiſchen Oeſterreich, Frankreich, Rußland und Schweden gegen mich zu Stande brachte, welchem ſpäter auch Baiern, Württemberg, Kurpfalz, Würzburg, Mainz, Köln und ſelbſt Mecklenburg beitraten. Sachſens Beiſtand war ſeiner Lage wegen von nicht geringer Wichtigkeit. Aber indem Kaunitz ein zu großes Vertrauen in die Loyalität der Geſinnungen des Hofes zu Verſailles ſetzte, erregte er die Eiferſucht Englands, das ein halbes Jahrhundert hindurch das Kaiſerhaus in allen ſeinen Kriegen durch große Geldvorſchüſſe (gegen hohe Zinſen) unterſtützt hatte, und dieſe Macht ſchloß nunmehr ein Bündniß mit mir (den 11. Januar 1757). Ein zweiter Grund zu dieſem Wechſel war aber auch das unverkennbare Streben Frankreichs ſeine Seemacht zu vermehren. Um das zu verhindern gab es kein beſſeres Mittel, als Frankreich in einen weitausſehenden und koſtſpieligen Landkrieg zu verwickeln. Ueberhaupt muß ich bemerken daß der Beiſtand, welchen England mir damals geleiſtet, nur ein verſteckter Angriff gegen Frankreich geweſen iſt. Da die engliſchen Vorſchüſſe wegfielen, konnten die Kriegsrüſtungen Oeſterreichs nicht in dem erforderlichen Umfange ſtattfinden. Die ganze Streitmacht belief ſich nur auf 150,000 Mann, wovon beinahe ein Drittel zur Beſetzung der Niederlande und Oberitaliens verwendet werden mußte. Als ich mit den öſterreichiſchen Truppen wieder zuſammentraf, fand ich ſie aber viel geübter als in den früheren Kriegen. Doch darüber giebt uns wohl Feldmarſchall Brown einige Mittheilung.

Brown. „Graf Daun würde das beſſer als ich können Sire, denn er iſt nach Khevenhüllers Tode (ſtarb 1744) bei allen Verbeſſerungen

die Hauptperſon geweſen. Ich kann in ſeiner Abweſenheit nur berichten was ich als Mithandelnder ſelbſt gethan oder wahrgenommen habe, was aber zureichen wird von dem Zuſtande unſeres Heeres einen Begriff zu geben. Die Verbeſſerung der Artillerie haben Euer Majeſtät ſelbſt ſchon anerkannt. Ihre Vermehrung war hauptſächlich Dauns Werk. Er machte dem Hofkriegsrathe bemerklich, daß Guſtav Adolphs Ueberlegenheit in allen Schlachten ſeiner zahlreichen und gut bedienten Artillerie zuzuſchreiben geweſen; daß die Preußen bisher auch immer eine oft mehr als doppelt ſtärkere Artillerie gehabt hätten, und daß man ihnen darin nicht nachſtehen dürfe. Die weitere Ausbildung dieſer Waffe iſt aber Lichtenſteins Verdienſt. In der Kunſt Lager zu wählen, zu befeſtigen und die Geſchütze dem Terrain gemäß vortheilhaft aufzuſtellen, hatten wir weſentliche Fortſchritte gemacht. Die Märſche wurden mit größerer Leichtigkeit ausgeführt. Die Sicherheitsmaßregeln dabei waren gut; wir bildeten uns ſogar ein die Preußen darin zu übertreffen. An Waffenfertigkeit und Tapferkeit konnten unſere Truppen jeden Vergleich aushalten. Die Disciplin hatte ſich ebenfalls verbeſſert. Daun frohlockte über ſein Werk. Aber er überſah eine Hauptſache. Der neue Geiſt, welcher die Truppen belebte und ſie zu größeren Thaten befähigte, war den höheren Befehlshabern fremd geblieben. Dieſe hielten feſt am Alten. In den oberen Klaſſen der Militärhierarchie gewahrte man noch denſelben Geiſt der Kabale, dieſelbe Eiferſucht, dieſelbe Langſamkeit und Unſicherheit in Vollziehung der allerhöchſten Befehle, die uns früher um alle Früchte unſerer Anſtrengungen gebracht hatte. Die Entwürfe und Vorkehrungen des Hofkriegsraths blieben ſchwankend, ſchwerfällig und waren oft widerſinnig. Jeder Schimmer von einem glücklichen Erfolge machte uns übermüthig und nachläſſig. Wir bauten zu feſt auf unſere Ueberzahl, die zwar im Lande, aber niemals ſchlagfertig auf dem rechten Platze war, und glaubten den Feind durch das Gewicht unſerer Maſſen ohne Mühe erdrücken zu können. Daß Euer Majeſtät uns im Angriffe zuvorkommen würden, hielt Jedermann für ganz unwahrſcheinlich, und da der Krieg erſt 1757 beginnen ſollte, beeilte man ſich auch nicht die im ganzen Lande zerſtreuten Regimenter früher marſchfertig zu machen. Die Infanterie war bei Ausbruch des Krieges noch nicht wieder vollzählig; die Cavallerie erwartete ihre Remonten im Auguſt; den Geſchützen fehlte ein großer Theil der Beſpannung. Das Proviantfuhr-

weſen, die Pontonzüge und die Lazarethanſtalten waren noch gar nicht in Bereitſchaft. Selbſt die Generale hatten ihr Feldgeräthe nur zum Theil in Stand geſetzt, und nahmen es übel auf als ihnen zu verſtehen gegeben wurde, die Reſidenz oder ihre Landgüter zu verlaſſen und ſich zu ihren Truppen zu begeben. — Dieſer Schlendrian iſt ein tiefeingewurzeltes Uebel das mit der Spannkraft, in welcher die preußiſche Armee erhalten wurde, ſtark contraſtirt. Schon Kaiſer Rudolph II. ſagte: Wir treffen zwar immer das Rechte, nur manchmal einige Jahre zu ſpät. Auch Pitt hat die Oeſterreicher richtig beurtheilt, indem er einſt ſagte: les messieurs de Vienne sont toujours en rétard d'une idée, d'une année, et d'une armée. Das traf 1756 buchſtäblich zu.“[1]

Napoleon. „Ich könnte zu dem, was von dem Geiſte der öſterreichiſchen Wehrverfaſſung damaliger Zeit erzählt worden iſt, manchen intereſſanten Beitrag liefern. Nach meiner Ueberzeugung iſt das Grundübel nur in der hohen Ariſtokratie zu ſuchen, welche den Fortſchritt nicht will, ohne zu bedenken, daß ſie dadurch an ihrem eigenen Sturze arbeitet, was ſie aber zu ſpät einſehen wird. Die öſterreichiſche Monarchie hat ſich des ſeltenen Glücks zu erfreuen gehabt, daß zwei große Staatsmänner (Kaunitz und Metternich) eine ungewöhnlich lange Reihe von Jahren an der Spitze der Geſchäfte geſtanden haben, des uneingeſchränkteſten Vertrauens ihrer Monarchen ſich rühmen durften, und nicht blos vom beſten Willen beſeelt waren dem Staate wahrhaft zu nützen, ſondern auch die Kraft dazu beſaßen. Sie müſſen alſo gleich in ihrer nächſten Umgebung auf großen Widerſtand geſtoßen ſeyn.“

Brown. „Ener Majeſtät ſagen die Wahrheit. Doch könnte ich Männer des höchſten Adels nennen, die wenigſtens zu meiner Zeit von der edelſten Vaterlandsliebe durchdrungen waren, und kein Opfer ſcheuten einen beſſeren Zuſtand der Dinge herbeizuführen. Kaunitz that ſein Möglichſtes darin; er war der Erſte, welcher Gelehrte und Künſtler an ſeine Tafel zog und ſeines Vertrauens werth hielt. Mancher geiſtloſe Fürſt, mancher liederliche Graf, mit ſo viel Ahnen als das Geweih eines ausgewachſenen Hirſches Enden hat, wurde bei ſolchen Gelegenheiten ſichtbar zurückgeſetzt. Das Talent war bei dem Grafen Kaunitz die beſte Empfehlung. Der Adel der Geſinnung und des Verdienſtes galt ihm

[1] Das Jahr 1854 hat glänzende Beweiſe vom Gegentheil geliefert.
Der Herausgeber.

höher als der Adel der Geburt. Aber die Majeſtäten wollen huldreichſt geſtatten daß ich eine Anſicht berichtige. Als Korporation betrachtet, übt der Adel in der öſterreichiſchen Monarchie durchaus keine Gewalt aus. Selbſt der hohe Adel iſt in ſich zerfallen und befeindet ſich gegenſeitig. Dieſer Zuſtand muß als die Folge der Wallenſtein'ſchen Kataſtrophe betrachtet werden. Das frühere Beſitzthum ſo vieler geächteten Familien des hohen Adels iſt nicht immer auf rechtliche Weiſe in andere Hände übergegangen, weder vor Gelangung Wallenſteins zur höchſten Gewalt, noch nach ſeinem Sturze. Hierdurch iſt der Adel als Korporation gleichſam faktiſch vernichtet worden, ſo wie er ſchon früher durch die Theilnahme an den böhmiſchen Unruhen im 17. und 18. Jahrhundert die Regierung mit Mißtrauen erfüllt hat. Die Monarchie iſt auf dieſe Weiſe einer ihrer mächtigſten Stützen beraubt, und es dürfte vor Ablauf dieſes Jahrhunderts dieſer Uebelſtand kaum zu beſeitigen ſeyn. Die Macht der öſterreichiſchen Monarchie beruht ſonach gegenwärtig mehr auf der Maſſe des Volks, die allerdings kerngeſund iſt."

Friedrich. „Wir ſind Ihnen für dieſe Erläuterungen ſehr dankbar lieber Graf, müſſen aber jetzt zum Hauptgegenſtande unſerer Betrachtungen zurückkehren. Ich wußte im Jahre 1756, welche drohende Gefahr über mich hereinbrechen ſollte, und war nicht geſonnen das Opfer einer Weiberintrike zu werden. Mit Oeſterreich und Sachſen wurden einige diplomatiſche Noten gewechſelt, da ich aber nur ausweichende oder ſchnöde Antworten erhielt, beſchloß ich den gordiſchen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen. Vor Allem mußte ich die Sachſen entwaffnen. Bei meiner augenblicklichen Uebermacht und Kampfbereitſchaft war das ein Kinderſpiel. Am 29. Auguſt überſchritt ich mit 63,000 Mann in drei Colonnen bei Halle, Wittenberg und Guben die ſächſiſche Grenze, und vereinigte dieſe Truppen am 6. September in der Umgegend von Dresden. Acht Tage ſpäter brach Schwerin mit 33,000 Mann von Glatz auf und marſchirte damit über Nachod nach Königgrätz, um die dort ſich ſammelnden Oeſterreicher an der Unterſtützung der Sachſen zu hindern. Die ſächſiſche Armee, kaum 20,000 Mann ſtark, war durch meinen plötzlichen Einfall auf das Höchſte überraſcht, und zog ſich in größter Eile auf das Plateau zwiſchen dem Königſtein und Sonnenſtein zurück, wohin auch der König von Polen und Graf Brühl ſich flüchteten. Die Königin blieb mit ihren Kindern in Dresden.

„Ich mußte befürchten, daß dieſer Gewaltſtreich in Europa großes Aufſehen machen und mir neue Feinde zuziehen werde, denn es war ihm keine Kriegserklärung vorausgegangen. Daß Oeſterreich und Sachſen meinen Untergang beſchloſſen hatten war zwar entſchieden, allein ich hatte von den betreffenden Aktenſtücken nur Abſchriften. Die öffentliche Meinung iſt eine Macht welche kein Monarch geringſchätzen darf. Ich bot deshalb gern die Hand zu einem Vergleiche mit Sachſen, und ſendete Winterfeldt mit Vollmachten in Auguſts Hauptquartier nach Struppen. Es war mir dabei ernſtlich darum zu thun dieſen verblendeten Fürſten über ſein wahres Intereſſe aufzuklären. Auguſt unterhandelte aber blos um Zeit zu gewinnen, da er auf Oeſterreichs Hilfe rechnete. Nachdem die Unterhandlungen ſich zerſchlagen hatten, ſuchte ich mich im Dresdener Archiv der bewußten Aktenſtücke zu bemächtigen, was nicht ohne einige Härte gegen die Königin bewirkt werden konnte, und bewies daraus durch ein Manifeſt welches Schickſal mir von dieſem Hofe zugedacht war, indem ich zugleich erklärte, Sachſen einſtweilen als ein erobertes Land betrachten zu müſſen. Die ſächſiſchen Truppen, welche ſich verſchanzt hatten, wurden eng eingeſchloſſen. An der böhmiſchen Grenze ſtellte ich die Hälfte meiner Armee zur Beobachtung auf.

„Jetzt entſtand die wichtige Frage, ob ich zuerſt die Sachſen angreifen, überwältigen und dann nach Böhmen marſchiren ſolle, oder ob es beſſer ſey, die Sachſen blos eingeſchloſſen zu halten und mit den entbehrlichen Truppen in Böhmen einzufallen. Nach reiflicher Ueberlegung entſchied ich mich für das Letztere, denn es ging die Nachricht ein daß Feldmarſchall Brown zum Entſatz der Sachſen anrücke. Hätte ich gewußt daß derſelbe noch ſo entfernt ſey, ſo würde ich zuvor das ſächſiſche Lager angegriffen haben. Doch ſchien mir daſſelbe zu ſtark. Auch erwartete ich von den Sachſen keinen langen Widerſtand, da es ihnen ſehr an Lebensmitteln fehlte und ihre Stimmung nicht die beſte ſeyn konnte.“ — Feldmarſchall Rutowski wollte hierauf etwas erwidern, wurde aber erſucht ſeine Bemerkungen am Schluſſe des Berichts mitzutheilen. Napoleon hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu, ohne den König zu unterbrechen.

„Am 28. September übertrug ich (fuhr Friedrich fort) dem Markgrafen Karl die fernere Einſchließung der Sachſen und reiste zur Armee ab, mit welcher Feldmarſchall Keith bereits in Böhmen eingerückt war.

Sie zählte 15,000 Mann Infanterie, 9000 Reiter und 100 Geſchütze, und war bis an das Mittelgebirge vorgedrungen. Die öſterreichiſchen Truppen (7000 Mann unter General Wied) wichen vor ihr zurück. Durch meine Kundſchafter erfuhr ich, daß Brown bereits bei Budyn die Eger überſchritten habe und gegen Lowoſitz marſchire. Man ſchätzte ſeine Armee nur auf 20,000 Mann. Winterfeldt hatte auf einer früheren Reiſe in die böhmiſchen Bäder die dortige Gegend in Augenſchein genommen und machte mich auf die Nothwendigkeit aufmerkſam, ohne Zögern in die Ebene bei Lowoſitz zu rücken. Ich folgte ſeinem Rathe, kam aber den 30. September nur bis Welmina, wo ich die Nacht über lagerte. Die Avantgarde lagerte bei Bilinka. Mein Gegner war denſelben Mittag bei Lowoſitz angekommen, hatte die Vortruppen an ſich gezogen und den Lowoſchberg, der das Debouché beherrſchte, mit einigen Tauſend Kroaten beſetzen laſſen. Die übrigen Truppen lagerten zwiſchen Lowoſitz und Sulowitz vor dem Debouché. Die Ankunft Browns war mir bekannt, ich hatte Tags zuvor von der Höhe der Paskopole deſſen Anmarſch ſelbſt geſehen, hielt ihn aber für bedeutend ſchwächer und glaubte deshalb nicht daß es hier zur Schlacht kommen werde. Am Morgen des 1. Octobers ſetzte ich den Marſch fort. Die Straße nach Lowoſitz führt hier zwiſchen dem Lowoſch- und Radoſtitzer Berge durch, deren Kuppen damals kahl, die Abhänge aber theils mit Wald, theils mit Weingärten bedeckt und an manchen Stellen terraſſirt waren. Ein dicker Nebel hatte ſich auf der Erde gelagert und verhinderte jede Umſicht.

„Als meine Avantgarde ſich dem Fuße des Lowoſch näherte erhielt ſie Feuer. Ich entſendete ſogleich 4 Bataillone zur Vertreibung der Kroaten, dieſe hatten aber bereits eine Verſtärkung von Grenadieren erhalten und vertheidigten den Berg mit Tapferkeit. Inzwiſchen näherte ſich meine Armee dem Ausgange des Gebirges wo ſie ſich in Schlachtordnung ſtellte. Die Infanterie bildete zwei Treffen, die Cavallerie ſtellte ſich wegen Mangels an Raum dahinter in drei Treffen auf. Von den Geſchützen wurden 20 Zwölfpfünder auf den rechten Flügel gezogen, die übrigen ließ ich nach und nach auf dem linken Flügel auffahren. Während dieſes Aufmarſches, der gegen 9 Uhr beendigt war, dauerte das Gefecht in meiner linken Flanke auf dem Lowoſchberge mit großer Hartnäckigkeit fort, ſo daß ich noch 4 Bataillone des zweiten Treffens dahin rücken ließ. Aber auch die Oeſterreicher waren verſtärkt worden und uns

bedeutend überlegen, und es wurde dort mit sehr abwechselndem Erfolge gekämpft. Da sich auch vor meiner Front eine Linie österreichischer Cavallerie blicken ließ (20 Schwadronen), hielt ich das Ganze nur für ein Rückzugsgefecht und ließ, nachdem um 10 Uhr der Nebel sich zu zertheilen begann, den Feldmarschall Geßler mit 40 Schwadronen Kürassieren vorgehen um mir Gewißheit zu verschaffen. Die feindliche Cavallerie wurde im ersten Anlaufe geworfen. Meine Regimenter verfolgten sie lebhaft, geriethen aber dabei in ein sehr heftiges Flankenfeuer, mußten wieder umkehren und wurden nun von 20 Schwadronen, die im Galopp durch Sulowitz gegangen waren, selbst angegriffen. Doch kehrte auch die feindliche Cavallerie bald wieder um, da sie sich von meinen Dragonern und Husaren (30 Schwadronen) bedroht sahe. Dieser Angriff war also mißglückt. Wir hatten aber dabei die Entdeckung gemacht, daß der Feind noch in Schlachtordnung stehe und bedeutend stärker sey. Wie stark waren denn eigentlich die Oesterreicher?"

Brown. „Sire ich hatte in Allem 27,000 Mann Infanterie, 9000 Reiter und nahe an 100 Geschütze. In dem Augenblicke wo der besprochene Angriff erfolgte, waren bereits 3 Bataillone und 34 Grenadiercompagnien auf dem Lowosch im Gefecht, 10 Bataillone (ohne Grenadiere) standen in und vor Lowositz zur Unterstützung bereit, die übrige Infanterie bildete weiter rückwärts die Mitte, die Cavallerie beide Flügel, mit Ausnahme der 20 Schwadronen vor der Mitte."

Friedrich. „Was war eigentlich Ihre Absicht, Brown?"

Brown. „Eure Majestät anzugreifen sobald Sie debouchiren würden."

Friedrich. „Das haben Sie aber gleichwohl nicht gethan."

Brown. „Daran hat mich nur der Nebel und der Umstand gehindert, daß die preußische Armee am Ausgange des Gebirgs stehen blieb. Der hartnäckige Kampf auf dem Lowosch änderte übrigens meinen Plan. Ich betrachtete diesen Berg als meinen wichtigsten Stützpunkt, dessen ich mich erst versichern zu müssen glaubte."

Friedrich. „Daran haben Sie allerdings weise gehandelt, auch ich wagte nicht eher vorzurücken und sendete jetzt die letzten 4 Bataillone meines zweiten Treffens auf den Lowosch, während meine ganze Cavallerie einen zweiten Angriff unternahm, durch welchen ich die feindliche Mitte zu durchbrechen suchte. So tapfer aber auch meine Reiter drauflos ritten, kamen sie doch nicht viel weiter als das erstemal. Das Geschütz-

feuer in beiden Flanken war zu mörderiſch; weiter vorwärts wurde der Boden immer weicher; vor Sulowitz formirten ſich 24 öſterreichiſche Schwadronen in der rechten Flanke zu einem Gegenangriffe der uns ſehr verderblich werden konnte. Meine Cavallerie kehrte alſo wieder um. Sie hatte in dieſen beiden Angriffen 47 Offiziere, 940 Reiter und über 1200 Pferde verloren, war aber immer noch ſo kampfbegierig daß ſie zum drittenmale vorrücken wollte, was ich indeß nicht zugab. Ich befahl ihr hinter die Infanterie zurückzugehen und das Weitere dort ruhig abzuwarten."

Brown. „Das kam mir ſehr erwünſcht Sire, denn nun ließ ich den größten Theil meiner Infanterie durch Lowoſitz rücken, um die Preußen vom Lowoſch zu vertreiben, auch folgten ihr 40 Geſchütze. Aber ...."

Friedrich. „Da kamen Sie etwas zu ſpät guter Freund! Meine Artillerie zerſchmetterte Ihre Bataillone, als dieſe aus Lowoſitz debouchirten, warf Granaten in das Neſt welche zündeten, und mein wackerer Prinz von Braunſchweig-Bevern trieb die Oeſterreicher mit dem Bajonnet vom Berge herunter und erſtürmte Lowoſitz. Nachmittags 3 Uhr war die Sache abgethan und die Herren Oeſterreicher zogen von dannen."

Brown. „Wir hatten gerade im entſcheidenden Augenblicke viel Unglück Sire; das brennende Lowoſitz im Rücken machte uns für die nachfolgende Munition beſorgt; an der Seite konnten wir nicht vorbei, weil das preußiſche Geſchützfeuer zu heftig war. Dies Alles erzeugte Stockungen, Unentſchloſſenheit, Verwirrung. Wenn der Gegner in ſolchen Momenten einen herzhaften Entſchluß faßt iſt der Erfolg ſelten zweifelhaft."

Friedrich. „Ich kenne das mein lieber Graf, doch haben Sie mir den Sieg nicht wohlfeil verkauft, ich verlor ſogar noch etwas mehr Menſchen als Sie."

Napoleon. „Aber mich dünkt dieſer Sieg iſt ohne Folgen geblieben, wenigſtens iſt die preußiſche Armee nicht weiter vorgedrungen. Warum marſchirten Sie nicht nach Prag Herr Bruder?"

Brown. „Das wäre nicht ſo leicht geweſen Majeſtät; ich kam ohne weitere Anfechtung an die Eger, ließ die Brücken abwerfen und nahm Stellung hinter dieſem Fluſſe, deſſen Ueberſchreitung ich bei meiner Ueberlegenheit an Infanterie gewiß verhindert haben würde."

Napoleon. „Es iſt die Frage Feldmarſchall, ob Sie bei lebhafter Verfolgung ſo glücklich geweſen wären. Ihre Infanterie mag ſich nicht

in der beſten Verfaſſung befunden haben. Ein vom Siege begeiſterter Gegner iſt ſtets doppelt ſo ſtark an Macht als ſeine numeriſche Stärke beſagt. In ganz Böhmen war Alles in größter Beſtürzung über den Verluſt Sachſens. Ich bin überzeugt daß der König ohne große Mühe bis Prag gekommen wäre."

Friedrich. „Meine Schwäche geſtattete mir nicht tiefer in Böhmen einzudringen, auch wollte ich überhaupt nur den Entſatz der Sachſen verhindern, dieſer Zweck war erreicht. Weshalb ſollte ich mich neuen Wechſelfällen ausſetzen?"

Napoleon. „Der erſte Einwand Herr Bruder, enthält eine Selbſtanklage. Sie waren mit 63,000 Mann durch Sachſen gezogen und führten nur 25,000 Mann gegen Brown. Was berechtigte Sie zu der Vorausſetzung, daß ein ſo ſchwaches Corps hinreichend ſeyn werde dieſen zu überwinden? Die Sachſen konnten mit viel weniger Truppen im Zaume gehalten werden. Rückten Sie mit 40,000 Mann gegen Brown, ſo war der Sieg über ihn unzweifelhaft; und wenn Schwerin auf größere offenſive Thätigkeit angewieſen wurde, konnte er Ihnen bei Prag die Hand bieten. Piccolomini, der ihm anfangs kaum 20,000 Mann entgegen zu ſtellen hatte, würde das nicht haben hindern können. Mit 70,000 Mann wäre die Eroberung Böhmens unzweifelhaft geweſen, und damit war auch zugleich das Schickſal Sachſens entſchieden. Bedenken Sie doch mein königlicher Freund, was das für eine moraliſche Wirkung hervorgebracht haben würde. Die übermüthigen Plane Ihrer Gegner wären durch einen ſolchen Schlag ganz vereitelt worden. Maria Thereſia und Auguſt mußten zu der Einſicht kommen, daß man nicht ungeſtraft die Hand nach Ihrer Krone ausſtrecken dürfe. Das ohnehin ſehr lockere Bündniß mit Frankreich, gegen deſſen geheime Abſichten die Kaiſerin etwas mißtrauiſch war, hätte ſich wahrſcheinlich aufgelöst. Rußland war zu fern und Schweden zu ſchwach um ernſte Beſorgniſſe zu erregen. Statt Schleſiens Beſitz durch einen ſiebenjährigen wechſelvollen Kampf zu ſichern, würde ein halbjähriger Krieg, mit Entſchloſſenheit geführt, denſelben Zweck erreicht haben.[1]

[1] Aehnliche Anſichten werden auch dem General von Winterfeldt zugeſchrieben, doch iſt deſſen Antheil am Kriege und deſſen anfänglicher Führung wohl nicht ſo groß geweſen als hier und da behauptet wird

Der Herausgeber.

„Wollten Sie etwas ſicherer gehen Herr Bruder, ſo mußten Sie die Sachſen vor dem Einfalle in Böhmen in ihrem Lager angreifen. Ich kenne dieſes Terrain ſehr genau und habe mich während des Waffenſtillſtands 1813 von der Beſchaffenheit jenes verſchanzten Lagers unterrichten laſſen. Was die Lokalverhältniſſe betrifft, ſo würde eine Armee von 60,000 Mann, der es an nichts fehlt, im Stande ſeyn ſich darin gegen eine Armee von 100,000 Mann zu behaupten. Aber mit 17,000 Mann jene weitläufigen und fehlerhaft angelegten Verſchanzungen vertheidigen zu wollen grenzt an Unverſtand. Es iſt wahr, daß dieſe Verſchanzungen mit ungewöhnlich viel Geſchütz beſetzt geweſen ſind. Aber konnten Sie nicht über die Geſchütze im Dresdener Zeughauſe verfügen? Ihre eigene Feldartillerie wäre ſchon hinreichend geweſen, irgendwo einen Durchbruch der langen ſchlecht flankirten Linien zu erzwingen, und dann waren die Sachſen verloren. Wer ſeine ganze Hoffnung auf die Kunſt der Ingenieure ſetzt iſt immer übel daran. Das Lager bei dem Königſtein iſt nicht von der Wichtigkeit die man ihm beigemeſſen hat; es fehlt darin an Waſſer. Der einzige kleine Bach liefert bei trockener Witterung kaum Koch- und Trinkwaſſer für die Menſchen. Die Pferde müſſen zur Tränke nach der ſehr entfernten Elbe geführt werden. Das iſt ein großer Uebelſtand den man ganz überſehen hat. Die Batterien des Königſteins geſtatten nur Bohr- oder Bogenſchüſſe. Dieſe Feſtung iſt alſo nicht einmal als guter Stützpunkt anzuſehen. Wäre der Sonnenſtein etwas mehr als ein ſteinernes Blockhaus am Fuße der geneigten Ebene, ſo könnte er den Angriff auf das Lager mehr erſchweren als die Feſtung. Der beſte Angriffspunkt iſt übrigens bei Kritzſchwitz.“

Friedrich hörte die Kritik ſeines großen Nebenbuhlers an, ohne ihn durch einen Einwand zu unterbrechen. Nachdem aber Napoleon geendigt hatte, ergriff der König das Wort zu ſeiner Rechtfertigung. „Jeder Feldherr — ſagte er — hat ſeine eigenen Grundſätze. Als ich ſo plötzlich die Pforten des Janustempels wieder öffnete, durfte ich mir nicht verhehlen daß ich ein ſehr großes Wagſtück unternähme. Das gemahnte mich zur Vorſicht. Die Gewaltthat gegen Sachſen war in jeder Hinſicht eine gebieteriſche Nothwendigkeit. Ich hatte aber erklärt, daß dies nur eine Sicherheitsmaßregel ſeyn ſolle und ich keineswegs die Abſicht hege Eroberungen zu machen. Sollte dieſe Erklärung Vertrauen gewinnen, ſo mußten meine ferneren Unternehmungen damit im Einklange

ſtehen. Handelte ich hingegen im Sinne eines Eroberers, ſo lief ich Gefahr alle Fürſten Deutſchlands gegen mich in Harniſch zu bringen, und dann war ich auch ohne die Mitwirkung der Franzoſen und Ruſſen verloren. Einer ſolchen Gefahr mich auszuſetzen wäre Tollkühnheit geweſen. Durch meine Mäßigung in den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen hatte ich mir in Deutſchland manchen ehrenwerthen Freund erworben. Dieſe Popularität war für mich ein unſchätzbares Gut das ich nicht muthwillig verſcherzen durfte. Ich ſetzte mir deshalb im Jahre 1756 kein größeres Ziel, als die Entwaffnung der Sachſen. Wohl weiß ich, daß eine gleichzeitige Schwächung der Oeſterreicher durch Wegnahme Böhmens, militäriſch betrachtet, mir größere Vortheile gewährt haben würde, auch war ich ſtark genug zu einer ſolchen Unternehmung. Aber die Folgen mein Freund ließen ſich gar nicht überſehen. Das öſterreichiſche Kabinet war ohnehin unabläſſig bemüht geweſen, mir eigennützige Abſichten auf Sachſen und Böhmen unterzulegen. Dieſem Verdachte durfte ich folglich keine Nahrung geben. Das ſind die Gründe für mein behutſames Verfahren in Böhmen. Zugeben will ich indeß, daß ich die Sachſen früher hätte in ihrem Lager bezwingen ſollen. Doch wußte ich daß ſie großen Mangel an Lebensmitteln litten, ſehr verſtimmt waren und ſich nicht lange halten konnten. Wozu alſo nutzlos Menſchen opfern?“ [1]

Rutowski. „Euer Majeſtät unterſtehe ich mich zu bemerken daß, wenn die Stimmung unſerer Truppen ungünſtig geweſen iſt, die Urſache nur in der ausbleibenden Unterſtützung unſerer Verbündeten geſucht werden darf. Die Truppen litten zwar großen Mangel aber ſie murrten nicht. Kein Mann deſertirte, obſchon das leicht geweſen wäre. Ihre Hingebung bis auf den letzten Augenblick erregte meine Bewunderung. Obwohl dieſer neue Krieg dem Grafen Brühl zugeſchrieben wurde den Jedermann haßte, legte man ihm doch nicht den Mangel im Lager zur Laſt, weil wir von den Preußen mitten im Frieden überfallen worden waren. Man ertrug alſo was ertragen werden mußte.“

Napoleon. „Ich kenne die Sachſen Feldmarſchall, und freue mich der Wärme mit der Sie dieſe Truppen vertheidigen. Zwar ſind ſie mir

[1] Das Verfahren des Kaiſers Nikolaus nach dem Einrücken in die Donaufürſtenthümer 1853 iſt dem Verfahren Friedrichs II. überaus ähnlich.

Der Herausgeber.

1813 untreu geworden, aber ich habe ihnen das ſchon längſt verziehen ſeit ich die Urſachen ihres Abfalls kennen lernte. Dieſe Urſachen waren ſehr verſchiedener Art, heute mag ich ſie aber nicht mittheilen. Doch ſagen Sie mir Rutowski, weshalb Sie ſich nicht mit Ihren Truppen durchgeſchlagen haben, die Straße nach Böhmen auf dem linken Elbufer ſtand Ihnen ja ſo ziemlich offen."

Friedrich. „Dem muß ich widerſprechen. Das Schloß Tetſchen war in meiner Gewalt. Der Elbweg war ein cul de sac geworden. Nur auf dem rechten Ufer war Rettung möglich, über Schandau und Lichtenhayn. Von dort her wurden auch die Oeſterreicher erwartet. Sie kamen aber zu ſpät, waren zu ſchwach und thaten nichts zur Befreiung ihrer Bundesgenoſſen."

Brown. „Euer Majeſtät bitte ich, mich für heute zu beurlauben."

Friedrich. „Alter Freund bleiben Sie nur hier. Was nützt es dem Strauß, wenn er den Kopf in ſeinen Federn verbirgt um die Gefahr nicht zu ſehen? Ich weiß was Sie forttreibt. Sie befürchten daß Rutowski Ihnen Vorwürfe machen werde, ihn im Stich gelaſſen zu haben. Aber das war ja nicht Ihre Schuld. Wir kennen Ihre damaligen Inſtruktionen. Sie ſollten helfen, aber die Truppen ſchonen, d. h. zuſehen wie die armen Sachſen ſich aus der Klemme helfen würden."

Rutowski. „Euer Majeſtät bezeichnen das Sachverhältniß mit treffenden Worten. Als wir endlich glücklich, obwohl mit Zurücklaſſung des ganzen Geſchützes, auf der Hochekene am Lilienſtein angekommen waren (den 13. October), fühlten wir erſt unſere gänzliche Verlaſſenheit. Die Truppen waren bis aufs Aeußerſte entkräftet und vom eiſigen Regen erſtarrt; es fehlte an allen Nahrungsmitteln. Die Munition ging zur Neige. Von allen Seiten eingeſchloſſen, blieb uns nur noch die Unterwerfung übrig. Jetzt erſt begann die Deſertion, weil die Truppen nicht unter Ihren Fahnen dienen mochten."

Friedrich. „Sie haben mir aber doch gedient?"

Rutowski. „Ja Sire, doch nur ſo lange ſie mußten und immer ſchlecht! Vergeben Eure Majeſtät dieſes offene Geſtändniß, aber es drängt mich Ihnen zu ſagen daß die Sachſen verkannt und nicht richtig behandelt worden ſind. Man beleidigte ihr Ehrgefühl und das vergißt eine ganze Armee ſo leicht nicht. Der Sieger hätte edelmüthiger

handeln ſollen. Halten Sie das zu Gnaden Majeſtät, aber ich hab's geſagt, mein Wort nehme ich nicht zurück."

Friedrich und Napoleon wechſelten bei dieſer mit Nachdruck geſprochenen Rede einige vielſagende Blicke, aus denen ich leſen zu können glaubte: „Die Sachſen haben Ihnen, die Preußen mir eine Lehre gegeben die jedem Sieger zur Warnung dienen kann." — Rutowski war aufgeregt, Brown verſtimmt, Beide baten um Entlaſſung. Die gekrönten Feldherren begaben ſich in ein Nebenzimmer und mögen da noch ein ſehr intereſſantes Zwiegeſpräch gehabt haben. Wir Anderen trennten uns unter ſehr verſchiedenen Empfindungen.

Im Fortgehen ſprach ich gegen den Prinzen von Bevern meine Verwunderung aus, daß der Kampf um den Beſitz des Lowoſchberges volle acht Stunden gedauert habe, und bat um nähere Aufklärung der dortigen Gefechtsverhältniſſe. Der Prinz erzählte mir daß der König auf ein Gefecht mit Kroaten niemals viel Werth gelegt habe, weil dieſe Leute ſich an keine Ordnung banden und nur ihrem Inſtinkt folgten, die Waffen aber gut zu brauchen und die Lokalitäten geſchickt zu benutzen verſtanden. Die Kroaten ſind den preußiſchen Bataillonen dort offenbar überlegen geweſen, und haben durch ihr gut gezieltes Feuer gegen geſchloſſene Abtheilungen ſehr geſchadet. „Die Bitten um Verſtärkung" ſagte der Prinz „wurden vom Könige anfangs ſchnöde zurückgewieſen. Später aber ſah er ſich doch dazu genöthigt, als ihm die Gegenwart von ſehr ſtarken Abtheilungen ungariſcher Grenadiere gemeldet wurde. Wir blieben daher immer die ſchwächeren, und wäre nicht weiter oben der Berg zugänglicher geworden, wer weiß ob wir ihn überhaupt in unſere Gewalt gebracht hätten. Zu ſolchen Gefechten fehlte uns eine leichte Infanterie nach heutiger Art, denn ſelbſt die zu dieſem Zwecke ſpäter errichteten Freibataillone haben den Kroaten niemals große Vortheile abgewinnen können. Aber in ſolchen Dingen war der König taub gegen alle Vorſtellungen. Faſt möchte ich es einen glücklichen Umſtand nennen, daß meinen Truppen zuletzt die Munition mangelte. Zurückzugehen ſchämten ſie ſich, obwohl der Feind ſtärker war; ſtehen bleiben konnten ſie nicht; ſie gingen deshalb mit dem Bajonnet auf die Oeſterreicher und das entſchied."

Dieſes hartnäckige Lokalgefecht bezeichnet eine Art Wendepunkt in der Taktik damaliger Zeit, wo man ſich faſt nur in offener Ebene bekämpfte.

In den folgenden Schlachten kommen aber ſolche Lokalgefechte öfter vor, weshalb ſie auch nicht ſo ſchnell entſchieden wurden. Ich muß das als einen Fortſchritt betrachten, weil der Schwächere hierin ein Mittel findet den Widerſtand zu verlängern ohne ſich größeren Gefahren auszuſetzen. Hierbei iſt aber erforderlich daß der Vertheidiger anfangs ſo wenig Kräfte als möglich ins Gefecht bringt und ſeine Verſtärkungen allmälig einwirken läßt. Der Angreifer wird dadurch verleitet zu dieſen Poſtengefechten ebenfalls geringere Kräfte zu verwenden, was zur Folge hat daß er die errungenen Vortheile bei Ankunft der feindlichen Verſtärkungen wieder aufgeben muß, bis er ſich ſelbſt wieder verſtärkt hat. Hieraus entſpringt ein ſtets wechſelnder Erfolg und das iſt die Urſache der längeren Dauer dieſer Gefechte. Es liegt darin eine wichtige Lehre für den der ſie zu benutzen verſteht.

Unbegreiflich iſt es mir aber daß die Oeſterreicher in dieſer Schlacht nicht beträchtlich größere Verluſte gehabt haben, als die Preußen. Nachmittags 2 Uhr befand ſich die größere Hälfte der öſterreichiſchen Infanterie zwiſchen Lowoſitz und dem Lowoſchberge, wo ſie von unſerem Geſchützfeuer viel zu leiden hatte. Als Beverns letzter Angriff die Schlacht entſchied, mußten dieſe Schaaren ſich durch die engen Gaſſen und Gärten von Lowoſitz drängen, und blieben dem Geſchützfeuer theilweiſe immer noch ſehr ausgeſetzt. Hätte der König in Maſſe verfolgt, ſo konnte er die öſterreichiſche Infanterie zum Theil in die Elbe jagen. Feldmarſchall Geßler war auch der Meinung daß die Cavallerie in dieſem entſcheidenden Momente wieder hätte vorrücken ſollen, obwohl er ſich davon nur einen moraliſchen Erfolg verſprochen, weil die öſterreichiſche Cavallerie in der Ebene dem Geſchützfeuer mit ſolcher Kaltblütigkeit getrotzt, überhaupt an dieſem Tage ſich mit ſolcher Bravour geſchlagen habe daß ihr kein Vortheil abzuringen geweſen ſey. Dieſe Cavallerie ſtand übrigens theils hinter dem zwiſchen naſſen Wieſen ſich fortſchlängelnden Mohrellbache, theils hinter dem von Sulowitz nach Lowoſitz führenden tief eingeſchnittenen Fahrwege, welcher den Preußen ſchon ſo verderblich geweſen war. Der König wollte deshalb ſeine Cavallerie nicht neuen Unfällen ausſetzen, und ſo kamen die Oeſterreicher ohne erheblichen Verluſt davon. Trotzdem fiel der brave Geßler bei dem Könige in eine Art Ungnade und wurde nicht wieder verwendet. Bei Prag und Kolin hat ihn die preußiſche Cavallerie ſehr vermißt. (Er ſtarb 1762.)

Was den Tadel Napoleons über das Stehenbleiben bei Lowoſitz nach erfochtenem Siege betrifft ſo wage ich nicht zu entſcheiden, ob ein zweiter Sieg über die Oeſterreicher und vielleicht die Einnahme von Prag ein größerer Vortheil geweſen ſey, als die Gefangennehmung der ſächſiſchen Armee worauf es doch hauptſächlich abgeſehen war. Was Friedrich im Laufe dieſes Jahres in Böhmen noch erobern konnte, würde er den Winter über ſchwerlich haben behaupten können. Soviel iſt gewiß daß die ſächſiſche Armee für alle künftige Feldzüge aus der Reihe der Erſcheinungen trat. Eben ſo gewiß iſt aber auch, daß dieſelbe durch ihre fünfwöchentliche Ausdauer im Lager bei Pirna, und durch die heldenmüthige Ertragung des empfindlichſten Mangels, der ſich ſchon nach den erſten zwei Wochen fühlbar machte, Oeſterreich einen Dienſt geleiſtet hat deſſen Wichtigkeit niemals in ihrem ganzen Umfange erkannt worden iſt. — Aber Napoleon dürfte Recht haben, wenn er den König tadelt die Sachſen unangefochten in ſeinem Rücken ſtehen zu laſſen. Die große Ausdehnung des ſächſiſchen Lagers und das waldige Terrain nach Böhmen zu, würden einen Angriff eine Stunde vor Tagesanbruch ſehr erleichtert haben, erſchwerten aber die vollſtändige Einſchließung deſſelben ungemein. Winterfeldt verſicherte mich jedoch, der König habe von der Stimmung der ſächſiſchen Truppen eine ganz irrige Meinung gehabt, weshalb er ſie durch einen Angriff nicht hätte gegen ſich erbittern wollen. Mit dem Opfer der Geſchütze, die ohnehin verloren gingen, weil die gänzlich entkräfteten (zum Theil auch geſchlachteten) Pferde ſie nicht einmal auf den Königſtein zu ſchaffen vermochten, konnten die Sachſen über Krippen und Kunnersdorf recht gut nach Böhmen kommen, das Schloß Tetſchen überfallen und die Verbindung mit Brown wieder herſtellen. Dies mußte aber noch vor der Schlacht bei Lowoſitz verſucht werden; ſpäter waren die Truppen ſchon zu ſehr ermattet. Rutowski verſicherte mich, daß dies ſeine Abſicht geweſen ſey, daß aber König Auguſt und Brühl davon nichts hätten hören wollen, und auf der Feſte Königſtein den Ausgang dieſes Drama in aller Ruhe abgewartet hätten. „Drei Wochen ſpäter" ſetzte er hinzu „wo unſere Soldaten bereits wie die Schatten einher wandelten und ſich kaum noch unter den Waffen halten konnten, fiel es dem Grafen Brühl ein mir zu befehlen, daß ich mich auf dem rechten Elbufer durchſchlagen ſollte. Ich ließ ihm aber ſagen daß das jetzt ganz unmöglich geworden ſey, wolle er ſich indeß

ſelbſt an die Spitze der Truppen ſtellen, um den Durchbruch zu verſuchen (Brühl war nebenbei auch General der Infanterie), ſo wäre ich bereit ihm zu folgen. Dieſer Vorſchlag reichte hin den guten Mann auf andere Ideen zu bringen. Ich ſchloß alſo die Capitulation ab und habe damit auch meine kriegeriſche Laufbahn beſchloſſen.“ Was mir Rutowski über die dabei vorgekommenen Einzelnheiten noch mittheilte, will ich lieber mit Stillſchweigen übergehen. Aber ſehr klug hat unſer König dabei nicht gehandelt. Einen Sarkasmus zu unterdrücken war überhaupt nicht ſeine Sache, er ließ der Feder und Zunge gern freien Lauf und hat ſich dadurch viel geſchadet. Große Männer haben auch ihre Fehler. Doch laß mich hier abbrechen.

Sechzigſter Brief.

Olymp, den 28. Februar 1843.

Auf heute Nachmittag war große Verſammlung bei Friedrich II. angeſagt, zu welcher auch Napoleon ſich einfinden wollte. Ich nahm Gelegenheit zuvor Einiges mit Winterfeldt zu beſprechen, und war nicht wenig verwundert ihn mit Napoleons Kritik übereinſtimmend zu finden, was für die damalige Zeit etwas bedeuten will. Winterfeldt theilte mir nebenbei mit, daß der König ſelbſt die Abſicht gehabt habe den Sieg bei Lowoſitz nachdrücklich zu benutzen, daß aber die Hartnäckigkeit der Sachſen eine Haupturſache geweſen ſey etwas Weiteres in Böhmen nicht zu unternehmen. Von Tag zu Tag ſoll Friedrich die Nachricht von der Capitulation der Sachſen erwartet haben, worauf er den größten Theil der Truppen nach Böhmen ziehen und Brown hinter der Eger angreifen wollte. Dieſer Plan konnte aber nicht ausgeführt werden, weshalb Friedrich für ſeine Perſon nach Sachſen zurückging und den Angriff auf das Lager am Königſtein befahl, der wegen des bereits begonnenen Rückzugs der Sachſen auf das rechte Elbufer keine Schwierigkeiten hatte.

In Bezug auf die neue Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe erzählte Winterfeldt, daß es ihm große Mühe gekoſtet habe den König zum Abſchluſſe des Bündniſſes mit England zu bewegen, gegen welches

er abgeneigt geweſen ſey. Die entſchiedene Vorliebe für Frankreich hat lange das Uebergewicht gehabt, auch ſchien es Friedrich ganz unglaublich daß dieſe Macht jemals der Verbündete Oeſterreichs werden könne. Winterfeldt hat aber in Paris, Wien, Dresden und Petersburg ſehr gute Kundſchafter gehabt, wodurch es ihm möglich wurde den König zu überzeugen, daß Kaunitz und die Pompadour im vollkommenſten Einverſtändniſſe handelten. Der Aerger ſich von einer Frau hintergangen zu ſehen, die er bisher zur Zielſcheibe ſeiner Sarkasmen gemacht hatte, bewog den König das Bündniß mit England abzuſchließen, welches im Jahre 1757 eine Armee von 50,000 Mann in Hannover aufzuſtellen, und außerdem einen jährlichen Vorſchuß von einer Million Pfund Sterling zu leiſten verſprach. Dieſe doppelte Unterſtützung, im Verein mit den reichen Hilfsmitteln Sachſens, ſetzte Friedrich in Stand die eigene Kriegsmacht auf 200,000 Mann zu bringen, wovon aber mehr als ein Viertel nicht außerhalb des Landes verwendet werden konnte, da ſeine Staaten von allen Seiten mit Angriffen bedroht und überall leicht zugänglich waren. Indeß war von Rußland und Schweden vor der Hand kaum etwas zu befürchten. Frankreich unterhandelte noch über die Stärke des zu ſtellenden Heeres. Man konnte ſich alſo mit ganzer Macht auf Oeſterreich werfen und dieſes vor Ankunft ſeiner Verbündeten entkräften. Der König und Winterfeldt haben ſich ihre Anſichten in ſehr vertraulicher Weiſe mitgetheilt und es iſt Grund vorhanden zu glauben, daß Letzterer durch ſeine Nachrichten viel dazu beigetragen habe, den König zu einer energiſchen Offenſive in Böhmen zu veranlaſſen. In welchem Sinne dieſelbe geführt worden iſt, wirſt Du am beſten aus der ſtrategiſchen Ueberſicht des Feldzugs 1757 erſehen, wie ſie Friedrich der Große dem Kaiſer Napoleon mitgetheilt hat; ich will deshalb jetzt nur Einiges vorausſchicken, was zu beſſerer Würdigung der Verhältniſſe dienen kann, vom Könige aber nur flüchtig berührt worden iſt.

Die Feldmarſchälle Piccolomini, Brown und Nadasdi, welche für die tüchtigſten Befehlshaber jener Zeit gehalten werden, als Ausländer aber Neid und Eiferſucht erregten, haben mir intereſſante Aufſchlüſſe über mancherlei Verhältniſſe gegeben. Wenn ich Daun hier unerwähnt laſſe, ſo darfſt Du nicht daraus folgern daß ich ſein Feldherrntalent gering achte; er hat ſeine beſonderen Verdienſte und verſtand ſich namentlich ſehr gut darauf den König ſyſtematiſch zu ermüden, ihn auch

bisweilen zu Uebereilungen zu verleiten. Aber hiervon wird ſpäter umſtänglicher die Rede ſeyn, weshalb ich jetzt von Anderem ſprechen will. — Das Bündniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich war, wie ſchon erwähnt, ausſchließlich Kaunitzens Werk, der in der Hinneigung zu den Franzoſen mit Friedrich etwas ſympathiſirte, obgleich auf andere Weiſe, dabei aber viel mehr diplomatiſche Verſchlagenheit beſaß, die man ſeinem ernſten deutſchen Weſen und der Unbeugſamkeit ſeines Willens gar nicht zutraute. Dieſes Bündniß war aber durchaus nicht im Geſchmacke der Miniſter und Generale, weder in Oeſterreich noch in Frankreich, denn auch in letzterem Lande waren die anderen Miniſter nicht um ihren Rath gefragt worden, die Pompadour machte Alles mit ihren Kreaturen ab und Ludwig unterſchrieb. Hieraus entſprang ein Zwieſpalt unter den oberſten Gewalten, der auf die Kriegsrüſtungen und Operationen gegen Preußen die nachtheiligſten Folgen gehabt hat, und es bildete ſich namentlich in Oeſterreich eine ſehr ſtarke Oppoſition gegen Kaunitz, die um ſo gefährlicher war da ſie ihr Weſen mehr im Stillen trieb, und den Ungehorſam gegen die Befehle des Haus-, Hof- und Staatskanzlers unter verſchiedenen Masken geſchickt zu verbergen wußte.

An der Spitze dieſer Oppoſition ſtand Feldmarſchall Neipperg, damals Präſident des Hofkriegsraths, mithin eine ſehr wichtige Perſon. Brown läßt ſeinen kriegeriſchen Talenten zwar Gerechtigkeit widerfahren, tadelt aber ſeinen Charakter oder vielmehr den Mangel daran. Er bezeichnet ihn als den eigenſinnigſten Verfechter der eigenen Meinung, als den Antipoden jeder Neuerung, als einen Feind der Arbeit, einen Freund der tollſten Paradoxien, als den beißendſten Satyriker. Als ſolcher ſchonte Neipperg ſich ſelbſt nicht, und erzählte oft mit Ironie daß er die Gelangung zur Präſidentſchaft nur ſeiner Niederlage bei Molwitz verdanke. Er ſetzte hinzu daß eine zweite Niederlage ihn unfehlbar zum Generaliſſimus erhoben haben würde, that dies aber freilich nur, um dann um ſo rückſichtsloſer die ungewöhnlich ſtarke Promotion in der Generalität der Armee des Prinzen Karl nach der unglücklichen Schlacht bei Soor tadeln zu können. Neipperg ſoll damals geſagt haben „Bei uns giebt es nur deshalb ſo viel hohe Generalsperſonen, weil wir ſo viel Schlachten verlieren, wofür dieſe Herren doch durch etwas getröſtet werden müſſen.“ Daß ein ſolcher Charakter nicht zu Geſchäften taugt, am wenigſten zur Leitung der Geſchäfte des Hofkriegsraths, iſt klar und

Kaunitz machte die Kaiserin wiederholt aufmerksam auf ihn. Aber Neipperg war der Kriegslehrer ihres Gemahls gewesen (man behauptet, auch son camarade de débauche), er glänzte in Gesellschaften durch Witz und angenehme Manieren, und verstand sich bei den Majestäten und dem Prinzen von Lothringen in Gunst zu erhalten.

Die Nachtheile davon zeigten sich besonders bei Beginn des Feldzugs 1757, wo Friedrich die österreichischen Vertheidigungsanstalten in keiner viel besseren Verfassung fand als im Sommer 1756. Kaunitz hatte durch eine geregeltere Verwaltung die Einkünfte des Landes beträchtlich vermehrt und dem Hofkriegsrathe die erforderlichen Summen zur Aufstellung von 177,000 Mann angewiesen, die Anfang April marsch- und schlagfertig seyn sollten. Er hatte zwar mit dem französischen Hofe die Verabredung getroffen, daß die österreichische Armee bis zur Ankunft der französischen in Thüringen und Hannover, wo diese im Juni seyn konnte, sich defensiv verhalten solle, damit Friedrich dann um so leichter durch das Gewicht der Massen erdrückt werden könne, wollte sich aber inzwischen keinen neuen Unfällen aussetzen. Allein diese ansehnliche Truppenmacht, welche in Böhmen unter dem Prinzen Karl und Grafen Brown zwei große Lager beziehen, und durch eine Reservearmee unter Piccolomini unterstützt werden sollte, blieb unter allerlei Vorwänden im ganzen Lande vereinzelt und sammelte sich nur in kleinen Heerabtheilungen. Neippergs Widerwille gegen Brown, der bei allen Gelegenheiten auf ein entschlossenes Vorgehen angetragen und sich namentlich über Neippergs Langsamkeit und Nachlässigkeit im Feldzuge 1741 sehr tadelnd ausgesprochen hatte, fand inzwischen Gelegenheit sich Luft zu machen, indem er es bei dem Kaiser dahin zu bringen wußte, daß dessen Bruder zum alleinigen Oberbefehlshaber ernannt und Brown unter seine Befehle gestellt wurde. Letzterer hatte aber bereits die Genehmigung zu einem Einfalle in Sachsen erhalten, und zu diesem Zwecke in Commotau, Teplitz, Außig, Budyn, Welwarn, Nimburg, Jung-Bunzlau, Reichenberg und Königgrätz Magazine anlegen lassen. Die unter seinen Befehlen stehenden Truppen concentrirten sich bei Eger, Budyn, Pilsen und Prag; bei Gabel, Reichenberg, Königgrätz und weiter rückwärts sammelten sich die Truppen des Prinzen. Alles deutete auf einen baldigen Einfall in Sachsen, wo der König Vertheidigungsanstalten anordnete die eine starre Defensive vermuthen ließen. Es ist sehr wahrscheinlich daß selbst Kaunitz gegen Brown eingenommen

wurde, indem die anderen Generale, welche von minderem Eifer beſeelt waren, einen Einfall in Sachſen ſehr bedenklich erſcheinen ließen. Die Folge dieſer Intriken war wie geſagt des Prinzen Ernennung zum alleinigen Oberbefehlshaber, womit zugleich die Beharrung auf der ſtrengſten Defenſive wiederholt ausgeſprochen wurde, was der Bequemlichkeit der Generalität am meiſten zuſagte. Eine zweite Folge war der Verluſt faſt aller dieſer Magazine bei dem plötzlichen concentriſchen Vordringen des Königs gegen Prag, und die damit in enger Beziehung ſtehende allgemeine Beſtürzung der Oeſterreicher, welche zu endloſer Verwirrung führte. Das Weitere magſt Du aus des Königs eigenem Munde vernehmen.

Die heutige Verſammlung war ungewöhnlich zahlreich. Napoleon ließ etwas auf ſich warten, entſchuldigte ſich aber auf eine für den König ſehr ſchmeichelhafte Weiſe, welcher hierauf die Anweſenden bat ihre Plätze einzunehmen, und ſeinen Vortrag mit folgenden Worten begann:

Friedrich II. „Ich darf wohl als bekannt vorausſetzen, daß Oeſterreich meinen Untergang wollte; damit will ich aber nicht den Stein auf meine große Gegnerin werfen. Maria Thereſia und ich kämpften um die höchſte Gewalt in Deutſchland, nur mit dem Unterſchiede daß bei ihr das materielle, bei mir das geiſtige Intereſſe das vorherrſchende war. Dieſer Zweck konnte nur durch Frankreichs und Rußlands Beiſtand erreicht werden, weil außerdem zu befürchten ſtand daß alle proteſtantiſche Fürſten zu meiner Partei treten würden, was unabſehbares Unheil über Oeſterreich bringen konnte wo viele Wunden noch bluteten. Der hellſehende Kaunitz entwarf deshalb den kühnen Plan, Frankreich durch die Pompadour ganz für ſeine Kaiſerin zu gewinnen, und es iſt ihm das ſo vollſtändig gelungen, daß Ludwig XV. nicht nur ein Heer von mehr als 100,000 Mann gegen mich marſchiren ließ, ſondern auch ungeheure Geldſummen verſchwendete, um Oeſterreich in Stand zu ſetzen ſeine Rüſtungen gegen mich nach einem größeren Maßſtabe zu betreiben. Das war aber nicht Alles. Bei der Ungewißheit, ob es gelingen werde die Reichsfürſten gegen mich aufzubieten, wendete Frankreichs Politik ein ſehr wirkſames Mittel an dieſe Fürſten zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Die moraliſche Verdorbenheit der meiſten Höfe, der von ihnen nachgeahmte franzöſiſche Luxus, die damit in engſter Beziehung ſtehende

Bestechlichkeit der höchsten Beamten, so wie der gänzliche Mangel an Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande, haben damals Dinge möglich gemacht worüber noch unsere Urenkel erröthen müssen. Lesen Sie selbst in diesem rothen Buche nach, wieviel Millionen während des dritten schlesischen Krieges von Frankreich an Baiern, Württemberg, Pfalz, Köln, Zweibrücken und andere Kur- und Reichsfürsten gezahlt worden sind, um diese Herren und ihre Minister gegen mich in die Waffen zu bringen.[1] Mit dem was Oesterreich und Sachsen von Frankreich bezogen haben, kommt ein rundes Sümmchen von Einhundert vierzig Millionen Livres heraus!"

Napoleon. „Welche Dummheit! Ich habe mich zwar auch der deutschen Fürsten bedient um Oesterreich und Preußen zu bekämpfen, aber Geld zu geben ist mir doch nicht in den Sinn gekommen. Ich entschädigte sie durch Ländereien die sie erst erobern helfen mußten. Mancher deutsche Fürst mußte sogar Geldbeiträge in meine Kriegskasse liefern."

Friedrich. „Lassen wir das auf sich beruhen Herr Bruder, das Verzeichniß Ihrer geheimen Ausgaben in Betreff Deutschlands ist auch in meinen Händen. Es kommen darin seltsame Angaben hervor, über welche ich mir einmal von Ihnen unter vier Augen einige nähere Erklärungen erbitten werde. Bleiben wir jetzt bei der Sache. Ich habe durch diese Angabe nur einen Beitrag zur Charakteristik der damaligen Höfe liefern wollen. Sobald die Sittenlosigkeit zur Mode erhoben, und kein Mittel für zu schlecht gehalten wird sich Geld zu verschaffen um den sinnlichen und sündlichen Lüsten zu fröhnen, wird alle Menschen- und Vaterlandsliebe mit Füßen getreten. Zum Beleg will ich noch ein Pröbchen anführen. Mein abermaliger Einfall in Sachsen hatte den Kur- und Reichsfürsten allerdings etwas böses Blut gemacht, denn ich war nicht wie 1744 im Namen des Reichsoberhaupts eingerückt, sondern marschirte jetzt gegen dasselbe. Die Aufbietung der Reichshilfe gegen mich wurde daher schon unter dem 17. Januar in Regensburg beschlossen. Welche Bewandniß es aber damals mit dem deutschen Reiche hatte, können Sie aus dem Umstande entnehmen, daß die Regenten von Lippe, Waldeck, Hessen, Gotha, Braunschweig und Hannover es angemessener

[1] Das sogenannte rothe Buch enthält ein officielles Verzeichniß der geheimen Ausgaben der französischen Regierung, welches 1790 durch den Druck bekannt worden ist. Auszüge davon sind in Spittlers Magazin zu lesen. Der Verfasser.

fanden, ihre Truppen in englischen Sold zu geben und gegen das Reichsoberhaupt verwenden zu lassen, als Römermonate zu bezahlen und ihr Kontingent zum Reichsheere zu stellen.[1] Auf diese Weise kämpften also die deutschen Reichsmitglieder gegen einander und zwar für — schnödes Geld! Konnte man unter solchen Umständen noch Achtung vor einem Reichsverbande und den damit verbundenen moralischen Verpflichtungen haben, wenn die einzelnen Reichsfürsten immer nur ihr Privatinteresse vor Augen hatten? Und würde ich an meinem eigenen Volke mich nicht versündigt haben, wenn ich nicht durch Anwendung desselben Mittels die Macht meines Volkes zu vergrößern gesucht hätte? Man hat mir zwar den Vorwurf gemacht, durch den langjährigen Kampf gegen das Haus Oesterreich den Untergang des deutschen Reiches herbeigeführt zu haben. Das deutsche Reich war aber damals bereits eine galvanisirte Leiche, an welcher Niemand mehr seine Wiederbelebungskünste versuchen mochte. — Mein Vater war hart bis zur Grausamkeit, sparsam bis zur Knauserei. Aber er liebte deutsche Rechtlichkeit und bürgerliche Einfachheit. Seine wenigen Fehler entsprangen aus dem besten Herzen. Er ahmte die Tugenden der Könige nach, aber nicht ihre sündhaften Thorheiten. Das könnte Stoff zu allerhand nützlichen Betrachtungen geben die ich aber jetzt nicht anstellen will. Hören Sie nur weiter. Ludwig und der größere Theil der deutschen Fürsten wollten also mit zu meinem Untergange beitragen und glaubten ihre Sachen recht gut zu machen. Aber sie hatten dabei viel wesentliche Dinge übersehen, weil das Wesen der Dinge ihnen überhaupt fremd geblieben war. Die Pompadour hatte zwar ihren oder vielmehr Kaunitzens Zweck erreicht und mir, außer den Russen und Oesterreichern, noch etwa 200,000 Mann auf den Hals gehetzt, aber indem sie ihren Günstlingen das Heerführeramt übertrug, schwächte sie zugleich die Bedeutsamkeit dieser Unterstützung. Nächstdem hatte ich sowohl in Frankreich als in Deutschland viel stille Verehrer, welche die öffentliche Meinung zu meinen Gunsten bearbeiteten, wodurch ich später sowohl mit den Franzosen als mit den Reichstruppen leichtes Spiel bekam. Soviel nur im Allgemeinen und nun zu meinen Operationen.

„Die Winterquartiere hatte ich in Sachsen und Schlesien genommen. Dresden war mein Hauptquartier. Daß ich der Brühl'schen Wirthschaft ein Ende gemacht hatte, brachte mir in den Augen des Volkes großen

[1] Schlosser II. 329.

Gewinn. Die Steuern und Rekruten gingen regelmäßig ein. Die Liebe der Truppen konnte ich mir aber nicht erwerben, obgleich sie unter Brühls Verwaltung am rücksichtslosesten behandelt worden waren. Indeß brachte ich doch eine ganz ansehnliche Streitmacht zusammen, und da die Russen und Franzosen mir vor dem Sommer nicht gefährlich werden konnten, beschloß ich zum Frühjahr in Böhmen einzufallen. Gelang es mir die Oesterreicher aufs Haupt zu schlagen, so hatte ich den Rest des Jahres Ruhe vor ihnen, und wegen des Weiteren war ich nicht sehr in Sorgen. Vor Allem mußte ich die Oesterreicher einzuschläfern suchen, um sie desto unvorbereiteter überfallen zu können. Ich traf also Anstalten, welche sich lediglich auf die Vertheidigung des sächsischen Grenzgebirges zu beschränken schienen, und verhielt mich scheinbar unthätig. Winterfeldt verschaffte mir sichere Nachrichten über die Stärke und Vertheilung der Truppen in Böhmen, Mähren und Oesterreich, über die Anlegung der Magazine, über die Absichten des Hofkriegsraths und dergleichen. Alles entsprach meinen Wünschen. Damit aber der Feind nicht auch meine Absichten errathe, ließ ich den Feldmarschall Schwerin aus Oberschlesien zu mir kommen, und besprach nur mit ihm und Winterfeldt die Ausführung meines Planes. Dem zu Folge zog Schwerin seine Truppen (41,000 Mann) in der Grafschaft Glaz zusammen; Prinz Bevern sammelte die seinigen (18,000 Mann) bei Zittau. Feldmarschall Keith vereinigte 39,000 Mann im Lager bei Lockwitz (1 Meile südlich von Dresden); Prinz Moritz von Anhalt stellte sich mit 19,000 Mann bei Zwickau auf. Zur Besetzung Schlesiens, Sachsens und meiner übrigen Länder blieben noch über 80,000 Mann zurück, wovon ich nach Umständen einen Theil an mich ziehen konnte. Mit den genannten Corps wollte ich gegen Ende Aprils gleichzeitig in Böhmen eindringen und nach Prag marschiren, wo ich den Oesterreichern eine Hauptschlacht zu liefern gedachte. Ich war von dem Gelingen dieses Vereinigungsmarsches so fest überzeugt daß ich gar nicht daran zweifelte. Das Einzige was mich dabei beunruhigte war die Schwierigkeit des Unterhalts, wenn es mir nicht gelingen sollte die feindlichen Magazine an der Grenze in meine Gewalt zu bringen. Winterfeldt theilte diese Besorgniß nicht, und das Glück ist uns dabei in der That sehr günstig gewesen."

Brown. Gewiß Sire, das Glück ist Ihnen sehr günstig gewesen, denn an demselben Tage, an welchem die Nachricht von Ihrem Aufbruche

aus den genannten Vereinigungslagern einging, mußte ich den Oberbefehl meines Heeres an den Prinzen Karl abtreten, der bekanntlich von ganz anderen Anſichten ausging und alle Truppen bei Prag concentriren wollte [1]."

Napoleon. „Vor Allem ſagen Sie uns lieber wie Sie das Vordringen des Königs zu hindern gedachten. Der Form nach finde ich es zwar gewagt vier verſchiedenen Corps, die von einer Operationsbaſis von 50 Meilen Länge ausgehen und noch dazu durch ein großes tief eingeſchnittenes Flußthal in zwei Hälften getheilt ſind, einen Vereinigungspunkt im Rücken des Feindes anzuweiſen, der 15 bis 20 Meilen entfernt iſt. Aber nach den Schilderungen von den inneren Verhältniſſen der Oeſterreicher, hauptſächlich bei der bekannten Uneinigkeit der oberſten Heerführer, kann ich ein ſolches Verfahren nur billigen. Ich habe mir 1796 in Italien noch größere ſtrategiſche Freiheiten gegen die Oeſterreicher herausgenommen und es kommt am Ende nur darauf an, daß die Befehlshaber der einzelnen Colonnen Männer von Umſicht und Entſchloſſenheit ſind, vorausgeſetzt daß das Machtverhältniß nicht zu ungleich iſt, deshalb theilen Sie uns die Vertheidigungsanſtalten mit."

Brown. „Sire, wir kannten die Gebirgswege genau und wußten woher die Preußen kommen würden. Unſere leichten Truppen meldeten die Zuſammenziehung derſelben, aber wir waren bereit ſie zu empfangen. Feldmarſchall Serbelloni ſtand mit 30,000 Mann in der Gegend von Königgrätz und Jaromirz. Königsegg ſtand mit 16,000 Mann in dem verſchanzten Lager bei Reichenberg, zu ſeiner Linken bei Gabel General Maquire mit 8000 Mann; beide erwarteten noch eine Verſtärkung von 2000 Reitern. Ich hatte mit 39,000 Mann zwei Lager bei Budyn und Welwarn bezogen; Fürſt Ahremberg hielt mit 24,000 Mann die Gegend von Eger und Pilſen beſetzt. General Nadasdi zog die aus Ungarn kommenden Regimenter in Mähren zuſammen und ſollte damit in Oberſchleſien einfallen. Rückten die Preußen aus dem Gebirge, ſo konnten wir ihnen überall entgegen gehen und ſie zurückwerfen. Gelang uns das nicht vollſtändig, ſo bot im öſtlichen Böhmen die Oberelbe eine gute Vertheidigungslinie, die bis zur Ankunft der übrigen Truppen behauptet werden konnte. Im weſtlichen Böhmen würde mir die Eger gute Dienſte

[1] Prinz Karl traf erſt am 29. April in Browns Hauptquartier ein.
Der Herausgeber.

geleiſtet haben. Ahremberg war dem Prinzen Moritz überlegen, und wurde er vor ſeiner Vereinigung angegriffen, ſo konnte er die bei Pilſen ſtehenden Truppen an mich ziehen. Im ungünſtigſten Falle zogen wir uns auf Prag zurück und konnten zwiſchen der Moldau und Elbe mit 120,000 Mann und 270 Geſchützen die Schlacht annehmen. Aber . . "

Friedrich. „Aber mein lieber Feldmarſchall, es fehlte wieder etwas bei dieſem Operationsplane, nicht wahr? Dieſes Etwas war der Geiſt der den Plan zur Ausführung bringen ſollte. Hätte Ihnen die Kaiſerin ihr Vertrauen geſchenkt und Sie gewähren laſſen, wären Ihre Befehle von allen Generalen genau vollzogen worden, ſo iſt nicht zu verkennen daß wir bei unſerem Einmarſche auf große Schwierigkeiten geſtoßen ſeyn würden. In dieſem Falle hätte ich aber auch meinen Offenſivplan geändert. Allein ich wußte früher als Sie daß ich es mit dem Prinzen Karl zu thun haben würde, und was von dem zu befürchten war, hatte ich bei Czaslau, Hohenfriedberg, Soor und Dresden kennen gelernt."

Brown. „Euer Majeſtät halten zu Gnaden, das war nicht was ich hinzuſetzen wollte. Die Vertheilung unſerer Streitkräfte hatte im Grunde einen ganz anderen Zweck. Ich wollte ja ſelbſt in Sachſen und Schleſien einfallen. Dabei hatte ich aber auch an die Möglichkeit gedacht, daß Euer Majeſtät mir zuvorkommen könnten, und nur in Bezug auf dieſen Fall habe ich vorhin andeuten wollen, wie ich Ihrem Einmarſche begegnet ſeyn würde."

Friedrich. „Schon gut Feldmarſchall, jetzt laſſen Sie mich fortfahren. Schwerin brach den 18. April in vier Colonnen auf, die ohne erhebliche Hinderniſſe bei Wünſchelburg, Braunau, Friedland und Schatzlar das Gebirge überſchritten und ſich den 21. bei Königshof vereinigten. Am 20. ſetzten ſich die übrigen Corps in Marſch. Prinz Bevern marſchirte auf Reichenberg, griff am 21. den Feldmarſchall Königsegg an und warf ihn nach ſechsſtündigem Gefecht bis Liebenau zurück, wo Maquire zu ihm ſtieß, der ſich durch 2 Bataillone und 5 Schwadronen hatte abhalten laſſen, über Kratzau in des Prinzen Rücken zu marſchiren wie ihm befohlen war. Am 28. vereinigte ſich Schwerin mit dem Prinzen bei Jung-Bunzlau. Am 2. Mai kamen ſie bis Brandeis und hatten erſt hier wieder ein Gefecht mit Königseggs Arrieregarde zu beſtehen, deſſen Hauptmaſſe damals ſchon bei Prag angekommen war. Dieſes ſchnelle Vordringen war durch Serbelloni's gänzliche

Unthätigkeit ſehr erleichtert worden und es iſt mir kaum erklärlich, weshalb dieſer General gar nichts gethan hat Schwerins Marſch zu hindern, der geradeswegs auf Königseggs Rückzugslinie gerichtet war und dieſen nöthigte, vor dem viel ſchwächeren Prinzen von Bevern das Feld zu räumen."

Serbelloni. „Euer Majeſtät wollen geſtatten daß ich unterbreche. Mein Name kündigt den Ausländer an. Dieſelbe Partei, welche den Feldmarſchall Brown unter die Befehle des Herzogs von Lothringen geſtellt, der uns bisher ſo ſchöne praktiſche Anleitungen gegeben hatte wie man Schlachten verlieren muß, beliebte auch mich in den Genitiv zu ſtellen. Feldmarſchall Daun war bereits zu meinem Nachfolger ernannt; er bezeigte aber eben ſo wenig Luſt das Hoflager mit dem Feldlager zu vertauſchen, als ich geneigt war für ihn die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen."

Napoleon. „Ein Glück für Sie Feldmarſchall, daß Sie damals nicht unter meinem Befehl ſtanden. Wenn Sie ſich gekränkt fühlten daß man ihnen das allerhöchſte Vertrauen entzogen hatte, ſo hätten Sie gerade um ſo mehr durch die That zeigen ſollen daß Sie dieſes Vertrauens vollkommen würdig ſeyen."

Serbelloni. „Der rechtliche Mann Sire, fühlt ſich durch kleinliche Intriken jederzeit gekränkt. Oeſterreich war nicht mein Vaterland. Ich glaubte durch die That zeigen zu müſſen daß ich auch gehorchen gelernt hätte, und that mithin nur was mir befohlen wurde, aber nichts weiter."

Friedrich flüſterte dem Kaiſer zu: er möge den Starrkopf ohne Antwort laſſen, und fuhr dann zu erzählen fort. „Auf dem linken Elbufer gings noch beſſer. Prinz Moritz fand gar keinen Widerſtand, weil Ahremberg die meiſten Truppen in Pilſen hatte und auf unſer Vorrücken am wenigſten vorbereitet war. Ich marſchirte mit Keiths Truppen über Nollendorf und Lowoſitz gegen Budyn, zog unterwegs einen ſtarken Theil von Moritzens Corps an mich, bedrohte Brown in ſeiner linken Flanke, und nöthigte ihn ohne Gefecht zum Rückzuge nach Prag. Am 3. Mai kam ich auch dort an. Der Feind war entmuthigt und in Unordnung, die Deſerteure meldeten ſich in großer Anzahl bei uns. Mein Streben ging nun dahin mich mit Schwerin zu vereinigen, weshalb ich unterhalb Prag eine Brücke ſchlagen ließ (bei Seltſch) und den 5. Mai gegen

Abend mit 22,000 Mann auf dem rechten Ufer der Moldau lagerte. Feldmarſchall Keith blieb mit 26,000 Mann auf dem linken Ufer. Schwerin mit ſeinem und Beverns Corps hatte die Elbe den 4. bei Brandeis und Elb-Koſtelitz überſchritten, aber einen ſtarken Heertheil zur Beobachtung Serbelloni's bei Benatek zurückgelaſſen. Da ich die Beſtürzung meiner Gegner benutzen wollte, die ſich mit jedem Tage verſtärken konnten, war ich entſchloſſen ſie ohne Säumen anzugreifen. Ich ſandte deshalb am 5. Befehl an Schwerin, ſofort zu mir zu ſtoßen. Dieſer marſchirte noch denſelben Abend ab und vereinigte ſich den 6. Mai früh bei Gbell mit mir, brachte aber nur 42,000 Mann mit.

„Prinz Karl war ſchon am 29. April in Prag angekommen, hatte den Oberbefehl übernommen und ſtand mit 61,000 Mann in einem Lager öſtlich von Prag. Sein linker Flügel ſtützte ſich an die Stadt, hielt den Eziskaberg beſetzt und reichte bis an eine tiefe Schlucht bei Hrtlorzes. Der rechte Flügel dehnte ſich bis an das Dorf Kyge aus, hatte einen ſumpfigen waſſerreichen Bach vor der Front und einige Teiche in der rechten Flanke. Eine Mitte konnte man nicht wahrnehmen, doch ſtand eine ſtarke Reſerve von Grenadieren, Cavallerie und 60 Geſchützen am Anfange der Schlucht die beide Flügel trennte (bei Malleſchitz). Ich hatte dieſe Stelle im Laufe des 5. ſorgfältig ins Auge genommen, fand ſie in der Front ſehr ſtark, das Terrain in der rechten Flanke aber zugänglicher. Ich theilte meine Beobachtungen Schwerin und Winterfeldt mit. Wir ſchätzten damals den Feind auf 100,000 Mann. Schwerin, deſſen Truppen durch den Nachtmarſch ermüdet waren, wünſchte daß der Angriff erſt am anderen Tage geſchehen und Feldmarſchall Keith auch herangezogen werden möchte. Das Letztere konnte ich aus triftigen Gründen nicht zugeben, der Angriff ohne Verzug wurde alſo beſchloſſen und ſollte mit Umgehung der rechten Flanke geſchehen. Schwerin und Winterfeldt ſprengten deshalb mit ihren Adjutanten voraus, hielten aber abgelaſſene und mit Hafer beſäete Fiſchteiche für grüne Wieſen und meldeten mir, daß der Boden zwiſchen Kyge und Sterbohol ſehr günſtig ſey, worauf die Armee treffenweiſe links abmarſchirte. Der Feind ließ ſeinen rechten Flügel nun rechts rückwärts abmarſchiren, zog ſeine Reſerve nach Sterbohol und kam faſt gleichzeitig mit uns dort an. Aber er hatte feſten Boden, wir hingegen mußten uns durch zwei Bäche arbeiten und hatten Mühe das Geſchütz fortzubringen. Als dieſe Bewegung endlich vollzogen

war und der Angriff beginnen ſollte, erkannten wir unſeren Irrthum mit den grünen Wieſen. Indeß gelang es der Anſtrengung meiner Infanterie alle Bodenhinderniſſe zu überwinden, die Cavallerie trabte zwiſchen Sterbohol und Unter-Michelup durch, ſchlug die feindliche aus dem Felde, verfolgte dieſe aber zu hitzig bis in das Lager, welches geplündert wurde. Während dieſer Verfolgung griff auch meine Infanterie die Oeſterreicher an. Anfangs wollte es nicht vorwärts gehen, weil das feindliche Geſchützfeuer zu mörderiſch war und nur ſchwach erwiedert werden konnte; 8 Bataillone meines linken Flügels kehrten ſogar um. Winterfeldt ward ſchwer verwundet, Schwerin bald darauf getödtet. Allein auch Brown, der dort befehligte, hatte eine tödtliche Wunde empfangen. Meine Infanterie wiederholte den Angriff mit verſtärkter Macht, bemächtigte ſich der Höhe zwiſchen Kyge und Hlaupetin, ſchleppte Geſchütze hinauf, griff dann den rechten Flügel der Oeſterreicher in Front und Flanke an und warf ihn gegen Malleſchitz zurück. Auf dem Taborberge leiſtete derſelbe noch einen verzweifelten Widerſtand, mußte aber mit Verluſt faſt aller Geſchütze auch dieſen Punkt verlaſſen und floh nach Prag. Sein linker Flügel hatte bis jetzt dem Kampfe faſt theilnahmlos zugeſehen. Das Kampfgetümmel wälzte ſich bereits in ſeinem Rücken fort. Er machte Kehrt, wollte ſich meinen ſiegenden Truppen entgegenſtellen, ſie aufhalten, wurde aber in die allgemeine Unordnung verwickelt und ſuchte ebenfalls Schutz in Prag. Nachmittags 5 Uhr ſtand ich als Sieger auf dem Schlachtfelde. Die Verfolgung dauerte bis zur Dunkelheit. Prag wurde nunmehr eingeſchloſſen. — Was meinen Sie Herr Bruder, war das nicht ein hübſcher Anfang und ſo ganz in Ihrer Manier?“

Napoleon. „Ich habe dieſen Feldzug oft zum Gegenſtand meiner Betrachtung gewählt und kann Ihnen meine Bewunderung nicht verſagen. Aber es iſt mir doch manches ernſte Bedenken dabei aufgeſtoßen, weshalb ich um Erlaubniß bitte dieſelben ohne Hehl äußern zu dürfen. Ich habe ſchon geſagt daß das Eindringen in Böhmen von vier ſehr entfernt liegenden Punkten durch die Verhältniſſe gerechtfertigt erſcheint, und bei entſchloſſener Führung der einzelnen Corps ſogar größere Vortheile bringen mußte, als wenn der Einbruch vielleicht nur über Zittau und Nollendorf erfolgt wäre. Der größere Vortheil beſteht nämlich darin daß ein unentſchloſſener, langſamer und leicht zu entmuthigender Gegner durch ein

ſolches concentriſches Vordringen ungleich größere Verluſte jeder Art erleidet, indem die Befehlshaber der einzelnen Corps des Vertheidigungsheeres den Stand der Sache in der Regel zu ſpät erfahren, ſich von der Gefahr abgeſchnitten zu werden eine übertriebene Vorſtellung machen, ſich ohne beſtimmten Befehl nicht gern ungleichen Gefechten ausſetzen und deshalb den Rückzug zu früh antreten, dem die nicht bedrohten Corps dann folgen zu müſſen glauben. Nur wo ein entſchiedener Wille das Ganze durchdringt und Klarheit der Anſichten ihm zur Seite ſteht, darf man beſſere Reſultate erwarten, vorausgeſetzt daß ſtarke Bodenabſchnitte auf einzelnen Punkten der Vertheidigungslinie hartnäckigen Widerſtand möglich machen, während die Hauptmaſſe zum Angriffe gegen die noch nicht vereinigten Colonnen des Gegners übergeht. Ich werde auf dieſe örtliche Begünſtigung zurückkommen, muß aber vorläufig bemerken, daß in der öſterreichiſchen Heerführung weder entſchiedener Wille noch Klarheit der Anſichten wahrzunehmen geweſen iſt. Dieſer Umſtand war Ihnen bekannt, ſowohl von früher her als in dieſem concreten Falle, und das iſt der Grund warum ich das getrennte Vorgehen nicht billigen kann.

„Aber mein königlicher Freund, ich muß hinzufügen daß Ihr ſtärkſtes Corps (Schwerin) keineswegs mit dem erforderlichen Nachdrucke operirt hat, wodurch Mißverſtändniſſe eingetreten ſind die Ihnen ſehr gefährlich werden konnten, ſobald Serbelloni nur ein wenig thätiger war. Nachdem Schwerin einmal das Gebirge hinter ſich und ſein Corps wieder vereinigt hatte, mußte er unter allen Umſtänden auf dem rechten Elbufer nach Jaromirz und Königgrätz marſchiren um Serbelloni zurückzuwerfen. Zu der Operation im Rücken Königseggs würden 10,000 Mann, unter einem ſo unternehmenden General wie Winterfeldt, vollkommen hingereicht haben. Dieſes Verfahren war um ſo unerläßlicher, weil man die Stärke und Verfaſſung der Gegner genau kannte, gewiß ein eben ſo glücklicher als ſeltener Umſtand. Statt deſſen drehte ſich Schwerin bis zum 26. zwiſchen Königshof und Gitſchin herum, ohne zu bedenken daß der Prinz von Bevern zu ſchwach war ſeinen Sieg zu verfolgen, und Serbelloni Zeit gewann ſich zu concentriren."

Schwerin. „Euer Majeſtät wollen erlauben, ich hatte vom Könige Befehl mich ſobald als möglich mit dem Prinzen bei Jung-Bunzlau zu vereinigen und dann über Brandeis gegen Prag zu marſchiren, wo

ich den 4. Mai eintreffen ſollte. Den General Serbelloni anzugreifen war mir nicht aufgetragen worden."

Königsegg. „Wenn Serbelloni ſo thätig geweſen wäre wie es die Umſtände erforderten, würde Ihr Plan muthmaßlich vereitelt worden ſeyn. Am 23. hatte ich in der ſehr ſtarken Stellung bei Liebenau 27,000 Mann unter meinen Befehlen, war alſo dem Prinzen ſehr überlegen und würde ihn wieder in das Gebirge zurückgeworfen haben, wenn nicht General Winderfeldt auf Turnow marſchirt wäre. Dieſe Bedrohung meines Rückens hätte aber nicht Statt finden können, ſobald Serbelloni Sie lebhaft angegriffen hätte. Da er mich ohne alle Nachrichten ließ, war ich über Winterfeldts Erſcheinen nicht wenig überraſcht und ging über Weißwaſſer nach Jung-Bunzlau zurück, um das dortige große Magazin zu retten, welches aber dennoch verloren ging."

Serbelloni. „Die Ausländer müſſen bei euch Herren doch immer zum Sündenbock dienen. Haben Sie mir etwa mitgetheilt was bei Reichenberg vorgegangen war?"

Schwerin. „Die Verbindung der beiden Herren zu unterbrechen ließ ich mir ſehr angelegen ſeyn, deshalb marſchirte ich nach Gitſchin; meine Huſaren haben aber nicht eine einzige Meldung aufgefangen, wahrſcheinlich weil keine abgeſendet worden iſt."

Napoleon. „Zugegeben Feldmarſchall, daß Ihre Inſtruktionen nicht geſtatteten auf Königgrätz zu marſchiren, ſo hätten Sie doch mit mehr Schnelligkeit vorrücken ſollen. Am 21. April waren Ihre Colonnen bei Königshof vereinigt, den 4. Mai ſollten ſie vor Prag eintreffen, kamen aber den 2. erſt bei Brandeis an; die Elbe und Moldau trennten Sie noch vom Könige. Von Königshof bis Brandeis ſind nur vier gewöhnliche Tagemärſche (13 Meilen); Sie brauchten aber eilf Tage und haben gleichwohl nirgends ernſten Widerſtand gefunden. Wer bürgte Ihnen dafür daß Sie die Elbe ſo ſchnell würden überſchreiten und ſich mit dem Könige vereinigen können? Sie mußten mithin Zeit zu gewinnen ſuchen, damit Ihnen dieſe nicht an der Elbe fehlte, wo Sie nicht wiſſen konnten was Ihnen begegnen werde."

Schwerin. „Sire, der Feind in meiner linken Flanke . . ."

Napoleon. (einfallend) „mußte eben deshalb hinter die Elbe zurückgeworfen und dann durch ein ſchwaches Corps beobachtet werden. Um zu erfahren was man von einem Gegner zu befürchten haben könne, muß

man ihm an den Puls fühlen. Serbelloni's Corps war nicht vereinigt und wurde es auch nicht; darüber mußte man sich Gewißheit verschaffen, das ist aber nur durch einen Angriff möglich, dessen Erfolg bei Ihrer augenblicklichen Ueberlegenheit nicht zweifelhaft seyn konnte. Zog Serbelloni seine Truppen den 26. bei Chlumetz zusammen, was Sie nicht zu hindern vermochten, leistete Königsegg bei Brandeis hinter der Elbe hartnäckigen Widerstand, so würden Sie diesen Fluß dort nicht so leicht überschritten haben. Sie blieben dann vom Könige durch die Elbe und Moldau getrennt, und würden die Vereinigung nur über Melnik haben bewirken können."

Winterfeldt. „Euer Majestät gestatten zu bemerken, daß das Corps des Feldzeugmeisters Königsegg bei Brandeis in einem solchen Zustande der Auflösung angekommen ist, daß wir leicht damit fertig geworden wären. Ich halte das für eine Wirkung des Vordringens unseres (Schwerins) Corps in der Richtung auf Jung-Bunzlau."

Königsegg. „Meine Truppen waren durch den schnellen Rückmarsch von Liebenau allerdings in eine üble Verfassung gerathen, aber ich fand hinter der Elbe Verstärkungen, und hatte dort am 1. Mai wieder 20,000 Mann Infanterie, 5000 Reiter und 55 Geschütze, ohne die irregulären Truppen des Obersten Laudon. Alle Brücken von Nimburg bis Melnik waren zerstört, nur die bei Brandeis ließ ich stehen, und die tapfere Vertheidigung von Alt-Bunzlau durch den Obersten Mac Eligot am 2. Mai kann als Beispiel dienen daß meine Truppen noch immer kampflustig waren."

Brown. „Des Königs von Preußen Majestät haben am 2. Mai gewiß nicht ahnen können wie die Angelegenheiten einige Tage später stehen würden, und ohne das eigensinnige Verharren des Prinzen Karl (er war nicht in der Versammlung) auf der Vereinigung aller Truppen bei Prag, konnten wir aus der Trennung unserer Gegner manchen wichtigen Vortheil ziehen. Wir hatten damals 45,000 Mann bei Prag, in der Stadt gegen 10,000 Mann, bei Brandeis 25,000 Mann, Serbelloni's Corps war durch Verstärkungen aus Mähren bis auf 37,000 Mann angewachsen, wovon starke Abtheilungen bei Nimburg, Podiebrad und Chlumetz standen. Die Versprengten fanden sich auch wieder ein. Ich drang im Kriegsrathe mit allem Ernste darauf daß Königsegg an der Elbe stehen bleiben müsse, und befahl dem General Serbelloni seinen

Gegner im Schach zu halten. Als des Königs Majeſtät den 5. Mai früh mit etwa 20,000 Mann bei Seltſch über die Moldau ging, forderte ich den Prinzen auf denſelben anzugreifen, um deſſen Vereinigung mit Schwerin zu hindern, ein großer Theil der Generale ſtimmte mir bei. Aber der Prinz und ſeine Schmeichler überſtimmten mich und es fehlte wenig ſo hätten wir ſelbſt Prag geräumt, um uns weiter rückwärts zu concentriren. Bei ſolcher Verſchiedenheit der Anſichten ließ ſich nichts Gutes erwarten."

Friedrich. „Ich habe ſchon früher erklärt daß dieſe Verſchiedenheit der Anſichten mir nicht fremd war, ich baute darauf meine kühnſten Hoffnungen. Schwerin verdient zwar einige Vorwürfe über ſeine Langſamkeit, und kam eigentlich zwei Tage ſpäter als befohlen vor Prag an. Allein für die Vereinigung mit ihm war mir nicht bange. Das ſchnelle Vordringen der beiden Corps von Keith und Moritz gegen Prag hatte eine große moraliſche Wirkung hervorgebracht. Ueber 10,000 Gefangene und Ueberläufer kamen dadurch in unſere Gewalt, die Magazine nicht gerechnet. Die Meldungen Schwerins lauteten ebenfalls ſehr günſtig. Alles wich vor uns mit ſichtbarer Beſtürzung zurück. Das ſind ſehr gute Vorzeichen für die Schlacht die ich den Oeſterreichern je eher je lieber liefern mußte. Ein großes Uebergewicht an Truppen habe ich bei Prag zwar nicht gehabt, und in dieſer Hinſicht traf meine Rechnung nicht ganz zu. Indeß haben wir doch den Sieg errungen, wenn auch etwas zu theuer bezahlt."

Napoleon. „Am Schlachttage ſelbſt (6. Mai) ſtand aber die Sache am ungünſtigſten für die Preußen, und die Umgehung der feindlichen Stellung in der rechten Flanke war eine zu gewagte Bewegung, ſelbſt wenn das Terrain leicht zugänglich geweſen wäre. Wurde der Angriff abgewieſen, ſo mußte der geſchlagene (linke) Flügel und die Mitte in der Richtung auf Kolin zurückgehen. Bei Böhmiſch-Brod war aber bereits General Puebla mit 9000 Mann, bei Mochow General Beck mit 4000 Mann angekommen, beide Orte liegen nur 2½ bis 3 Meilen vom Schlachtfelde. In Nimburg und Podiebrad (3 Meilen weiter rückwärts) ſtand Daun mit der Hauptmacht des Serbelloni'ſchen Corps, welches längſt vereinigt ſeyn konnte. Gelang alſo der Angriff auf die öſterreichiſche Stellung nicht vollſtändig bis Mittag, ſo konnte die preußiſche Armee durch 12,000 Mann im Rücken angegriffen werden, was etwas

zu bedeuten hat. Ich will nicht von den übrigen Truppen Dauns ſprechen, die erſt am 7. Mai wirkſam werden konnten und gewiß durch ein ſtarkes Corps beſchäftigt worden ſind, denn von den beiden Corps, die der Prinz von Bevern und Schwerin nach Böhmen geführt haben, waren über 16,000 Mann nicht bei der Schlacht, ſind alſo jedenfalls gegen Serbelloni (Daun) verwendet worden. Was ſollte aber werden wenn Ihr Angriff nicht glücklich war? Gingen Ihre Truppen auf demſelben Wege wieder zurück um ſich bei Gbell zu concentriren, ſo würden ſie von jenen 12,000 Mann in der Flanke angegriffen worden ſeyn. Wie ich auch die Verhältniſſe anſehen mag, ſie ſcheinen mir höchſt gefährlich und ich würde es vorgezogen haben, die Höhe zwiſchen Hlaupetin und Kyge zu erſtürmen, da ſie nur ſchwach beſetzt geweſen ſeyn ſoll (durch 4 Bataillone mit 8 Geſchützen) und gar nicht beſonders ſteil iſt. Endlich will mir auch nicht einleuchten, weshalb Keith mit 26,000 Mann auf dem linken Ufer der Moldau zurückgelaſſen wurde. Zur Beobachtung der Prager Beſatzung war das zu viel."

Friedrich. „Mein lieber Freund, es iſt nicht Alles ſo gefährlich wie es dem nüchternen Beobachter dünkt. Von Puebla's und Beck's Nähe hatte ich glücklicher Weiſe keine genaue Kunde. An Infanterie war ich ſchwächer als die Oeſterreicher (um 3000 Mann), an Cavallerie aber (um 6000 Mann) überlegen. Cavalleriegefechte werden bekanntlich ſchnell entſchieden. Ich hoffte deshalb um ſo leichter mit dem Gegner fertig zu werden, da Keith Befehl hatte, den Prinzen Moritz mit 6 Bataillonen und 30 Schwadronen oberhalb Prag über die Moldau ſetzen zu laſſen und die Oeſterreicher im Rücken anzugreifen. Die verwünſchten Fiſchteiche haben mir allerdings einen Strich durch die Rechnung gemacht, mehr noch das Ausbleiben des Prinzen Moritz der nicht über die Moldau konnte. Wir haben aber die Oeſterreicher gleichwohl geſchlagen. An mögliche Unglücksfälle habe ich natürlich auch gedacht, und deshalb ließ ich Keith mit einem ſo ſtarken Corps zurück. Schlug mein Angriff fehl, ſo ging Schwerin auf Brandeis, ich auf das linke Ufer der Moldau, und wir würden uns dann über Melnik vereinigt haben. Prag hat übrigens eine Beſatzung von 13,000 Mann gehabt. — Was die Erſtürmung der Höhe zwiſchen Hlaupetin und Kyge betrifft, ſo geſtehe ich daß mir dieſer Angriff ungleich ſchwieriger erſchien als ſich ſpäter gezeigt hat. Meine Cavallerie hätte ich aber dort gar nicht brauchen können, denn

der Bach hinter jener Höhe wäre für ſie ein unüberſchreitbares Hinderniß geworden. Sie ſtieß ſelbſt bei Sterbohol auf große Schwierigkeiten und Zieten mußte mit 20 Schwadronen Huſaren den Teich bei Unter-Michelowp umgehen, um die Oeſterreicher durch einen Flankenangriff zum Weichen zu bringen. Ich zählte auf die Langſamkeit und Unentſchloſſenheit meiner Gegner, die ſich nach allen Wahrnehmungen eines Angriffs an dieſem Tage nicht zu gewärtigen ſchienen; dieſe Vorausſetzung hat mich nicht getäuſcht, und die unerſchütterliche Bravour meiner Truppen verſchaffte mir einen Sieg den ich zu den glänzendſten rechnen darf."

Als Napoleon ſah daß Friedrich ſich etwas erhitzte, brach er die Unterhaltung ab, wiederholte ſein ſchmeichelhaftes Urtheil über das entſchloſſene Vordringen gegen Prag und die Einſchließung der geſchlagenen Armee, und empfahl ſich dann mit ſeinen Getreuen, worauf der König auch uns entließ. Beim Weggehen ſprachen die Prinzen Moritz und Bevern die Vermuthung aus, daß Friedrich die ferneren Ereigniſſe in Böhmen bis zum Rückzuge nach Sachſen ſchwerlich vor einer ſo zahlreichen Verſammlung mittheilen werde, weil er ſich mancher Fehler bewußt ſey. Wir einigten uns deshalb zu einer Beſprechung dieſer Ereigniſſe unter uns, wovon Du im nächſten Briefe das Weitere erfahren ſollſt.

Einundſechzigſter Brief.

Olymp, den 15. April 1843.

Die Schlacht bei Prag iſt ſo eigenthümlich in ihrem Verlaufe, daß wir uns mit der kurzen Erzählung des Königs nicht begnügen mochten und manche Einzelnheit umſtändlicher beſprachen. Zuerſt mußten Schwerin und Winterfeldt einige ſcherzhafte Bemerkungen über ihre optiſche Täuſchung anhören. Letzterer entſchuldigte ſich ganz kurz damit daß der König die größte Eile empfohlen habe, weshalb ſie die angeblichen Wieſen nicht hätten von ihren Adjutanten unterſuchen laſſen können; ſie ſelbſt wären aber zum Könige zurückgeritten und hätten dann den Marſch der Truppen beſchleunigt. Als der Prinz von Schönaich mit den

65 Schwadronen unſeres linken Flügels bei Dubetſch angekommen war und vorrücken wollte, zeigten ſich ſchon viel Bewegungshinderniſſe. Die Oeſterreicher hatten um dieſe Zeit (10 Uhr) ihren Flankenmarſch auch beendigt und ſtanden den Preußen mit 90 Schwadronen in drei Treffen gegenüber. General Lucheſi befehligte ſie, hat ſich aber an dieſem Tage nicht mit Ruhm bedeckt. Weiter links ſtand Oberſt Guasco mit 3000 Grenadieren, welchen ſich die übrige Infanterie des rechten Flügels und die Reſerve anſchloß.[1] Vor der Front befanden ſich über 100 Geſchütze. Das zweite Treffen des öſterreichiſchen linken Flügels rückte über Malleſchitz in die entſtandene Lücke. Die Vortheile des Terrains blieben ſonach immer auf Seiten der Oeſterreicher, doch konnte ihre Mitte, die am Taborberge einen ausgehenden Winkel bildete, jetzt leichter durchbrochen werden, hier war aber nur Infanterie zu gebrauchen. Unbegreiflich iſt es jedoch daß Niemand auf den einfachen Gedanken kam, oberhalb Hoſtawitz ein halbes Dutzend Brücken für die Cavallerie und Artillerie herſtellen zu laſſen, während die Aufmerkſamkeit des Feindes in die Gegend von Sterbohol gelenkt werden konnte. Zietens thätige Vorausſicht würde dieſem Mangel gewiß bald abgeholfen haben; der König hatte ihm aber den Befehl über 30 Schwadronen ertheilt, welche zur Deckung des Rückens beſtimmt waren und erſt ſpäter herbeigeholt wurden.

Als ich dem Feldmarſchall Brown meine Verwunderung zu erkennen gab, daß der unter ſeinem Befehle geſtandene rechte Flügel keinen Verſuch gemacht habe, die Preußen während ihres Flankenmarſches anzugreifen, erhielt ich Folgendes zur Antwort. „Ein Ausländer, der obendrein gleich zu Anfang der Schlacht ſchwer verwundet wird und bald nachher ſtirbt, muß ſich gefallen laſſen daß auf ſeine Rechnung viel Unwahres geſetzt wird. Es iſt bekannt daß Prinz Karl ſich auf die ſtrengſte Defenſive beſchränken, ſelbſt die Gegend von Prag verlaſſen wollte. Gleichwohl hat man mich beſchuldigt der Haupturheber alles uns betroffenen Unglücks geweſen zu ſeyn, das aber nur aus der freiwilligen und etwas übereilten Räumung des halben Königreichs Böhmen entſprungen iſt. Als ich den Linksabmarſch der Preußen wahrnahm, errieth ich ſogleich die Abſicht des Königs und drang in den Prinzen die Reſerve auf den rechten Flügel rücken zu laſſen. Sterbohol war aber ſchon von preußiſcher Infanterie

[1] Die Reſerve beſtand aus 8000 Mann Infanterie, 3000 Reitern und 60 Geſchützen.
Der Herausgeber.

beſetzt als wir dort ankamen, und obgleich die Cavallerie und Artillerie der Reſerve eine halbe Meile Wegs im ſchärfſten Trabe zurücklegten, kamen ſie doch faſt zu ſpät auf den Platz. Ich theilte dem Prinzen meine Beſorgniſſe mit, daß die Teiche und Wieſen uns nicht gegen einen Angriff ſchützen würden; aber er glaubte nicht daran, hoffte jeden Augenblick auf Puebla's Erſcheinen und gab keinen Befehl zum Vorrücken. Den Flankenmarſch hätten wir höchſtens durch Geſchützfeuer beunruhigen können, wenn die Geſchützreſerve früher auf dem Platze geweſen wäre. Aber das Ueberſchreiten der ſchlammigen Teichwieſen und des Baches hätten wir ſchon hindern können ſobald wir vorgerückt wären. Unſere Batterien wollten jedoch nicht von den Höhen herunter und verſprachen ſich von ihrem Feuer ſo große Wirkung, daß mein ganzer Flügel in ſeiner Stellung bleiben mußte. Dieſer Nachtheil iſt jedoch minder erheblich geweſen, wenn nur unſere Cavallerie beſſer Stand gehalten hätte. Aber Lucheſi ließ ſich werfen, obſchon er ſtärker war."

Lucheſi. „Habe ich nicht zwei Angriffe zurückgewieſen? Beim dritten kam mir aber Zieten mit 20 friſchen Schwadronen in die rechte Flanke und da mußte ich das Feld räumen."

Zieten. „Hätten Sie Ihren Vortheil zu benutzen verſtanden, ſo wäre ich zu ſpät gekommen um das Gefecht wieder herzuſtellen. Unſere Cavallerie war zwiſchen Sterbohol und dem großen Teiche bei Micheloup eingezwängt, und hatte etwa 500 Schritte hinter ſich naſſe Wieſen, über welche ein 1500 Schritt langer Dammweg führte. Ich will glauben daß Sie den Prinzen von Schönaich, der unſere Cavallerie befehligte, nicht haben hindern können dieſen Damm zu überſchreiten und ſich zum Angriffe zu formiren. Daß Sie ihn aber nach dem erſten abgeſchlagenen Angriffe, der eine ganz ungewöhnlich große Verwirrung zur Folge hatte, nicht in die naſſen Wieſen jagten war ein unverzeihlicher Fehler. Man muß in ſo wichtigen Momenten nichts halb thun.[1] Da gleichzeitig auch der erſte Angriff des Generals Winterfeldt mit 8 Bataillonen abgewieſen worden war und Guasco die Preußen bis an Sterbohol verfolgte, hatten Sie um ſo mehr Veranlaſſung alle Kräfte aufzubieten, damit unſere

[1] General Warnery erzählt, daß die Verwirrung bei der öſterreichiſchen Cavallerie eben ſo groß geweſen ſeyn ſoll, was er der taktiſchen Ungeſchicktheit ihrer Küraſſiere zuſchreibt. Wenn ein öſterreichiſcher oder preußiſcher Rittmeiſter zum Sammeln habe blaſen laſſen, ſoll ſich bei ſeiner Schwadron immer ein gutes Drittel feindlicher Reiter eingefunden haben.

Der Herausgeber.

Cavallerie ſich nicht wieder ordnen könne. Wäre der ganze rechte Flügel damals vorgerückt, ſo ſtand es mit unſeren Angelegenheiten ſehr ſchlecht."

Brown. „Das meine ich auch, aber eine Kanonenkugel zerſchmetterte mir in dieſem Augenblicke den rechten Schenkel und warf mich beſinnungslos vom Pferde. Mein Gegner Schwerin wurde zwar wenig Minuten ſpäter getödtet, der Prinz von Bevern führte aber die Infanterie mit ſolcher Entſchloſſenheit vor daß keine Störung bemerkbar war. Indeß hat der Sieg der preußiſchen Cavallerie keinen großen Erfolg gehabt, denn ſie jagte der unſerigen bis in das Lager bei Nusle nach (dicht unter den Wällen des Wiſcherad) und zerſtreute ſich dort um zu plündern. Hätte Prinz Schönaich das den Huſaren überlaſſen, und ſich mit den Küraſſieren und Dragonern gegen meine Infanterie gewendet die in freier Ebene ſtand, ſo würde der König nicht ſo viele Tauſende braver Soldaten haben opfern müſſen um uns zu vertreiben."

Zieten. „Sie haben Recht Feldmarſchall, aber das war nicht meine Schuld. Ich befand mich mit meinen 20 Schwadronen an der Spitze der Verfolgung, betrieb dieſelbe in gewohnter Weiſe ſehr gründlich und konnte nicht wiſſen daß der ganze Schwarm mir nachreiten würde. Die Cavallerie von Schwerins Corps hatte aber einen Nachtmarſch gemacht und wurde vom Anblicke des Lagers verführt. Als ich dieſen Uebelſtand wahrnahm und die möglichen Folgen erwog, ſuchte ich meine Huſaren wieder zu ſammeln um ſie der feindlichen Infanterie in den Rücken zu führen. Das war aber vergebliche Mühe denn ſie hatten einige Fäſſer Branntwein gefunden; dieſer Verſuchung iſt nicht leicht zu widerſtehen, denn (ſetzte er lächelnd hinzu) es gab damals noch keine Mäßigkeitsvereine."

Bevern. „Jenes unſinnige Nachjagen mit der ganzen Cavallerie hat uns in Wahrheit ſehr geſchadet. Nachdem es dem Prinzen Heinrich durch große Anſtrengung gelungen war unweit Kyge mit der Brigade Manſtein über den Bach zu gehen und die dortigen Höhen zu erſtürmen, ſchien uns der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Die öſterreichiſche Infanterie und Artillerie empfingen uns aber mit einem ſo mörderiſchen Feuer, daß unſere Reihen bald gelichtet wurden. Man wird ſich davon einen Begriff machen können, wenn ich Ihnen ſage daß das Regiment Winterfeldt bei dem Anrücken gegen die Batterie auf dem Taborberge zwei Drittel ſeiner Mannſchaft (1000 Mann) verlor. Es war ein Unglück

daß wir unſere Artillerie nicht vorarbeiten laſſen konnten. Aber ſagen Sie mir lieber Graf, weshalb der Prinz ſeinen linken Flügel müßig auf dem Eziskaberge ſtehen ließ?"

Brown. Das war eine ſehr ſchöne Poſition und Sie wiſſen ja Durchlaucht, daß der Prinz in die abſoluteſte Defenſive verliebt war. Als ich mich rechts zog beantragte ich dieſelbe Bewegung auch für den linken Flügel, der nach meiner Anſicht die Höhe zwiſchen Kyge und Hrtlorzes beſetzen ſollte, wodurch wir mehr im Zuſammenhange geblieben ſeyn würden. General Keuhl, der dieſen Flügel befehligte, erhielt jedoch vom Prinzen die Weiſung ohne ausdrücklichen Befehl ſeine Stellung nicht zu verlaſſen. Nachdem das Gefecht eine ſo unglückliche Wendung genommen hatte, ſuchte der Prinz ſeine flüchtige Cavallerie wieder zu ſammeln, und war nicht zur Stelle als Keuhl hätte vorrücken ſollen, dieſer blieb alſo mit ſeinen 17 Bataillonen ſtehen. Nur General Odonell warf ſich mit 20 Schwadronen den Preußen entgegen, als dieſe die geſchlagenen Bataillone gegen Prag drängten, und hemmte dadurch die Verfolgung auf einige Zeit; er verlor dabei über 400 Mann und 300 Pferde, verſchaffte aber den Bedrängten etwas Luft. Ueber 12,000 Mann entkamen dadurch an die Saſſawa und entzogen ſich der Einſchließung."

Seydlitz. „Das würden wir wohl verhindert haben, wenn es uns gelungen wäre bei Branik über die Moldau zu ſetzen. Der König hatte ſeine Einleitung zu dieſer Schlacht ſo gut getroffen, daß die Vernichtung der Oeſterreicher von uns nicht bezweifelt wurde. Mir war der ſchöne Auftrag geworden die 30 Schwadronen des Feldmarſchalls Keith zu befehligen. Aber der Pontonzug hatte ſich in einem felſigten Hohlwege feſtgefahren und kam erſt nach der Schlacht an. Vergebens bemühte ich mich eine Furt für die Cavallerie aufzuſuchen. Die ſchnelle Strömung und der Triebſand ließen mich kaum bis zur Mitte des Fluſſes kommen, und wenig fehlte ſo wäre ich bei dieſen Verſuchen ertrunken. Meine 30 Schwadronen würden im Rücken der Oeſterreicher gewiß tüchtig gewirthſchaftet haben!"

Bevern. „Sagen Sie mir doch Graf Brown, was aus Puebla geworden iſt; der hätte uns ſehr gefährlich werden können, wir haben aber nichts von ihm geſehen."

Brown. „Puebla war erſt ſpät von Böhmiſch-Brod abmarſchirt Durchlaucht, ging nur eine Meile weit, erhielt von ſeinen Vortruppen

Meldung, daß ſie die preußiſche Armee vor ſich ſähen, und kehrte deshalb wieder um."

Prinz Moritz. „Dafür hätte er ſollen vor ein Kriegsgericht geſtellt und auf eine Feſtung geſchickt werden. Indeß ſcheint Daun auch keine Luſt gehabt zu haben mit uns anzubinden, er war doch nahe genug."

Brown. „Daun kam am Schlachttage früh 9 Uhr nach Podiebrad mit ungefähr 20,000 Mann; ſeine Truppen ſollen ſehr ermüdet geweſen ſeyn, wenigſtens verſichert er nur bis Sazka haben kommen zu können. Am anderen Morgen (den 7. Mai) hätten wir uns befreien können, wenn der Prinz Karl meinem Rathe gefolgt wäre. Wir hatten in Prag 50,000 Mann mit 140 Geſchützen. Die Stadt war ſehr unvollſtändig eingeſchloſſen.. Nach den ungeheuren Verluſten blieben dem Könige mit Keiths Corps nur 70,000 Mann übrig, welche durch die Moldau getrennt waren. Ich rieth dem Prinzen dieſen Moment zu benutzen um ſich durchzuſchlagen, da wir Daun im Anmarſche glaubten. Letzterer konnte unſerer Berechnung nach über 30,000 Mann friſcher Truppen in den Rücken des Königs führen; wenn das keine Wirkung hervorbringt ſo verſtehe ich nichts vom Kriege. Aber der Prinz bezeigte keine Luſt, Daun blieb bei Sazka ſtehen, Prag wurde im Laufe des Tages eng eingeſchloſſen, die Verbindung mit Keith durch die Brücke bei Branik geſichert, und nun war es zu ſpät uns durch eine kühne That zu befreien. Dem Bruder des Kaiſers machte Niemand einen Vorwurf darüber, und dem Sieger bei Kolin verzieh die Kaiſerin alle Verſäumniſſe vor Prag."

Das Geſpräch lenkte ſich nunmehr auf die folgenden Ereigniſſe. Friedrich hatte ein großes Reſultat errungen, doch war noch nicht aller Tage Abend. Zur Belagerung von Prag mußte erſt das erforderliche Geſchütz herbeigeſchafft werden, darüber verging Zeit und es kam darauf an ob der König bis dahin das Feld werde behaupten können. Die moraliſchen Folgen dieſes Sieges waren jedoch ungeheuer. In Wien hielt man Alles für verloren. Die Generale und Truppen waren entmuthigt. Kaunitz begab ſich ſelbſt zur Armee des Feldmarſchalls Daun, um dieſen zu einer entſcheidenden Bewegung aufzufordern, aber er überzeugte ſich bald daß darauf nicht zu rechnen ſey und kehrte eiligſt nach Wien zurück.

Der König war seinerseits etwas berauscht vom Waffenglücke und hielt die Angelegenheiten mit Oesterreich vorläufig für abgethan. Er bezweifelte daß Prinz Karl in Prag lange werde aushalten können, da seine geheimen Kundschafter über den dortigen Mangel an Lebensmitteln sehr günstige aber ungenaue Berichte abstatteten. Um die wenigen Vorräthe noch schneller auf die Neige zu bringen, wurden fleißig Granaten gegen die Magazingebäude geworfen welche zum Theil zündeten. Nach Ankunft des Belagerungsgeschützes ließ der König die Stadt heftig bombardiren. Die Zerstörung soll sehr bedeutend gewesen seyn, man spricht von mehr als 900 Gebäuden, welche in Schutthaufen gelegt worden sind.

Indeß war Dauns Nähe ein Umstand der dem Könige lästig fiel. Schon am 9. Mai wurde Zieten mit 43 Schwadronen gegen ihn gesendet, welcher mit Ungestüm die österreichischen Vorposten zurückwarf und mit ihnen gleichzeitig im Lager bei Böhmisch-Brod ankam, wo die Bestürzung so groß war, daß Daun seine Truppen noch dieselbe Nacht bis Planian und den andern Tag bei Kolin hinter die Elbe führte. Zieten war nach kurzer Verfolgung wieder umgekehrt und hatte bei Böhmisch-Brod Halt gemacht, wo der Prinz von Bevern (am 11.) mit 18 Bataillonen und 15 Schwadronen zu ihm stieß und den Oberbefehl übernahm. General Manstein, der mit 3 Bataillonen 7 Schwadronen nach Brandeis entsendet worden um diesen wichtigen Punkt zu sichern, wurde gleichfalls unter des Prinzen Befehle gestellt, so auch Oberst Puttkammer, der zur Beobachtung der bei Beneschau sich sammelnden Flüchtlinge der Prager Armee mit 2 Bataillonen 15 Schwadronen an die Sassawa gesendet worden war. Es scheint jedoch daß der König vor den Oesterreichern keine Besorgnisse hatte, sonst würde er die in Böhmen stehenden Truppen wohl mehr gegen Prag gezogen haben, denn es müssen noch 25,000 Mann auf verschiedene Punkte im Lande vereinzelt gewesen sein.[1] Das Gefühl der Ueberlegenheit läßt uns über manche Bedenklichkeit wegsehen, führt aber auch oft zu verderblicher Sicherheit. Zwar befahl der König dem Prinzen von Bevern die Daun'sche Armee noch weiter zurückzudrängen, was am 19. Mai auch geschah, doch scheint er dabei nur die

[1] Friedrich war mit 117,000 Mann in Böhmen eingerückt. Der Sieg bei Prag kostete ihm 18,000 Mann, der Verlust vorher kann sich höchstens auf 4000 Mann belaufen haben. Nach der Schlacht hatte der König noch 70,000 Mann vor Prag; es fehlen mithin noch 25,000 Mann am Bestande. Der Verfasser.

Absicht gehabt zu haben, die Ankunft eines von Trautenau unter schwacher Bedeckung heranziehenden Transports von 1500 Wagen mit Munition, Heergeräthe und Lebensmitteln zu erleichtern, welcher Ende Mai auch unangefochten vor Prag eintraf. Daß Daun's Unthätigkeit und Zurückweichen vor dem kaum halb so starken Prinzen Bevern einen anderen Grund als Furchtsamkeit haben könne, mag dem Könige nicht in den Sinn gekommen seyn.

In Wien war man inzwischen ernstlich darauf bedacht sich aus der unheilvollen Lage zu befreien. Kuriere gingen nach Petersburg und Paris um den Anmarsch der verbündeten Heere zu beschleunigen. Kaunitz sah zuerst seinen Irrthum ein, daß man sich bis zur Ankunft der Verbündeten nach Willkür auf die Defensive beschränken könne, wozu wenigstens ein kräftigeres Auftreten der Oesterreicher erforderlich gewesen wäre als Statt gefunden hat. Wie die Sachen jetzt standen, mußte man die wirksamste Hilfe bei sich selbst suchen. Es würden deshalb alle Kräfte aufgeboten Dauns Heer zu verstärken. Zugleich erhielt dieser Feldherr durch ein Handbillet der Kaiserin die Weisung, jeder Schlacht so lange auszuweichen bis er sich durch die erlangte Ueberlegenheit Hoffnung auf glücklichen Erfolg machen könne. Nadasdi, welcher bis jetzt in Mähren gestanden hatte, erhielt Befehl sich zu Daun zu verfügen, welcher sich sehr über den Mangel an sicheren Nachrichten vom Feinde beklagte, und die Unthätigkeit der Befehlshaber seiner Vortruppen als Grund angab. Zieten hatte die Oesterreicher mit seinen Husaren so umsponnen, und imponirte ihnen durch seine Dreistigkeit dergestalt, daß sie über das Schicksal der Prager Armee und über die Bewegungen des Königs in gänzlicher Ungewißheit blieben. Das änderte sich aber nach Nadasdis Eintreffen, welcher den Befehl über die 12,000 Mann starken Vortruppen übernahm. Der wackere Ungar erzählte mir, daß er die Armee Dauns zwar über 40,000 Mann stark, aber in sehr trüber Stimmung gefunden habe. Er läßt der Umsicht des Feldherrn alle Gerechtigkeit widerfahren, schildert aber dessen Charakter nicht mit den besten Farben, und beschuldigt ihn geradezu einer gefährlichen Eifersucht auf den Ruhm Anderer, und eines sehr bemerkbaren Strebens das eigene Verdienst selbst auf Kosten des allgemeinen Besten geltend zu machen.

„Daun, sagte Nadasdi zu mir, war für seine Person ein eben so unterrichteter als tapferer General. Aber von seinem Feldherrntalent

habe ich keine sonderliche Meinung, da fehlte es ihm an jener Thätigkeit und Entschlossenheit, durch welche man in kritischen Momenten den Ausschlag giebt, oder — was ich nicht entscheiden mag — er stellte den persönlichen Vortheil über den allgemeinen. Unsere Angelegenheiten standen ganz gut so lange Brown und Piccolomini das Heft in den Händen hatten. Aber der Erstere starb leider schon im Januar, und der Beide hatten als Ausländer viele geheime Gegner. Prinz Karl und Daun bewarben sich beide um die oberste Feldherrnstelle. Der Schwager der Kaiserin war der begünstigtere Nebenbuhler. Das verdroß den Grafen Daun, und ich kann ihn nicht von dem Verdachte freisprechen, daß er es darauf angelegt habe den Prinzen in eine sehr schlimme Lage zu bringen, um dann als dessen Retter zu erscheinen. Serbelloni ist löwenbrav, aber ein trotziger Schlaukopf;[1] er durchschaute schon nach den ersten Befehlen Dauns Absichten, und da er dem Prinzen ebenfalls nicht gewogen war, that er nichts was Schwerin hätte Besorgniß machen können. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß Daun und Serbelloni das Unglück bei Prag verschuldet haben; sie wollten den Prinzen ein wenig zappeln lassen, bedachten aber nicht daß ein so großes Unheil daraus entstehen könne. Daun hat nicht gehandelt wie er konnte und sollte. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, darf ein Feldherr durch ein wenig Gicht sich nicht abhalten lassen beim Heere zu erscheinen. Er traf aber erst am 4. Mai im Hauptquartiere (Neu-Bidczow) ein. Bis Prag sind noch 10 Meilen. Diese Strecke in zwei Tagen zurückzulegen würde man für unmöglich gehalten haben. Da man aber bereits wissen mußte, daß die Elbübergänge nur schwach vertheidigt werden sollten, des Prinzen Karl Befehle zur Annäherung an Prag auch sehr dringend lauteten, mußte Daun Alles aufbieten mit den bereits in Nimburg und Podiebrad stehenden Truppen (12,000 Mann) auf dem Kampfplatze zu erscheinen. War Puebla nicht der Mann zu einer solchen Operation, so mußte Daun selbst zu ihm eilen und ihn vorwärts treiben. Der Kanonendonner am 6. und selbst noch am 7. war hierzu eine starke Aufforderung. Daß aber Daun am

[1] Serbelloni's Gleichmuth in Gefahren erweist sich am besten durch folgenden Charakterzug. Einst fertigte er einen Adjutanten ab und bezeichnete diesem mit dem Finger einen Punkt, welcher angegriffen werden sollte. Während Serbelloni sprach, schlug eine Flintenkugel ihm das vordere Glied des Zeigefingers ab. Ohne seine Rede zu unterbrechen streckte er den nächsten Finger nach jenem Punkte hin und that gar nicht als ob etwas vorgefallen sey.
Der Herausgeber.

7. mit 30,000 Mann bei Prag ankommen konnte, läßt ſich nicht beſtreiten. Ich glaube daß ſein Erſcheinen die Preußen in große Verlegenheit geſetzt haben würde, denn am Tage nach einer ſo mörderiſchen Schlacht iſt der Sieger in keiner guten Verfaſſung. Als Friedrich 1744 mit 80,000 Mann ungeſchwächt vor Prag ſtand, überfielen am Tage der Uebergabe 200 ungariſche Huſaren das preußiſche Lager und richteten dort große Verwirrung an. An der Spitze von 30,000 Mann kann man noch Beſſeres thun, zumal wenn der Gegner vom Kampfe erſchöpft iſt." — Der kühne Huſar ſtrich ſich bei dieſen Worten den ſtarken Schnauzbart und murmelte einige derbe Flüche, die ſeinen ganzen Unwillen zu erkennen gaben. Er erzählte mir nachher, daß Daun auch ſpäter aus Eiferſucht viel geſchadet habe, doch will ich dem Gange der Ereigniſſe nicht vorgreifen und einen Blick nach Prag werfen.

Feldmarſchall Brown lag an ſeiner Wunde hoffnungslos darnieder, nahm aber Theil an den meiſten Berathungen und trieb den Prinzen unaufhörlich zu Ausfällen an. Entwürfe dazu wurden genug gemacht, ſollten ſie aber zur Ausführung kommen dann trat die Bedenklichkeit der Generalität als Hinderniß entgegen. Endlich machte man in der Nacht zum 24. Mai mit 5000 Mann einen Verſuch, die Preußen aus dem Mansfeldiſchen Garten zu vertreiben, deſſen Beſitz zu einem kräftigen Ausfalle unerläßlich war. Die Anſtalten dazu waren aber von der Art, daß Jedermann das Mißlingen vorherſehen konnte. Zur Oeffnung der Eingänge fehlte es an Aexten und Brechſtangen, zur Ueberſteigung der hohen Mauern hatte man keine Leitern mitgebracht. Oberſt Laudon ließ ſeine Kroaten die ſogenannte Diebsleiter herſtellen (Menſchenpyramiden), und dieſe ausgezeichnete Truppe kam glücklich in den Garten. Aber die außerhalb ſtehenden Grenadiere warfen ihre Granaten ſo ungeſchickt, daß ſie mehr Kroaten als Preußen tödteten. Da Erſtere überdies ohne Unterſtützung blieben, mußten ſie auf demſelben beſchwerlichen Wege wieder zurück und verloren über 600 Mann. In der Nacht zum 1. Juni ſollte ein Ausfall mit 28,000 Mann in drei Colonnen unternommen werden, nachdem Tags zuvor die beiden preußiſchen Schiffbrücken ober- und unterhalb der Stadt von der plötzlich angeſchwollenen Moldau zerriſſen worden und über 50 Pontons in die Gewalt der Oeſterreicher gekommen waren. Bevor die Verbindung wieder hergeſtellt werden konnte, mußten wenigſtens einige Tage verſtreichen, und dieſer Umſtand war für

die eingeſchloſſene Armee gewiß höchſt günſtig. Aber als die drei Colonnen zur beſtimmten Stunde losbrechen ſollten, fehlte die ſtärkſte (unter dem Herzog von Ahremberg), deren Ankunft ſich bis zum Anbruche des Tages verſpätigte; Grund genug das ganze Vorhaben wieder aufzugeben. Sobald die wichtigſten Angelegenheiten mit ſolcher Gewiſſenloſigkeit betrieben werden und die Schuldigen ſtets unbeſtraft bleiben, iſt nichts Gutes zu erwarten. Man hat den König der Grauſamkeit beſchuldigt, daß er ſeinem älteſten Bruder über die ſchlechte Leitung einer Heerabtheilung bei dem Rückmarſche nach Zittau ſo harte Briefe ſchrieb, daß dieſer die Armee verließ und ein Jahr ſpäter aus Kummer ſtarb. Aber wenn es ſich um die Rettung eines Heeres handelt, führt nur rückſichtsloſe Strenge zum erwünſchten Ziele, und wer den eigenen Bruder nicht ſchont, weil das Leben von Tauſenden, vielleicht die Wohlfahrt des Vaterlandes auf dem Spiele ſteht, der verdient ſchon deshalb mit der Siegerkrone geſchmückt zu werden. Die rückſichtsloſe Strenge Friedrichs hat damals Preußen gerettet, ſo wie die rückſichtsvolle Schlaffheit ſeiner Gegner ſie zu wiederholten Malen an den Rand des Verderbens gebracht hat. Wer denkt hierbei nicht an Schillers treffliche Worte:

„Es iſt der Krieg ein roh' gewaltſam Handwerk;
man kommt nicht aus mit ſanften Mitteln."

Daun's ſechswöchentliches Zaudern dem Prinzen Karl zu Hilfe zu eilen iſt vielfach getadelt worden. Aber nachdem er am 7. Mai den günſtigſten Moment verſäumt hatte blieb ihm nichts Beſſeres zu thun übrig. Sein Heer wuchs zwar ſchnell auf 40,000 Mann, das waren aber nur einzelne Fragmente aus allen Gegenden herbeigeeilt, combinirte Bataillone, Rekruten, Grenztruppen u. ſ. w. An Geſchützen war Mangel. An guten Generalen und Offizieren ebenfalls. Um den König zur Aufhebung der Belagerung von Prag zu zwingen reichte die Ueberzahl nicht hin. Man mußte das neugebildete Heer allmälig an den Anblick des Feindes gewöhnen, durch kleine Unternehmungen ihm einiges Vertrauen zu ſich und zu ſeinen Befehlshabern beibringen. Das iſt aber nicht die Sache von acht Tagen, hierzu gehören Wochen. Auch die Kaiſerin begriff das und ließ ihrem Schwager ſagen, er möge ſich auf längere Ausdauer in Prag gefaßt halten, doch fleißig Ausfälle machen. „Zeit gewonnen, viel gewonnen!" das iſt ein Spruch für Jeden der ſich

in der Klemme befindet. Feldmarschall Keith sagte mir, daß der König über die geringen Fortschritte der Belagerung von Prag sehr in Sorgen gewesen sey, weil die Franzosen im Anmarsche waren und Westphalen nur schwach vertheidigt werden konnte. Dauns Zurückweichen bis Deutsch-Brod (15 Meilen von Prag) soll den König jedoch wieder beruhigt haben, weshalb er den wiederholten Meldungen Zietens „der Feind verstärke sich beträchtlich und werde wahrscheinlich bald losbrechen" wenig Glauben schenkte. Zieten und Bevern sahen damals schärfer als Friedrich, der es ohnehin nicht gern hörte wenn seine Generale anderer Meinung waren. Aber dieses Zurückweichen Dauns war viel besser als ein Vorgehen. Den Prinzen Bevern, welcher ihm nur etwa 18,000 Mann entgegen stellen konnte, hätte er leicht verdrängen können. Dadurch wäre aber der König in die Lage versetzt worden die Verhältnisse und Absichten seiner Gegner besser zu durchschauen.

Mitte Juni hatte Friedrich 50,000 Mann vor Prag und 34,000 Mann bei Kaurzim. Daun war mit 60,000 Mann bis Zasmuk (1 Meile davon) vorgerückt; in Prag befanden sich 46,000 Mann. Berücksichtigt man die Verschiedenheit beider Feldherrn und ihrer Truppen, so könnte man den Preußen eine unbedingte Ueberlegenheit zuerkennen. Um aber diese Ueberlegenheit geltend zu machen mußte das Schlachtfeld, auf welchem das Schicksal der Prager Armee und vielleicht der Kaiserin entschieden werden sollte, so nahe seyn daß der König das Belagerungsheer ohne Gefahr schwächen konnte. Prag hat zwar eine große Ausdehnung. Die Moldau erschwert die Einschließung. Aber die nächsten Umgebungen sind von einer Beschaffenheit, daß man bei der damaligen schwerfälligen Infanterietaktik mit 30,000 Mann die Einschließung auf einige Tage recht gut bestreiten konnte, weil die Belagerten einen theilweisen Abmarsch ihrer Gegner auf dem rechten Ufer der Moldau nicht so bald entdeckt haben würden. Aus diesem Grunde wäre es fehlerhaft gewesen, wenn Daun früher sich näher bei Prag aufgehalten hätte. Jetzt aber, nachdem er von seiner Monarchin neue Instructionen erhalten hatte, die ihm ein entschlossenes Auftreten zur Pflicht machten und hinsichtlich des Ausganges jede Verantwortlichkeit zum Voraus von seinen Schultern nahmen, mußte er natürlich vorrücken und damit begannen zugleich neue Wechselfälle des Kriegsglücks. Die Ungläubigkeit und der Eigensinn des Königs haben ihm damals einen schlimmen Streich gespielt. Es lag ihm sehr viel

daran auf den Wällen von Prag der Kaiſerin den Frieden zu dictiren, welcher ſehr wahrſcheinlich den Abfall der Franzoſen vom unnatürlichen Bunde und die Auflöſung der aus widerſtrebenen Elementen gebildeten Reichsarmee zur Folge gehabt haben würde. Indeß hat Friedrich in jenen entſcheidenden Tagen ſeine Gegner gar zu gering geſchätzt, den Warnungen ſeiner zuverläſſigſten Freunde kein Gehör geſchenkt. Als Prinz Bevern den Anmarſch Daun's meldete, erhielt er ſchnöde zur Antwort „das könne nur Nadasdi mit den Vortruppen ſeyn die man wieder zurückwerfen müſſe.“ Die Verſicherungen Zieten's fanden keinen beſſeren Eingang. Gleichwohl verſtärkte Friedrich den Prinzen bis auf 34,000 Mann und begab ſich ſelbſt zu ihm nach Kaurzim. Die Zweifel, ob man nur Nadasdi oder Daun ſelbſt vor ſich habe, begannen auf's Neue. Mehrere Generale behaupteten das erſtere und beſtärkten dadurch den König in ſeiner vorgefaßten Meinung. Vielleicht miſchte ſich auch ein zu hohes Selbſtgefühl in ſeine Vorſtellungen. Bevern's Rückzug von Kolin erfuhr manchen Tadel. Der Prinz und Zieten wurden dadurch ſehr verſtimmt. Beide durften ſich ſagen mit 18,000 Mann über fünf Wochen lang einen mehr als doppelt ſo ſtarken Gegner am Entſatze von Prag gehindert zu haben. Das war in ihren Augen kein geringes Verdienſt, und ein herber Tadel ihres Verfahrens mußte ſie kränken. Hatte doch Zieten das Beobachtungsgeſchäft ſo geſchickt und gründlich betrieben, daß er dem Könige von Woche zu Woche die Namen der bei Daun angekommenen Regimenter melden konnte. Daß die bisherige Unthätigkeit der Oeſterreicher nur die Folge eines kaiſerlichen Befehls geweſen, war den preußiſchen Generalen natürlich nicht bekannt. Der Eigenſinn des Königs ging ſo weit daß er die Meldungen anderer Offiziere, die mit Aufſuchung von Colonnenwegen beauftragt waren und dabei von dem hohen Kirchthurme in Ober-Krut das feindliche Lager überſahen, ebenfalls als unrichtig verwarf. Als Prinz Moritz den 16. Juni eintraf, verſicherte ihn der König „Daun ſtehe noch unverrückt bei Golz-Jenkau (7 Meilen von Kaurzim) und er werde ihn dort angreifen,“ ſetzte aber bei deſſen zweifelhafter Miene ſeltſamer Weiſe hinzu „Wenn ich Ihr Freund bleiben ſoll, ſo erſuche ich Sie ſich nicht einfallen zu laſſen mich von dieſem Vorhaben abbringen zu wollen.“

Ich beklage jeden Feldherrn der keinen Widerſpruch ertragen kann. Die Prinzen Moritz, Bevern und General Zieten, ſeine treueſten und

tüchtigſten Waffengefährten, deren Eifer und Umſicht ſo manche ſchwierige Probe beſtanden hatte, ſahen den König in einer Verblendung befangen, deren Folgen bei ſeiner großen Reizbarkeit höchſt gefährlich werden konnten. Daun's Abſicht die Prager Armee zu befreien unterlag keinem Zweifel. Ohne Schlacht war das nicht denkbar. Dieſe Schlacht mußte blutig werden, denn der Preis des Sieges war ein ſehr hoher. Ging der König bis Auwall zurück, ſo konnte er innerhalb eines Tages 20,000 Mann von Prag an ſich ziehen, wodurch er ſich den Erfolg ſicherte. Daun hätte an dieſer Stellung nicht vorbeigehen können ohne ſich einem Flanken- oder Rückenangriffe auszuſetzen. Wurde er geſchlagen ſo reichte die Hälfte der preußiſchen Armee zur Verfolgung hin, die andere Hälfte hätte ſich dann wieder gegen Prag wenden können, wo nach Dauns Niederlage gewiß Niemand mehr an eine hartnäckige Vertheidigung gedacht haben würde. In dem kaum denkbaren Falle daß Daun Sieger geblieben wäre, würde der König immer noch Mittel gefunden haben den Entſatz von Prag zu hindern. Aber die räumlichen Verhältniſſe ſcheint der König damals gar nicht genug gewürdigt zu haben, und indem er am 17. den Marſch nach Planian antrat, welcher am andern Tage auf Kolin fortgeſetzt werden ſollte, beraubte er ſich des wirkſamſten Mittels zum Siege, nämlich der Möglichkeit einer ſchnellen Verſtärkung ſeines nur 18,000 Mann Infanterie und 16,000 Reiter ſtarken Heeres, welchem Daun 35,000 Mann Infanterie und 19,000 Reiter entgegen zu ſetzen hatte, auch an Geſchützen bedeutend überlegen war.

Die Schlacht bei Kolin (am 18. Juni) iſt ſo vielfach beſchrieben worden, daß ich die Hauptſachen als bekannt vorausſetzen darf und Dir nur den Inhalt unſerer Beſprechung mittheilen will. Der Feldmarſchall Daun hatte ſich entſchuldigen laſſen, doch war ſein Bruder der General Daun in der Verſammlung; es kamen darin ſeltſame Dinge zur Sprache, welche über dieſe Schlacht einen eigenthümlichen Schleier werfen. Prinz Moritz von Anhalt ergriff zuerſt das Wort. „Auf dem Marſche nach Planian" ſagte er „überzeugte ſich der König endlich von ſeinem Irrthume, und ſahe Daun's Armee mit eigenen Augen auf den Höhen bei Gintitz gelagert. Der Angriff wurde nun beſchloſſen und ſollte gegen Daun's rechten Flügel gerichtet werden. Dieſer zog ſich aber am nächſten Morgen weiter rechts, ſo daß ſein rechter Flügel bis nahe an ein Eichenwäldchen hinter dem Dorfe Krzechorz, der linke bis an Poborz reichte.

Die Straße von Planian nach Kolin (die Kaiserstraße) läuft am Fuße sanfter Höhen etwa 2500 Schritt vor der Front hin, vor welcher sich auf halbe Entfernung mehrere Dörfer befinden. Zur Linken dieser Straße breitet sich eine große freie Ebene bis zur Elbe aus; zur Rechten steigt das Terrain ¼ Meile. Dort stand Daun auf den Kamaiker Höhen, er hatte also die vollständigste Uebersicht aller Bewegungen der Preußen. Ein starkes Reitercorps (Nadasdi mit 50 Schwadronen) stand zwischen Siegfeld und Chotzemitz quer über die Kaiserstraße, Front gegen Planian. — Der König konnte diese Stellungsveränderung erst im Laufe des andern Morgens wahrnehmen. Sie überraschte ihn sichtbar, doch blieb er zum Angriffe entschlossen, da er die feindliche Armee für minder stark hielt. Zieten wurde befehligt mit 65 Schwadronen vorauszugehen und Nadasdi zu vertreiben. Hülsen folgte ihm mit 7 Bataillonen und 20 Geschützen. Letzterer hatte den Auftrag Krzechorz zu nehmen, wobei Zieten ihn unterstützen sollte. Die Armee marschirte links ab und folgte in der Entfernung von 1000 Schritten in drei Colonnen, mit einigen Schwadronen in der rechten Flanke. Nach der ursprünglichen Idee des Königs sollte Zieten, durch 30 Schwadronen und 3 Bataillone verstärkt, Nadasdi und den feindlichen linken Flügel im Zaume halten, bis des Königs linker Flügel hinter ihm aufmarschirt seyn werde, worauf der Angriff mit Versagung des eigenen rechten Flügels, den Prinz Bevern befehligte, erfolgen sollte. Dieser Angriff war meiner Leitung übertragen, und ich staunte im Stillen über die eben so kühne als glückliche Idee des Königs, durch Concentrirung seiner Macht gegen einen Flügel der feindlichen Stellung das große Mißverhältniß an Infanterie ausgleichen zu sehen. Im Vorgefühle des Sieges traten wir den Marsch an, welcher vom Feinde anfangs wenig beunruhigt wurde."

General Daun. „Das Vorrücken der preußischen Armee auf der Kaiserstraße hat uns durch seine Kühnheit in Verwunderung gesetzt. Ich hielt damals neben meinem Bruder auf den Kamaiker Höhen. Wir hofften daß Nadasdi seine Stellung hinter dem Ravin zwischen Chotzemitz und Siegfeld behaupten werde, und erwarteten den Angriff viel früher. Als aber Nadasdi weichen mußte, Zieten gegen Kutlirz, Hülsen gegen Krzeczhorz vordrang, erkannte mein Bruder die Absicht des Königs und ließ den General Wied mit seinen 12 Bataillonen und 24 Schwadronen hinter den Höhen weg bis an das Eichenwäldchen marschiren,

welches am ſüdlichen Abhange liegt. Die vorliegenden Dörfer wurden ſtärker beſetzt. Was hat aber den König bewogen ſeine Infanterie ſo lange auf der Straße halten zu laſſen? Früh 9 Uhr kamen die Spitzen der Colonnen bei dem Wirthshauſe zur goldnen Sonne an, und um 1 Uhr ſtanden ſie noch im Flankenabmarſche vor der Front unſerer Armee. Ich geſtehe daß uns Allen dieſe Unthätigkeit ein Räthſel blieb aber ſehr erwünſcht war. Wir konnten uns recht gemächlich von der kleinen Anzahl preußiſcher Bataillone überzeugen, und haben dieſen Stillſtand zu unſerem Vortheil gedeutet."

Prinz Moritz. „Die Schlacht bei Kolin iſt vom Anfange bis zum Ende unter ſehr ungünſtigen Verhältniſſen geliefert worden, die alle Tapferkeit der Truppen nicht auszugleichen vermochte. Der König war von ſeinen vorgefaßten Meinungen nicht abzubringen, und irrte ſich in den meiſten Vorausſetzungen. Das erbitterte ihn ſo ſehr daß keine Gegenvorſtellung Gehör fand. Der erſte Halt war nothwendig um der Infanterie Zeit zu verſchaffen die Lücken zu ſchließen, welche bei dem Marſche durch Planian entſtanden waren. Das war indeß keine verlorene Zeit, denn der König regnoscirte inzwiſchen mit dem Fernglaſe die feindliche Stellung, wobei er allmählig die Entdeckung machte daß die öſterreichiſche Infanterie viel ſtärker ſey als er vermuthet hatte, obwohl er ihre Stellung nur zum Theil überſehen konnte. Nachdem das geſchehen war nahm ich mir die Freiheit den König an die gegebene Dispoſition zu erinnern, nach welcher die Infanterie ihren Marſch ohne Unterbrechung fortſetzen ſollte, erhielt aber eine ſehr ungnädige Antwort. Da inzwiſchen aus den Dörfern Brzezan, Chotzemitz und Brziſtwy mehrere Kroatenabtheilungen im hohen Getreide bis nahe an die Kaiſerſtraße ſich vorgeſchlichen hatten und meine Bataillone durch ihr Feuer beläſtigten, befürchtete ich größeres Unheil und drang noch einmal in den König den Weitermarſch zu befehlen, denn es war bereits Mittag, die Truppen litten viel von der Hitze, und wurden unwillig das Feuer der Kroaten nicht erwidern zu dürfen. Wir geriethen dabei in einen ſehr heftigen Wortwechſel, welcher damit endigte daß der König den Degen zog und mir in ſtrengen Worten befahl die Bataillone auf der Stelle Front machen zu laſſen. Es war bereits zwei Uhr Nachmittags. Hülſen hatte Krzeczhorz und das Eichenwäldchen erſtürmt, konnte letzteres aber nicht behaupten und litt viel vom feindlichen Feuer. Zieten hatte die Cavallerie

Nadasdi's bis hinter ein Ravin zwiſchen dem Eichenwäldchen und dem Dorfe Radowesnitz zurückgedrängt. Der Moment zur buchſtäblichen Vollziehung der Dispoſition war günſtig. Der eben erhaltene Befehl ſchien mir alſo weder durch die Umſtände motivirt, noch überhaupt dem Zwecke entſprechend. Es war vielmehr zu erwarten, daß ein Angriff auf die feindliche Stellung von meinem jetzigen Standpunkte aus gar keinen Erfolg haben werde. Ich ſtand nämlich in dieſem Augenblicke mit 9 Bataillonen hinter Brziſtwy, Hülſen mit 10 Bataillonen eine Viertelſtunde weiter links (bei Krzeczhorz), das war die größere Hälfte unſerer Infanterie die nur 32 Bataillone zählte. Im bangen Vorgefühl eines unglücklichen Ausganges erklärte ich dem König mit Feſtigkeit, daß ich meine Pflicht kenne und ſie nicht zu verletzen glaube, wenn ich um Abänderung jenes Befehls bäte, wobei ich wiederholt und dringender die Bitte erneuerte, der Dispoſition treu bleiben zu dürfen. Da gerieth der König in den heftigſten Zorn, ritt mit erhobenem Degen auf mich zu und fragte ob ich gehorchen wolle? — Jetzt blieb mir keine Wahl, ich mußte gehorchen."

Zieten. „Eure Durchlaucht haben damals größeren Muth bewieſen als bei irgend einer Gelegenheit; denn es gehört weit mehr Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit dazu einem ſolchen Feldherrn, als dem erbittertſten Feinde zu trotzen. Ich ließ dem Könige mehrmals melden daß ich auf ein Terrain gerathen ſey, wo ich mir keine Hoffnung machen dürfe einen ſo geübten und tapferen General wie den Grafen Nadasdi noch weiter zurück zu drängen. Das Eichenwäldchen und das Ravin war für mich eine ſehr unangenehme Entdeckung, und die dahinter ſtehenden Truppen (18 Bataillone 73 Schwadronen) hemmten alle unſere Fortſchritte. Mehrmals verſuchte ich Nadasdi anzugreifen, doch war ihm nicht beizukommen, denn das Feuer aus 8 Geſchützen, die am Waldſaume ſtanden, faßte mich beim Ueberſchreiten des Ravins in Flanke und Rücken, und beſchränkte mir den Spielraum noch mehr. Ein ſolches Flankenfeuer läßt man ſich wohl einmal gefallen, hier war ich ihm jedoch zu oft ausgeſetzt. Hülſen hätte aber doppelt ſo ſtark ſeyn müſſen um etwas auszurichten. Gleichwohl erhielten wir Beide immer neue Befehle zum Angriffe, denn ſobald Seine Majeſtät ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt hatte, war an eine Aenderung nicht zu denken. Hätte der Feind nicht jede unſerer Bewegungen genau überſehen können, ſo wäre

vielleicht eine Ueberraſchung möglich geweſen; aber alle Nachtheile des Terrains waren auf unſerer Seite."

Seydlitz. „Und doch fehlte nur wenig, ſo ſchlugen wir die Oeſterreicher auch damals aus dem Felde. Als Nachmittags 3 Uhr der allgemeine Angriff begann, des Prinzen Moritz Durchlaucht mit ſeiner und Hülſens Infanterie zwiſchen Krzeczhorz und Brziſtwy durchdrang, dem verheerendſten Geſchützfeuer mit Todesverachtung trotzte, und um 4 Uhr den rechten Flügel der Hauptſtellung auf der Höhe angriff, da hätte es nur des Nachrückens von 10 friſchen Bataillonen bedurft, um dieſen Flügel zu ſchlagen und zugleich den wichtigſten Punkt der feindlichen Stellung in unſere Gewalt zu bringen. Der König befahl mir damals mit 10 Schwadronen (Normann Dragoner) den Angriff des Prinzen zu unterſtützen. Aus Beſorgniß zu ſpät zu kommen und die Entfernung etwas zu kurz ſchätzend, ritt ich vom Platze aus ſehr ſcharf an. Nahe am Eichenwäldchen traf ich auf die feindliche Infanterie. Ich ſprengte von Wieds Vordertreffen 2 Bataillone auseinander, warf 2 Dragonerregimenter, durchbrach 2 Bataillone des zweiten Treffens und eroberte deren Fahnen. Auf jener Höhe weſtlich vom Eichenwäldchen angelangt ſah ich die Oeſterreicher in wilder Unordnung fliehen, noch ein entſchloſſener Angriff mit 20 friſchen Schwadronen und die Sache wäre abgemacht geweſen, weil dann auch General Zieten hätte mitwirken können. Aber unſere Pferde waren durch den raſchen Anlauf und die gewaltige Anſtrengung einer dreimaligen Attake gänzlich außer Athem, General Pennavaire war mir mit ſeinen 20 Schwadronen Küraſſieren nicht ſchnell genug gefolgt, und in dieſem Alles entſcheidenden Momente wurden wir von ſächſiſcher Cavallerie mit großem Ungeſtüm ſelbſt angegriffen. So nahe am Ziele noch zu ſcheitern war ein harter Stoß!"

Benkendorf.[1] „Gönnen Sie mir immer dieſen kleinen Triumph Herr Bruder, es iſt mein größter geweſen, Sie aber haben viel ruhmvollere Thaten ausgeführt, was mir ſpäter bei unſeren unglücklichen Verhältniſſen immer nur in ſehr kleinem Maßſtabe vergönnt blieb."

[1] Benkendorf war damals kurſächſiſcher Oberſtlieutenant und Commandeur des Dragonerregiments Prinz Karl, welches nebſt den beiden Dragonerregimentern Prinz Albrecht und General Rutowski zum Nadasdi'ſchen Corps gehörte und hinter dem Eichenwäldchen ſtand. Er hat in ſeinem ganzen Thun und Weſen viel Aehnlichkeit mit Seydlitz, nur als General weniger Gelegenheit zu großen Thaten gehabt.

Der Herausgeber.

Prinz Moritz. „Sie haben gerechte Anſprüche auf kriegeriſchen Ruhm General Benkendorf, denn ohne Ihren entſchloſſenen Gegenangriff würde ich den General Wied von der Höhe hinab geſtürzt haben, dann ging für die Oeſterreicher auch das Eichenwäldchen verloren, und Zieten konnte mit ſeinen tapferen Regimentern einen thätigeren Antheil am Kampfe nehmen. Wir hatten in jenem verhängnißvollen Moment auf allen Punkten Vortheile errungen, General Manſtein war in Chotzemitz, Prinz Bevern in Brzczan eingedrungen; Beide zuſammen führten 13 entſchloſſene Bataillone von 10 Schwadronen unterſtützt, gegen die Mitte und dem linken Flügel der Oeſterreicher, in deren Reihen große Unordnung ſichtbar wurde. In einem ſolchen Momente iſt man des Sieges gewiß, ſobald kein Ereigniß eintritt wie das von Ihnen ſelbſt herbeigeführte. Ereigniſſe dieſer Art ſind doppelt merkwürdig, deshalb theilen Sie uns die näheren Umſtände mit."

Benkendorf. „Die Todesverachtung Ihrer Heldenſchaar, mein tapferer Prinz, erfüllte die Truppen des Generals von Wied mit Bangigkeit. Das Kartätſchenfeuer der ſehr vortheilhaft aufgeſtellten öſterreichiſchen Batterien riß im buchſtäblichen Sinne des Wortes ganze Reihen nieder, aber da nichts den Siegesſchritt Ihrer braven Bataillone zu hemmen vermochte, waren die Oeſterreicher auf dieſem Punkte ſchon moraliſch geſchlagen bevor Sie die Höhe kaum zur Hälfte erſtiegen hatten. Hierzu kam noch Seydlitzens ſtürmiſcher Reiterangriff, der Alles vor ſich niederwarf was ſich ihm in den Weg ſtellte. — Ich war eine Stunde zuvor auf die nächſte Höhe zum General Noſtitz [1] geritten um Zeuge Ihrer Tapferkeit zu ſeyn. Bei der mir bekannten Abſicht des Feldmarſchalls Daun, den Angriff ſtehenden Fußes zu erwarten, und bei der Langwierigkeit des Dorfgefechts bei Brziſtwy konnte ich leicht beurtheilen, daß die Reihe zum Handeln nicht ſobald an uns im Hintertreffen kommen werde. Ich ritt deshalb wieder zu meinem Regimente, verzehrte den Reſt meines Frühſtücks und wartete das Weitere in Geduld ab. Das Feuer näherte ſich indeß und wurde immer heftiger. Da kam der Oberſtlieutenant N.. vom Generalſtabe und brachte einen mit Bleiſtift

[1] Der Generalmajor Graf Noſtitz befehligte bei Kolin 4 ſächſiſche Cavallerieregimenter, welche früher in Polen geſtanden hatten und 1757 nach Mähren zu den Oeſterreichern marſchirt waren. Er blieb in Folge der zu Anfang der Schlacht bei Leuthen erhaltenen Wunden, und war ein ſehr tapferer Reitergeneral. Der Herausgeber.

geſchriebenen Zettel, welchen er allen Generalen und Regimentscommandeuren vorzeigen ſollte, worauf aber nur die Worte ſtanden „der Rückzug geht nach Suchdol.“ Als wir über den Sinn dieſes ſonderbaren Befehls unſere Betrachtungen anſtellten, vernahm ich die Fanfaren und das Siegesgeſchrei der preußiſchen Cavallerie, welche bereits die Höhe weſtlich am Eichenwäldchen erreicht hatte und mehreren öſterreichiſchen Bataillonen dort erbärmlich mitſpielte. Die Regimenter Rutowski und Albrecht Dragoner waren jener Weiſung zufolge bereits abmarſchirt. Bei der Schwäche der Angreifer leuchtete mir ein daß ein triftiger Grund zum Rückzuge durchaus nicht vorhanden ſey. Zu unſerer Rechten ſtand Graf Nadasdi mit wenigſtens 36 Schwadronen ſo vortheilhaft, daß ſelbſt der tapfere Zieten ihm nichts anhaben konnte. Vor uns hielten 6 Bataillone das Eichenwäldchen beſetzt und ſchlugen alle Angriffe Hülſens ab. Daneben ſtand die Diviſion Wied, zwar nicht ſchwächer als ihre Gegner, aber allerdings in Gefahr zu unterliegen. Weiter links ſchloß ſich General Serbelloni mit 18 Bataillonen, 39 Schwadronen an, gegen welchen Manſtein mit ſeinen 5 Bataillonen keinen ernſten Angriff verſuchen konnte. Der linke Flügel (General Colloredo mit 17 Bataillonen 50 Schwadronen) wurde vom Prinzen von Bevern (hatte nur 8 Bataillone, 10 Schwadronen) zur Zeit noch gar nicht bedroht. Dieſe Verhältniſſe hatte ich vor etwa einer halben Stunde mit eigenen Augen überblickt und zugleich die Entdeckung gemacht, daß die preußiſche Artillerie ihrer Infanterie nicht ſchnell genug folgen konnte, die Cavallerie hingegen ſich nach dem (preußiſchen) linken Flügel gezogen hatte. Alle Vortheile, welche das Terrain und die gegenſeitige Unterſtützung der verſchiedenen Waffen gewähren können, waren ſonach auf Seiten der viel ſtärkeren Oeſterreicher. Es kam mithin nur darauf an in dieſem kritiſchen Momente den Kopf nicht zu verlieren, und dem von Euer Durchlaucht mit unvergleichbarer Bravour verſuchten, theilweiſe auch gelungenen Durchbruche unſerer Schlachtlinie durch einen entſchloſſenen Gegenangriff zu begegnen.“

„Zu dieſer Anſicht der Verhältniſſe bin ich in weniger Minuten gekommen, als ich Zeit gebraucht habe ſie jetzt auseinander zu ſetzen. Mein Entſchluß war alſo ſchnell gefaßt. Ein poſitiver Befehl zum Rückzuge war nicht ertheilt worden. Daun's Adjutant ſchien den Inhalt des Zettels ſelbſt ſo zu verſtehen, daß für den Fall eines nothwendig werdenden Rückzugs der Weg nach Suchdol eingeſchlagen werden ſolle. Doch

theilte er mir mit daß der General, welcher ihm dieſen Zettel gegeben, hinzugefügt habe „Bringen Sie dieſen Befehl ſchnell zu allen Regimentern des rechten Flügels.“ Zu Fragen und Erläuterungen ſey keine Zeit geweſen. Mit dieſer Erklärung ritt der Adjutant weiter, ich aber jagte unſeren beiden Regimentern nach, ſtellte den Oberſten die Dringlichkeit der Umſtände vor, jenem zweideutigen Befehle keine Folge zu leiſten, forderte ſie auf wieder umzukehren und ſprengte mit den Worten „wer ein braver Sachſe iſt folge mir“ zu meinem Regiment zurück. Die Unordnung unter Wieds Truppen war bereits ſehr groß. Da befahl ich dem Rittmeiſter Pöllnitz mit der erſten Schwadron ſich auf zwei preußiſche zu werfen, die in ein öſterreichiſches Bataillon einhieben. Major Kaiſerlingk erhielt Befehl, mit zwei anderen Schwadronen Hülſens Bataillone in der Flanke anzugreifen; mit der letzten Schwadron ritt ich zur Unterſtützung nach. Unſer plötzliches Erſcheinen that Wunder. Die ganz erſchöpften Preußen widerſtanden nur ſchwach, und nachdem auch die rückkehrenden beiden Dragonerregimenter auf dem Platze angekommen waren, hieben wir ſo nachdrücklich auf die preußiſchen Bataillone und Schwadronen ein, daß Alles auseinander geſprengt wurde und die Infanterie in Haufen die Hohlwege bei Krzeczhorz, Brziſtwy und Kamaik zu erreichen ſuchte. Das war die Revanche für Striegau!“ [1]

Seydlitz. „Benkendorf ſpricht wahr meine Herren, der Umſchlag des Gefechts war eben ſo plötzlich als vollſtändig. Der Ausgang einer Schlacht hängt oft an dem ſeidenen Faden der Einbildung. Aber iſt es nicht zum Verwundern, daß 12 Schwadronen uns den Sieg entreißen konnten, während 90 Schwadronen Preußen ganz nahe waren? Die Schuld von dieſem Unfall trägt des Königs rückſichtsloſer Eigenwille, der durchaus mit der ganzen Cavallerie auf einem Terrain losſchlagen wollte, wo kaum die Hälfte davon genügenden Spielraum hatte. Der 80jährige General Pennavaire konnte mir mit ſeinen 20 Schwadronen durch die Dörfer und Hohlwege nicht ſchnell genug folgen, und Zieten mußte ſeine zweck- und fruchtloſen Angriffe wiederholen. Hätte Letzterer ſich bei Krzeczhorz fechtbereit halten dürfen und zwiſchen dieſem Dorfe und dem Eichenwäldchen mit 40 Schwadronen durchbrechen können, ſo ſchlugen wir die Oeſterreicher oder wurden wenigſtens nicht ſelbſt geſchlagen.“

Zieten. „Ich hab's dem Könige oft genug melden laſſen, daß ich

[1] Handſchriftliche Nachrichten. Der Herausgeber.

Nadasdi wohl abhalten aber nicht weiter zurückwerfen könne; es blieb aber beim erſten Befehl, ich ſollte und mußte angreifen, und nach dem beklagenswerthen Vorfalle mit des Prinzen Moritz Durchlaucht wagte Niemand mehr eine Gegenvorſtellung zu machen."

Serbelloni. „Die Sachſen haben uns an dieſem Tage gut gedient, aber ich denke doch General Benkendorf, daß Sie die Ehre des Sieges nicht allein in Anſpruch nehmen werden. Als die drei ſächſiſchen Regimenter der Diviſion Wied zu Hilfe eilten, ritt ich mit 30 Schwadronen von der anderen Seite an und hieb in Manſteins Bataillone ein. Graf Daun griff mit 20 Schwadronen die rechte Flanke des Prinzen Moritz an. Ohne dieſen mächtigen Beiſtand würden Sie mit Ihren drei Regimentern nicht weit gekommen ſeyn!"

Daun. „Der Sieg iſt von uns allein erfochten worden, wir wären auch ohne die Sachſen mit den Preußen fertig geworden. Was aber die Geſchichte mit dem Rückzugszettel bedeuten will, wiſſen wir am beſten. Mein Bruder hat keinen Befehl zum Rückzuge ertheilt, das kann ich mit Beſtimmtheit verſichern."

Roſtitz. „Ich habe vor Ihrem Bruder dem Feldmarſchall alle Hochachtung lieber Graf, aber was den Sieg bei Kolin betrifft, da werden Sie erlauben Ihnen zu ſagen daß es damit eine höchſt ſeltſame Bewandniß gehabt hat. Ich mag den Ruhm der öſterreichiſchen Truppen nicht ſchmälern, denn wir waren ja Verbündete. Aber zwiſchen dem Kleinmuthe unſerer Verbündeten vor dem Angriffe meiner Regimenter, und dem Hochmuthe am Tage nach der Schlacht, iſt ein ſo großer Unterſchied wie zwiſchen Nacht und Tag. Als des Königs von Preußen Majeſtät alle Kräfte daran ſetzte, den öſterreichiſchen rechten Flügel aus dem Felde zu ſchlagen, war Feldmarſchall Daun in einer ſo rathloſen Stimmung, daß er eiligſt vier Generale zu ſich beſchied um die Befehle zum Rückzuge zu ertheilen. Sie ſelbſt Herr General, waren Einer der erſten welche den Weg nach Suchdol einſchlugen, mithin zur Zeit des Benkendorf'ſchen Angriffs gar nicht auf dem Punkte der Entſcheidung. General Champeaux [1] hat mir erzählt daß er große Mühe gehabt habe

[1] General Champeaux war militäriſcher Abgeordneter des Königs von Frankreich, und befand ſich als ſolcher in Feldmarſchall Dauns nächſter Umgebung. (Vergl. Stuhrs „Forſchungen über Hauptpunkte des ſiebenjährigen Kriegs." Hamburg 1842, I. 256.)
Der Verfaſſer.

Sie zum Umkehren zu bewegen. Kein öſterreichiſcher General dachte in jenem entſcheidenden Augenblicke an einen Gegenangriff. Graf Wied war vollſtändig geſchlagen, und ſeine Herren Kollegen haben das nicht einmal wahrnehmen können; ihre Hilfe würde daher auch zu ſpät gekommen ſeyn. Zum Glück befand Benkendorf ſich gerade hinter der Diviſion Wied, und wußte daß er auch ohne meine Genehmigung ſeinem hart bedrängten Nachbar zu Hilfe eilen dürfe. In dieſem verhängnißvollen Momente entſchied der erſte kühne Entſchluß, darin beſteht Benkendorfs Verdienſt welches ihm Niemand ſtreitig machen kann. Daß General Serbelloni mit ſeiner Cavallerie bald nachher auch vorrückte iſt allerdings Thatſache, und dieſe Theilnahme am Gefecht verbürgte den Sieg. Aber der erſte Impuls ging von Benkendorf aus, das läßt ſich nicht in Abrede ſtellen. Noch denſelben Abend ſagte Champeaux zu mir: le Colonel Benkendorf a escamoté la victoire au grand Frédéric, und er hat mit dieſen Worten das Sachverhältniß, von welchem wir Beide Augenzeugen waren, vollkommen richtig bezeichnet."

Serbelloni. „Nichts für ungut Ihr Herren, mein Vorrücken geſchah ohne Kenntniß der ſächſiſchen Waffenthat. Auf meinen Antrieb hatte der Feldmarſchall Daun die Cavallerie in Corps von 30 bis 40 Schwadronen auf verſchiedene Punkte unſerer Stellung vertheilt. Auf meine Vorſtellung fand der Gegenangriff ſtatt, wozu Daun nur ungern ſeine Einwilligung gab. Ich würde alſo doch wohl auch den Sieg allein entſchieden haben."

Prinz Moritz. „Darüber kann ich jedenfalls am beſten urtheilen. Ihr Angriff Graf Serbelloni war anfangs nicht gegen meine Diviſion gerichtet, denn Manſteins Brigade ſtand zwiſchen Ihnen und mir. Der General Daun kam mit ſeinen Regimentern aber erſt zum Vorſchein als die Sachſen uns ſchon bis Brziſtwy zurückgeworfen hatten, und er iſt denſelben nur nachgeritten. Erſtere verfolgten uns ohne Unterlaß bis an die Kaiſerſtraße."

Prinz Bevern. „Ich habe dem Gange des Gefechts vielleicht am ruhigſten zugeſehen, weil ich am wenigſten beſchäftigt war, und kann ebenfalls beſtätigen daß die Hauptmaſſe der öſterreichiſchen Cavallerie erſt ſpäter ihre Stellung verließ, als Prinz Moritz und General Manſtein bereits im vollen Rückzuge waren. Der König befahl mir damals meine Stellung bei Brzezan mit äußerſter Anſtrengung zu behaupten, bis die

geſchlagenen Truppen ſich wieder geordnet hätten. Ich wurde zwar angegriffen, aber mit geringem Nachdruck bei großer Uebermacht. Das Dragonerregiment Meineke wies allein acht Angriffe der viermal ſtärkeren Cavallerie der Generale Colloredo und Stampach zurück. Geſtehen Sie nur Serbelloni, daß es am Abende jenes blutigen Tages in der öſterreichiſchen Armee nicht viel beſſer ausgeſehen hat als in der unſerigen, daß ſie nicht einmal bis an die Kaiſerſtraße vorzurücken wagte, und noch viel weniger einen Verſuch gemacht hat uns vollſtändig auseinander zu ſprengen. Zieten, mit etwa 65 Schwadronen, war hinreichend die Sieger in Reſpekt zu halten."

Daun. „Durchlaucht halten zu Gnaden, aber unſer Sieg war ſo vollſtändig als er nur immer ſeyn konnte. Wir haben den Preußen über 6000 Mann getödtet, eben ſo viele geriethen in Gefangenſchaft, die meiſten davon verwundet. Außerdem erpberten wir 22 Fahnen und 45 Geſchütze."

Benkendorf. „Von dieſen Fahnen hat mein Regiment allein 15 eingebracht. Aber die Unordnung der Oeſterreicher war ſo groß, daß ein Angriff Zietens am Abend uns ſehr in Verlegenheit geſetzt haben würde. Es hat uns einige Mühe gekoſtet unſeren Verbündeten begreiflich zu machen, daß die Preußen wirklich geſchlagen wären, denn anfangs wollte es Niemand glauben. Faſt hätten wir unſere eigenen Anſtrengungen bereuen mögen, weil ſo wenig Nutzen daraus gezogen worden iſt. Von einem Siege ohne kräftige Verfolgung mag ich nicht viel halten."

Seydlitz. „Die Verfolgung würden wir uns verbeten haben. Von unſerer Cavallerie hatten nur wenige Regimenter gefochten und faſt alle mit Glück. Wir waren alſo ganz in der Verfaſſung vor den Riß zu treten. Aber ſagen Sie doch Serbelloni, weshalb man uns auch in den folgenden Tagen in Ruhe ließ?"

Serbelloni. „Wir mußten ja Te deum ſingen und das Siegesfeſt feiern."

Benkendorf. „Die beſte Siegesfeier iſt die Verfolgung. Mir kam das Feſt ſehr ungelegen, denn ich mußte in demſelben Collet erſcheinen das ich in der Schlacht getragen hatte, und das ſah nicht zum Beſten aus. Der Herr Feldmarſchall ſchien eine ſpitzige Bemerkung über meinen Anzug auf der Zunge zu haben, ich kam ihm aber mit der Bemerkung zuvor, daß meine Pferde und Mantelſäcke mit in den „Rückzug nach

Suchdol" verwickelt worden wären, das wirkte wie ein niederſchlagendes Pulver. Der Prinz von Württemberg verſtand den Sinn meiner Worte und ſetzte erläuternd hinzu „ich gäbe meine ganze Feldequipage darum, wenn ich heute in Ihrer zerriſſenen Uniform erſcheinen könnte." Mehrere der umſtehenden Generale und Oberſten lachten, andere biſſen ſich in die Lippen."

Prinz Moritz. „Laſſen Sie uns Gerechtigkeit widerfahren meine Herren; wir hatten Fehler begangen und ſind überwunden worden. Aber der Kampf wurde mit ſolcher Erbitterung geführt, daß unſere Truppen mit Stolz auf dieſen Unglückstag zurückblicken können. Das Bataillon Garde verlor allein 24 Offiziere, 475 Mann. Von meinen 9 Bataillonen wurden in ¾ Stunden über 2000 Mann außer Gefecht geſetzt. Unſere Infanterie hatte gegen 12,000 Mann verloren; ein glänzenderer Beweis von Tapferkeit iſt kaum denkbar."

Mit dieſen Worten beſänftigte Prinz Moritz die etwas pikirten Oeſterreicher. Serbelloni und Wied wechſelten einige vielſagende Blicke mit General Daun; Seydlitz und Benkendorf drückten ſich ſtumm die Hände und ſchieden als gute Freunde. So muß es auch ſeyn. Der Krieger folgt dem Gebote ſeines Fürſten. Iſt der Waffentanz aber vorbei, dann hindert nichts daß Diejenigen, welche ſich mit Erbitterung bekämpft haben, allen Groll vergeſſen und Freunde werden.

Zweiundſechzigſter Brief.

Olymp, den 18. Juni 1843.

Vergieb mir die lange Pauſe Freund, aber ich bin ſo ſehr mit Aufträgen überhäuft geweſen, daß ich gar nicht daran denken konnte Dir die Fortſetzung meiner Kriegsberichte mitzutheilen. Du haſt aber durch dieſe Unterbrechung weſentlich gewonnen, denn ich bin inzwiſchen mehrmals bei Napoleon geweſen, und habe deſſen Anſichten über Friedrichs Operationen nach der Schlacht bei Prag kennen gelernt. In der Hauptſache weichen ſie nicht von dem ab was ich Dir bereits darüber ſchrieb. Aber es wird Dich überraſchen zu vernehmen, daß Napoleon mit Daun's

Zögerung nicht blos einverstanden ist, sondern sich mit einer Art von Begeisterung darüber ausgesprochen hat.

„Nachdem der günstige Moment — sagte Napoleon — die Preußen bei Prag in Flanke oder Rücken anzugreifen einmal versäumt war, konnte Daun gar nicht klüger handeln als er gethan hat. Dadurch reizte er die eigenen Truppen zum Kampfe und machte den König sicher. Das Verfahren des letzteren vor Prag war fehlerhaft und liefert den Beweis, daß es ihm als Feldherrn damals noch an Umsicht fehlte. Friedrich wollte vor Prag die Entscheidungsschlacht liefern. Er mußte sich also die Frage vorlegen: was kann die geschlagene Armee unternehmen? Da der ganze Angriffsplan darauf berechnet war die Trümmer dieser Armee in Prag einzusperren, mußten auch die Mittel bereit gehalten werden sie zur schnellen Unterwerfung zwingen zu können. Das Aushungern ist eine eben so mißliche als langwierige Sache. Diese Erfahrung hatte Friedrich erst vor einem halben Jahre bei Pirna gemacht. Das Bombardement war zweckmäßig. Verfehlt aber dieses Mittel nach zwei bis drei Tagen den Zweck, dann muß zur förmlichen Belagerung oder lieber zum Sturme geschritten werden. Die schlechte Befestigung von Prag und die Entmuthigung der darin eingeschlossenen Truppen machte einen Sturm zulässig. Scheute indeß der König den Menschenverlust, so hätte er die Belagerung mit größerem Eifer betreiben müssen. Das ist nicht geschehen. Die Ungeschicklichkeit der Ingenieure kann kaum als Entschuldigung dienen, denn Friedrich hätte sich zu diesem Zwecke mit tüchtigen Offizieren versehen sollen; er vernachlässigte diesen Dienstzweig aber eben so sehr wie seine Artillerie, die trotz ihrer mangelhaften Organisation und Ausbildung gleichwohl das Möglichste geleistet hat. — Das Benehmen der Oesterreicher in Prag ist unter der Kritik. Wäre General Brown gesund und alleiniger Befehlshaber geblieben, so würde er die Preußen durch wiederholte Ausfälle geschwächt haben. Der Entsatz wurde dann um so leichter. Ein so ausgedehnter Platz mit 50,000 Mann Besatzung ist schwer einzuschließen, zumal wenn das Belagerungscorps durch einen nur auf Brücken zu überschreitenden Fluß in zwei Hälften getrennt wird. Die Belagerten hatten mehr Bequemlichkeiten und mithin weniger Kranke. Sie konnten die Preußen durch Scheinausfälle beschäftigen, außerdem 30,000 Mann auf jeden beliebigen Punkt werfen und sich dadurch das Uebergewicht verschaffen. Die österreichischen leichten Truppen waren

den Preußen in vielen Stücken überlegen, ſie haben das bei der verſuchten Erſtürmung des Mansfelder Schloßgartens bewieſen. Vor Mantua (1796) waren die Lokalverhältniſſe anders. Dort konnte ich die Beſatzung mit geringerer Macht im Zaume halten. Vor Prag wäre das nicht möglich geweſen. Die darin eingeſchloſſene Generalität hätte verdient vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden.

„Des Königs Verblendung und Starrſinn bei Kolin brachte ihn um die Früchte des Sieges bei Prag. Er hat ſich in dieſer Schlacht wie ein verwöhntes Schooßkind des Glücks benommen. Die Angriffsdispoſition war ein Meiſterſtück. Aber ein Feldherr muß ſeinen Grundſätzen treu bleiben und ohne die allertriftigſten Gründe nicht davon abweichen. Ich mache dem Könige keinen Vorwurf daß er zu wenig Truppen mitnahm. Nach ſeiner Berechnung reichten ſie hin den Feind zu ſchlagen und irren iſt menſchlich. Aber ein Parallelangriff, bei welchem der blaue Himmel als Reſerve dient, kann durch nichts gerechtfertigt werden. Man ſagt daß die Preußen nahe daran geweſen ſeyen die Schlacht zu gewinnen. Ich will es glauben. Hierzu war indeß zur Zeit des Hauptangriffs nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, deshalb mußte dem Prinzen Moritz wenigſtens eine ſtarke Reſerve von Cavallerie nachfolgen. Zur Führung dieſer Entſcheidungswaffe ſcheint es bei Kolin an tüchtigen Generalen gefehlt zu haben. Buddenbrock und Geßler würden ihre Sache beſſer gemacht haben. Zieten konnte nicht überall ſeyn und Setzdlitz war noch Oberſter. Beide ſchützten jedoch die Infanterie wenigſtens gegen weitere Verfolgung.

„Was ſoll man aber zu Dauns Benehmen nach dem Siege bei Kolin ſagen? Alle angeführten Entſchuldigungsgründe verſchwinden bei näherer Beleuchtung wie Seifenblaſen. Die Oeſterreicher geben ihren Verluſt zu 8000 Mann an, die Preußen hatten beinahe doppelt ſo viel verloren. Es ſtanden alſo jetzt 50,000 ſiegreiche Oeſterreicher 20,000 geſchlagenen Preußen gegenüber. Dieſe Verhältniſſe waren Daun bekannt. Weshalb ſcheute er die kleine Anſtregung ſeinen Gegner zu vernichten? Wenn man alle Verhältniſſe ſo klar überſieht wie damals, läßt ſich die Unthätigkeit mit Nichts entſchuldigen. Drei Tage blieb Daun regungslos und kam erſt den 26., alſo acht Tage nach der Schlacht, vor Prag an, bis wohin nur zwei kleine Tagemärſche ſind; das iſt ganz unverantwortlich! Die Befreiung des Prinzen Karl aus Prag unterlag nach einem ſolchen Siege keinem Zweifel, das würde ſich ganz von ſelbſt gemacht

haben. Man ließ aber die halb vernichtete preußiſche Armee unangefochten hinter die Elbe gehen, und hat ſie auch dort in den nächſten acht Tagen nur durch Huſarenpatrouillen beunruhigt, was gerade ſoviel ſagen will als wenn man einen verwundeten Löwen mit dem Fliegenwedel zu vertreiben ſucht. Ich weiß recht gut daß man zu Daun's Entſchuldigung angeführt hat, er habe ſich nur ſchlagen ſollen um die Prager Armee zu retten, und hätte folglich nach dem Siege gegen Prag marſchiren und des Prinzen Befehle einholen müſſen. Das ſind aber ſchlechte Entſchuldigungsgründe. Ein bloßer General muß ſeine Inſtruktionen allerdings au pied de la lettre nehmen. Ein Feldherr hat nur den Geiſt des erhaltenen Befehls zu beachten und muß nach den eintretenden Umſtänden handeln."

Ich wagte dem Kaiſer zu entgegnen, daß die öſterreichiſche Armee nach dem Siege bei Kolin in einem Zuſtande völliger Auflöſung geweſen ſey; daß ihre Cavallerie mit der faſt eben ſo ſtarken preußiſchen nicht ernſtlich anzubinden gewagt habe; daß Daun nicht hätte wiſſen können, ob es dem Prinzen Karl gelingen werde ſich allein aus Prag zu befreien; daß ein Zurückwerfen der geſchlagenen Armee in der Richtung auf Jung-Bunzlau den Feldmarſchall vom Prinzen zu weit entfernt haben würde, daß er alſo den ſicheren Weg hätte einſchlagen und vor Allem die Vereinigung mit ihm hätte ſuchen müſſen. Aber Napoleon verwarf dieſe Gründe und erwiderte: „Das Sicherſte von Allem war die gänzliche Vernichtung der bei Kolin geſchlagenen Armee. Hieran konnte nicht der geringſte Zweifel haften. Hatte ſich Daun auf dieſer Seite vollkommen geſichert, ſo konnte er dem Prinzen immer noch über die Wälle von Prag helfen. Ließ man aber den Preußen Zeit ſich von ihrer Niederlage zu erholen, dann traten neue Chancen ein und man hatte von dem Unternehmungsgeiſte des Königs Alles zu fürchten. Man ſpricht viel von Daun's Ränken gegen den Prinzen Karl, den er gern habe in Mißkredit bringen wollen, weil er nicht unter ihm dienen mochte. Ich zweifle jetzt nicht mehr daran denn die Berichte aller Franzoſen, welche ſich damals in dem öſterreichiſchen Hauptquartiere befanden, ſtimmen darin überein. Die Zögerung mit dem Abmarſche nach Prag iſt ein faktiſcher Beweis, und die Unthätigkeit nach der Vereinigung ſpricht noch ſtärker gegen Daun, denn es war ſeine Pflicht den Prinzen von allen Verhältniſſen, die dieſem unbekannt ſeyn mußten, ſchnell zu unterrichten und ihn zu energiſcher Thätigkeit anzutreiben, um die Früchte des Sieges zu erndten. Aber was

geſchah? Den 21. Juni Vormittags kommt General Wied mit der Meldung des Sieges nach Prag, aus deſſen Umgebung die Preußen bereits abgezogen ſind. Tags darauf wird Te deum geſungen, was ganz hübſch iſt ſobald man nichts Nothwendigeres zu thun hat. Den 23. kommt der Feldmarſchall ſelbſt an, aber nur mit einigen Regimentern. Den 24. rückt der Prinz an der Spitze von 48,000 Mann aus Prag, den 26. vereinigt er ſich bei Kolodeg (2 Meilen öſtlich von Prag) mit Daums Armee und hat nun 100,000 Mann unter ſeinen Befehlen. Dieſe unbegreifliche Saumſeligkeit wird durch die Langſamkeit der nun beginnenden Operationen noch übertroffen. Man hätte füglich wiſſen können daß der König ſeine Streitkräfte in zwei Hälften getheilt hatte, wovon die eine unter ſeinem perſönlichen Befehle bei Leitmeritz, die andere unter dem Prinzen von Preußen bei Jung-Bunzlau Stellung nahm. (Jede war ungefähr 35,000 Mann ſtark.) Dieſe Theilung kam den Oeſterreichern ſehr zu ſtatten. Aber es vergehen wieder vier Tage bevor man ſich entſchließt bei Brandeis die Elbe zu überſchreiten, und vier andere Tage ſind erforderlich um die vier Meilen bis Jung-Bunzlau zurückzulegen. Dieſer Schneckengang liegt nicht im Charakter des Prinzen von Lothringen, der ein ſchnelles (oft übereiltes) Zufahren liebte. Eine ſo unverantwortliche Verſäumniß konnte nur die Wirkung eigenſüchtiger Rathſchläge ſeyn. Hier haben Sie die Löſung dieſes Räthſels. Daun ſtrebte nach dem Oberbefehl. Er war der Erſte welcher über Friedrich den Sieg davon trug. Jetzt übernahm der Prinz die Leitung der Operationen wieder und folglich auch die Verantwortlichkeit. Alle Fehler die Daun ihn begehen ließ, kamen auf Rechnung des Prinzen der dadurch verhaßt gemacht wurde.

„Aber laſſen Sie uns jetzt vom Könige ſprechen. Bis zur Schlacht bei Kolin habe ich in ihm nur den tüchtigen Feldherrn bewundert, der ſeine Gegner durch Schnelligkeit und Kühnheit zu überraſchen verſtand. Nach dieſer Schlacht tritt er aber in einer Glorie auf um die ich ihn beneiden könnte. Er weiß, daß die Franzoſen und Reichstruppen in Thüringen und Weſtphalen eingerückt ſind, daß die Schweden und Ruſſen die Uckermark und Oſtpreußen bedrohen, wo er ihnen nur eine handvoll Streitkräfte entgegen ſtellen kann. Sein ganzes Land hat überall leichte Zugänge. In Sachſen wird gegen ihn conſpirirt. Gleichwohl können dieſe den König von allen Seiten bedrohenden ſehr ernſten Gefahren ihn

nicht aus dem Gleichgewichte bringen. Er iſt keck genug bis zum 17. Juli bei Leitmeritz ſtehen zu bleiben und verläßt Böhmen nur, weil der Prinz von Preußen am 15. den Engpaß bei Gabel verliert und in die Lauſitz zurück muß. Erbittert über die Unvorſichtigkeit ſeines Bruders, der nicht einmal das große Magazin in Zittau retten kann, und auf dem eiligen Rückzuge über das Gebirge bis Bautzen viel Heergeräthe verliert, eilt der König mit Verſtärkungen dahin, um die Oeſterreicher durch eine Schlacht nach Böhmen zurückzuwerfen. Er findet ſie in beträchtlicher Stärke verſchanzt bei Zittau, ſucht vergeblich ſie herauszulocken und bleibt bis zum 25. Auguſt in ihrem Angeſichte ſtehen, obgleich der Herzog von Cumberland den 26. Juli bei Haſtenbeck[1] geſchlagen und die Gefahr für den König immer größer wird. Jetzt wiſſen wir zwar daß die Theilnahme der Franzoſen und Ruſſen am Kriege gegen Preußen ſich meiſt auf Plünderung beſchränkte. Wer konnte aber damals wiſſen daß dieſe beiden Mächte ſo wenig zu fürchten wären? In der That, das Benehmen Ihres großen Königs in jener Zeit iſt unübertrefflich!"

Die übrigen Bemerkungen Napoleons ſind weniger erheblich, weshalb ich ſie weglaſſe und Dich im Geiſte in die Verſammlung führen will, in welcher die Fortſetzung des Feldzugs beſprochen wurde. Feldmarſchall Daun war dieſes mal auch zugegen. Von den Ruſſen hatte ſich aber Niemand eingefunden, vermuthlich hielt ſie die Schaam zurück, denn es wird mit Gewißheit behauptet daß der Miniſter Beſtuchef dem Feldmarſchall Apraxin die Weiſung ertheilt habe, in Oſtpreußen nicht weit vorzudringen und bei erſter Gelegenheit unter irgend einem Vorwande wieder umzukehren, was dieſer auch gethan hat. Am 30. Auguſt wurde Apraxin vom General Lehwald bei Groß-Jägerndorf (unweit Inſterburg) mit 24,000 Mann angegriffen, ſchlug dieſen zwar mit Verluſt von 7000 Mann, führte aber bald darauf ſeine Armee, die über 100,000 Mann ſtark war und das Land zur Wüſte gemacht hatte, nach Polen zurück, worauf Lehwald ſich gegen die Schweden wendete und die Gefahr im Norden ganz beſeitigte. Nach dieſer chronologiſchen Abſchweifung, welche die Bedeutungsloſigkeit der dortigen Kriegsthaten entſchuldigen mag, bitte ich Dich mich in das Gebirgsland von Zittau zu begleiten, von wo aus

[1] Haſtenbeck, ein Dorf an der Weſer unweit Hameln. Cumberland zog ſich hierauf gegen Stade zurück. Seine Umſicht als Feldherr ſoll eben ſo zweideutig als ſein Muth geweſen ſeyn.
Der Herausgeber.

der öſterreichiſche Jupiter ſeine Blitze über die nördliche Hälfte von Deutſchland zu ſchleudern drohte.

Winterfeldt war boshaft genug den Feldmarſchall Daun zu fragen: „ob er dem Prinzen Karl auf dem Marſche von Prag nach Zittau mit gutem Rathe beigeſtanden habe?“ Worauf Daun zur Antwort gab: „ich bin jedenfalls ein beſſerer Rathgeber geweſen als Sie in Bezug auf den Prinzen von Preußen.“ Winterfeldt. „Das wäre zu beweiſen Herr Feldmarſchall. Prinz Karl hat mir ſelbſt erzählt daß er uns je eher je lieber angegriffen hätte, da er ſich ſeiner großen Uebermacht bewußt geweſen ſey, daß Sie aber immer allerlei Ausflüchte gemacht und Bedenklichkeiten erhoben hätten. Ihre Stimme mußte natürlich immer den Ausſchlag geben.“ Daun. „Nach einem ſo mörderiſchen Kampfe, wie der bei Kolin, kann man nicht gleich in den erſten Tagen die Offenſive ergreifen. Es gebrach meinen Truppen an Allem was hierzu erforlich iſt. Des Prinzen Truppen waren auch nicht in der beſten Verfaſſung.“ Winterfeldt. „Glauben Sie denn daß es bei uns beſſer ſtand? Der Unfall des Königs bei Kolin war für alle Preußen ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel. Wer in großen Schlachten mitgekämpft hat, kennt auch die moraliſchen Wirkungen derſelben, und der Beſiegte iſt ſtets übler daran als der Sieger.“ Daun. „Man kann aber doch nicht ohne Plan und Ziel in das Blaue hinein marſchiren.“ Winterfeldt. „Das hat Ihnen Niemand zugemuthet. In zehn Tagen muß man aber doch einen Entſchluß faſſen und die Truppen in ſchlagfertigen Zuſtand verſetzen können, noch dazu im eigenen Lande. Wenns nur wenigſtens nach dem Ueberſchreiten der Elbe bei Czelakowitz (unweit Brandeis) ſchneller mit Ihnen gegangen wäre, aber Sie brauchten vierzehn Tage um die zehn Meilen bis Liebenau zurückzulegen.“ Daun. „Unſere leichten Truppen waren ſchon am 14. Juli bei Gabel und Zittau. Aber haben Sie nicht den Verluſt der dortigen Magazine verſchuldet General?“ Winterfeldt. „Daran bin ich ſehr unſchuldig. Meine Stellung zum Prinzen von Preußen war überhaupt eine ganz andere. Zwar ſollte er nach des Königs ausdrücklichem Befehle in allen wichtigen Angelegenheiten meinem Rathe folgen. Aber der Prinz hatte große Abneigung gegen mich, verlangte den General Schmettau zum Rathgeber und hörte weniger auf mich als auf Andere. Als wir am 16. Juli Abends den beſchwerlichen Marſch von Böhmiſch-Leipa nach Zittau antraten, ſollte ich mit

7 Bataillonen 10 Schwadronen und 20 Geſchützen vorausgehen. Der Prinz übertrug aber ſeinem Freunde Schmettau dieſes Commando, und ich hatte das Vergnügen mit 6 Bataillonen zur Seite einer Colonne von mehr als 3500 Wagen zu marſchiren, welcher die Hauptmaſſe folgte. Schmettau kam erſt am 19. nach Zittau, ich einen Tag ſpäter. Die Oeſterreicher ſtanden mit großer Uebermacht bereits in der Nähe. Am 22. traf der Prinz mit den letzten Truppen dort ein, wagte aber nicht in der Nähe einer Armee von 90,000 Mann ſtehen zu bleiben und ſetzte den Rückzug bis Bautzen fort. Was thaten die Oeſterreicher? Sie ließen Zittau in Brand ſchießen. War das die Hilfe welche ſie ihren Verbündeten bringen wollten? Man ſchätzte den Verluſt in Zittau auf 10 Millionen Thaler, und da eine militäriſche Nothwendigkeit zu dieſer empörenden Grauſamkeit nicht vorlag, läßt ſich kein anderes Motiv auffinden als den blühenden Zuſtand der gewerbthätigen Stadt, welche Böhmens Handel und Induſtrie ſehr in Schatten ſtellte, von Grund aus zu vernichten." Daun. „Den Befehl zu dieſer Beſchießung gab der Prinz. Der Verluſt der dort befindlichen Magazine mußte Ihrem Könige ſehr empfindlich ſeyn. Daß die Stadt nebenbei in Brand gerieth war nicht unſere Schuld." Zieten. „Ich kann dem Prinzen eine ſolche Handlung nicht zutrauen; er hätte ſie hindern ſollen. Warum richtete er ſeine Geſchütze nicht lieber gegen uns? Man führt den Krieg nicht gegen unſchuldige Bürger und Bauern." [1]

Prinz von Bevern. „Aber ſagen Sie uns doch Feldmarſchall, weshalb dieſe ſo ſtarke Armee bis zum 11. September alſo ſieben Wochen dort wie angewachſen ſtehen blieb. Wir befanden uns in den erſten fünf Tagen in ſo unbeſchreiblich übler Lage, daß man uns vor Ankunft des Königs mit leichter Mühe hätte vernichten können. Nach dem Abmarſche deſſelben (am 29. Auguſt) blieb ich Ihnen mit 49,000 Mann gegenüber, und dennoch that mir Niemand etwas zu Leide. Das grenzt ans Unbegreifliche!"

Daun. „Wir wollten den König von Schleſien abſchneiden und warteten nur auf die Annäherung der Ruſſen und Franzoſen, um dann den Krieg mit einem Schlage zu beendigen."

Bevern. „Man ſagt daß damals im Hauptquartiere des Prinzen große Uneinigkeit geweſen, daß es zwiſchen mehreren Generalen zu

[1] Vergleiche Stuhr I. 261—267.

Zweikämpfen gekommen ſey, und der Staatskanzler deshalb zum Heere hätte reiſen müſſen um daſſelbe vorwärts zu treiben. Das ſtimmt mit Ihrer Behauptung nicht zuſammen. Auch wurden wir bald nachher (den 7. September) bei Moys (unweit Görlitz) angegriffen."

Daun. „Das Gefecht bei Moys war ſehr unnütz Prinz; wir wollten dem Staatskanzler dadurch nur zu erkennen geben, daß wir noch dieſelben wären, welche die Preußen bei Kolin geſchlagen hatten. Die Zeit zu größeren Thaten war noch nicht gekommen."

Nadasdi. „Jetzt muß ich einmal auf gut ungariſch reden Herr Feldmarſchall, denn meine Geduld geht zu Ende. Es iſt wahr mein Prinz, daß bei uns große Uneinigkeit herrſchte. Die Anhänger des Oberfeldherrn wollten gegen Berlin marſchiren, die Anhänger ſeines Rathgebers aber ſtimmten für das Zuſehen. Da gab es Streit und einiges mehr. Dem Prinzen bangte vor der Verantwortlichkeit; wir blieben alſo ſtehen und ſtünden vielleicht heute noch dort, wenn der Staatskanzler nicht gekommen wäre. Dem habe ich aber ein Licht aufgeſteckt. Ein Feldherr der einen Rathgeber braucht iſt ein übel Ding, denn wer ſich nicht zu rathen weiß, der weiß ſich auch nicht zu helfen. Aber ein Rathgeber der Alles verwirft was nicht aus ſeinem Kopfe kommt iſt noch viel ſchädlicher. Wollen Sie wiſſen Prinz, was Ihren König damals gerettet hat? Der Neid, die Eiferſucht und Schadenfreude Derjenigen die ihn zu verderben trachteten. Unſere gnädigſte Kaiſerin war eine kluge Frau; ſie führte das Regiment ganz allein aber nach Weiberart. Der Prinz von Lothringen war ihr Schwager; der Graf Daun ſtand durch ſeine Gemahlin und durch die Gräfin Fuchs (eine vertraute Freundin der Kaiſerin) in hoher Gunſt. Beide arbeiteten aber einander entgegen. Der Graf Neipperg, Präſident des Hofkriegsraths, haßte überdies den Staatskanzler und ermuthigte deſſen Gegner. Die Belagerung von Magdeburg war das einzige Unternehmen welches er gut hieß. Was eine Partei billigte, das mißbilligte die andere. Unſere ſchöne Armee glich einem Wagen mit vier Pferden beſpannt, von welchen jedes in entgegengeſetzter Richtung anzieht."

Bevern. „Nun und der Kaiſer, hatte der keine Stimme?"

Nadasdi. „Der Kaiſer mein Prinz, machte den Lieferanten, ſelbſt für den Feind, und kümmerte ſich ſonſt um nichts."

Daun. „Graf Nadasdi, bedenken Sie was Sie ſagen; Sie laden ſchwere Verantwortung auf ſich."

Nadasdi. „Im Olymp ist Redefreiheit Herr Feldmarschall, hier führen Ihre Intriken zu nichts. Ich will heute meinem Herzen Luft machen. Das Gefecht bei Moys ist mein Werk. Ich hatte es auf General Winterfeldt abgesehen, den unternehmendsten unserer Gegner, der uns mit 10,000 Mann aus starker Stellung beobachtete; auch General Zieten war bei ihm. Zwei so tüchtige Kämpen zu besiegen war doppelte Ehre. Meine Kroaten und Husaren hatten übrigens auch manche Scharte auszuwetzen. Zu diesem Unternehmen standen mir 16,000 Mann zu Gebote. Von Nacht und Nebel begünstigt schlichen wir uns heran. Mit Tagesanbruch begannen kleine Neckereien um die Herren Preußen zu reizen. Inzwischen ließ ich das Geschütz auf die nächsten Höhen bringen. Sobald das geschehen war machte ich Ernst. Nach vierstündigem Kampfe hatte ich den Feind geschlagen. General Winterfeldt wurde für todt vom Platze getragen. Und dieses Gefecht soll ohne Nutzen gewesen seyn?"

Winterfeldt. „Das Blatt hätte sich leicht wenden können mein wackerer Nadasdi, wäre ich nur unterstützt worden. Aber es scheint daß — — doch ich will schweigen."

Bevern. „Ich errathe was Sie sagen wollten. Sie waren auch mir zum Rathgeber beigesellt. Aber seit jenem unheilvollen Tage, der den Prinzen von Preußen aus unseren Reihen entfernte, waren Sie mir verhaßt. Doch hatte dieses Gefühl keinen Einfluß auf meine Handlungen, ich mußte befürchten ebenfalls angegriffen zu werden, auch traute ich Ihnen Geschicklichkeit genug zu sich selbst zu helfen. Daß Sie die tödtliche Wunde erhielten, hat mich gleichwohl sehr geschmerzt. Der König verlor mit Ihnen einen seiner treuesten Diener."

Winterfeldt. „Wenn das Ihres Herzens Meinung ist, dann werden Sie nun auch wissen Prinz, wie tief es mich schmerzen mußte vom Prinzen von Preußen und von Ihnen so verkannt zu werden. Den harten Tagsbefehl, welchen ich der Generalität des prinzlichen Corps vorlesen mußte, hatte der König selbst geschrieben und er stand in verborgener Nähe, um sich zu überzeugen ob ich dabei keine Milderung der Ausdrücke vornehmen werde.[1] Diese Härte that mir sehr weh; aber

[1] Der König war über den Rückzug seines Bruders aus Böhmen (der ihn gegen 8000 Mann und 3000 Wagen mit Heergeräthe kostete) so erbittert, daß im Tagsbefehle darüber gesagt wurde: „Die Generalität verdiene vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen zu werden."

geſtehen Sie mein Prinz, daß die bedrängte Lage des Königs die Anwendung außerordentlicher Mittel erforderte, um ſich unter allen Umſtänden des unbedingteſten Gehorſams zu verſichern."

Bei der eigenthümlichen Wendung, die das Geſpräch genommen hatte, ſchien Niemand Luſt zu haben die Beſprechung fortzuſetzen, weshalb ich Dir in der Kürze nur noch mittheilen will was mir Seydlitz über ſeinen Zug nach Thüringen erzählt hat. Doch wird es vorher nöthig ſeyn ein paar Worte über die Beſtrebungen der Franzoſen zu ſagen.

Schon im März hatte ſich eine franzöſiſche Armee von 110,000 Mann unter dem Marſchall d'Eſtrées am Niederrheine zuſammengezogen, lagerte ſpäter mit der Hauptmaſſe bei Weſel, welches die Preußen geräumt hatten, marſchirte in der zweiten Hälfte des Mai gegen Münſter, ſendete ſtarke Parteien nach Oſtfriesland und Heſſen, ſchob die Avantgarde bis an die Weſer vor, zögerte aber mit dem Nachrücken, weil Oeſterreich die Feſtung Magdeburg als das Operationsziel bezeichnet hatte, aber ſich ebenfalls nicht beeilte dahin zu gelangen. Hinter der Weſer ſammelte der Herzog von Cumberland, zur Deckung Hannovers, eine aus deutſchen aber in engliſchem Solde ſtehenden Truppen gebildete Armee von 56,000 Mann.[1] Die Schlacht bei Prag erzeugte in den Offenſivoperationen der Franzoſen einen völligen Stillſtand, und die ohnedies ſehr ſchlechte Disciplin derſelben erſchlaffte dadurch nur noch mehr. Alles was Verweichlichung und Luxus erſinnen können, hatten die franzöſiſchen Offiziere — faſt durchgehends Söhne aus den älteſten adeligen Familien — mit ins Feld geſchleppt und es ſchien als ſollte eine Völkerwanderung angetreten werden. Die Schlacht bei Kolin brachte eine mächtige Aenderung der Verhältniſſe aber auch politiſche Spannungen hervor. Die öſterreichiſchen Abgeordneten änderten plötzlich den Ton und wurden eben ſo anmaßend als ſie früher demüthig geweſen waren. Als Grund dazu wird die Entdeckung von geheimen politiſchen Umtrieben angegeben, welche die Franzoſen in Böhmen angeſponnen haben ſollen

Bei der vor dieſem Akte ſtattfindenden Zuſammenkunft des Königs mit ſeinem Bruder wurde Letzterer keines Blicks gewürdigt. Der Prinz verließ gleich darauf die Armee. Prinz Bevern war von einem ähnlichen Schritte nur mit Mühe abzubringen.

Der Verfaſſer.

[1] Dieſe Armee beſtand aus 26,000 Hannoveranern, 12,000 Heſſen, 10,000 Preußen, 6000 Braunſchweigern und 2000 Gothanern.

um das alte Projekt, einen französischen Prinzen auf den böhmischen Königsthron zu setzen, wieder aufzunehmen. Seit Kaunitz Staatskanzler geworden war, hatte sich indeß die Stimmung der böhmischen Edeln von Frankreich ganz abgewendet. Aber die Kaiserin war durch diese französische Hinterlist mißtrauisch geworden. Hierin dürfte ein Hauptgrund zu suchen seyn, weßhalb die Operationen des Prinzen Karl nach dem Entsatze von Prag den Charakter größter Behutsamkeit annahmen. Dann soll in diese politischen Geheimnisse eingeweiht gewesen seyn, und dem schnelleren Vordringen des Prinzen deshalb Hindernisse in den Weg gelegt haben. In Paris war man jedoch über die Unthätigkeit des Herzogs d'Estrées eben so ungehalten als besorgt in Wien, weil man hieraus auf ein stilles Einverständniß mit Preußen schloß. Der Herzog von Richelieu bot Alles auf seinen Nebenbuhler zu verdrängen; d'Estrées erhielt Kunde davon, rückte vor und schlug seinen Gegner bei Hastenbeck.

Jetzt waren alle Zweifel in die Absichten der Franzosen gehoben, und Prinz Karl wurde vom Grafen Kaunitz zum Vorrücken aufgefordert. Aber nun trat der dem Staatskanzler persönlich abgeneigte Hofkriegsrathspräsident dazwischen, und bevorwortete den Marsch der Hauptarmee nach Schlesien. Darüber wurde natürlich viel debattirt und so verstrich der Monat August in Unthätigkeit. Der Sieg bei Hastenbeck hatte aber auch dem Herzog d'Estrées keinen Nutzen gebracht, denn Richelieu war schon vorher zum Oberbefehlshaber ernannt worden, und untersagte bis zu seiner erst am 3. August erfolgenden Ankunft beim Heere jede entscheidende Unternehmung. Der neue französische Feldherr zeigte sich indeß auch nicht thätiger und zersplitterte seine Kräfte zwischen der Elbe und Weser. Die Veranlassung zu diesem seltsamen Verfahren wirft ein neues Licht auf jene Verhältnisse. In Englands Häfen wurden bedeutende Rüstungen gemacht; auch Holland rüstete sich stärker als bisher. Richelieu befürchtete deshalb eine feindliche Landung bei Stade, wohin der Herzog von Cumberland sich zurückgezogen hatte. Da früher zu dessen Heere die Truppen der Herzöge von Braunschweig, Sachsen-Gotha und des Landgrafen von Hessen gestoßen waren, kam Richelieu auf den Gedanken, daß die protestantischen Mächte eine neue Ligue (Union) bilden könnten, wodurch der Krieg gegen Preußen sich in einen Krieg gegen Norddeutschland, Dänemark, Schweden, Holland und England verwandelt haben würde, was Frankreich nicht wünschen konnte. Er suchte also

zuerſt die kleinen norddeutſchen Fürſten zu entwaffnen, und nöthigte ſpäter aus gleichem Grunde den Herzog von Cumberland zu der bekannten Capitulation von Kloſter Zeeven, in deren Folge die Truppen deſſelben auseinander gingen. Das war der einzige errungene Vortheil Richelieu's, denn an ein proteſtantiſches Bündniß hatte weder England noch Preußen gedacht. Durch dieſe irrige Vorausſetzung gewann Friedrich abermals zwei Monate (Auguſt und September) in welchen er nirgends ernſtlich angefochten wurde. Richelieu ſuchte einige feſte Plätze in ſeine Gewalt zu bringen; Prinz Karl marſchirte nach Schleſien und bedrohte Schweidnitz.

Aber der König ſollte bald durch ernſtere Gefahren bedroht werden. Schon früher war dem Prinzen Soubiſe ein beſonderes Commando in Deutſchland verſprochen worden. Das geheime Einverſtändniß vieler deutſchen Reichsfürſten mit Friedrich dem Großen, welches deſſen Lieblingsſchweſter die geiſtreiche Markgräfin von Baireuth geſchickt zu nähren wußte, der offene Uebertritt der Reichsſtadt Nürnberg zur Partei Friedrichs, der laut ausgeſprochene Widerwille der Offiziere vieler Reichskontingente gegen ihn zu kämpfen ꝛc.; dies Alles ließ befürchten daß von der Mitwirkung der Reichsarmee in dieſem Kampfe nicht viel zu erwarten ſey. Dadurch wäre aber in dem concentriſchen Operationsſyſteme gegen Preußen eine große Lücke entſtanden. Man fand es deshalb in Paris angemeſſen, den Prinzen Soubiſe mit einem beſondern Corps durch Heſſen nach Thüringen marſchiren zu laſſen, wo der Prinz von Hildburghauſen mit den Reichstruppen zu ihm ſtoßen und in Sachſen einfallen ſollte. Dieſe Vereinigung geſchah den 25. Auguſt zu Eiſenach. Ihre Geſammtſtärke belief ſich auf 57,000 Mann; die Entwaffnung des Herzogs von Sachſen-Gotha war ihr nächſtes Ziel. Aber bald traten unter der Generalität dieſer combinirten Armee ſo ernſte Mißhelligkeiten ein, daß neue Inſtruktionen eingeholt werden mußten und beſtimmt wurde, Soubiſe und Hildburghauſen ſollten unabhängig bleiben, doch aber in Gemeinſchaft operiren. Was das bedeuten will brauche ich Dir nicht erſt zu ſagen. Man ſetzte zwar den Marſch bis Erfurt fort, doch ſollten ſchon die nächſten Ereigniſſe zeigen wie wenig von dieſer Doppelarmee zu erwarten ſtehe.

Auf die Nachricht von dem Einrücken der Franzoſen und Reichstruppen in Thüringen hatte Friedrich den Prinzen von Bevern mit

49,000 Mann zur Beobachtung der öſterreichiſchen Hauptarmee bei Görlitz zurückgelaſſen, die übrigen Truppen nach Dresden zurückgeführt, dort noch einige Verſtärkungen an ſich gezogen, und dann an der Spitze von 26,000 Mann den Marſch nach Thüringen angetreten. Seydlitz ging dem Könige mit 15 Schwadronen einen Tagemarſch voraus. Bei Pegau ſtieß derſelbe den 7. September unerwartet auf öſterreichiſche Truppen. Das Elſterbrückenthor (am linken Ufer) war verrammelt, das anſtoßende Gemäuer mit Infanterie beſetzt. In der Stadt ſollten ſich 2 Bataillone und 2 Huſarenregimenter befinden. „Der König“ erzählte Seydlitz „hatte mich kurz vorher (auf dem Koliner Schlachtfelde) zum General befördert; er hatte ſich auf dem Marſche nach Dresden über ſeine bedrängte Lage vertraulich gegen mich ausgeſprochen und hinzugefügt, daß er über ſeine immer zahlreicher werdenden Gegner nur triumphiren könne, wenn alle Generale ihm mit dem Eifer dienten wie Winterfeldt, Zieten und ich. Dieſes königliche Vertrauen durch Thaten zu verdienen war das höchſte Ziel meines Ehrgeizes. Zwar wußte ich recht gut, daß der König noch mehr und vielleicht beſſere Generale habe als die genannten, aber daran durfte ich jetzt nicht denken. Es galt zu zeigen weſſen ich fähig ſey. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Zur Aufſuchung eines andern Uebergangspunktes war ohnehin keine Zeit. Ich forderte die 5 Schwadronen Huſaren auf, 100 Freiwillige abſitzen zu laſſen und die Uebergangshinderniſſe aufzuräumen. Es meldeten ſich dazu mehr als dreimal ſo viel; das war ein gutes Zeichen, doch nahm ich nur die verlangte Zahl. Den Säbel in der Rechten, das Piſtol in der Schärpe, ſtürzten ſich dieſe Freiwilligen unter dem Feuer der Oeſterreicher auf das verrammelte Thor. Die Dragoner hielten in einer Gaſſe dicht an der Brücke. Alles war in höchſter Spannung und meines Befehls gewärtig. In wenig Augenblicken war der Widerſtand am Brückenthor überwunden ohne daß die Huſaren ein Piſtol abgefeuert hatten. Die Verrammlung wurde ſchnell beſeitigt. Zwar zeigte ſich jetzt mehr feindliche Infanterie hinter der Mauer, aber das war mir gleichgiltig. Sobald ich das Thor frei ſah, gings im Gallop über die Brücke und durch die nächſten Gaſſen rechts ins Freie. Die abgeſeſſenen Huſaren griffen die Vertheidiger der Mauern von beiden Seiten an und trieben ſie zurück. Aber damit war die Gefahr noch nicht beſeitigt. In der Stadt wurde Generalmarſch geſchlagen. Die vorderſte Dragonerſchwadron ſtieß außerhalb der Stadt

auf zwei feindliche Husarenregimenter, welche eben aufgesessen waren und sich formiren wollten. Sobald zwei Schwadronen von mir im Freien waren, ließ ich sie links Front machen, über einen tief eingeschnittenen Feldweg setzen und die Oesterreicher angreifen. Dadurch gewannen die folgenden Schwadronen Raum und konnten zur Unterstützung nachrücken. Der völlig überraschte Feind leistete nur schwachen Widerstand. Ich ließ ihn bis Zeitz verfolgen, wobei 350 Gefangene gemacht wurden, und kehrte in die Stadt zurück, welche die nachfolgenden 5 Schwadronen Husaren inzwischen von der feindlichen Infanterie gereinigt hatten, die so überrascht war daß sie nur an ihre Rettung dachte. Am andern Morgen meldete sich ein großer Theil als Ueberläufer. Hier errang also die bloße Entschlossenheit einen Vortheil, der an sich zwar von keiner großen Bedeutung war, aber einen neuen Beleg liefert daß das oft am leichtesten gelingt was der nüchterne Verstand für unmöglich hält.

„Der König war mit den übrigen Truppen über Rötha marschirt und stieß am folgenden Tage wieder zu mir. Er lachte über den Vorfall, bezeigte sich sehr gnädig und vertraute mir, daß er mit Richelieu einen Briefwechsel angesponnen habe um ihn einzuschläfern, weil der Marsch gegen Soubise außerdem zu gefährlich sey. Am 13. September kamen wir bis Erfurt. Die beiden Prinzen wichen bis Gotha zurück. Hätten sie gewußt daß wir nicht über 16,000 Mann stark waren, weil der König den Prinzen Moritz mit 11 Bataillonen 10 Schwadronen zur Deckung von Leipzig an der Saale zurückgelassen hatte, sie würden nicht so schnell vor uns gelaufen seyn. Ich sollte sie aber noch besser kennen lernen. Am 15. schickte mich der König mit 20 Schwadronen bis Gotha vor und ritt selbst mit, um zu sehen ob der Feind kampflustig sey. Bei unserer Annäherung traten Hildburghausen und Soubise den Rückzug nach Eisenach an, kehrten aber mit der Avantgarde bald wieder zurück. Der König erhielt damals Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Moys und von Winterfelds tödtlicher Verwundung. Die Kapitulation von Kloster Zeeven (den 8. September) machte ihn für Magdeburg besorgt, das nur eine schwache Besetzung hatte. Mehr noch beunruhigten ihn die Unterhandlungen zwischen dem Herzoge von Braunschweig und den Landgrafen von Hessen mit Frankreich, wovon er durch seine vielen geheimen Kundschafter Kenntniß

erhielt.[1] Wurden dieſe Fürſten abtrünnig und gelang es den Franzoſen eine däniſche Elbfeſtung durch Vertrag zu erhalten, ſo war der Weg nach Berlin dem Feinde geöffnet. Der König fühlte die Unzulänglichkeit ſeiner Streitkräfte und drang wiederholt in Richelieu, ſeine Regierung auf friedlichere Geſinnungen zu bringen. Man erzählte ſogar daß die Markgräfin von Baireuth zu dieſem Zwecke insgeheim nach Paris gereiſt ſey. Ich weiß zwar nicht was dieſe Schritte für Erfolge gehabt haben, doch ſcheint wenigſtens Richelieu dadurch gewonnen worden zu ſeyn; denn er war zur Abſchließung eines ſechsmonatlichen Waffenſtillſtandes bereit, und obſchon derſelbe nicht die Genehmigung ſeines Hofes erhielt, hat der Herzog doch den Reſt des Jahres nichts unternommen was uns hätte in Verlegenheit ſetzen können. Der Oberſte von Balby, welchen Friedrich mehrmals mit geheimen Aufträgen zu Richelieu ſendete, hat mir im Vertrauen mitgetheilt, daß der Herzog ſowohl von England als von unſerem Könige anſehnliche Geldſummen empfangen habe um Nichts zu thun. Das war auch ganz nach ſeinem Geſchmack, denn der franzöſiſche Feldherr und die vielen Prinzen ſeiner Umgebung beſchäftigten ſich lieber mit Intriken und frivolen Luſtbarkeiten als mit militäriſchen Angelegenheiten. Vom Kriegführen war keine Rede mehr. Die Convention von Kloſter Zeeven iſt übrigens von England gar nicht anerkannt worden. König Georg rief den Herzog von Cumberland ſehr ungnädig zurück, und erbat ſich den Prinzen Ferdinand von Braunſchweig zum Oberbefehlshaber, wozu dieſer ſchon vor der Schlacht bei Roßbach ernannt wurde. Hätte Richelieu die Armee Cumberlands vorher angegriffen und geſchlagen, wozu er die ſchönſte Gelegenheit hatte, ſo würden ſich die dortigen Verhältniſſe für Friedrich höchſt ungünſtig geſtaltet haben.

„Inzwiſchen ließ mir der König freies Spiel. Der Uebermuth verleitete mich den Franzoſen in Gotha einen Streich zu ſpielen an welchen ich noch mit Vergnügen denke. Ich hatte erfahren, daß die beiden Prinzen den Offizieren am 19. September ein großes Souper geben würden, auf welches ein Ball folgen ſollte. Am Morgen dieſes Tages rückte ich mit meinen 20 Schwadronen vor die Stadt, in welcher ungefähr 8000

[1] Als Beitrag zur damaligen Politik der kleinen deutſchen Fürſten muß bemerkt werden daß Braunſchweig und Heſſen damals ſehr geneigt waren dieſelben Truppen, welche ſie bisher in Englands Sold geſtellt hatten, gegen beſſere Subſidien an Frankreich zu überlaſſen.
Der Verfaſſer.

Mann ſtanden. Durch allerlei Kunſtgriffe machte ich dem Feinde ein Blendwerk vor, ſo daß er vermuthen mußte ich hätte auch Infanterie und Geſchütz. Ein verſchmitzter Huſar wurde von mir als angeblicher Ueberläufer in die Stadt geſchickt, wo er die Nachricht verbreitete daß der König mit ſtarker Macht im Anmarſche ſey. Er wurde vor die Prinzen gebracht und wiederholte ſeine Ausſage, wofür er einige Goldſtücke erhielt. Hildburghauſen ſetzte ſich hierauf zu Pferde und rückte mit der Cavallerie (ungefähr 4000 Reiter) vor, um ſich von der Wahrheit jener Angabe zu überzeugen. Das war was ich wünſchte. Sobald die feindliche Cavallerie ſichtbar wurde, formirte ich meine Regimenter zum Gefecht, griff den Feind mit Ungeſtüm an, warf ihn nach Gotha zurück und verfolgte mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß das ganze Corps ohne Widerſtand mit Zurücklaſſung des Gepäcks und eines ſehr galanten Troſſes die Flucht ergriff. Gegen Abend kehrten wir in die Stadt zurück, ſtärkten uns an der wohlbeſetzten prinzlichen Tafel, und machten nachher ein flottes Tänzchen, wozu auch die in unſere Gewalt gefallenen Franzöſinnen geladen wurden. Die Schönen geſtanden uns daß ſie lieber mit den Siegern als mit den Beſiegten tanzten, woran wir auch gar nicht gezweifelt haben. Von den Gefangenen erfuhren wir daß Hildburghauſen und Soubiſe in ſteter Uneinigkeit lebten; daß die Generale der Franzoſen und Reichstruppen ſich gegenſeitig noch weniger liebten; daß die Reichstruppen zwar ſchön und tüchtig, aber mehr preußiſch als öſterreichiſch und franzöſiſch geſinnt wären, weshalb Soubiſe ihnen gar nicht traue. Das Letztere verſicherten uns die vielen Ueberläufer einſtimmig, und der König hat einen guten Theil ſeiner Verluſte durch Ueberläufer von der Reichsarmee ergänzt. Dieſe Entdeckungen theilte ich dem Könige mit und bat um Verſtärkung zu erfolgreicheren Unternehmungen, doch hatten ſich die Verhältniſſe damals ſehr ungünſtig geſtaltet, weshalb ich Befehl zum Rückzuge erhielt.

„Während ich mich in Thüringen herumtummelte, war der Herzog von Bevern mit ſeinem Corps nach Schleſien aufgebrochen, um den Herzog von Lothringen von Sachſen abzuziehen. Dieſer folgte ihm auch wirklich dahin, ließ aber den General Marſchall mit 18,000 Mann in der Lauſitz zurück. Von dieſem Corps ſollte General Haddik mit 4000 Reitern einen Streifzug nach Berlin machen, Marſchall mit der Hauptmaſſe gegen Dresden oder Torgau marſchiren, wenn der König nämlich

weiter in Thüringen vordringen werde. Wie ich ſpäter erfahren habe, konnten ſich aber die Höfe von Wien und Verſailles nicht darüber vereinigen, ob in dieſem Jahre Sachſen befreit oder Schleſien wieder erobert werden ſolle. Die Franzoſen ſtimmten für das Erſtere, die Oeſterreicher für das Letztere. Die Bedenklichkeiten des Herzogs Richelieu nährten die Beſorgniſſe des Prinzen Soubiſe; der Prinz Hildburghauſen ſprach im Kriegsrathe zwar ſehr tapfer, mochte aber zu kühnen Unternehmungen nicht die Hand bieten. Kurz es war Uneinigkeit in allen Kabinetten und Hauptquartieren unſerer Gegner. Die Urſachen haben wir damals freilich nicht immer erkannt. Das Faktum war aber unzweifelhaft, denn unſere Gegner verharrten ungeachtet ihrer großen Ueberzahl in abſoluter Unthätigkeit. — Indeß war der König ſehr für Schleſien beſorgt, wo General Nadasdi Schweidnitz belagerte, und der Herzog von Lothringen den Herzog von Bevern bei Breslau feſthielt. Die Oeſterreicher waren dort doppelt ſo ſtark als die Preußen, weshalb der König dieſer bedrohten Provinz Hilfe zu bringen beſchloß und mit einem Theile ſeiner Truppen gegen die Elbe marſchirte, wohin Prinz Moritz bereits aufgebrochen war. Feldmarſchall Keith wurde mit kaum 4000 Mann an der Saale zurückgelaſſen, ſollte Weißenfels und Merſeburg beſetzt halten, im Nothfall aber ſich nach Leipzig werfen. Damals (Mitte October) führte Haddik ſeinen Zug nach Berlin aus, welcher mehr Lärm gemacht als uns Schaden gebracht hat. Wäre der Herzog von Lothringen mit 50,000 Mann dahin marſchirt, ſo würde das die Eroberung Schleſiens viel ſicherer bewirkt haben als ſein Marſch gegen Breslau. Der König befürchtete anfangs mit Recht, daß Haddik nur der Vorläufer der öſterreichiſchen Armee ſey, befahl dem Prinzen Moritz ſchnell gegen Berlin aufzubrechen, und führte ein ſchwächeres Corps nach Herzberg. Hier erfuhr er aber die beſeitigte Gefahr für ſeine Hauptſtadt, in welcher Haddik ſich kaum 24 Stunden hatte aufhalten können. Friedrich wollte jetzt den Marſch nach Schleſien fortſetzen. Aber Keiths Meldungen von der Annäherung der Franzoſen und Reichstruppen, welche ihn bald darauf in Leipzig einſchloſſen, änderten dieſen Beſchluß. Alles was von Truppen in der Nähe war erhielt Befehl ſofort auf Leipzig zu marſchiren. Das hatte den beſten Erfolg, denn kaum erhielt der Feind Kunde von dieſer Bewegung, ſo ging er hinter die Saale zurück und ließ die Brücken abbrechen.

„Dieſe Kreuz- und Queerzüge hatten unſere Truppen ſehr erſchöpft, obſchon gegen den Gebrauch für reichliche Verpflegung geſorgt wurde. Sie erhöhten aber auch ihre Erbitterung gegen den Feind; und es ließ ſich bei einem ernſtlichen Zuſammentreffen mit demſelben der beſte Erfolg erwarten. Der König marſchirte alſo nach kurzer Raſt mit der Hauptmacht nach Weißenfels, Keith gegen Merſeburg. Die Brücken wurden ſofort wieder hergeſtellt, der Uebergang bewirkt, und am 3. November vereinigte ſich die nur 16,200 Mann Infanterie, 5400 Reiter und 80 Geſchütze ſtarke Heldenſchaar bei Braunsdorf (1¼ Meilen von der Saale). Einen Tag vorher hatten ſich die Prinzen Hildburghauſen (38 Bataillone 42 Schwadronen) und Soubiſe (52 Bataillone 42 Schwadronen) bei Mücheln (1 Meile weſtlich von Braunsdorf) vereinigt; ihre Geſammtmacht belief ſich auf 64,000 Mann mit 130 Geſchützen. Die Cavallerie der Reichstruppen beſtand größtentheils aus öſterreichiſchen Regimentern. Der Feind war uns in dieſer Waffe um das Doppelte, im Allgemeinen um das Dreifache überlegen. Gleichwohl ſtand des Königs Entſchluß den Feind anzugreifen unerſchütterlich feſt, auch blieb ihm kaum ein anderer Ausweg aus ſeiner höchſt bedrängten Lage. Eine Recognoscirung der feindlichen Stellung am 4. reizte die Kampfbegierde unſerer Truppen noch mehr, denn als wir in das Lager zurückmarſchirten, hatte der Feind die Unverſchämtheit einige preußiſche Märſche aufſpielen zu laſſen, auch wurden wir von den Franzoſen auf vielfache Weiſe verhöhnt. Die Gelegenheit uns dafür auf die glänzendſte Weiſe zu rächen bot ſich ſchon am nächſten Tage. Sie kennen den Verlauf der Schlacht bei Roßbach lieber Clauſewitz, ich werde Ihnen deshalb nur eine flüchtige Skizze der Hauptmomente entwerfen.

„Der Vormittag des 5. November verſtrich in größter Ruhe. Unſere Infanterie lagerte in zwei Treffen zwiſchen Bedra und Roßbach, die Cavallerie ebenfalls in zwei Treffen dahinter. Die Front und beide Flanken waren durch Bäche und ſumpfige Niederungen hinlänglich gedeckt. Ein offenes Hügelland breitete ſich zu unſerer Linken und im Rücken aus. Keine Bewegung des Feindes konnte unſeren Blicken entgehen. Die Diviſion des Generals St. Germain (9 Bataillone 15 Schwadronen) ſtand etwa 3000 Schritte vor der Front unſeres Lagers, die feindliche Armee in drei Treffen dicht dahinter. Der König ſagte zu ſeinen Generalen, daß er an dieſem Tage eine Unbeſonnenheit des Gegners

erwarte, und hatte sich darin nicht getäuscht. Gegen 11 Uhr sah man viel hohe Offiziere mit zahlreichem Gefolge im Lager herumreiten. Bald darauf marschirte die feindliche Armee rechts ab, verschwand aber theilweise hinter Pettstädt in flachen Vertiefungen. Gaudi erhielt vom Könige Befehl den Schloßthurm von Roßbach zu besteigen, um den Marsch des Feindes genau zu beobachten. Auf seine Meldung, daß die Spitzen der Colonnen sich südlich (gegen Reichartswerben) wendeten, begab sich der König selbst zu ihm und überzeugte sich von der Richtigkeit, auch bemerkte er daß die Cavallerie des linken Flügels an der Infanterie vorbei trabte, um sich an der Spitze der Colonne mit der des rechten Flügels zu vereinigen. Eine Zeit lang schien der König zu glauben der Feind wolle sich auf Freiburg zurückziehen. Da aber die Marschrichtung mehr nach der Saale ging, also in seinen Rücken, kam er auf andere Ansichten und beschloß dem Feinde entgegen zu gehen. Es war bereits 2 Uhr vorüber. Die Truppen erhielten Befehl das Lager abzubrechen und links rückwärts abzumarschiren. Mir wurde die Führung der Cavallerie anvertraut, mit welcher ich voraus traben sollte. Ich war damals unter allen Generalen der jüngste. Die Begriffe von Anciennetät wurzelten so fest in den Köpfen, daß ich das Commando nicht ohne Besorgniß übernahm. Zum Glück für mich gab es keine Zeit zu Debatten, ich versammelte also schnell die mir untergebenen Generale und Obersten, verkündete ihnen mit kurzen Worten des Königs Befehl, theilte ihnen meine Absichten mit und entließ sie mit den Worten: „Meine Herren, ich gehorche dem Könige und Sie gehorchen mir.“ Hierauf ließ ich die Regimenter in Schwadronen links abschwenken, trabte in offener Colonne hinter einem flachen Höhenzuge weg nach dem Janushügel, und deckte diesen Flankenmarsch durch 5 Schwadronen Husaren, welche mit Abständen zu meiner Rechten ritten. Der König folgte mir in derselben Richtung mit der Infanterie im Eilschritte, ließ aber 18 schwere Geschütze so schnell als möglich vorausfahren. Zur Beobachtung des Generals St. Germain wurden nur 1 Bataillon und 7 Schwadronen zurückgelassen.

„Ich sprengte auf den Janushügel voraus, um einen Ueberblick zu gewinnen, da der ganze Erfolg von der geschickten Benutzung des günstigen Moments abhing. Von dort entdeckte ich die Spitze der feindlichen Cavallerie bei Reichartswerben. Kein Regiment, keine Schwadron, nicht

einmal Trupps waren dem Feinde voraus gegangen, er konnte mithin von meiner Annäherung auch keine Kunde haben. Das erhöhte meine Zuversicht. Ich ließ also meine Cavallerie noch einige Tausend Schritte forttraben und dann einschwenken. Bei dieser Gelegenheit kam eine Schwadron der Leibkürassiere in Unordnung, weil das Pferd ihres Rittmeisters widerspenstig wurde. Das brachte mich in Zorn, und um zu zeigen wie ich dergleichen Vorfälle zu behandeln gewohnt sey, jagte ich den Rittmeister mit harten Worten von der Front weg. Dieses Verfahren mag in den Augen Anderer vielleicht Tadel verdienen. Aber es war stets mein Grundsatz im Dienste jeden Fehler mit rücksichtsloser Strenge zu bestrafen, zumal in so wichtigen Momenten. Dadurch bewirkte ich aber auch eine Aufmerksamkeit und Spannung, ohne welche ein Reitergeneral nicht im Stande ist große Thaten auszuführen. Die hart getadelten Offiziere übten dann auch größere Strenge gegen ihre Untergebenen, welche sich nun mit Todesverachtung auf den Feind stürzten. — Des Feindes Aufmerksamkeit schien jetzt nur auf jene 5 Schwadronen gerichtet, welche auf der Höhe in kleinen Abtheilungen forttrabten und nach der Saalbrücke unterhalb Weißenfels zu eilen schienen. Wahrscheinlich glaubte Hildburghausen unsere Infanterie nicht weit davon, und mag befürchtet haben, daß sie ihm entgehen möge. Sobald aber Oberst Moller mit den 18 Geschützen den Janushügel erreicht hatte, und von dort aus sein Feuer gegen die feindliche Cavallerie eröffnete, erwachte der Prinz aus seinem Sicherheitstraume, und befahl dem General Broglio die Regimenter aufmarschiren zu lassen. Aber das war bereits zu spät. Meine Cavallerie hielt nur etwa 1000 Schritte von der feindlichen verborgen hinter einer Höhe, und obschon jene 5 Schwadronen, welche sich auf meinem linken Flügel formiren sollten, noch nicht schlagfertig waren, stürzte ich mich mit den vordersten 15 Schwadronen blitzschnell auf den Feind. Der Zusammenstoß war furchtbar. Die im Aufmarsche begriffenen französischen Cavallerieregimenter wurden mit Macht auseinander gesprengt, wobei man einzelne Rosse mit ihren Reitern sich überschlagen sah. Indeß war es den hintersten vier Regimentern gelungen sich seitwärts herauszuziehen und die Front herzustellen. Sie griffen meinen linken Flügel an, warfen einige Schwadronen, wurden aber in diesem Augenblicke von dem nächstfolgenden zweiten Treffen (18 Schwadronen) in Front und von den 5 Schwadronen Husaren in der rechten Flanke selbst angegriffen

und nach tapferer Gegenwehr aus dem Felde geschlagen. Ich verfolgte die fliehende Cavallerie bis über Reichartswerben hinaus mit ganzer Macht und ließ sie dann reiten.

„Es war halb 4 Uhr. Wir hatten eine gute Meile Wegs im Trabe zurückgelegt, mehrere Attaken gemacht, bei der Verfolgung über manchen Hohlweg setzen müssen. Die Pferde waren athemlos; das ist noch schlimmer als wenn die Infanterie sich verschossen hat. Ich dachte an Kolin und wollte den glücklichen Erfolg dieses Angriffs nicht muthwillig aufs Spiel setzen, denn der König war mit der Infanterie noch zu fern um mitwirken zu können. Ich ließ deshalb Appel blasen, ordnete meine Regimenter, und führte sie dann über Tagewerben in die rechte Flanke der feindlichen Infanteriecolonnen, welche ein gutes Stück noch zurück waren. — Der König hatte die Flucht der feindlichen Cavallerie mit eigenen Augen gesehen. Er überließ dem Prinzen Heinrich, welcher die Infanterie befehligte, die Sorge seine Truppen ganz nach Umständen zu verwenden. Dieser geniale Prinz, damals erst 32 Jahre alt, führte die nächsten 6 Bataillone in der Richtung auf Reichartswerben und kam kurz nach 4 Uhr dort an. Auch die Artillerie wurde dahin gezogen. Unter dem Schutze einiger Batterien versuchten die Franzosen aufzumarschiren. Aber jetzt führte ich meine Regimenter aufs Neue zum Angriff. Der Widerstand war nur schwach, der Rest der französischen Cavallerie (18 Schwadronen) nicht bei der Hand. Die einbrechende Dämmerung machte uns kühner. Nach einer kurzen halben Stunde war die ganze Gegend mit Flüchtigen bedeckt, in zwei Stunden der vollständigste Sieg erfochten. So endigte der Tag bei Roßbach, der mich zum Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens machte, mir aber auch eine Schußwunde in den linken Arm zuzog, die mich längere Zeit vom Kampfplatz entfernt hielt."

Seydlitz endigte hiermit seine Erzählung. Die Erinnerung an den leidenden Zustand, in welchen ihn die an sich zwar unbedeutende Wunde versetzt und mithin gehindert hatte an den nächsten Ereignissen Theil zu nehmen, schien ihn ernstlich zu verstimmen, weshalb er mich bald darauf verließ. Die Schlußperiode dieses Feldzugs wird uns der König hoffentlich selbst mittheilen, deshalb breche ich heute hier ab.

Dreiundsechzigster Brief.

Olymp, den 30. September 1843.

Auf Napoleons Anregung hatte Friedrich heute eine große Versammlung angeordnet, in welcher die Ursachen seiner fast beispiellosen Erfolge in der zweiten Hälfte des Feldzugs 1757 in nähere Betrachtung gezogen werden sollten. Die Veranlassung dazu waren lebhafte Streitigkeiten zwischen preußischen und französischen Generalen des jetzigen Jahrhunderts über den Feldzug 1813, den man mit jenem Feldzuge zum Nachtheile Napoleons verglichen hatte, welcher an der Spitze einer ungleich größeren Kriegsmacht unterliegen mußte. Seine Getreuen hatten ihm darüber berichtet und um entscheidenden Ausspruch gebeten. Napoleon hatte jedoch ausweichend geantwortet und, statt weiterer Erörterung seiner eigenen Verhältnisse König Friedrich II. gebeten, das Unbegreifliche seiner damaligen Unternehmungen zu offenbaren. Er selbst bat um Erlaubniß nachstehende Bemerkung vorausschicken zu dürfen.

Napoleon. „Die erste Hälfte jenes denkwürdigen Feldzugs bietet keine ungewöhnliche Erscheinung dar. Der König von Preußen hat den Herbst zuvor Sachsen in Besitz genommen, die dortige Armee entwaffnet, zum Theil zu seinem Dienst gezwungen. Er verfügt über die reichen Hilfsquellen dieses Landes und Schlesiens; seine Truppen sind im Frühjahr marsch- und schlagfertig. Er fällt plötzlich mit Uebermacht in Böhmen ein, schlägt die unentschlossenen Oesterreicher bei Prag, hält die Trümmer der geschlagenen Armee fünf Wochen daselbst eingeschlossen, läßt sich durch Dauns Zögerungssystem einschläfern, liefert diesem endlich mit unzureichenden Kräften die Schlacht bei Kolin, wird geschlagen, muß die Belagerung von Prag aufheben, bleibt aber dann über vier Wochen in Böhmen stehen, noch dazu mit getheilten Kräften. Das Letztere erklärt sich nur aus der Eifersucht der österreichischen Machthaber, und aus ihrer Unkenntniß von der Bedeutung einer Schlacht. Vom Monat Juli an wird indeß fast Alles unbegreiflich. Prinz Karl steht mit 90,000 Oesterreichern bei Zittau. Graf Apraxin marschirt mit 120,000 Mann (nachdem er Memel erobert) gegen Insterburg. Herzog Richelieu steht mit 100,000 Mann in Hannover. Die Prinzen Soubise und Hildburghausen vereinigen über 50,000 Mann bei Eisenach. Von den 28,000

Schweden in Pommern will ich gar nicht ſprechen. Das bildet eine Streitmacht von 400,000 Mann, welche Preußen von allen Seiten bedrohen. Und was hat Friedrich dieſen Armeen entgegen zu ſtellen? Etwa 80,000 Mann am böhmiſchen Gebirge unter ſeinem und des Prinzen Moritz Befehl (Letzterer ſtand mit 10,000 Mann bei Pirna); 30,000 Mann in Oſtpreußen, 50,000 Mann in Hannover. Der Reſt bildet Beſatzungen von geringer Stärke. Aber ich muß die beiden letzten Ziffern noch weſentlich vermindern, denn Lehwaldt wird den 30. Auguſt bei Großjägerndorf mit Verluſt von 4000 Mann geſchlagen, und Anfang September bleiben von Cumberlands Armee nur die 10,000 Preußen übrig, welche ſich gegen Magdeburg zurückziehen. Rechnet man nun diejenigen preußiſchen Feſtungstruppen dazu, welche einen Theil der feindlichen Streitkräfte auf ſich zogen, ſo ſind die verbündeten Mächte immer noch mindeſtens dreimal ſo ſtark als der König von Preußen; ihre Armeen brauchen nur vorwärts zu gehen, ohne ſich eine um die andere zu bekümmern, und Preußen muß unfehlbar unterliegen. Der Untergang dieſer Monarchie ſcheint keinen Zweifel mehr zu haben, man will ihn auch; gleichwohl triumphirt Friedrich am Schluſſe dieſes Feldzugs über alle ſeine Gegner und verliert kein Stück Land, mit Ausnahme eines Fetzens von Weſtphalen. Das grenzt ans Wunderbare. Ich bitte alſo meinen königlichen Freund dieſes Räthſel zu löſen."

Friedrich. „Es giebt geheime Naturkräfte mein Freund, deren Wirkungen nur die Eingeweihten kennen. So iſt z. B. das Blei ein etwas verachtetes Metall. Aber einige Hundert Centner Flintenkugeln bringen ſchon eine ganz hübſche Wirkung hervor. Das Eiſen ſteht in beſſerem Anſehen. Zehntauſend Kanonenkugeln zur rechten Zeit gegen den rechten Punkt abgeſchoſſen wiegen ſelbſt ein Königreich auf. In Stahl verwandelt und als Säbelklinge oder Bajonet nachdrücklich gebraucht, bringt das Eiſen in wenig Minuten die überraſchendſten Wirkungen hervor. Dergleichen Erfahrungen hatte ich bereits in umfänglicher Weiſe gemacht. Indeß wuchs die Zahl meiner Feinde ſo ſehr, daß ich mit dieſen Mitteln nicht mehr auszureichen hoffen durfte. Ich nahm deshalb meine Zuflucht zu edleren Metallen, zu Silber und Gold. Das Letztere namentlich hat eine überaus große Wirkung, nur nicht auf alle Menſchen. Als ich noch Kronprinz war, beſtachen mich die Kabinette von Wien und Petersburg gegen meinen Vater, d. h. man ſuchte mich

durch Geldſummen, deren ich damals bedurfte, anzuregen deſſen politiſche Abſichten zu durchkreuzen. Jetzt beſtach ich Diejenigen welche mir ſchaden konnten. Meine geheimen Verbündeten in Rußland koſteten mich manche Rolle Dukaten. Das war aber immer noch viel wohlfeiler als wenn ich in Oſtpreußen ein Heer von 50,000 Mann hätte unterhalten müſſen. Richelieu koſtete mich noch mehr, konnte mir aber auch viel gefährlicher werden. Wo die edlen Metalle nicht anwendbar waren verſuchte ich es mit Schmeichelreden. Auch der Magnetismus hat mir gute Dienſte geleiſtet. Die beſſeren Beſtandtheile der Reichstruppen waren von mir magnetiſirt worden, d. h. ich hatte ihnen eine größere Achtung und Liebe zu mir als zu ihren Soldgebern eingeflößt. Nur der Prinz von Hildburghauſen haßte mich, doch das hatte nicht viel zu bedeuten."

Napoleon. „Das giebt mir noch zu wenig Aufſchluß Herr Bruder, denn alle dieſe Mittel habe ich ſelbſt angewendet und vielleicht nach einem großartigeren Maßſtabe. Es müſſen alſo damals entweder Ihre Mittel beſſer, oder die Menſchen ſchlechter geweſen ſeyn."

Friedrich. „Der Gegenſtand iſt zu ernſt um ihn auf ſcherzhafte Weiſe zu behandeln, deshalb will ich einen anderen Ton anſtimmen. Was ich indeß vorhin bemerkte iſt nicht minder die reinſte Wahrheit, nur in anderen Worten ausgedrückt. Im Auguſt war meine Lage furchtbar, ſie verſchlimmerte ſich noch im September, und wurde im October wahrhaft verzweifelnd. Vergebens hatte ich mich im Auguſt bemüht, den Prinzen Karl zur Schlacht zu nöthigen und ihn nach Böhmen zurückzuwerfen. Er blieb ruhig in ſeiner ſtark verſchanzten Stellung, die ich aus Rückſicht auf die nothwendige Schonung meiner Truppen nicht anzugreifen wagte. Die unglückliche Schlacht bei Groß-Jägerndorf brachte meine öſtlichen Länder in Gefahr, wodurch auch Schleſien bedroht wurde. Der Rückzug des Herzogs von Cumberland öffnete den Franzoſen die kürzeſte Straße nach den Marken, und ſetzte Soubiſe den Marſch nach Leipzig oder Dresden ohne Unterbrechung fort, ſo war auch Sachſen verloren. Denn was würde es mir geholfen haben, den einen oder den andern Gegner abzuwehren, wenn die öſterreichiſche Hauptarmee durch die Lauſitzen gegen meine Erblande vordrang? — In dieſer ſchrecklichen Bedrängniß leiſtete mir die Uneinigkeit meiner Gegner den kräftigſten Beiſtand. In Petersburg und Paris hatte ich mehr Freunde als Feinde. Waren Vorſtellungen nicht ausreichend, ſo halfen Gold und

Schmeichelworte. Maria Thereſia ſchmeichelte der Pompadour, ich ſchlug den kürzeren Weg ein und ſchmeichelte Richelieu."

Napoleon. „Aber Richelieu hat in dem Lande Ihres einzigen Verbündeten von Bedeutung bei alledem doch furchtbar gehaust. Die in Hannover erpreßten Geldſummen waren ſo beträchtlich, daß er in Paris einen herrlichen Pallaſt bauen ließ den das Volk ſpottweiſe le Pavillon de Hannovre nannte. Dieſes Beiſpiel fand Nachahmung und mußte Ihre Hilfsquellen ſchwächen."

Friedrich. „Eine Gefälligkeit iſt der anderen werth Herr Bruder. Je ärger die Franzoſen in Hannover hausten, deſto größer wurde der Haß zwiſchen Frankreich und England, deſto feſter das Bündniß Georgs mit mir. Aus eigenen Mitteln konnte ich die Habgier der Franzoſen nicht befriedigen, ich mußte ſie alſo gewähren laſſen."

Napoleon. „Das konnte England leicht veranlaſſen ſeinen Verbündeten zu opfern."

Friedrich. „Dann war ich freilich rettungslos verloren, aber das hatte ich aus guten Gründen nicht zu befürchten."

Napoleon. „Wie konnten Sie aber wagen die öſterreichiſche Hauptarmee an Sachſens Grenze ſtehen zu laſſen, um Soubiſe und Hildburghauſen entgegen zu gehen von denen doch nicht viel zu befürchten war? Hieß das nicht Alles aufs Spiel ſetzen um dem Ungewiſſen nachzulaufen? Wenn nun die Prinzen, wie ſie auch gethan, dem Stoße auswichen und die Oeſterreicher den Herzog von Bevern ſchlugen?"

Friedrich. „Bevern war allerdings nur halb ſo ſtark, doch ſtanden ihm Winterfeldt und Zieten zur Seite, mit dieſen Beiden verliert man keine Schlacht. Hätte Karl ſich ſchlagen wollen, ſo hatte er früher Gelegenheit genug es mit Erfolg zu thun. Soubiſe machte mir größere Sorge. Er war kein ſo ſchlechter Feldherr als wofür man ihn gehalten, auch konnte ich ihm nicht auf andere Weiſe beikommen. Aber gelang es mir ihn zurückzudrängen, ſo erhielt Richelieu dadurch einen Vorwand ebenfalls unthätig zu bleiben, ohne in Verdacht des Einverſtändniſſes mit mir zu fallen. Indeß hätte ich in Thüringen am liebſten ſchon im September einen nachhaltigen Sieg erfochten, denn durch das Ausweichen meiner dortigen Gegner gerieth ich in Gefahr Schleſien zu verlieren. Am ſchlimmſten war meine Lage in der zweiten Hälfte des Octobers. Die Ungewißheit über die Unternehmungen der Oeſterreicher machte es mir

unmöglich irgendwo einen entscheidenden Schritt zu thun. Haddiks Streifzug setzte mich in große Verlegenheit. Was ich zwischen der Elbe und Saale im freien Felde zusammenbringen konnte belief sich kaum auf 25,000 Mann. Richelieu, Soubise und Hildburghausen hatten zusammen über 160,000 Mann. In Schlesien spielte Prinz Karl mit 85,000 Mann den Meister. Von dorther konnte ich mich also nicht verstärken. Zum Glück war die Spannung zwischen den Höfen von Wien und Versailles damals am größten; meine geheimen Unterhandlungen fanden deshalb Eingang."

Napoleon. „Die Schlacht bei Roßbach scheint dem zu widersprechen. Soubise muß andere Instruktionen gehabt haben als Richelieu."

Friedrich. „Die Schlacht bei Roßbach war in jeder Hinsicht ein Impromptu. Ich hatte zwar die Absicht meine Gegner anzugreifen. Diese hielten aber den Feldzug für beendigt, dachten nur an die Winterquartiere, und waren nicht der Meinung etwas Ernstes zu unternehmen. Wie hätte ich sonst bei ihrer Nähe und Stärke bei Halle, Merseburg und Weißenfels über die Saale gehen, und meine drei schwachen Corps bei Braunsdorf vereinigen können."

Napoleon. „Soubise wurde aber doch von Hildburghausen aufgefordert die Preußen anzugreifen?"

Friedrich. „Allerdings. Aber man hat mich versichert daß dies nur in der Hoffnung geschehen sey eine abschlägliche Antwort zu erhalten. Die Taktik dieser beiden Herren bestand darin, daß sie sich abwechselnd zum Handeln aufforderten und gegenseitig daran hinderten. Deshalb haben sie sich bei Roßbach auch so schlecht unterstützt. Ich habe dort nicht mit 22,000 Mann, sondern nur mit 7 Bataillonen und 38 Schwadronen, d. h. mit 9000 Mann, eine Armee von 64,000 Mann geschlagen, die übrigen Truppen haben weder einen Schuß gethan noch den Säbel gezogen. In zwei Stunden war die Sache zu Ende."

Napoleon. „Diese Schlacht ist eine Schmach für die französischen Truppen, die selbst der Sieg bei Jena nicht vertilgen konnte, denn dort gab es manchen heißen Kampf. Soubise und St. Germain hätten vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden sollen."

Friedrich. „Das erstere geschah auch lieber Freund, aber der Präsident des Kriegsgerichts war die Pompadour, die Strafe: ein Verweis für den Prinzen Soubise, eine Belobung für den Grafen St.

Germain, daß er ſeine Truppen, die mich während des Abmarſches nach Reichartswerden im Rücken angreifen konnten, nicht unnöthigen Gefahren ausgeſetzt habe. Nur Hildburghauſen verlor das Commando, weil Niemand mehr unter ihm dienen mochte. Aber den Truppen iſt kein Vorwurf zu machen, nur ihren Führern. Die Maitreſſenwirthſchaft hatte die franzöſiſchen Offiziere, mit ſehr geringen Ausnahmen, von Grund aus verdorben. Tel maitre, tel valet!"

Napoleon. „Ja wohl, ich kenne das. Perſönliche Tapferkeit, die den franzöſiſchen Offizieren zu allen Zeiten eigen geweſen, iſt nicht die wichtigſte Eigenſchaft des Soldaten. Der Tambour muß ſie oft in noch höherem Grade beſitzen als der General. Der Gehorſam, die Standhaftigkeit und Ausdauer in der Gefahr, die Geduld bei Ertragung von Beſchwerden, die Unermüdlichkeit bei nothwendigen Anſtrengungen, kurz die treue Hingebung und heldenmüthige Aufopferung, das ſind die kriegeriſchen Tugenden eines Heeres. Hierin ſollen die Anführer aller Grade ihren Untergebenen mit gutem Beiſpiel voran gehen. Dieſe Eigenſchaften fand man damals vorzugsweiſe im preußiſchen Heere. Darin iſt die Haupturſache ſeiner glücklichen Erfolge zu ſuchen. Ein Vorbild dieſer Tugenden war der königliche Feldherr mit ſeinen Getreuen, und zu keiner Zeit iſt der Unterſchied zwiſchen den kriegführenden Parteien vielleicht ſo groß geweſen als in jener Zeit. Aber, um wieder auf den Sieg bei Roßbach zurückzukommen, die Folgen ſcheinen mir doch nicht erheblich geweſen zu ſeyn."

Friedrich. „Ich machte über 5000 Gefangene, eroberte 67 Geſchütze und das ganze Gepäck. Ohne die einbrechende Dunkelheit würde der Gewinn noch größer geweſen ſeyn. Das Schlachtfeld war mit 3000 Todten und Verwundeten bedeckt; mein eigener Verluſt belief ſich nur auf etwas über 500 Mann. Die Franzoſen gingen bis Heiligenſtadt zurück, die Reichstruppen löſten ſich auf, und kämpften in den nächſten Feldzügen mit noch größerer Abneigung gegen mich. Iſt das nicht genug? Für meine bedrängte Lage war das freilich nicht ausreichend. Aber das Beſte zeigte ſich erſt in der Folge. Die Zahl meiner Freunde in Deutſchland, Frankreich und Rußland mehrte ſich von dieſem Tage an auf ſichtbare Weiſe. Die Gefangenen nahmen willig Dienſte unter meinen ſiegreichen Fahnen, ſelbſt Generale wollten nichts von Auswechſelung hören. Natürlich ſpreche ich hier nur von deutſchen Truppen. — Indeß hatte

ich noch einen harten Strauß zu beſtehen. Die Nachrichten aus Schleſien lauteten immer ſchlechter, ich durfte mit meinem Marſche dahin nicht länger zögern, weshalb ich die Franzoſen nur zwei Tage lang verfolgte und dann nach Leipzig zurückkehrte. Was Sieg und Ruhm für Wirkungen hervorbringen können, das habe ich im November 1757 erfahren. Mit Einſchluß der Truppen welche Prinz Ferdinand mir zugeführt, und der eingeſtellten Gefangenen oder Ueberläufer hatte ich jetzt nur über 33,000 Mann zu verfügen. Davon ließ ich 15,000 Mann unter meinem Bruder Heinrich zur Beobachtung Richelieu's an der Saale zurück. Feldmarſchall Keith mußte mit 4000 Mann über Chemnitz nach Böhmen marſchiren und die Nachricht verbreiten, daß ich mit der Armee nachfolge. Mit dem Reſt (19 Bataillone 28 Schwadronen) brach ich den 13. November über Torgau, Bautzen und Görlitz nach Schleſien auf."

Napoleon. „Welche excentriſche Bewegungen! Was ſollte Keith in Böhmen? Wer bürgte Ihnen dafür, daß Sie mit dieſem Häuflein dem Prinzen von Bevern wirkliche Hilfe bringen würden?" —

Friedrich. „Eben dieſer Feldmarſchall Keith mit ſeinen 4000 Mann. Die öſterreichiſchen Feldherren von damals, mit ihrem langweiligen Hofkriegsrathe, ſind nicht die öſterreichiſchen Feldherren von 1809. Wo ein Feldmarſchall Keith erſcheint, da vermuthet man weit mehr als 4000 Mann. Er hatte übrigens die Weiſung wo möglich bis Prag vorzudringen, eine Demonſtration die nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Vielleicht wird man das für einen ſehr unzeitigen ſtrategiſchen Muthwillen halten; es lag dieſer Operation aber eine bittere Nothwendigkeit zum Grunde. Der General Marſchall ſtand noch mit 14,000 Mann an der Elbe unweit Pirna, Hadik mit 4000 Mann in der Oberlauſitz. Beide würden mir den Marſch nach Schleſien leicht haben verwehren können; ſtellten ſie ſich mir auch nicht in den Weg, ſo konnten ſie mir doch zur Seite oder auf dem Fuße folgen, und dann würde ich in Schleſien noch größeren Gefahren entgegen gegangen ſeyn. Keiths Marſch nach Böhmen befreite mich auf die leichteſte Weiſe von dieſen Gegnern, welche eiligſt den Rückzug nach Prag antraten. Ich hatte mich alſo in meiner Vorausſetzung nicht geirrt. Der Feldmarſchall trieb in Böhmen ſtarke Contributionen ein, zerſtörte die Elbbrücke bei Leitmeritz, vernichtete mehrere Magazine, und kehrte den 5. December nach Chemnitz zurück ohne einen Mann verloren zu haben. War das nicht ein ſchöner

Erfolg? — Aber deſto übler ſtand es in der Hauptſache. Schon in Görlitz erfuhr ich die Erſtürmung von Schweidnitz (den 12. November), wodurch mir 10 Bataillone 10 Schwadronen vorzüglicher Truppen verloren gingen, und Nadasdi's Corps (28,000 Mann) gegen mich disponibel wurde. Am 28. komme ich mit meinen 14,000 Mann zwar glücklich bei Parchwitz an, ſtatt aber den Herzog von Bevern mit 40,000 Mann hier zu finden, erfahre ich daß er den 22. bei Breslau mit Verluſt von 9000 Mann geſchlagen worden, dieſe Stadt mit der Kriegskaſſe, allen reichen Vorräthen und der 5000 Mann ſtarken Beſatzung in die Gewalt der Oeſterreicher gefallen, und der Prinz ſelbſt in Gefangenſchaft gerathen iſt. Von den ſchwachen und entmuthigten Trümmern dieſes Corps durch die Oder und den übermächtigen Feind getrennt, ſtehe ich nun bei Parchwitz. Alle meine Combinationen ſind mit einem Schlage vernichtet. Mein Unglück hat den höchſten Grad erreicht. Hätte Winterfeldt noch gelebt es wäre gewiß nicht dahin gekommen!"

Zieten. „Euer Majeſtät halten zu Gnaden, des Herzogs von Bevern Durchlaucht hat damals gethan was in ſeinen Kräften ſtand und verdient keine Vorwürfe. Es war für ihn kein leichtes Stück Arbeit, die öſterreichiſche Armee aus der Läuſitz nach Schleſien zu verſetzen und ſie dort acht Wochen lang feſt zu halten. Gelang das nicht, ſo würden Euer Majeſtät von einem Siege bei Roßbach nicht viel zu erzählen haben. Winterfeldt war gewiß einer der beſten Generale, aber ſein ungeſtümer Ehrgeiz hat unter der Generalität oft böſes Blut gemacht."

Friedrich. „Ich hatte dem Prinzen von Bevern aufgetragen Schleſien zu decken, er ließ ſich aber Schweidnitz nehmen; ich befahl ihm ferner den Prinzen Karl anzugreifen, er zog ſich aber hinter die Lohe zurück und ließ ſich dort ſchlagen. Das ſind unverzeihliche Fehler."

Zieten. „Der Verluſt von Schweidnitz war nicht unſere Schuld Majeſtät; die Feſtung hätte ſich fünf Wochen halten können, General Seers capitulirte aber ſchon nach vierzehntägiger Belagerung. Das ließ ſich nicht vorausſehen und kam uns eben ſo unerwartet. Ein Angriff auf den Prinzen Karl wäre zwar ausführbar geweſen bevor er ſich durch das Belagerungscorps verſtärkte; aber die Oeſterreicher blieben immer faſt doppelt ſo ſtark, und waren nicht ſo leicht zu ſchlagen wie die Franzoſen und Reichstruppen. Wie die Sachen an der Elbe und Saale ſtanden, haben wir damals mit Beſtimmtheit nicht erfahren können. Da Euer

Majestät aber nicht nach Schlesien kamen, mußten wir befürchten daß der Feind Ihnen dort stark zusetze. Unter solchen Umständen schien es dem Herzoge von Bevern rathsam, mit größter Vorsicht zu verfahren, und ich habe ihn in dieser Ansicht zu bestärken gesucht. Die harte Weise, in welcher Euer Majestät Unglücksfälle Ihrer Generale zu strafen beliebten, war nicht geeignet zu kühnen Uebereilungen aufzuforden, wenn man für den Erfolg verantwortlich bleibt."

Friedrich. „Ich bin es schon gewohnt Zieten, daß Du mir zuweilen den Text lieſest; aber sage einmal selbst ob das Unglück bei Breslau nicht abzuwenden gewesen wäre."

Zieten. „Gewiß Majestät, wenn jeder General seine Schuldigkeit so gut gethan hätte, wie des Herzogs von Bevern Durchlaucht. Unsere Stellung war stark genug, obwohl etwas zu ausgedehnt für 30,000 Mann, die von 80,000 Mann angegriffen werden. Aber einige Verschanzungen wurden zu früh verlassen, und die nächsten Abtheilungen zögerten sich dem vorrückenden Feinde entgegen zu werfen, als noch Hoffnung war ihn zum Rückzuge hinter die Lohe zu zwingen. Der Prinz war überall wo Gefahr drohte; er konnte aber doch nicht Alles selbst leiten. Das überlegene österreichische Geschützfeuer that uns übrigens großen Schaden. Das Schlachtfeld war gegen Abend nicht mehr zu behaupten. Indeß gab der Herzog noch nicht Alles verloren und entwarf mit mir den Plan zu einem nächtlichen Angriffe. Die übrigen Generale stimmten aber meist abfällig, weil die Truppen zu sehr erschöpft und entmuthigt wären. Nun versuchte der Herzog sich den Weg nach Groß-Glogau frei zu machen, um seine Truppen Euer Majestät zuzuführen, aber er gerieth bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft. Ich glaube gern daß unter Euer Majestät Anführung der Ausgang besser gewesen seyn würde; ein Unterfeldherr hat aber nicht dieselben Mittel die dem Könige zu Gebote stehen."

Napoleon. „Der alte Zieten läßt sich nicht werfen Herr Bruder, und ich glaube er hat Recht. Aber dieses Unglück mußte Sie hart treffen und den ganzen Plan zur Befreiung Schlesiens durchkreuzen. Wie war es möglich jetzt noch Hoffnungen zu hegen?"

Friedrich. „Mein gutes Recht war meine Stärke. Wäre ich auf Eroberungen ausgegangen, so würde ich diese Unglücksfälle als eine Strafe des Himmels angesehen haben. Ich wollte ja aber nur behaupten

was mein Eigenthum war. Das Leben hatte für mich allen Reiz verloren; es blieb mir nur die Wahl zwiſchen Sieg oder ruhmvollem Untergang. Sobald man die Rechnung mit der Welt abgeſchloſſen hat, athmet es ſich viel leichter.[1] Mein wackerer Zieten führte mir die ſchwachen Trümmer jenes Corps am 2. December über Glogau bei Parchwitz zu; der geſunkene Muth derſelben wurde durch die Sieger bei Roßbach bald wieder gehoben, und nachdem ich allen Generalen und Stabsoffizieren eröffnet hatte daß ich entſchloſſen ſey das Aeußerſte zu wagen, verzweifelte Niemand mehr am Gelingen. Meine ganze Streitmacht belief ſich jetzt auf 21,000 Mann Infanterie, 11,000 Reiter und 167 Geſchütze. Prinz Karl hatte 75,000 Mann und 300 Geſchütze zu ſeiner Verfügung, ſcheint aber nicht geglaubt zu haben daß es mir jetzt noch in den Sinn kommen könne ihn angreifen zu wollen. Man ſpöttelte im öſterreichiſchen Hauptquartiere über die Berliner Wachparade, wie man meine Heldenſchaar zu nennen beliebte, und blieb ganz ruhig in demſelben Lager bei Breslau ſtehen, welches vor Kurzem erſt erobert worden war. Indeß ſcheinen die Herren Oeſterreicher ſich doch ein wenig geſchämt zu haben, mich unangefochten in ihrer Nähe ſtehen zu laſſen. Am 2. December verließ der Prinz ſein Lager (wo jedoch ein Park von 100 Geſchützen mit einigen Tauſend Mann zurückgelaſſen wurde), überſchritt bei Liſſa das Schweidnitzer Waſſer und lagerte zwiſchen den Dörfern Nypern und Gohlau. Seltſamer Weiſe war die Feldbäckerei unter ſchwacher Bedeckung bis Neumark vorausgeſchickt worden, woraus ich ſchließen muß daß der Marſch weiter fortgeſetzt werden ſollte und ein Angriff von mir keineswegs befürchtet wurde. Ich hatte davon keine Ahnung und war nicht wenig überraſcht den 4. December in Neumark auf eine ſo ſonderbare Avantgarde zu ſtoßen. Der entſchloſſene Angriff einiger Huſarenregimenter, von welchen ich mehrere Schwadronen abſitzen ließ, reichte hin dieſen Ort mit ſeinem ganzen Inhalte in meine Gawalt zu bringen. Jetzt erſt erfuhr ich durch die Gefangenen, daß die Oeſterreicher ihre ſtarke Stellung bei Breslau verlaſſen hatten und mir ganz nahe ſtanden. Das beſtärkte mich nur noch mehr in dem Vorſatze ſie anzugreifen. Ich bedauere weder den Prinzen Karl noch Feldmarſchall Daun in der Verſammlung zu ſehen, um zu erfahren weshalb ſie meinen Angriff lieber in freier Ebene als in verſchanzter Stellung abwarten wollten."

[1] Vergleiche v. Schöning „der ſiebenjährige Krieg" I. 95.

Radasdi. „Darüber kann ich Aufschluß geben Sire. In unserem Hauptquartiere ging es zu wie auf den polnischen Reichstagen, nur nicht so tumultuarisch. Zwischen dem Prinzen und seinen Rathgeber (Daun) trat bei allen wichtigen Anlässen die alte Eifersucht wie ein feindlicher Dämon. Die beiderseitigen Anhänger bespöttelten oder bekämpften was nicht im Gehirn ihrer Prinzipale entsprungen war. Daun's vorsichtige Klugheit stimmte für das Verbleiben hinter der Lohe, wo man uns allerdings ohne Aussicht auf irgend einen erheblichen Erfolg angegriffen haben würde. Der ritterliche Prinz verwarf diese Idee, weil sie uns bei solcher Ueberlegenheit in den Augen der Welt für Feiglinge hätte erscheinen lassen. Diese Ansicht leuchtete ein. Es wurde also beschlossen die Preußen anzugreifen. Aber der Prinz war leider nicht fest genug in seinen Beschlüssen, und als wir das Schweidnitzer Wasser überschritten hatten, Zietens Ankunft bei Parchwitz erfuhren, da äußerte sich unter der Generalität so viele Besorgniß, daß der Prinz das weitere Vorrücken unterließ. Euer Majestät werden damals schwerlich geahnt haben, daß die wüthenden Angriffe Ihrer Truppen in der Schlacht bei Kolin von Einfluß auf die Stimmung der bei Leuthen lagernden Armee seyn könnten, und gleichwohl sprach man es laut aus, daß es gefährlich sey die Preußen im freien Felde anzugreifen, daß man folglich ihren Angriff lieber in einer starken Stellung erwarten müsse. Hätte man uns damals Zeit gelassen, ich glaube wir wären hinter das Schweidnitzer Wasser zurück gegangen."

Friedrich. „Daran erkenne ich den vorsichtigen Daun. Vorsicht im Kriege ist eine schöne Tugend, aber ist sie nicht mit Kühnheit gepaart dann wird sie zum Fehler. In meiner damaligen Lage mußte ich die Oesterreicher angreifen, sie mochten stehen wo sie wollten. Der Sieg bei Roßbach würde ohne alle erhebliche Folgen geblieben seyn, wenn es mir jetzt nicht gelang die Oesterreicher tüchtig auf's Haupt zu schlagen. Die Stärke derselben kam dabei gar nicht mehr in Betracht. Meine Generale, alle Offiziere und Soldaten hatten laut erklärt, daß sie mit mir siegen oder sterben wollten. Die Spannkraft der kleinen aber entschlossenen Schaar war auf's Höchste gesteigert worden. Das gab mir Hoffnung. Als ich am Morgen des 5. December bei Borne ankam (½ Meile vor dem rechten Flügel der Oesterreicher), hatte zwar meine Avantgarde ein heftiges Cavalleriegefecht zu bestehen, doch blieb ich meinem Vorsatze treu."

Nadasdi. „Gerade dieſes Gefecht hat uns am meiſten geſchadet Sire, denn mit ihm begann die ganze Reihe fehlerhafter Anordnungen, welche unſerer Seits an dieſem Tage getroffen worden ſind. General Noſtitz war vom rechten Flügel mit ſeinen drei (ſächſiſchen) Dragonerregimentern und zwei Huſarenregimentern vorgeſchickt worden die preußiſche Vorhut anzugreifen, um die Marſchrichtung der Armee kennen zu lernen. Die Erinnerung an das, was dieſe Regimenter bei Kolin vollbracht hatten, führte ihn über ein Defilé hinaus, wodurch er gleich anfangs in Nachtheil kam. Er verlangte Verſtärkung von Luccheſi, welcher den rechten Flügel befehligte, und ſetzte in Erwartung derſelben das ungleiche Gefecht über eine halbe Stunde fort, bis er endlich unterlag. Das wäre noch kein ſo großer Nachtheil geweſen. Aber der Prinz von Lothringen glaubte daß ſein rechter Flügel durch einen Hauptangriff bedroht werden ſolle, und ſendete mir Befehl den größten Theil der Cavallerie des linken Flügels auf den rechten rücken zu laſſen. Als man ſpäter den Marſch der preußiſchen Armee in der Richtung auf Lobetinz wahrnahm, glaubte Daun daß die Preußen uns gar nicht angreifen, ſondern (rechts) über das Schweidnitzer Waſſer gehen würden, weshalb man unterließ die Cavallerie des linken Flügels wieder zurückzuſchicken. Nachdem ich aber gemeldet hatte, daß die Spitzen der preußiſchen Colonnen ſich nach meiner linken Flanke dirigirten und ich wahrſcheinlich bald angegriffen werden würde, erhielt jene Cavallerie zwar Befehl zum Rückmarſche, kam aber zu ſpät ſo daß mein Flügel inzwiſchen geſchlagen wurde."

Friedrich. „Das war ja eben was ich bezweckte, und um die Oeſterreicher über den wahren Angriffspunkt zu täuſchen, ließ ich die Avantgarde ſo lange zwiſchen Borne und Haide ſtehen, bis die Infanterie bei Schriegwitz angekommen war, worauf ein Theil derſelben ſich dem linken Flügel anſchloß. Einmal in der linken Flanke angekommen, hatte ich ſchon halb gewonnenes Spiel."

Nadasdi. „Euer Majeſtät wollen nicht ungnädig werden wenn ich dem widerſpreche. Meine linke Flanke war durch die hinlänglich beſetzten Dörfer Sagſchütz und Gohlau und durch das dazwiſchen liegende Gehölz gedeckt. Einige Bäche und naſſe Wieſen erſchwerten dort den Durchbruch. Hinter dem Gehölz befand ſich eine Anhöhe, auf dieſer eine Batterie. Hätte ich hinter derſelben meine Cavallerie bereit gehabt, ſo widerſtand

ich jedem Angriffe ſo lange bis ich von der Mitte Verſtärkung erhalten konnte. Aber von den 25,000 Mann meines (linken) Flügels fehlten mir gegen 4000 Reiter. Die württembergiſchen und baieriſchen Truppen (gegen 8000 Mann) hielten ſchlechten Stand und liefen, als ſie Sagſchütz und das Gehölz räumen mußten, theilweiſe auf jene Batterie zu welche die rückwärtige Höhe beſetzt hielt und dadurch am Feuern gehindert wurde. Das ſind Unglücksfälle die Euer Majeſtät doch nicht vorausſehen konnten. General Zieten wird mir bezeugen wieviel Mühe es ihm gekoſtet, mit ſeinen 40 Schwadronen zwiſchen Gohlau und dem Schweidnitzer Waſſer durchzudringen und in meine linke Flanke zu gelangen. Wäre ich zur rechten Zeit unterſtützt worden, wir hätten eben ſo gut wie bei Kolin die Schlacht gewinnen können."

Friedrich. „Wenn alle öſterreichiſche Generale an dieſem Tage ſo umſichtig gehandelt hätten wie Graf Nadasdi, ſo würde mir der Verſuch gewiß ſehr theuer zu ſtehen gekommen ſeyn. Meine Anordnungen waren jedoch von der Art, daß ich jede entſcheidende Bewegung der Oeſterreicher und die muthmaßliche Dauer ihrer Ausführung in Zeiten erfahren konnte. Bei Kolin verblendete mich die Leidenſchaft. Bei Leuthen unterließ ich keine Vorſichtsmaßregel. Die bei Haide zurückgelaſſenen Cavallerieregimenter meiner Avantgarde machten dem feindlichen rechten Flügel und der Mitte nicht blos ein Blendwerk vor, ſie hielten den erſteren im Zaum und beobachteten die letztere mit Argusaugen. Offiziere befehligten zwiſchen Haide und Lobetinz eine Reihe von Poſten, um mich von jeder Bewegung der feindlichen Hauptmacht ſogleich in Kenntniß zu ſetzen. Alle übrige Truppen (46 Bataillone 90 Schwadronen 167 Geſchütze) ſtanden Mittags 1 Uhr zum Angriffe bereit, auf dem engen Raume zwiſchen Lobetinz und Schriegwitz. Prinz Moritz mit der Infanterie und den Geſchützen in der Mitte, Zieten zur Rechten und mein mürriſcher aber ſehr tapferer Drieſen zur Linken, harrten nur meines Winkes. Dieſer Macht unter ſolchen Führern zu widerſtehen, würde Ihnen gewiß nicht möglich geweſen ſeyn, wären auch alle Ihre Truppen vereinigt geweſen. Daß wir kein leichtes Spiel haben würden wußten wir. Aber bei der heldenmüthigen Stimmung der Truppen war ich des Erfolges gewiß."

Nadasdi. „Die preußiſchen Truppen haben an dieſem Tage Proben der glänzendſten Tapferkeit abgelegt. Der Vormarſch des Prinzen

Moritz in ſchräger Ordnung mit dem rechten Flügel voran, die Bataillone 50 Schritte Abſtand haltend, hat unſere Bewunderung erregt. Die Batterien wetteiferten an Präziſion der Bewegung und im Feuern mit den Bataillonen. Aber Sire, als Zieten durch mich bei den Gehölzen zwiſchen Rathen und Leuthen aufgehalten wurde, und Ihre Infanterie vergebens in Leuthen einzudringen ſuchte; als unſere Mitte ſich hinter dieſem 2000 Schritte langen Dorfe aufgeſtellt, Luccheſi mit der übrigen Cavallerie ſich rechts angeſchloſſen hatte, da ſtanden unſere Angelegenheiten noch gar nicht ſo ſchlecht. Selbſt der Verluſt von Leuthen änderte in der Hauptſache wenig. Es war bereits nahe an 4 Uhr. Noch eine Stunde Widerſtand und die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende."

Friedrich. „So leichten Kaufs wären die Oeſterreicher nicht losgekommen; ich hätte ſie auch des Nachts angegriffen und war des Sieges dann um ſo gewiſſer. Der entſchloſſene Wille zu ſiegen gilt mehr als die formellen Verhältniſſe der Schlachtordnung, die mir nicht ungünſtig waren. In den Reihen meiner Gegner war die Zaghaftigkeit nicht zu verkennen, denn trotz ihrer Ueberlegenheit parirten ſie nur die Stöße die ich ihnen beizubringen ſuchte; ſelbſt zu ſtoßen kam ihnen gar nicht in den Sinn. Meine überraſchende Annäherung hatte ſie ganz verblüfft. Als Luccheſi gegen Abend mit 70 Schwadronen die ungeſchickte Linksſchwenkung machte, um meine Infanterie hinter Leuthen anzugreifen, bewies er nur daß Uebereilungen der Unentſchloſſenheit ſtets auf dem Fuße zu folgen pflegen. Er hätte doch wiſſen ſollen, daß Drieſen mit 50 Schwadronen hinter der Radaxdorfer Höhe ſtand und nur auf Gelegenheit wartete ihm in das Zeug zu fahren. Das geſchah auch mit ſolcher Schnelligkeit, daß Luccheſi's Flügel auf drei Seiten mit großem Nachdrucke angegriffen und vollſtändig geſchlagen wurde, womit die Schlacht zu Ende war, denn die Infanterie trat gleich darauf den Rückzug an, wobei ſie von meiner Cavallerie mehrmals mit großem Erfolg angegriffen wurde."

Nadasdi. „Wenn Luccheſi, ſtatt mit einer ſehr ſchwierigen Evolution ſich links gegen die Infanterie zu wenden, gerade aus geritten wäre und den General Drieſen geſchlagen hätte, war der Sieg unſer."

Drieſen. „Mit Wenn und Aber läßt ſich General Drieſen nicht ſchlagen. Sobald Luccheſi gegen mich anritt, hatte er die tapfern 10 Schwadronen Baireuth Dragoner, welche zu meiner Linken ſtanden, unter

allen Umständen in Flanke und Rücken, und mit den übrigen 40 Schwadronen würde ich ihn schon ganz allein geschlagen haben. Lucchesi würde überhaupt bald von mir selbst angegriffen worden seyn, denn wir hatten an diesem Ehrentage noch wenig Gelegenheit gehabt uns auszuzeichnen. Aber es war mir natürlich viel lieber die Schlacht auf solche Weise entscheiden zu können. Da die Oesterreicher einmal den Angriff stehenden Fußes erwarten zu wollen schienen, war ihre Besiegung schon zu Mittag ausgesprochen, denn eine Schlachtordnung in zwei starren Linien von einer Meile Ausdehnung kann rechtzeitig nicht mehr angemessen verändert werden, sobald der gegen eine Flanke concentrirte Angreifer mit Entschlossenheit handelt."

Friedrich. „Ich weiß was ich meinen beiden braven Reitergeneralen an diesem Tage zu verdanken habe, aber mein Moritz hat mit der Infanterie ebenfalls Wunder der Tapferkeit verrichtet, weshalb ich ihn auch auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannte. Ich war ihm diese Genugthuung schuldig für die harte Behandlung bei Kolin, wo er es redlich mit mir meinte."

Benkendorf. „Geruhen Euer Majestät mir auch eine Bemerkung zu erlauben. Der Sieg bei Leuthen ist in jeder Beziehung ein Meisterstück, aber er wurde nur möglich durch die ganz unbegreifliche Sorglosigkeit und Unentschlossenheit Ihrer Gegner, die sich gar schlecht unterstützten, während bei den Preußen jeder General auf die Unterstützung seines Nachbars sorgfältig bedacht war. Als wir zwischen 8 und 9 Uhr das unglückliche Gefecht mit Ihrer Avantgarde bei Haide zu bestehen hatten, in welchem unser braver General Nostitz an vierzehn Säbelhieben sich verblutete, leuchtete uns ein daß wir bei so verkehrter Gefechtsführung die Schlacht verlieren müßten. Gegen 11 Uhr hatte der Prinz zu beiden Seiten von Frobelwitz über 9000 Reiter vereinigt. Er wußte wohin die Spitzen der preußischen Colonnen ihre Marschrichtung nahmen, denn so ganz verborgen, wie Euer Majestät glauben, ist uns diese Bewegung nicht geblieben. Unser rechter Flügel war an Infanterie stark genug einen Angriff abzuwehren. Wir konnten also mit der versammelten Cavallerie gegen Radaxdorf vorgehen. Was uns zwischen diesem Dorfe und Haide damals entgegen stand schätzten wir auf höchstens 6000 Reiter, die aber nicht vereint waren. Ich theilte dem General Lucchesi hierüber meine Ansichten mit, sprach auch mit einigen Generalen aus der Umgebung des

Prinzen, aber kein Mensch bezeigte Lust darauf einzugehen. Hätten wir in dieser Richtung Mittags 12 Uhr einen Gegenangriff mit 9000 Reitern unternommen und gleichzeitig die Mitte eine Linksschwenkung ausführen lassen, wie sie zwei Stunden später that, dann würde die Schlacht bei Leuthen sich in der Geschichte ganz anders ausnehmen, der Sieg konnte uns gar nicht entrissen werden. Aber die österreichischen Cavalleriegenerale verstanden nicht solche Massen in Bewegung zu setzen; die Obersten und ihre Regimenter waren zu wenig taktisch ausgebildet, um durch übereinstimmende Bewegungen nach einem großen Ziele streben zu können. Einer verließ sich auf den Anderen; Keiner wollte ohne Befehl handeln, und so gingen die kostbarsten Stunden verloren. Hätte Graf Nadasdi den rechten Flügel befehligt, ich glaube wir würden dann nicht mehrere Stunden müßig zugesehen haben, wie Euer Majestät das schöne Manöver ausführten, welches wir so leicht hätten stören können."

Napoleon. „Genaue Kenntniß des Gegners und seiner Schwächen ist die erste Bedingung des Sieges. Man sagt zwar daß kein Feldherr seine Dispositionen auf Fehler gründen dürfe die der Gegner erst noch begehen solle. Aber diese Fehler müssen als veränderliche Größen gleichwohl mit in die Wahrscheinlichkeitsberechnung aufgenommen werden. Wollte man annehmen, daß der Feind niemals Fehler begehe, so würde am Ende die persönliche Tapferkeit der Streiter allein den Ausschlag geben müssen. Die Langsamkeit und taktische Unbehilflichkeit der Oesterreicher war eine bekannte Sache. Der König durfte darauf mit Sicherheit zählen, er hat also seinem Genie und der Geschicklichkeit seiner Generale in dieser Schlacht Alles, dem Zufalle wenig oder nichts zu verdanken. Ich spreche dies mit voller Ueberzeugung aus, werde aber auch bei anderen Anlässen meine Mißbilligung eben so wenig zurückhalten. Doch ich bitte meinen königlichen Freund uns jetzt den Schluß des Feldzugs mitzutheilen."

Friedrich. „Wir sind bereits am Schlusse Herr Bruder, denn mit diesem Siege war Schlesien vom Feinde so gut als befreit."

Napoleon. „Aber wie ist das möglich? Prinz Karl soll zwar mit Einschluß der Gefangenen 27,000 Mann und 116 Geschütze verloren haben. Es blieben ihm aber immer noch gegen 50,000 Mann mit 80 Geschützen. In und bei Breslau hatte er 8000 Mann und einen Park v[illegible]eldgeschützen. Der Rückzug dahin konnte ihm nicht verwehrt

werden. Bezog er dort die verſchanzte Stellung hinter der Lohe, ſo würden Sie ihm mit den nach Abzug der Verluſte noch verbleibenden 26,000 Mann dort ſchwerlich viel haben thun können, und Verſtärkungen hatten Sie nicht zu erwarten."

Friedrich. „Dieſe 26,000 Mann hatten aber gegen eine faſt dreimal ſtärkere und ſeit ſechs Monaten glückliche Armee den glänzendſten Sieg erfochten; er ſchien ihnen kein Wagſtück mehr zu kühn. Mit ſolchen Truppen iſt Alles möglich. So dachten wir und ſo dachten jetzt auch die Oeſterreicher. Daß ich hiermit nicht zu viel ſage ergiebt ſich aus den nächſten Folgen meines Sieges. Prinz Karl zog ſich mit ſeinem ganz entmuthigten Heere über Breslau gegen Schweidnitz zurück, nachdem er die Beſatzung von Breslau bis auf 16,000 Mann verſtärkt und dem Commandanten General Sprecher die Behauptung dieſes wichtigen Platzes dringend anempfohlen hatte. Ich ſendete Zieten mit 9 Bataillonen und 55 Schwadronen dem Feinde auf dem Fuße nach und folgte mit den übrigen Truppen etwas langſamer, denn ſie waren nach ſolchen Anſtrengungen der Schonung ſehr bedürftig. Breslau wurde ſofort von 8000 Mann eingeſchloſſen. Der eintretende Froſt würde eine förmliche Belagerung unmöglich gemacht haben, und zur Wegnahme mit Sturm war der Platz zu feſt, die Beſatzung zu ſtark. Die Entmuthigung der Letzteren war aber ſo groß, daß General Sprecher den Ort ſchon am 21. December übergab und die Beſatzung das Gewehr ſtreckte. Das iſt ganz allein als eine moraliſche Wirkung des Sieges bei Leuthen zu betrachten, denn auf dem rechten Oderufer ſtanden vor Breslau nur 2 ſchwache Bataillone und 10 Schwadronen Küraſſiere. General Sprecher hätte ſich alſo ohne große Mühe dort durchſchlagen, das nahe Gehölz gewinnen und die Oder entlang abziehen können. Liegnitz, welches befeſtigt war, übergaben etwa 3500 Oeſterreicher auf die erſte Aufforderung, erhielten aber freien Abzug. Prinz Karl hielt bei Schweidnitz eben ſo wenig Stand, ſondern führte die Trümmer ſeines Heeres nach Böhmen. Von 90,000 Mann, die im October nach Schleſien marſchirt ſind, kehrten nicht viel über 30,000 Mann nach Böhmen zurück, doch blieb Schweidnitz von 7000 Oeſterreichern beſetzt. Mit Ausnahme dieſes Punktes hatte ich den Feind überall wieder vertrieben, und die Erinnerungen an Roßbach und Leuthen wurden für uns ein Fingerzeig niemals an unſerem Waffenglücke zu verzweifeln. Ich habe Grund zu glauben daß meine Gegner

etwas unternehmender gewesen seyn würden, wenn nicht diese Unglückstage immer vor ihrer Seele gestanden hätten."

Nadasdi. „Darin haben Euer Majestät sich auch nicht getäuscht. Ich hatte später Gelegenheit genug mich davon zu überzeugen, obschon ich mit dem Prinzen Karl aus dem Dienste trat, weil ich es müde war unausgesetzt mit ansehen zu müssen, wie Feldmarschall Daun jeden kriegerischen Aufschwung des Prinzen durch unzeitige Bedenklichkeiten unterdrückte. Hätte der Feldmarschall Traun dem Prinzen zur Seite gestanden, die Preußen würden weniger Siege aufzuweisen haben. Der nächste Gehilfe eines Feldherrn soll in die Ansichten desselben möglichst eingehen, nicht aber stets entgegengesetzter Meinung seyn. Auch ein etwas fehlerhaftes Kriegssystem kann große Erfolge bewirken, sobald es mit Consequenz und Beharrlichkeit durchgeführt wird; das haben wir 1744 erlebt, wo Euer Majestät in einer sehr günstigen Lage waren und Böhmen am Ende doch mit Verlust räumen mußten."

Napoleon. „Der Feldzug 1757 bleibt nichts desto weniger ein Meisterstück, dem ich keinen meiner Feldzüge zur Seite stellen kann. Schon der Entschluß über so viele Gegner triumphiren zu wollen kündigt den großen Feldherrn an. Aber einen Fehler kann ich meinem königlichen Bruder doch nachweisen: es ist der gänzliche Mangel einer Reservearmee. Dieser Mangel hat sich schon in den fünf Wochen nach der Schlacht bei Prag fühlbar gemacht, mehr noch nach der Schlacht bei Kolin, am empfindlichsten aber in den Monaten September und October. Ganz Sachsen und Brandenburg stand den Oesterreichern offen; der Krieg konnte durch einen bloßen Vereinigungsmarsch gegen Berlin entschieden werden. Selbst das zweideutige Benehmen Richelieu's und Apraxins würde Sie nicht gerettet haben, wenn die Prinzen von Lothringen, Hildburghausen und Soubise sich die Hände bieten wollten. Daß Schlesien und Sachsen in Brandenburg zurück erobert werden mußten lag in den Verhältnissen. Aber selbst das getrennte Operiren der feindlichen Feldherrn mußte bei ihrer großen Ueberlegenheit zum Siege führen, wenn sie nur etwas thätiger und entschlossener gewesen wären. Eine Reservearmee von 30,000 Mann an der Elbe aufgestellt würde Sie gegen viele harte Schläge des Schicksals gesichert haben."

Friedrich. „Ich mag das nicht bestreiten. Aber woher die Mennehmen? Bei den damaligen Verhältnissen konnte ich nur im Laufe

des Winters die Lücken meiner Armee ergänzen, und es hat mir das ſtets viel Geld und Mühe gekoſtet. Mehrmals wurde ich von meinen Getreuen getadelt, daß ich Oſtpreußen und Weſtphalen freiwillig dem Feinde überließ, und mich nur auf Vertheidigung des Kriegsſchauplatzes zwiſchen der Saale, Niederelbe und Oder beſchränkte. Aber konnte ich bei meinen ſo ſehr in Anſpruch genommenen Streitkräften mich noch mehr ausbreiten? Es gab damals noch kein Conſcriptionsgeſetz, das ich auch eben ſo wenig hätte erlaſſen können. Die Mehrzahl der Truppen wurde durch freie Werbung unter die Fahnen gebracht. Zur Rekrutirung durch Landeskinder nahm ich nur nothgedrungen meine Zuflucht. Allerdings hätte ich dieſes Mittel in der zweiten ſo wechſelvollen Hälfte dieſes Feldzugs anwenden können. Mein Freund Herzberg (ſpäter Miniſter) drang auch wirklich darauf. Aber es fehlte mir an Geld zur Ausrüſtung, es fehlte an Offizieren, hauptſächlich an Generalen, denen ich ein ſo wichtiges Commando hätte anvertrauen können. Ueberhaupt war die Ueberzahl damals weniger nöthig als jetzt um Schlachten zu gewinnen; man konnte den Sieg durch andere Mittel erkämpfen."

Napoleon. „Aber nicht benutzen mein Freund, darin liegt der Mangel jenes Kriegsſyſtems. Hätten Sie nach dem Siege bei Prag eine in Sachſen bereit ſtehende Reſervearmee von nur 30,000 Mann, deren Bildung damals noch möglich war, herangezogen und gegen Wien marſchiren laſſen, Oeſterreich hätte mit Ihnen Frieden ſchließen müſſen, die Reichsarmee würde ſich aufgelöſt haben, die Franzoſen und Ruſſen würden in ihr Land zurückgegangen ſeyn. Das Bündniß zwiſchen Oeſterreich, Frankreich nnd Rußland war ſehr locker. Die Abneigung der Reichsfürſten gegen dieſen Krieg war Ihnen ſelbſt bekannt; gleichwohl konnten Sie die Spöttereien über die Reichstruppen niemals unterdrücken. Wer Feinde in Freunde verwandeln will darf ſie nicht durch Spott reizen. Der Dichter und Satyriker lief zuweilen mit dem Könige und Feldherrn davon. Sie hatten Frankreich 1744 einen wichtigen Dienſt geleiſtet, und würden dieſe Macht leicht wieder haben gewinnen können. Weshalb ſchrieben Sie auf die Pompadour nicht Lobgedichte ſtatt Spottgedichte? Ob man einem Feldherrn wie Richelieu oder einer königlichen Maitreſſe ſchmeichelt iſt ganz gleich, wenn man dadurch nur ſeinen Zweck erreicht. Es war aber jedenfalls beſſer für Sie, wenn die Franzoſen Sie gar nicht als Feind behandelten, als wenn ihr Feldherr gewonnen wurde, denn

Letzterer konnte seiner Unthätigkeit wegen Tag für Tag zurückgerufen werden. Ich lasse mich hier nicht mit der Antwort abspeisen, daß ein guter Rath post festum keine Geltung habe. Ihre vielen Kundschafter haben Sie über die Verhältnisse und Absichten Ihrer Gegner nicht in Zweifel gelassen."

Friedrich. „Ich gebe zu daß ich durch Anwendung der genannten Mittel Oesterreich damals hätte zum Frieden zwingen, und Frankreich vielleicht wieder zum Verbündeten haben können. Aber im ersten Falle würde jene lebhafte Theilnahme, jenes aufrichtige Mitleid, welches damals mir dem allseitig Bedrohten geschenkt wurde, sich der Kaiserin zugewendet haben, und es ist sehr die Frage ob mich das nicht über kurz oder lang in gefährliche Kriege verwickelt haben würde. Im anderen Falle würde ich mir England zum Feinde gemacht haben, dessen Vorschüsse für mich ein dringendes Bedürfniß waren. Glauben Sie im Ernst, daß Frankreichs Politik mir ohne reiche Vergütung Hilfe geleistet hätte? Niemals! Ich hätte mich also mit Frankreich in die zu machenden Eroberungen theilen müssen, und dazu hatte ich keine Lust. So verhielt sichs auch mit Rußland. Hätte ich den Russen Polen, den Franzosen Westphalen, Hessen und die deutschen Provinzen am linken Rheinufer überlassen wollen, so konnte ich dafür Sachsen, Böhmen und Mähren gewinnen. Aber für diesen Preis waren mir die genannten Länder zu theuer. Aus französischem Gesichtspunkte betrachtet kann den Kaiser der Franzosen kein Vorwurf treffen, daß er seine Macht auf Kosten Deutschlands zu vergrößern suchte. Aus deutschem Gesichtspunkte betrachtet würde mich aber der wohl verdiente Tadel künftiger Geschlechter treffen, wenn ich als König von Preußen mich durch Sachsen, Böhmen und Mähren hätte bereichern wollen, weil ich darauf keine Ansprüche hatte. „Jedem das Seine." Diesen Wahlspruch dürfen niemals Fürsten vergessen, welche nur über einen Theil eines großen Volksstammes herrschen. Greift Jeder nach des Nachbars Eigenthum, dann zerreißen alle innere Bande, die benachbarten Großmächte, d. h. Rußland und Frankreich, bekommen auch Lust, und das Ende vom Liede ist — — die Geschichte Deutschlands."

Napoleon lächelte bei diesen Worten, Friedrich sah aber sehr ernst, fast wehmüthig aus. Die Gesellschaft trennte sich mit den verschiedenartigsten Empfindungen, welche Du Dir selbst erklären magst.

Vierundſechzigſter Brief.

Olymp, den 18. November 1843.

Mit dem lebhafteſten Intereſſe habe ich Deine vertraulichen Mittheilungen über die letzten großen Cavalleriemanöver bei Berlin vernommen. Seydlitz hat auch Berichte darüber erhalten. Es iſt ein ſicheres Zeichen einſichtvollen Strebens nach Vervollkommnung der Cavallerietaktik, daß man ſich durch die früheren theilweiſe mißlungenen Verſuche nicht hat abſchrecken laſſen. Die Bewegung großer Cavalleriemaſſen auf engem Raume iſt eine Kunſt, die ſich nicht von einem Tage zum anderen ausbilden oder erlernen läßt. Mögen die Evolutionen der einzelnen Regimenter noch ſo einfach ſeyn, ihre zweckmäßige Verbindung hat dennoch große taktiſche Schwierigkeiten, weil die günſtigen Momente zum Angriffe eben ſo ſchnell verſchwinden als erſcheinen, ihre augenblickliche Benutzung folglich eine nothwendige Bedingung des Sieges iſt.

Aber Seydlitz iſt mit dem Beſtreben, eine Maſſe von 8000 und noch mehr Reitern wie ein mechaniſches Kunſtwerk zu behandeln, das nur reglementariſch zum Siege geführt werden ſoll, durchaus nicht einverſtanden und nennt dies Verfahren „einen geiſtigen Lähmungsprozeß.“ Er hat zwar bei Roßbach, Zorndorf und Kunnersdorf auch ſolche Reitermaſſen gehandhabt, mit ihnen aber kein Maſſengefecht geführt, wenn auch ſein zweiter Angriff bei Zorndorf — der allerdings den Sieg erfocht — ſehr maſſenhafter Natur geweſen iſt. Nach ſeiner Anſicht formirt man große Reitermaſſen nur, um ſie im Augenblicke der Entſcheidung im Geiſte einer leitenden Idee beſſer verwenden zu können, was aber die Theilung dieſer Maſſe faſt immer zur Bedingung macht. Er vergleicht eine ſolche Maſſe mit einer zuſammengedrückten Spiralfeder, deren Kraft nach Aufhebung des Drucks nach allen oder wenigſtens mehreren Richtungen ſich wirkſam zeigen ſoll. Er legt daher den Accent auf die ſchnelle Entwickelung der Maſſe und ſelbſtändige Führung der einzelnen Theile, im Sinne des bei der Entſendung erhaltenen allgemeinen Befehls, und beſteht darauf die Regiments- und Schwadronscommandeure zur taktiſchen Selbſtthätigkeit heran zu bilden, die aber nothwendig verkümmern muß, wenn das Ganze immer nur als Ganzes verwendet und reglementariſch geführt werden ſoll.

Auch ich habe die Beſorgniß daß dieſe Cavalleriemanöver dem Zwecke nicht ganz entſprechen, doch ſind meine Gründe anderer Art. Das Streben dem ſchaulustigen Publikum das Spiegelbild eines wirklichen großen Reitergefechts vor die Augen zu führen, und dabei die taktiſche Kunſtfertigkeit der einzelnen Regimenter zu zeigen, hat in der Regel zur Folge daß die gegenſeitigen Bewegungen vorher feſtgeſtellt werden, damit die einzelnen Gefechtsmomente ſtärker und abgerundeter hervortreten. Hierdurch wird aber nur der mechaniſche Theil der Uebung gefördert und die einzelnen Befehlshaber ſinken zu Führern herab. Sollen ſie dann ſpäter ſelbſtändig handeln, ſo ergeht es ihnen wie dem Lahmen dem man die Krücke, oder wie dem Kurzſichtigen dem man die Brille genommen hat.

Ich habe oft darüber nachgedacht, welches Maß taktiſcher Intelligenz den verſchiedenen Befehlshaberſtellen bei der Infanterie und Cavallerie eigen ſeyn muß, wenn ſie allen Anforderungen entſprechen ſollen, und wie ſie ſich zu einander ungefähr verhalten dürften. Vom vorigen Jahrhundert kann dabei freilich nicht die Rede ſeyn, da ſtand die Infanterie bei aller ihrer Schießfertigkeit auf einer viel zu niederen Stufe der Ausbildung, weshalb auch verhältnißmäßig mehr Oberſten der Cavallerie als der Infanterie zu höheren Befehlshaberſtellen gelangten. Wenn das auch jetzt noch der Fall ſeyn ſollte, würde der Grund mehr in perſönlichen als taktiſchen Eigenſchaften zu ſuchen ſeyn. Wie die Sachen jetzt ſtehen iſt es nicht ſo leicht zu entſcheiden, auf welcher Seite das größere Maß der Intelligenz ſich befinden muß. Der Schwadronscommandeur iſt im Range dem Compagniecommandeur der Infanterie gleich, ſteht aber in der öffentlichen Meinung höher und wohl mit Recht, ſobald man die Schwierigkeiten der techniſchen Ausbildung und die Adminiſtration der Truppe erwägt. Die Führung einer Schwadron oder Compagnie im Gefecht dürfte an keinen der beiden Commandeure höhere Forderungen machen. Wollte man auch zu Gunſten der Infanterie anführen, daß ein Hauptmann mit ſeiner Compagnie zuweilen eine Brücke, ein Gehöfte, ein Gehölz oder ſonſt einen iſolirten Poſten nach eigener Dispoſition anzugreifen oder zu vertheidigen habe, ſo iſt doch in den meiſten Fällen der Bataillonscommandeur in der Nähe und wird das Wichtigſte ſelbſt anordnen. Erhält ein Rittmeiſter den Auftrag mit ſeiner Schwadron die Flanke einer Brigade zu decken, ſo wird er hierzu zwar keiner künſtlichen Bewegungen bedürfen, aber auch in Bezug auf ſein taktiſches Verfahren

von Niemand eine Weiſung erhalten können, wozu jedenfalls ein ſchnellerer Ueberblick und eine größere Entſchloſſenheit erforderlich iſt. Wird aber die Schwadron zur Beobachtung des Feindes entſendet, dann ſteigern ſich die Anforderungen. Der Commandeur muß viel Thätigkeit und Umſicht entwickeln, wenn ſeine Rapporte werthvoll ſeyn ſollen; er muß die Abſichten des Gegners aus deſſen ganzer Haltung zu errathen ſuchen, mithin die Anordnungen zu jeder kriegeriſchen Unternehmung in ihrem ganzen Zuſammenhange verſtehen, damit er vom Sichtbaren auf das Unſichtbare ſchließen könne.

Wo 2 oder 3 Schwadronen eine Regimentsdiviſion bilden, da ſteht der Diviſionscommandeur mit dem Bataillonscommandeur auf gleicher Stufe. Bei ſo ſchwachen Regimentern und ſo ſtarken Bataillonen, wie in Preußen, dürfte aber zwiſchen den Regimentscommandeuren der Cavallerie und den Bataillonscommandeuren der Infanterie kein erheblicher Unterſchied ſeyn, inſofern man nur die Führung der Truppe im Gefecht vor Augen hat. Operiren dieſe Truppentheile ſelbſtſtändig, dann muß jeder in getrennten Abtheilungen agiren. Die Dispoſitionen zur Löſung der erhaltenen Aufgabe werden auf keiner Seite ſehr mannichfaltig ſeyn können, und hat auch der Bataillonscommandeur die Wahl unter einer etwas größeren Anzahl von Gefechtsformen, ſo gleicht doch der ganze Verlauf eines Infanteriegefechts mehr dem geregelten Gange eines Mühlwerks, während der Commandeur eines Cavallerieregiments ſtets auf raſchen Entſchluß und blitzſchnelle Ausführung angewieſen iſt. Im Verbande mit größeren Truppencorps möchten an den Regimentscommandeur der Cavallerie größere Forderungen zu ſtellen ſeyn, als an den der Infanterie, zumal wenn Erſterer zur Unterſtützung der Infanterie beſtimmt iſt.

Bei Brigaden von 5 bis 6 Bataillonen, oder 12 bis 16 Schwadronen, iſt dieſe Frage viel ſchwerer zu entſcheiden, und es würde vornehmlich darauf ankommen, in welchem taktiſchen Verbande die eine oder die andere dieſer Brigaden ſich befinde und welches ihre Aufgabe ſey. Als Avantgarde ſcheint mir die größere Schwierigkeit auf Seiten der Cavallerie zu ſeyn, indem ſie nur durch zeitgemäße und theilweiſe Angriffe den Feind zur Entwickelung ſeiner Kräfte nöthigen und ſein Vordringen ermäßigen kann. Bei der bekannten geringen örtlichen Widerſtandsfähigkeit der Cavallerie läuft aber ihr Befehlshaber Gefahr zurückgeworfen zu werden, ſobald er ſich auf Unternehmungen einläßt die über

ſeine Kräfte gehen. Die wenigen Bataillone, welche ihm vielleicht zur Unterſtützung nachfolgen, können in manchen Fällen die Verlegenheit des Cavalleriebefehlshabers nur vermehren, es müßte denn ein Terraintheil in der Nähe ſeyn, deſſen Beſetzung durch die Verhältniſſe unbedingt geboten würde. Im Allgemeinen kann ich mir aber kaum eine unangenehmere Lage denken, als wenn eine zur Avantgarde dienende Cavalleriebrigade, in Folge mangelhafter Recognoscirung oder zu großer Zerſplitterung der Kräfte, ſich plötzlich auf das Gros zurückgeworfen ſieht, das mit Zuverſicht auf deren Schutz gezählt hat und ſich nun zu übereiltem Aufmarſche genöthigt ſieht. Es giebt wenig offene Gegenden, wo die Cavallerie auf dem Flächenraume von einer Meile in der Breite Regimenter- oder Brigadenweiſe in ſchlagfertiger Ordnung ſich ungeſtört bewegen könne, ſie wird bald hier bald dort auf Bodenhinderniſſe ſtoßen, die ſie nur in ſchmaler Colonnenfront überſchreiten kann. Auf ſolchen Uebergangspunkten (Brücken, Dammwege, Durchgänge von Ravins ꝛc.) können ein paar mit Entſchloſſenheit geführte Schwadronen jeder Uebermacht Trotz bieten. Sie können aber auch, in Schwärme aufgelöſt, in freier Ebene dem ſtärkſten Regimente oder einer ſchwachen Brigade durch kecke Zudringlichkeit ſehr läſtig werden, die Ueberzahl des Feindes durch größere Beweglichkeit paralyſiren. In der Theorie nimmt ſich das freilich ſehr einfach aus und ſcheint eben nicht viel Scharfſinn zu fordern. Da es aber unter allen Umſtänden von entſcheidender Wichtigkeit iſt, daß jeder einzeln agirende Truppentheil im richtigen Momente ſich dem Feinde entſchloſſen entgegen werfe, oder deſſen Angriffen geſchickt ausweiche ohne gerade viel Terrain zu verlieren, ſo hängt der Geſammterfolg doch mehr oder weniger von dem glücklichen Zuſammenwirken der einzelnen Reiterſchaaren ab. Hieraus geht zur Genüge hervor, daß die Führer derſelben mit der Kenntniß des Exercirreglements nicht ausreichen, daß ſie vielmehr mit Adlerblicken die Verfaſſung des Gegners beobachten, und jeden ſchwachen Moment deſſelben ſogleich benutzen müſſen, ohne erſt hierzu Befehle einzuholen, aber auch ohne gegen den Geiſt der allgemeinen Operationsidee zu handeln, die ihnen vielleicht nur in einigen flüchtigen Andeutungen kund gegeben iſt.

Wird eine Infanteriebrigade von wenigen Schwadronen begleitet zur Avantgarde beſtimmt, ſo muß man ſchon eine Terrainbeſchaffenheit vorausſetzen welche der Cavallerie eben nicht beſonders günſtig iſt. Die

Schwadronen übernehmen dann das Geſchäft der Beobachtung, die Brigade folgt ihnen in möglichſt ſchlagfertiger Ordnung, und wird vorzugsweiſe darauf bedacht ſeyn auf ihrem Wege alle Stellungen zu berückſichtigen, durch deren Beſetzung ſie das Vordringen des Feindes angemeſſen zu hindern vermag. Für den Infanteriegeneral hat das Terrain ſtets eine ganz andere Bedeutung. Er muß die Widerſtandsfähigkeit einzelner Punkte auf den erſten Blick beurtheilen können, die nothwendige Dauer des Widerſtandes mit der Stärke der Beſatzung in Einklang bringen, dabei aber ſorgfältig erwägen wieviel von ſeinen Truppen er überhaupt zur örtlichen Vertheidigung verwenden dürfe, und wieviel zu freier Verwendung bereit bleiben müſſen. Will ſich der Commandeur einer ſolchen Avantgardenbrigade von dem Urtheile ſeiner Adjutanten oder des ihm zugetheilten Generalſtabsoffiziers nicht ganz abhängig machen, ſo muß er gut beritten und ein flotter Reiter ſeyn, damit er auf die erſte beſtimmte Meldung von dem Zuſammentreffen mit ſtarken feindlichen Parteien ſich ſelbſt überzeugen könne, ob es rathſamer ſey den Marſch bis zum nächſten vorliegenden Abſchnitte fortzuſetzen, um der feindlichen Infanterie in deſſen Beſetzung zuvor zu kommen, oder ob ein augenblickliches Stehenbleiben, eine kurze Bewegung ſeitwärts oder rückwärts, ihm größere Terrainvortheile im Sinne der allgemeinen Aufgabe zu verſprechen ſcheine. Zu dieſen Unterſuchungen und Anordnungen bleibt dem Infanteriegeneral zwar mehr Zeit als dem Cavalleriegeneral. Der Erſtere hat aber dabei weit mehr taktiſche Verhältniſſe in Betracht zu ziehen, während der Letztere hauptſächlich nur zu erforſchen braucht, in welchen Richtungen der Feind ſich ungehindert nähern könne, und ob er ſich in Betracht des Stärkeverhältniſſes Hoffnung machen dürfe ihn hier oder dort aufzuhalten. Das iſt zwar im Weſentlichen die Aufgabe jedes Commandeurs einer Avantgarde. Allein die Gefechtsverhältniſſe der Infanterie und Cavallerie weichen ſo ſehr von einander ab, daß auch die Rückſichtsnahmen ihrer Befehlshaber verſchieden ſeyn müſſen. Cavalleriegefechte ſind in wenigen Minuten entſchieden. Wird die geſchlagene Partei lebhaft und mit Nachdruck verfolgt; dann iſt an ernſten Widerſtand nur zu denken wenn Hilfe ſich naht. Das muß der Cavalleriegeneral reiflich erwägen. In der Regel hat zwar jede Brigade eine Batterie bei ſich, dieſe kann aber in ſolchen Fällen nicht viel mehr thun als die Verfolgung etwas ermäßigen, wobei ihr das Terrain immer noch Vorſchub

leiſten muß. Der Verlauf eines Infanteriegefechts ſpinnt ſich viel langſamer ab. Eine in möglichſt verdeckter und nicht ungünſtiger Stellung poſtirte Infanteriebrigade, welche durch ihre Vorläufer von der Stärke und Zuſammenſetzung der feindlichen Avantgarde bereits in Kenntniß geſetzt iſt, kann ſelbſt einen Angriff mit überlegenen Kräften ruhig abwarten; denn bevor ſich die Nachtheile der feindlichen Ueberlegenheit durch Umgehungen und Flankenangriffe wirkſam zeigen, vergeht oft mehr als eine Stunde, die Unterſtützung der Avantgarde rückt näher, der Feind muß vorſichtiger werden, oder fängt ſich in ſeinen eigenen Schlingen. Ein ſogenanntes Ueberrennen iſt demnach weniger zu befürchten, und läßt ſich nur in Folge grober Vernachläſſigungen oder ſehr ſchlechter Haltung der Truppen vorausſetzen.

Ich habe abſichtlich hier den Fall angenommen, daß zwei Avantgarden im gegenſeitigen Vormarſche auf einander ſtoßen, weil das Verhalten dabei am ſchwierigſten iſt, übergehe deshalb andere Verhältniſſe von einfacher Art mit Stillſchweigen. Bei Führung von Arriergarden treten ähnliche Umſtände ein, deren Analogie aus Vorſtehendem zu erſehen ſeyn dürfte. Doch ſcheint es in der Natur der beiden Waffen begründet zu ſeyn, daß eine nur aus Cavallerie beſtehende Arriergarde mit größerer Geſchicklichkeit geführt werden müſſe, wenn ſie den weichenden Truppen erheblichen Schutz gewähren will; namentlich iſt die Wahl der Momente zu Gegenangriffen ein höchſt ſchwieriges Geſchäft. Avant- und Arriergarden, welche aus Infanterie und Cavallerie gleichmäßig zuſammengeſetzt ſind, ziehe ich hier eben ſo wenig in Betracht, denn ich habe ja nur die Abſicht das Maß der erforderlichen Intelligenz der Befehlshaber dieſer beiden Waffengattungen zu beleuchten und in Vergleich zu bringen. Bei den verſchiedenen Lagen in welchen eine Infanterie- oder Cavalleriebrigade an Schlachttagen kommen kann, würde es ein vergebliches Bemühen ſeyn in nähere Erörterungen einzugehen. Auch glaube ich daß die Führung einer Diviſion nicht viel größere Umſicht erfordert als die einer Brigade, wovon ich die Diviſionen aus allen Waffen zuſammengeſetzt natürlich ausnehme. Statt deſſen werde ich mir noch einige Worte erlauben über die Führung und Verwendung von Reſerven.

Die allgemeine Beſtimmung einer jeden Reſerve iſt: entweder einen unerwarteten und kräftigen Stoß des Feindes in irgend einer Richtung abzuwehren, oder ſelbſt einen entſcheidenden Stoß auszuführen.

Hieraus folgt im Allgemeinen, daß ſie ſich gleichſam unter den Händen des Oberbefehlshabers befinden müſſe, weil nur dieſer im Stande iſt den Gang der Schlacht in ſeinen Hauptmomenten zu überblicken und die Thätigkeit des Ganzen zu regeln. Iſt die Armee ſo ſtark, die Schlachtordnung ſo ausgedehnt, daß jeder Flügel ſeine beſondere Reſerve hat, dann treten für dieſelben ähnliche Verhältniſſe ein. Von der Wirkungsart größerer Reſervecorps aus allen Waffen will ich hier nicht ſprechen. — Wird eine Infanteriebrigade oder Diviſion zur Reſerve beſtimmt, ſo läßt ſich annehmen daß ſie nur auf Befehl des Obergenerals der Armee (oder eines Flügels) ſich in Bewegung ſetze, und auch nur von dieſem die Richtung, das Ziel und die Art ihres Einwirkens bezeichnet erhalte; ſie muß alſo zur Vollziehung ſeiner Befehle jeden Augenblick bereit ſeyn. Da eine ſolche Infanteriereſerve ſtets einige Batterien bei ſich haben wird, welchen in dem taktiſchen Inſtrumentalconcert die obligateſte Stimme zuerkannt werden muß, ein flankirendes Geſchützfeuer aber jederzeit viel wirkſamer als das bloße Frontalfeuer iſt; ſo muß vor allem darauf Bedacht genommen werden, daß die Infanteriereſerve dem Gegner ſich von der Seite nähern, mithin an dem zu unterſtützenden Heertheil vorbei gehen könne. Es iſt jedoch keineswegs damit geſagt, daß die Infanterie der Reſerve gewiſſermaßen nur die volle Wirkſamkeit der Batterien ſichern oder unterſtützen ſolle, das wäre für 6, 8 oder 10 friſche Bataillone eine zu beſcheidene Aufgabe. Sie wird vielmehr dem Feinde wichtige Terrainpunkte zu entreißen, einen Flügel von der Mitte zu trennen, oder durch Feuer und Bajonet in der Flanke zu faſſen ſuchen müſſen. Wie aber auch die taktiſchen Verhältniſſe ſich geſtalten mögen, ſo wird der Gang des Gefechts doch immer ein geregelter bleiben. Die Infanteriereſerve mit ihren Batterien wird dabei ſtets in der ihr bezeichneten Richtung vorzudringen ſuchen, und es kann ſogar der Fall eintreten daß ihr vom Obergeneral der Befehl eingeſchärft wird, ſich unterwegs nicht bei Benutzung kleiner Vortheile aufzuhalten, ſondern ſich in möglichſt kürzeſter Zeit eines im Rücken des Feindes liegenden Punktes (Defilé's ꝛc.) zu bemächtigen, deſſen Beſitz vielleicht von größerer Wichtigkeit iſt als die im Vorbeigehen zu bewirkende Vernichtung einiger Bataillone. Die Vollziehung ſolcher Befehle fordert alſo ſchon einen hohen Grad von Intelligenz namentlich in dem Falle, wenn die Infanteriereſerve auf ihrem Wege auf friſche feindliche Truppen ſtößt, die ihr ſelbſt Rücken oder

Flanke bedrohen. Hier iſt jedoch zu berückſichtigen ob dieſer unerwartete Widerſtand erſt vollſtändig überwältigt werden müſſe, oder ob man ſich begnügen könne ihm einige Bataillone entgegen zu ſtellen, mit der Hauptmaſſe oder im Sinne der erhaltenen Inſtruktion zu operiren.

Eine Cavalleriebrigade oder Diviſion in Reſerve wird jedenfalls in freieren Verhältniſſen ſich bewegen müſſen. Der Commandeur muß zwar im Allgemeinen die Natur ſeiner Rolle kennen, um ſie inſofern die Terrainbeſchaffenheit darauf einwirkt vorher ein wenig einzuſtudieren. Aber der Befehl zum Handeln dürfte ihm ſelten im richtigen Moment zugehen, er muß mit Falkenblicken darauf lauern und den günſtigen Moment augenblicklich benutzen. Hätte Geßler bei Hohenfriedberg, Buddenbrock bei Soor, Zieten bei Prag, Seydlitz bei Roßbach und Zorndorf, Drieſen bei Leuthen warten wollen, bis ſie Befehl zum Einhauen erhalten, der Erfolg würde jedenfalls minder glänzend geweſen ſeyn! Das cito parare victoriam bleibt unter allen Umſtänden der oberſte Grundſatz der Reitertaktik, und ſtellt deshalb auch eigenthümliche Forderungen an die Intelligenz der Reiteroffiziere. In formell-taktiſcher Beziehung iſt unerläßlich, daß die Cavallerieſerve in möglichſt concentrirter Maſſe ganz in der Nähe des Operationsfeldes ſtehe, wo ſie muthmaßlich auftreten werde, ohne deshalb vom Feinde geſehen und beſchoſſen werden zu können. Die Regimenter müſſen alſo nicht blos in Colonnen (mit Schwadronsfront), ſondern dieſe Colonnen müſſen auch dicht neben einander ſtehen, damit ſie den möglichſt kleinſten Raum einnehmen. Nur unter dieſer Bedingung iſt eine Verbergung der Cavallerieſerve wahrſcheinlich. Aber in ſo compakter Maſſe anzugreifen würde ein arger Mißgriff ſeyn; ſie muß mithin in wenig Minuten ſich entwickeln können. Ich halte dieſe Aufgabe nicht für ſo ſchwierig, wenn man ſich auf die Vereinigung von 5 bis 6 Regimentern beſchränkt, welche gewiß hinreichend ſeyn werden zur rechten Zeit und am rechten Orte die Entſcheidung herbeizuführen. Eine Cavallerieſerve von größerer Stärke hat nicht immer ein größeres Kraftvermögen, und wenn ich auch den Cavalleriecorps von 10 bis 12 Regimentern in anderer Beziehung nicht entgegen ſeyn mag, ſo erkenne ich ihre Vorzüge doch nur in dem Umſtande, daß ein ſolches Corps in 3 bis 4 getrennten Brigaden unter einem gemeinſamen Befehlshaber mit größerer Wirkung operiren kann, als wenn eine ſolche Reiterſchaar in eine Maſſe vereinigt, oder

Regimenter- und Brigadenweiſe den Infanteriedivisionen zugetheilt würde. Der Commandeur einer Cavalleriereſerve wird alſo den Gang des Gefechts in ſeiner Nähe mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit beobachten, ſeine Adjutanten in verſchiedenen Richtungen verſenden um die Bewegungshinderniſſe kennen zu lernen, ſo weit der Feind dieß geſtattet, und die Haltung deſſelben ſorgfältig prüfen. Ein wahrnehmbares Schwanken der feindlichen Linie, ein Stocken in der Bewegung, entſtandene Lücken u. ſ. w. ſind für ihn wichtige Fingerzeige ſich mehr zu nähern, was vielleicht unter dem Schleier des Pulverdampfes noch unbemerkt geſchehen kann. Sobald aber dieſer Schleier fällt muß auch der Angriff beginnen, ſelbſt wenn die Verhältniſſe nicht ſo günſtig ſeyn ſollten als man wünſcht. Wollte man damit noch zögern, ſo würde man den Feind nur vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt haben. Befindet ſich die Cavalleriereſerve hinter einem Flügel und verhindert der Pulverdampf jede Ueberſicht des Kampfplatzes, dann muß die Beobachtung von der Seite eingeleitet und hauptſächlich in's Auge gefaßt werden was im Rücken des Feindes vorgeht. Ein ſolcher Blick hinter die Couliſſen iſt viel werth, iſt oft wohlfeil zu erlangen und wird doch ſo ſelten gethan! Als ich mich in der Schlacht bei Moſhaisk mit Platow jenſeits der Moskwa befand, um die todtgeborne Diverſion gegen Napoleon's linke Flanke und Rücken auszuführen, bekam ich von dem Staude der Schlacht augenblicklich eine ganz andere Anſicht und konnte mir das Reſultat ſchon Mittags 2 Uhr mit großer Beſtimmtheit vorher ſagen. Zu redreſſiren gab es bei uns jedoch nichts, weil die kämpfenden Armeen ſich vom Anfange an auf ſo engem Raume ſchlugen, wie ich das in keiner früheren oder ſpäteren Schlacht wahrgenommen habe, weshalb nur die allgemeine Erſchöpfung der Streiter das Ende bezeichnen konnte.

Es iſt zwar immer ein Vortheil, wenn Reſerven von der Seite einwirken können, bei der Cavallerie aber weniger wichtig als bei der Infanterie und Artillerie, obſchon die moraliſche Wirkung dadurch jederzeit erhöht wird. Die Urſache dieſer Erſcheinung iſt hauptſächlich darin zu ſuchen, daß die Cavallerie ſich mehr durch ihren ſchnellen und ungeſtümmen Anlauf, mithin durch Ueberraſchung und gewaltſame Störung der feindlichen Schlachtordnung furchtbar macht, als durch die Wirkung ihrer Waffen. Ein kräftiger und entſchloſſener Anlauf gegen die Front einer erſchütterten feindlichen Infanteriedivision reißt den ganzen inneren

Flanke bedrohen. Hier iſt jedoch zu berückſichtigen ob dieſer unerwartete Widerſtand erſt vollſtändig überwältigt werden müſſe, oder ob man ſich begnügen könne ihm einige Bataillone entgegen zu ſtellen, mit der Hauptmaſſe oder im Sinne der erhaltenen Inſtruktion zu operiren.

Eine Cavalleriebrigade oder Diviſion in Reſerve wird jedenfalls in freieren Verhältniſſen ſich bewegen müſſen. Der Commandeur muß zwar im Allgemeinen die Natur ſeiner Rolle kennen, um ſie inſofern die Terrainbeſchaffenheit darauf einwirkt vorher ein wenig einzuſtudieren. Aber der Befehl zum Handeln dürfte ihm ſelten im richtigen Moment zugehen, er muß mit Falkenblicken darauf lauern und den günſtigen Moment augenblicklich benutzen. Hätte Geßler bei Hohenfriedberg, Buddenbrock bei Soor, Zieten bei Prag, Seydlitz bei Roßbach und Zorndorf, Drieſen bei Leuthen warten wollen, bis ſie Befehl zum Einhauen erhalten, der Erfolg würde jedenfalls minder glänzend geweſen ſeyn! Das cito parare victoriam bleibt unter allen Umſtänden der oberſte Grundſatz der Reitertaktik, und ſtellt deshalb auch eigenthümliche Forderungen an die Intelligenz der Reiteroffiziere. In formell-taktiſcher Beziehung iſt unerläßlich, daß die Cavalleriereſerve in möglichſt concentrirter Maſſe ganz in der Nähe des Operationsfeldes ſtehe, wo ſie muthmaßlich auftreten werde, ohne deshalb vom Feinde geſehen und beſchoſſen werden zu können. Die Regimenter müſſen alſo nicht blos in Colonnen (mit Schwadronsfront), ſondern dieſe Colonnen müſſen auch dicht neben einander ſtehen, damit ſie den möglichſt kleinſten Raum einnehmen. Nur unter dieſer Bedingung iſt eine Verbergung der Cavalleriereſerve wahrſcheinlich. Aber in ſo compakter Maſſe anzugreifen würde ein arger Mißgriff ſeyn; ſie muß mithin in wenig Minuten ſich entwickeln können. Ich halte dieſe Aufgabe nicht für ſo ſchwierig, wenn man ſich auf die Vereinigung von 5 bis 6 Regimentern beſchränkt, welche gewiß hinreichend ſeyn werden zur rechten Zeit und am rechten Orte die Entſcheidung herbeizuführen. Eine Cavalleriereſerve von größerer Stärke hat nicht immer ein größeres Kraftvermögen, und wenn ich auch den Cavalleriecorps von 10 bis 12 Regimentern in anderer Beziehung nicht entgegen ſeyn mag, ſo erkenne ich ihre Vorzüge doch nur in dem Umſtande, daß ein ſolches Corps in 3 bis 4 getrennten Brigaden unter einem gemeinſamen Befehlshaber mit größerer Wirkung operiren kann, als wenn eine ſolche Reiterſchaar in eine Maſſe vereinigt, oder

Regimenter- und Brigadenweiſe den Infanteriedivisionen zugetheilt würde. Der Commandeur einer Cavalleriereſerve wird alſo den Gang des Gefechts in ſeiner Nähe mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit beobachten, ſeine Adjutanten in verſchiedenen Richtungen verſenden um die Bewegungshinderniſſe kennen zu lernen, ſo weit der Feind dieß geſtattet, und die Haltung deſſelben ſorgfältig prüfen. Ein wahrnehmbares Schwanken der feindlichen Linie, ein Stocken in der Bewegung, entſtandene Lücken u. ſ. w. ſind für ihn wichtige Fingerzeige ſich mehr zu nähern, was vielleicht unter dem Schleier des Pulverdampfes noch unbemerkt geſchehen kann. Sobald aber dieſer Schleier fällt muß auch der Angriff beginnen, ſelbſt wenn die Verhältniſſe nicht ſo günſtig ſeyn ſollten als man wünſcht. Wollte man damit noch zögern, ſo würde man den Feind nur vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt haben. Befindet ſich die Cavalleriereſerve hinter einem Flügel und verhindert der Pulverdampf jede Ueberſicht des Kampfplatzes, dann muß die Beobachtung von der Seite eingeleitet und hauptſächlich in's Auge gefaßt werden was im Rücken des Feindes vorgeht. Ein ſolcher Blick hinter die Couliſſen iſt viel werth, iſt oft wohlfeil zu erlangen und wird doch ſo ſelten gethan! Als ich mich in der Schlacht bei Moſhaisk mit Platow jenſeits der Moskwa befand, um die todtgeborne Diverſion gegen Napoleon's linke Flanke und Rücken auszuführen, bekam ich von dem Stande der Schlacht augenblicklich eine ganz andere Anſicht und konnte mir das Reſultat ſchon Mittags 2 Uhr mit großer Beſtimmtheit vorher ſagen. Zu redreſſiren gab es bei uns jedoch nichts, weil die kämpfenden Armeen ſich vom Anfange an auf ſo engem Raume ſchlugen, wie ich das in keiner früheren oder ſpäteren Schlacht wahrgenommen habe, weshalb nur die allgemeine Erſchöpfung der Streiter das Ende bezeichnen konnte.

Es iſt zwar immer ein Vortheil, wenn Reſerven von der Seite einwirken können, bei der Cavallerie aber weniger wichtig als bei der Infanterie und Artillerie, obſchon die moraliſche Wirkung dadurch jederzeit erhöht wird. Die Urſache dieſer Erſcheinung iſt hauptſächlich darin zu ſuchen, daß die Cavallerie ſich mehr durch ihren ſchnellen und ungeſtümmen Anlauf, mithin durch Ueberraſchung und gewaltſame Störung der feindlichen Schlachtordnung furchtbar macht, als durch die Wirkung ihrer Waffen. Ein kräftiger und entſchloſſener Anlauf gegen die Front einer erſchütterten feindlichen Infanteriedivision reißt den ganzen inneren

taktiſchen Verband ſehr bald aus ſeinen Fugen und erzeugt faſt immer eine heilloſe Verwirrung. Die in ſolcher Weiſe angegriffene Infanterie hat in dergleichen kritiſchen Momenten nur Hilfe durch ſich ſelbſt zu erwarten, während ein Flankenangriff (obgleich ſcheinbar von größerer Wirkung) ihr Hoffnung giebt, daß des Angreifers Flanke bald bedroht werden könne, ihr nebenbei aber auch über den nicht angegriffenen Flügel der Diviſion augenblicklich freie Verfügung geſtattet. Hoffentlich wirſt Du hieraus nicht den Schluß ziehen wollen, daß ich den Frontalangriffen unter allen Umſtänden den Vorzug gäbe; das würde gegen den geſunden Menſchenverſtand und gegen alle Erfahrungen ſtreiten. Ich ſpreche hier nur von Angriffen einer Cavallerieréſerve gegen eine Infanteriediviſion, die bereits durch vorangegangene oder zufällige Ereigniſſe erſchüttert wurde und jetzt gänzlich überwunden werden ſoll. Befände ſich dieſe Diviſion ganz allein auf dem Kampfplatze, ſo würde es freilich angemeſſener ſeyn ſie von mehreren Seiten anzugreifen; ſie ſteht aber nicht allein da, gehört einem größeren Ganzen an, das auch ſeine Reſerven hat, man muß alſo darauf gefaßt ſeyn während der beginnenden Blutarbeit ſelbſt angegriffen zu werden. Das wird jedoch am leichteſten vermieden, ſobald man gerade auf die Front losgeht und mit Dreiſtigkeit in alle offene Räume dringt, woraus von ſelbſt Flanken- und Rückenangriffe gegen die einzelnen Bataillone entſtehen, deren Totalwirkung ungleich größer iſt als das Ueberrennen der Flügelbataillone der Diviſion.

Du magſt dieſe Umſtändlichkeit entſchuldigen, Freund, aber ſie ſchien mir nöthig um der fehlerhaften Anwendung an ſich richtiger taktiſcher Grundſätze zu begegnen. Die Taktiker von Profeſſion und ihre blinden Nachbeter dringen ſelten bis in das Innere der Verhältniſſe und wenden oft Grundſätze, welche für die eine Waffe bindend ſind, in gleicher Weiſe auch auf andere Waffen und Verhältniſſe an, woraus große Unklarheit der Begriffe entſpringt. Mancher Kritiker dünkt ſich ſehr weiſe, wenn er von einem hohen Befehlshaber ſagen kann „Er verſtand nicht zu manövriren und griff den Stier bei den Hörnern an.“ Aber er bedenkt dabei nicht, daß faſt jeder gemeine Soldat die Wichtigkeit eines Flankenangriffs begreift; daß man bei einem General dieſe Kenntniß natürlich ſtets vorausſetzen muß; und daß, was Manchem nur ein plumpes Anrennen zu ſeyn ſcheint, oft das Produkt der gründlichſten Sachkenntniß, der richtigſten Würdigung aller Verhältniſſe iſt. Bei dem im letzten Kriege

allgemeinen angenommenen Gebrauche, die Bataillone einer in der Schlachtlinie eingetheilten Infanteriedivision nicht anders als in Colonnen zu formiren und ausnahmsweise nur einzelne davon in Linie zu entwickeln, sind Flanken- und selbst Rückenangriffe von Cavallerie ausgeführt nicht mehr von solcher Bedeutung wie zur Zeit der Lineartaktik, und es muß das schon ein sehr mittelmäßiges Bataillon seyn welches, in Colonne stehend, nicht nach jeder Seite hin gleich starken Widerstand leistet. Der Erfolg eines Angriffs gegen die im Vordertreffen stehenden 5 oder 6 Bataillone ist also ungleich größer, als ein Angriff gegen die 2 Bataillone in der Flanke; der Durchbruch der ganzen Division wird in einem Augenblicke bewirkt, und verstehen die eingedrungenen Schaaren ihre Säbel nachdrücklich zu brauchen, so wird auch die Niederlage dieser Division nicht mehr fern seyn, weil die zur Hilfe herbeieilenden Truppen unter solchen Umständen an jeder wirksamen Unterstützung gehindert werden.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen auf die von Dir angeregte Streitfrage einzugehen: „Ob dergleichen Cavalleriereserven reitende Batterien zuzutheilen seyen?“ Du hast Dich für die Artillerie entschieden; ich bin nicht dieser Meinung. Aber wohlverstanden mein Freund, es darf diese Frage nicht auf ein anderes Feld versetzt werden, es ist hier nur die Rede von Cavalleriereserven, welche an Schlachttagen in der oben angedeuteten Weise die Entscheidung bewirken sollen. Ich gebe zu daß es an Vermessenheit grenzen würde, eine noch nicht erschütterte Infanteriedivision mit dem Säbel in der Faust angreifen zu wollen. Ich bestreite auch gar nicht daß das Geschützfeuer die Infanterie am stärksten erschüttert. Daraus folgt aber noch nicht daß diese Erschütterung durch die Batterien der Cavallerieresерve herbeigeführt werden müsse. Will man das Letztere zum Grundsatz erheben, so hat man nur die Wahl zwischen drei Verfahrungsarten, entweder man läßt die reitenden Batterien schon früher an dem Kampfe Theil nehmen, welchen unsere Infanterie bereits engagirt hat, und hält die Cavallerieреserve bis zum entscheidenden Momente zurück, oder Letztere folgt ihren Batterien, oder endlich sie wartet mit ihren Batterien bis sie Befehl zum Handeln erhält. Im erstern Falle ist es ganz gleichgiltig, ob jene Batterien (deren auf 5 bis 6 Regimenter doch mindestens zwei anzunehmen sind) der Artillerieреserve oder der Cavallerieреserve zugetheilt gewesen sind, das Erstere

würde aber den Vorzug verdienen, weil der Commandeur der Artilleriereſerve von den unter *ſeinen* Befehlen ſtehenden Batterien gewiß einen beſſeren Gebrauch machen wird, als wenn zwei derſelben an die Befehle eines Cavalleriegenerals gewieſen ſind. Im *anderen* Falle würde das unzeitige Vorrücken der Cavallerieſerve fehlerhafter Weiſe des Feindes Aufmerkſamkeit erregen, ſie auch dem feindlichen Geſchützfeuer nutzlos bloßſtellen. Im *dritten* Falle würde man ſich zwar die Möglichkeit der Ueberraſchung des Feindes bewahren, aber auch zwei Batterien zu einer Zeit zur Unthätigkeit verdammen, wo ſie ſich in der Feuerlinie ſehr nützlich machen können.

Ich bin alſo der Meinung, daß der Commandeur der Cavallerieſerve von der Mitwirkung *eigener* Batterien ganz abſehen müſſe, und führe dafür hauptſächlich folgende Gründe an. Erſtens ſind die günſtigen Momente zu erfolgreichen Angriffen auf Infanterie ſo ſchnell vorübergehend, daß ſie nicht ſchnell genug benutzt werden können, weshalb es nothwendig iſt, daß die Cavallerieſerve wenigſtens mit den vorderſten Regimentern auf dem kürzeſten Wege vorgeht und ſich mit Blitzesſchnelle auf den Feind ſtürzt. Zweitens iſt der Raum zu dieſer Angriffsbewegung in der Regel ſo beſchränkt, daß die Batterien entweder voraus fahren oder der Cavallerie folgen müſſen, weil ſie rechts und links auf Truppen oder Bodenhinderniſſe ſtoßen würden. Drittens kann man nicht gleichzeitig den Feind beſchießen und mit der blanken Waffe angreifen, eines muß auf das andere folgen; auch darf hierbei nicht überſehen werden, daß die Artillerie ſtehenden Fußes, die Cavallerie aber in der Bewegung kämpft. Viertens, ſoll die feindliche Infanterie durch unſer Geſchützfeuer noch ſtärker erſchüttert werden bevor die Cavallerie einhaut, ſo führt uns das wieder auf den ſchon beſprochenen Fall zurück und es iſt unbezweifelt beſſer, daß der Geſchützkampf in die Hände des Artilleriecommandeurs gelegt werde. Fünftens aber heißt es alles Selbſtvertrauen der Cavallerie ſyſtematiſch untergraben, wenn man ihr vordemonſtrirt daß ſie ohne das Feuer ihrer Batterien nicht ſiegen könne. Sie gewöhnt ſich dann an den Glauben daß jedem Angriffe auf Infanterie eine Kanonade vorausgehen müſſe, und wird unter zehn günſtigen Momenten zum Angriffe vielleicht neun unbenutzt verſtreichen laſſen. Das iſt unter allen Nachtheilen offenbar der größte, mithin der triſtigſte Grund den *Cavallerieſerven keine Batterien zuzutheilen*.

Fragſt Du mich hingegen, ob ich einem Cavalleriecorps von derſelben Stärke wie die Cavalleriereſerve einige reitende Batterien zutheilen würde, ſo antworte ich unbedingt mit Ja. Ein Cavalleriecorps hat eine vielſeitigere Beſtimmung und muß oft Gefechte auf eigene Hand beſtehen, weshalb ihm ſogar auch ein angemeſſener Zuſatz von Infanterie zu wünſchen iſt, wäre die Verwirklichung dieſer vielbeſprochenen Idee nicht mit ſo viel Schwierigkeiten verknüpft. Was ich hier von dem Cavalleriecorps ſage, findet ſeine Anwendung auch auf die geſammte Reſervecavallerie einer großen Armee, deren Beſtimmung als „Reſerve" mit einer Cavalleriereſerve nur inſofern Aehnlichkeit hat, daß Beide nicht in die Schlachtlinie geſtellt zu werden pflegen. Jedes Truppencorps, welches beſtimmt iſt ſelbſtſtändig zu operiren, kann die Artillerie ohne Nachtheil nicht entbehren; ein Infanteriecorps würde außerdem auch einiger Cavallerie bedürfen. Die Gründe ſind einleuchtend. Ein Cavalleriecorps wird zwar die Natur ſeiner Waffe niemals verleugnen dürfen, und worin dieſelbe beſteht habe ich bereits angedeutet. Es kann aber ſehr oft in den Fall kommen, daß es den Gegner nur zu beſchäftigen, hinzuhalten hat, um inzwiſchen entſcheidendere Handlungen einzuleiten. Bei dieſer Art von Gefechten ſpielen die Feuerwaffen eine Hauptrolle, obſchon ſie nicht eben auf große Zerſtörung hinzuwirken haben. Selbſt einzelne entſendete Brigaden werden nicht ohne Artillerie ſeyn dürfen.

Du wirſt mich dieſer feinen Unterſcheidungen wegen vielleicht der Subtilität anklagen, aber mit großem Unrecht. Die praktiſche Intelligenz ſoll ſich hauptſächlich durch richtige Würdigung der Verhältniſſe kund geben. Wer überall nur Aehnlichkeiten erblickt ſtreift blos über die Oberfläche der Begriffe, und es würde eine elende Logik ſeyn wenn Jemand ſagen wollte: „Weil die Cavallerie den Feind nicht überall niederreiten kann, bedarf ſie der Unterſtützung reitender Artillerie. Eine Cavalleriereſerve ſoll aber auf gewiſſen Punkten die Entſcheidung bewirken, folglich muß ihr reitende Artillerie zugetheilt werden." So leichten Kaufs kommt man weder in der Theorie noch in der Praxis durch. Hier müſſen die Unähnlichkeiten der Verhältniſſe ſcharf unterſchieden werden, und da ſich ohne große Mühe beweiſen läßt daß in den Momenten, wo eine Cavalleriereſerve thätig werden ſoll, weder Zeit noch Raum in hinlänglicher Maße vorhanden iſt, um der Cavallerie oder Artillerie eine gleichzeitige oder ſchnell aufeinander folgende genügende Wirkung zu geſtatten,

ſo erſcheint die reitende Artillerie in ſolchen Momenten-theils überflüſſig, theils ſogar die Wirkſamkeit der Cavallerie beeinträchtigend, und bleibt am Beſten ganz aus dem Spiele.

An dieſe Beleuchtung einiger Gefechtsverhältniſſe will ich ſchließlich noch eine kurze Betrachtung knüpfen über die Wichtigkeit, welche der deutſchen Cavallerie bei dem veränderten Zuſtande der Taktik auch jetzt noch beizulegen iſt.

Im vorigen Jahrhundert lieferten Infanterie und Cavallerie faſt immer Gefechte auf eigene Hand. Die Artillerie, noch jeder organiſchen Selbſtſtändigkeit entbehrend, folgte ausſchließlich den Bewegungen der Infanterie, denn die wenigen reitenden Batterien verdienen kaum einer Erwähnung. In den letzteren Kriegen legte man großen Werth auf die gegenſeitige Unterſtützung aller drei Waffen, die man namentlich durch einen zweckmäßigeren organiſchen Verband der Truppen zu erzielen ſuchte. Es iſt nicht zu beſtreiten, daß dieſe Trennung und Vereinigung der Waffen ihre Vorzüge und Mängel hat; die letzteren zeigen ſich indeß erſt in der Uebertreibung des einen oder des anderen Grundſatzes. Vor dieſem Zuweitgehen hat man ſich alſo zu hüten. Bei Feſtſtellung von Waffenverhältniſſen iſt nichts ſo gefährlich, als eine Liebhaberei für dieſe oder jene Waffe. Die beredten Schutzredner der Cavallerie, Artillerie und Infanterie haben kein Mittel unverſucht, kein Beiſpiel aus der älteren und neueren Kriegsgeſchichte unerwähnt gelaſſen, um zu beweiſen daß *ihre* Waffe den Vorzug verdiene, weil ſie allein den Ausſchlag zu geben vermöge. Die Geſchichte muß darin unſere beſte Lehrerin ſeyn, doch nicht indem ſie Beiſpiele an Beiſpiele reiht, um das taktiſche Uebergewicht dieſer oder jener Waffe zu beweiſen, ſondern indem ſie nach den Urſachen der Entſcheidung gründlicher forſcht. Sie ſoll den Beweis aus den Thatſachen *entwickeln*, aber nicht blos Thatſachen zur Unterſtützung eines Beweiſes *aufſuchen*. In dieſer letzteren Beziehung iſt die Geſchichte eine eitle Kokette, die Jedem zu gefallen ſtrebt der ſich um ihre Gunſt bewirbt.

Dem gründlichen und unbefangenen Geſchichtforſcher kann nicht entgangen ſeyn, daß in den allermeiſten Schlachten des 18. und 19. Jahrhunderts durch *eine* Hauptwaffe der Sieg nur dann *allein* erfochten worden iſt, wenn dieſelbe verhältnißmäßig von einem viel beſſeren Geiſte beſeelt und mit größerer Geſchicklichkeit geführt wurde, anderer günſtiger

Nebenumſtände nicht zu gedenken. Forſcht man etwas genauer nach dem Zuſammenhange der taktiſchen Ereigniſſe, ſo findet ſich häufig daß eine andere Hauptwaffe der Entſcheidung entweder vorgearbeitet, oder dieſe erſt vervollſtändigt habe, ſollte das auch formell nicht ſehr in die Augen fallen. Unter Friedrich dem Großen hat die preußiſche Cavallerie bekanntlich zuerſt wieder angefangen, nach alter Weiſe den Sieg ohne Mitwirkung anderer Waffen zu erkämpfen, und es iſt ihr das mehrmals gelungen. Aber die Oeſterreicher ſelbſt geſtehen, daß ſeit der Schlacht bei Molwitz die preußiſche Cavallerie in techniſcher und taktiſcher Ausbildung ſo ſchnelle Fortſchritte gemacht habe, daß ſie bei Ausbruch des dritten ſchleſiſchen Krieges der ihrigen ſehr überlegen geweſen ſey. Der Geiſt der Führung dieſer Waffe wirkt uebenbei ſo entſcheidend auf den Erfolg, daß es Niemand verwundern kann wenn die tief eingewurzelte Indolenz im öſterreichiſchen Heere auch nachtheilig für den Geiſt ihrer Cavallerie wurde, der ſich nicht zu erheben vermochte. Als Beleg für dieſe Behauptung brauche ich nur die Bewunderung anzuführen, welche den vier ſächſiſchen Cavallerieregimentern, die von 1757 an ſich den Oeſterreichern angeſchloſſen hatten, von den Generalen dieſes Heeres einſtimmig gezollt wurde. Ich weiß nicht ob Herr Schlendrian zu den Ariſtokraten oder Demagogen gezählt werden müſſe; ſoviel weiß ich aber daß dieſes Schaaf im Wolfskleide gefährlicher iſt als mancher Wolf im Schaafskleide. Hauptſächlich ſchadet er aber im Kriege dadurch, daß er ſeine Trägheit oder Scheu vor Verantwortlichkeit jederzeit hinter dem Mangel an Befehlen oder Inſtruktionen zu verbergen weiß. Gleichwohl läßt der Gegner uns zu einer folgenreichen Reiterthat oft kaum ſoviel Zeit, als ſelbſt zu einer kurzen Anfrage, noch weniger zu Einholung von Befehlen erforderlich iſt. Wer aber die Befehle zum Handeln ohne vorherige Meldung oder Anfrage erwartet, giebt dadurch deutlich zu verſtehen daß er überhaupt nichts thun will. Dieſen alten Sauerteig hatte Friedrich d. Gr. in ſeiner Armee bald ausgefegt. Jeder höhere Befehlshaber war nicht blos verantwortlich für das was er that, ſondern auch für das was er unterließ. Selbſt ſeine höchſten Befehlshaber ſchützten weder fürſtliche Geburt noch die bereits geleiſteten wichtigen Dienſte vor dem königlichen Zorne, wenn er ſich einbildete daß ſie nicht alle Kräfte aufgeboten hätten ſeinem Willen nachzukommen, der oft das Unmöglichſcheinende forderte. Hieraus entſprang eine Spannung der Kräfte, wie

man ſie nur in Napoleons glorreichſter Zeit wieder wahrgenommen hat. Das Machtgebot des Gewaltigen ſchien alle menſchliche Regungen in Feſſeln zu legen, um ſie im nächſten Augenblicke in die Leidenſchaft des Ruhmes zu verwandeln, welche die Maſſen mit Todesverachtung gegen den Feind trieb. [1]

Daß die preußiſche Cavallerie unter ſolchen Umſtänden wagen durfte das Kühnſte zu unternehmen, kann jetzt nicht mehr befremden; fehlerhaft wäre es aber für ihre künftige Verwendung hieraus ſichere Schlüſſe ziehen zu wollen. Selbſt ihre glänzendſten Thaten aus jener Zeit ſtehen nicht ganz iſolirt da, und in den vielbeſprochenen Schlachten bei Roßbach, Leuthen und Zorndorf würde die Cavallerie den Sieg nicht allein entſchieden haben, wenn nicht die Infanterie und Artillerie theils vor, theils nach dem Hauptangriffe der Cavallerie kräftig mitgewirkt hätten. Bei Lowoſitz, Prag, Kolin, Kunnersdorf und Torgau hat die preußiſche Cavallerie, obſchon abſichtlich zu großen Schlägen bereit ſtehend, verhältnißmäßig wenig geleiſtet, weil ſie den Widerſtand vereint wirkender Waffen zu überwinden, oder mit großen Terrainſchwierigkeiten zu kämpfen hatte. — Die beiſpielloſe Hingebung der Infanterie Friedrichs des Großen iſt bekannt. Sie mußte oft auf die Mitwirkung ihrer Artillerie verzichten, weil dieſe nicht immer ſchnell genug folgen konnte, und hat auf manchem Schlachtfelde manchen partiellen Sieg ganz allein erfochten. Forſcht man aber nach der Größe der dabei erlittenen Verluſte, ſo wird kein verſtändiger Taktiker wagen dieſes getrennte Vorgehen zur Nachahmung zu empfehlen. Auch jetzt bei den weſentlich veränderten Gefechtsformen würde die Infanterie den Sieg nur mit großen Opfern erkaufen, wenn ſie — ihre taktiſche Selbſtſtändigkeit überſchätzend — ganz allein darnach ſtreben wollte.

Darin ſtimme ich Dir indeß vollkommen bei, daß unſere modernen Theoretiker die wechſelſeitige Unterſtützung und reſp. Verbindung aller drei Hauptwaffen mit allzugroßer Aengſtlichkeit und Pedanterie zu einer weſentlichen Bedingung großer Erfolge machen, dergeſtalt daß nach jedem von einer Waffe errungenen Vortheile ſie erſt warten ſoll, bis dieſe momentan geſtörte Verbindung wieder hergeſtellt ſey. Dadurch wird insbeſondere der Cavallerie eine Beſchränkung der Thatkraft auferlegt, die ſie um alle Früchte des Sieges bringen kann. Iſt das aber etwas Anderes,

[1] Herr von Schöning führt davon viele Beiſpiele an. Der Herausgeber.

als eine verkehrte Anwendung des Grundſatzes gegenſeitiger Unterſtützung? Die gleichzeitige Wirkung verſchiedener Waffen gegen einen Theil der feindlichen Schlachtlinie ſoll immer nur den erſten Widerſtand überwältigen; iſt das geſchehen dann laſſe man derjenigen Waffe, welche zur Fortſetzung des Angriffs in dieſer Richtung am beſten geeignet iſt, ſo viel Spielraum als die Umſtände nur immer geſtatten wollen. Das iſt der wahre Sinn der Lehre von der gegenſeitigen Unterſtützung, deren Anwendung nicht auf alle Momente und Verhältniſſe eines größeren Gefechts ausgedehnt werden darf.

Nach Allem was ich bereits über die Verwendung der Cavallerie geſagt, bin ich der feſten Ueberzeugung, daß ſie ganz dieſelbe Wichtigkeit noch habe wie im vorigen Jahrhundert, und daß ſie dieſe Wichtigkeit auch zu allen Zeiten behalten werde, es müßte denn das Streben nach ſchneller Entſcheidung ganz aus der Mode kommen. Alle große Entſcheidungsſchlachten werden ſich aber immer nach den ebeneren Gegenden des Kriegsſchauplatzes hinziehen; das lehrt nicht blos die Erfahrung, ſondern es liegt ganz einfach in der Natur der Sache, weil der geſchlagene Theil in einer ſehr durchſchnittenen und theilweiſe bedeckten Gegend auf ſeiner Rückzugslinie unzählige gute Vertheidigungsſtellungen findet, die bei der heutigen Infanterietaktik den Sieger um alle Früchte ſeiner Anſtrengungen bringen würden. In einer Entſcheidungsſchlacht gebührt aber auch der Artillerie eine ſehr wichtige Stimme, und da dieſelbe ebenfalls freie Ebenen braucht, um ihre volle Wirkung geltend zu machen, iſt das ein zweiter triftiger Grund dieſelben aufzuſuchen. Bei dem Streben nach örtlicher Flankendeckung wird es in der Schlachtlinie auch nicht an Lücken und ſchwachen Punkten fehlen. Wo aber freie Ebenen und Lücken ſind, da findet die Cavallerie mit und ohne reitende Artillerie überall Gelegenheit zu entſcheidenden Thaten, doch muß ſie dieſe Gelegenheiten ſuchen und ſich nicht ängſtlich an einen taktiſchen Schematismus binden.

Auf dem viel umfaſſenderen Gebiete ſtrategiſcher Operationen und Combinationen tritt die Wichtigkeit der Cavallerie noch ſtärker hervor. Eine entſchiedene Ueberlegenheit in dieſer Truppengattung wird, bei richtiger Verwendung derſelben, immer zur Folge haben daß man des Gegners Abſichten leichter errathen und vereiteln, die eigenen Unternehmungen aber beſſer einleiten und verbergen kann. Je ausgedehnter der Kriegsſchauplatz iſt, deſto einflußreicher wird die dadurch erlangte größere

Freiheit der Bewegung mit der Hauptmaſſe. Schon mancher Feldherr hat nach gewonnener Schlacht den Sieg nicht benutzen können, weil die Ueberlegenheit der feindlichen Cavallerie ihn in Zweifel ließ, wohin er ſeine nächſten Stöße zu richten habe. Durch die Eiſenbahnen tritt künftig ein neues Element der Bewegung auf den Kriegsſchauplatz, deſſen Einfluß ſich in dem Grade ſteigern wird, als man ſich dieſes Bewegungsmittels ſo weit es zuläſſig auf dem Operationsfelde ſelbſt zu bedienen geneigt iſt. Ein materielles Hinderniß für einzelne Infanteriedivisionen mit ihren Batterien giebt es nicht, und das Verlaſſen der Wagenzüge zum Aufmarſche erfordert nicht viel mehr Zeit, als der Aufmarſch aus der ungleich längeren Marſchcolonne, ſobald die leeren Wagen der vorderſten Bataillone auf dem zweiten Gleiſe zurückgehen können. Selbſtverſtändlich kann aber ein ſolches Eiſenbahnmanöver nur unter dem Schutze der Vortruppen ausgeführt werden. Mancher iſt vielleicht zu glauben verſucht, daß die Infanterie durch öftere Benutzung der Eiſenbahnen einen großen Theil der Cavallerie entbehrlich machen werde. Dieſe Anſicht verräth aber eine unklare Vorſtellung von den wirkenden Kräften im Kriege. Es wird im Gegentheil künftig eine Hauptbeſtimmung der Cavallerie werden, den übrigen Truppen die ſtrategiſche Benutzung der Eiſenbahnen auf dem Kriegsſchauplatze zu ſichern, dem Feinde hingegen die Benutzung der eigenen Schienenwege bis in die Nähe der Aufmarſchlinie ſtreitig zu machen. Zu dieſem Zwecke wird man künftig ſtarke Reiterſchaaren einige Tagemärſche weit vorſenden, deren Tummelplatz vorzugsweiſe in der Nähe der Eiſenbahnen ſeyn dürfte.[1]

Es leuchtet ein, daß die Offiziere der Cavallerie mit den Künſten der Reitbahn und des Exerzirplatzes ſich nicht begnügen dürfen. Das Geſchäft der Beobachtung, welches ihnen im Kriege als Feldwachcommandant und Patrouillenführer obliegt, enthält durch die ſelbſtſtändige Verwendung ſtarker Reiterſchaaren ein viel ausgedehnteres Feld, und die Beobachtung wird ſich oft auf Gegenſtände zu richten haben, welche ihrem Ideenkreiſe bisher ziemlich fremd geblieben ſeyn mögen. Beobachten heißt: mit geiſtigen Augen ſehen und prüfen. Ein Offizier, der nach dem Ruhme ſtrebt ein guter Beobachter zu werden, muß aus dem

[1] Wir haben dieſen Gegenſtand in einer beſonderen Schrift („Die Eiſenbahnen und ihre Benutzung als militäriſche Operationslinien." Adorf 1853) ausführlich behandelt. Der Herausgeber.

Sichtbaren das Unſichtbare, aus dem Bekannten das Unbekannte zu erforſchen verſtehen, was ſehr verſchiedenartige Kenntniſſe vom Kriege zur Bedingung macht. Dergleichen Offiziere werden immer nur in geringer Anzahl vorhanden ſeyn. Wie wichtig aber ihre Dienſtleiſtungen ſind, muß jeder Chef des Generalſtabes wiſſen, welcher aus den vielen eingegangenen und oft ſich widerſprechenden Nachrichten dem Feldherrn in kurzen Worten den augenblicklichen Stand der Angelegenheiten bezeichnen ſoll. Die Wichtigkeit zuverläſſiger Nachrichten, deren Ermittelung faſt immer ein Reſultat der kritiſchen Prüfung ſeyn wird, ſpricht ſich aber ſchon in den untergeordneten Dienſtverhältniſſen aus, man ſollte daher das Talent der Beobachtung auf jede Weiſe zu kultiviren ſuchen.

Fünfundſechzigſter Brief.

Olymp, den 2. Januar 1844.

Heute früh empfing ich ein ſehr freundlich abgefaßtes Handbillet von Napoleon, welches mich, wie er ſich ausdrückte, zu einer causerie einlud. Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun als dieſer Einladung zu folgen, und fand den Kaiſer in der heiterſten Stimmung. Wir waren allein. Auf ſeinem Arbeitstiſche lagen Bücher, Karten und Plane in bunter Verwirrung. Er ſchien ſie heute keines Blickes zu würdigen, ſondern ſchlenderte mit mir ganz gemüthlich im Salon auf und nieder, dabei von den gleichgiltigſten Dingen ſprechend, denen er aber immer eine intereſſante Seite abzugewinnen wußte. Zuweilen führte uns der Weg auch in den anſtoßenden Wintergarten, den Napoleon im vorigen Jahre hat erweitern laſſen, weil die traulichen Unterhaltungen en promenant ſeinem Geſchmacke am meiſten zuſagen. Den Mittelweg bildete eine Doppelreihe von Orangen- und Granatbäumen, ſo breit daß fünf Perſonen bequem neben einander gehen konnten. Zu beiden Seiten erblickte man eine wahre Muſterkarte von ſeltenen Bäumen und Sträuchern aller Zonen. Volièren mit allerlei Vögeln, Baſſins mit Gold- und Silberfiſchen, Grotten, Pavillons und chineſiſche Luſthäuschen wechſelte anmuthig mit einander ab. Am Ende des Mittelganges, deſſen

Länge etwa tauſend Schritte betragen mochte, ſtand ein liebliches Schweizerhäuschen das bewohnt zu ſeyn ſchien. Auf mein Befragen, wer dort in ſtiller Einſamkeit lebe, ſagte der Kaiſer c'est mon fils, le Roi de Rome, qui y fait ses études constitutionelles, und lenkte unſre Schritte ſogleich in einen Nebenweg.

Der geborne König von Rom und verſtorbene Herzog von Reichſtädt iſt erſt ſeit Kurzem ſeinem Vater wieder gegeben worden, was Letzterer als eine große Gunſt Jupiters betrachtet. Geſehen habe ich dieſes Kind eines ſeltſamen Geſchicks, deſſen Geburt mehr Kanonenſchüſſe verkündet haben als in mancher Schlacht gethan worden ſind, zur Zeit noch nicht; man hat mir aber geſagt daß er vom Vater zwar die edlen Züge, doch nicht die kräftige gedrungene Geſtalt haben, ſondern ſchlank wie eine Tanne ſeyn ſoll. — Ich wußte anfangs nicht wie ich Napoleons Aeußerung deuten durfte, und hatte ſie faſt für Ironie halten mögen. Der König von Rom, conſtitutionelle Studien, und noch dazu im Olymp nach einer todtgebornen Regierung; reime das wer mag! Der Kaiſer bemerkte meine ſtille Verwunderung. Ein tiefer Seufzer ſtieg aus ſeiner ſtolzen Bruſt, die ſich immer höher zu wölben ſchien, und machte bald folgenden Worten Platz.

„Das Ideal iſt von der Wirklichkeit ſo weit entfernt wie der Olymp vom Erdballe. Die Menſchen da unten jagen immer nach Idealen und vergeſſen darüber, daß ſie von Gebrechlichkeiten und Erbärmlichkeiten jeder Art umgeben ſind. Die großen Denker vergeſſen, daß die Ausführung ihrer erhabenen Ideen eine Beamtenwelt von Engeln zur Bedingung macht, die mit Aufopferung das Gute nur um des Guten willen thun. Die ganze Menſchheit iſt aber zuſammengeſetzt aus Engeln und Teufeln in allen Abſtufungen, bis zu den einfachen Weiſen und Thoren herab. Zwiſchen beiden eingerahmt befindet ſich der große Haufe der Gleichgiltigen, der Farbloſen, welcher ſeinen Impuls bald von dieſer bald von jener Seite empfängt. Wie kann da eine großartige Idee zur Ausführung kommen, ſo lange ſie nicht im großen Haufen Wurzel getrieben hat? Faſſen wir einmal das Gebiet der Wiſſenſchaft ins Auge. Es gibt gelehrte Forſcher deren Schriften von unſchätzbarem Werthe ſind, die uns das Innerſte der Wiſſenſchaft aufſchließen und die Wunderwerke des menſchlichen Geiſtes anſchaulich machen. Aber ihr Nutzen erſtreckt ſich nur auf die Wiſſenſchaft ſelbſt und auf die wenigen Menſchen

welche die Träger derſelben ſind. Dagegen gibt es gewandte Darſteller deren Schriften die Aufklärung des großen Haufens bezwecken. Sie benutzen die mühſamen Forſchungen Anderer und bereiten die Reſultate derſelben dem großen Haufen als ſchmackhafte Speiſe, oder ſie prägen die entdeckten Goldbarren der großen Gelehrten in gangbare Münzſorten aus. Wer von beiden hat das meiſte Verdienſt? Die Forſcher haben eigentlich nur ein Verdienſt um die Wiſſenſchaft, die Darſteller hingegen haben ein Verdienſt um die Menſchheit. Ich gebe zu daß die Darſteller auf die Schultern der Forſcher treten müſſen, um ſich der Menſchheit nützlich machen zu können. Aber die Forſcher bedürfen wiederum der Geſchicklichkeit der Darſteller, wenn ihr geiſtiges Kapital der Menſchheit Zinſen tragen ſoll. Halten wir nun die Anſicht feſt, daß die Wiſſenſchaft an ſich betrachtet, dem ungeſchliffenen Edelſteine gleicht, den Niemand beachtet und nur der Kenner zu ſchätzen verſteht, daß ſie erſt dann zu nützen beginnt wenn ſie zum Eigenthume des großen Haufens wird, ſo folgt daraus von ſelbſt daß beide Klaſſen von Gelehrten oder Schriftſtellern mindeſtens gleich großen Werth haben, daß aber die größte Gelehrſamkeit ohne praktiſchen Nutzen bleibt, ſo lange ſich nicht Männer finden die ſie zu verbreiten wiſſen.

„Zeigt ſich das ſchon in dem verhältnißmäßig ſehr beſchränkten Gebiete einer Wiſſenſchaft, ſo darf es uns noch weniger überraſchen wenn die beſten Ideen zuweilen unbeachtet bleiben, ſobald ihre Ausführung die regſte Theilnahme Vieler bedingt, die weder damit einverſtanden ſind noch bei der Ausführung einigen perſönlichen Vortheil haben. Ein anderes ſehr wichtiges Element iſt die Zeit. Wenn die Beſten unter meinen Vertrauten bei Mittheilung meiner großartigen Entwürfe zuweilen ungläubig den Kopf ſchüttelten, gab ich ihnen ſtets zur Antwort: man laſſe mir vierzig Jahre Zeit und ich ſtehe für den Erfolg. Es iſt mir aber nicht einmal die Hälfte dieſer Zeit geſtattet geweſen meinen Willen als oberſtes Geſetz geltend zu machen, gleichwohl tadelt man fortwährend meine Regierungsform, meine äußere Politik, ſelbſt meine Kriegführung. Hätte ich ſo lange regiert als Friedrich II. ich würde Frankreich zu einem Muſterſtaate gemacht haben.“ — „Eurer Majeſtät Aeußerungen über den Königs von Rom“ bemerkte ich laſſen vermuthen, daß in einem ſolchen Falle die Regierungsform Frankreichs eine conſtitutionelle geweſen ſeyn würde.“ — „So iſt es auch,“ erwiderte Napoleon „nur dürfen Sie

nicht glauben, daß ich Frankreich eine Verfassung gegeben haben würde wie eure Optimisten sie für zweckmäßig halten. Eine Verfassung, welche der Redesucht eitler Menschen zu großen Vorschub leistet und die Thätigkeit der Regierung durch das Intrikenspiel der Parteimenschen zu lähmen vermag, ist das gefährlichste Geschenk für die Völker. Das Ansehen jeder Regierung muß untergraben werden, sobald Ständeversammlungen das Recht haben, sie über jede Verwaltungsmaßregel zur Verantwortung zu ziehen und wohl gar noch die Mittel beschneiden oder ganz verweigern können, welche zu einer umsichtigen Staatsverwaltung erforderlich sind. Die Ministerbank darf niemals zur „armen Sünderbank" herabgewürdigt werden, sonst geht die Regierung thatsächlich in die Hände der Parteien über, und von da bis zur Anarchie ist nur ein kurzer Schritt. Eine Staatsverfassung soll nichts Anderes bezwecken, als die Stabilität der Grundsätze mit der Mobilität der Ansichten in das richtige Verhältniß zu setzen. Ansichten werden häufig durch äußere Anlässe hervorgerufen und sind deshalb veränderlicher Natur. Grundsätze hingegen müssen unveränderlich seyn. Man regiert nicht von einer Woche zur andern, sondern mindestens von Generation zu Generation, besser noch von Jahrhundert zu Jahrhundert, und die Politik eines großen Staates wird ihre wichtigsten Operationen sogar auf den Zeitraum mehrerer Jahrhunderte vertheilen müssen. Da nun kein Monarch der menschlichen Schwächen sich ganz entschlagen kann, ist er auch der Gefahr ausgesetzt sich zuweilen von vorübergehenden Ansichten mehr als von feststehenden Grundsätzen leiten zu lassen, wodurch seine innere und äußere Politik schwankend werden würde. Dergleichen nachtheilige Schwankungen zu verhüten ist die vornehmste Aufgabe einer Staatsverfassung. Wie das einzurichten ist gehört nicht hierher. Ich habe damit überhaupt nur andeuten wollen, daß die modernen Staatsverfassungen an einem Grundübel leiden, nämlich an dem, daß der sichere Gang der Regierung durch die häufigen parlamentarischen Verbesserungskünste fortwährend gestört wird.

„Ich weiß nur zu gut" fuhr Napoleon nach kurzer Pause fort „daß man mich für einen argen Despoten gehalten hat, der die Menschen nur als Werkzeuge zur Erreichung ehrgeiziger Plane behandelt. Auf eine so lange und blutige Revolution wie die französische muß nothwendig eine despotische Regierung folgen, und die Zügel dürfen nicht eher nachgelassen werden, bis der Sinn des Volkes für Gesetzlichkeit sich wieder bemerkbar

macht und die einflußreicheren regierungsfeindlichen Parteien entkräftet ſind. Kein Monarch hat dies ganz in ſeiner Gewalt, es iſt daher ungerecht ihn nur nach dem zu beurtheilen was er thut oder unterläßt, um den Wünſchen der Gebildeten im Volke zu entſprechen; man ſollte auch erwägen welches die höheren Beſtimmungsgründe ſeines Handelns geweſen ſind, wofür aber den meiſten Menſchen das richtige Verſtändniß abgeht. In Bezug auf mich hat man die Correſpondenz mit meinen Marſchällen, Miniſtern und Geſandten gewöhnlich als Unterlage der Kritik benutzt. Allerdings ſind das wichtige Dokumente, doch immer nur für den welcher den Schlüſſel dazu hat. Auch Sie mein lieber General haben ſich dadurch zuweilen irre leiten laſſen, ich will Ihnen daher jetzt einen Wink geben.

„Je höher die Stufe iſt, auf welche die Vorſehung einen Menſchen geſtellt hat, deſto mehr wird er von ſeiner Umgebung beobachtet, und zwar nicht in der beſten Abſicht. Er muß alſo die wichtigſten Geheimniſſe in ſeinem Buſen verſchließen und darf Niemand ſein ganzes Vertrauen ſchenken. Wer durch ſeine vertrauten Rathgeber und Gehilfen auf Andere, insbeſondere auf die Maſſe wirken will, darf niemals vergeſſen daß die Vollſtrecker ſeines Willens *auch* Menſchen ſind, die ihre eigenen Anſichten haben welche man nicht immer mit der Wurzel ausreißen kann. Ob dieſe Anſichten, wenn ſie abweichender Natur ſeyn ſollten, aus fehlerhafter Auffaſſung der Verhältniſſe, aus Eitelkeit, Eigennutz oder anderen Motiven entſpringen, iſt in der Hauptſache gleich, genug ſie ſind vorhanden, man kann ihre Einwirkung niemals ganz verhindern; man muß ſie alſo kennen und benutzen zu lernen ſuchen. Hieraus folgt die gebieteriſche Nothwendigkeit die eigenen Gedanken und Gefühle oft zu maskiren, und ſelbſt ſeinen Vertrauten nur gerade ſo viel davon mitzutheilen als ihnen zu wiſſen nöthig iſt. Im Gebiete der Politik iſt das noch viel nothwendiger als im Gebiete kriegeriſcher Operationen, und wenn man mich in Bezug auf meine Verhandlungen der Doppelzüngigkeit beſchuldigt, oder wohl gar des Wankelmuthes, je nachdem die eiſernen Würfel günſtiger oder ungünſtiger für mich fielen, ſo ſollte man zugleich auch daran denken daß keine der europäiſchen Hauptmächte gegen mich anders verfahren hat. — Ich habe dort auf meinem Tiſche eine Schrift liegen, worin mein politiſches und militäriſches Verhalten im Jahre 1813 mit vieler Umſicht und Schärfe des Urtheils geſchildert wird, was dem Verfaſſer (Karl Bade) im Allgemeinen beſſer gelungen iſt als manchem ſeiner

Vorgänger. Aber ergötzlich genug war es mir daß mir darin eine Ueberſicht der Verhältniſſe und Abſichten meiner offenen und geheimen Gegner zugetraut wird, wie ich ſie damals gar nicht haben konnte; die raiſonnirenden Betrachtungen des Verfaſſers ſind deshalb mit vielen Irrthümern durchflochten und verſetzen die Frage oft auf ein ganz fremdes Gebiet. Wer ſo lange wie ich die Fäden der Politik von Europa in Händen gehabt und an der Spitze von Armeen geſtanden hat, macht keine ſo argen Verſtöße als mir darin zugeſchrieben werden. Allerdings bleibt man deshalb immer Menſch, und als ſolcher manchen Irrthümern und Leidenſchaften mehr oder weniger unterworfen. Ich bin aber von Freunden und Feinden ſo oft nur nach dem Scheine beurtheilt worden, daß ich mich nachgerade daran gewöhnt habe gelegentlich auch für einen kurzſichtigen Menſchen gehalten zu werden, der wie ein Schulknabe nach Schmetterlingen haſcht und dabei auf die Naſe fällt!"

Ich. „Der Verfaſſer würde jedenfalls beſſer gethan haben, wenn er mehr referirt als kritiſirt hätte. Er ſcheint aber von der Sucht beherrſcht zu werden Alles beſſer wiſſen zu wollen als Andere. Wer eine neue Kriegstheorie begründen will, muß freilich die Vorzüge derſelben dem Leſer anſchaulich zu machen ſuchen; aber die Beweisführungen dieſes Schriftſtellers ſind mitunter doch gar zu — naiv!"

Napoleon. „Die Selbſtvergötterung war von jeher die ſchwache Seite der Schriftgelehrten. Nur ein Thor kann glauben daß er das Geheimniß der Weiſen ergründet habe. Je gründlicher ein Menſch gebildet iſt, deſto mehr wird ſich ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß ihm noch ſehr Vieles gebricht um Alles durchſchauen zu können. — Glauben Sie nicht, daß ich mich im Frühjahre 1813 über das Gefahrvolle meiner Lage auch nur einen Augenblick getäuſcht habe. Ich fühlte nur zu gut was ich in Rußland verloren hatte, und die ſchnelle Erhebung nach einem ſolchen Falle, wovon ich im Frühjahre 1814 der Welt ſogar ein zweites Beiſpiel gab, will noch etwas mehr bedeuten als die Erhebung König Friedrichs nach den Unfällen bei Kolin, Breslau, Hochkirch und Kunersdorf, obwohl ſie ihm zum größten Ruhme gereicht. Ein ganz verunglückter Feldzug, der mit ſo ungeheuren Mitteln unternommen wurde, iſt etwas ganz anderes als eine verlorne Schlacht, das hält keinen Vergleich aus. Die Truppen, die Geſchütze, das Material konnte ich zwar wieder erſetzen, das erſchütterte Selbſtvertrauen durch neue Siege wieder befeſtigen,

meine Gegner durch neue Schläge wieder einſchüchtern. Dies Alles ſtellte indeß meine Macht nicht wieder auf den vorigen Fuß, ſie war in ihren Grundfeſten erſchüttert. Sobald der Schlußſtein eines Gebäudes wankt iſt auch der Einſturz nahe. Dieſer Schlußſtein war ich ſelbſt. Die Ueberzeugungen und Befürchtungen, welche ſich in meinem Innern regten, durfte ich gegen Niemand laut werden laſſen. Ich mußte alſo gegen meine nächſten Umgebungen noch ganz dieſelbe zuverſichtliche Sprache führen, wie zu Zeiten meiner höchſten Macht; ich mußte über meine und der Gegner Abſichten und Verhältniſſe gerade ſo ſprechen, wie ich wünſchte daß ſie von Anderen angeſehen werden möchten. Das Urtheil eines Mannes, der ſo Großes vollbracht hatte wie ich, findet in der Regel mehr Eingang als der bündigſte Beweis. Nur Wenige wagen an der Richtigkeit zu zweifeln; auch würde es der Mehrzahl meiner Marſchälle an Einſicht zur Widerlegung gefehlt haben, denn wo die Kriegskunſt mit der Politik in eine Spitze hinausläuft da gelten die Grundſätze der erſteren nicht mehr voll. Die mir nachgerühmte Unfehlbarkeit hatte zwar in Rußland einen ſtarken Stoß erlitten, es gab aber der Entſchuldigungsgründe genug mich wenigſtens in den Augen der Franzoſen zu rechtfertigen. Schon im gewöhnlichen Leben imponirt Mancher dem großen Haufen durch Dreiſtigkeit und zuverſichtliche Sprache, ohne ſelbſt je etwas Großes vollbracht zu haben. Eine ſolche Sprache in meinem Munde mußte auch jetzt noch große Wirkungen hervorbringen. Wer den mächtigen Eindruck wahrgenommen hat, den in kritiſchen Momenten mein bloßes Erſcheinen bei den Truppen hervorbrachte, wird das zu würdigen wiſſen. Aus dieſem Grunde mußte auch ſcharfer Tadel jeden meiner Marſchälle treffen der ſich ſchlagen ließ, ſelbſt wenn ihm kein weſentlicher Vorwurf gemacht werden konnte. Oder hat etwa Ihr großer Friedrich anders gehandelt? Der Prinz von Preußen, der Herzog von Bevern, die Generale Schmettau, Fink und Fouqué werden mir gewiß nicht widerſprechen. Das Vertrauen in meine Unfehlbarkeit durch Annahme einer minder zuverſichtlichen Sprache und Haltung zu ſchwächen wäre alſo höchſt unklug geweſen; meine Operationen mußten denſelben großartigen Zuſchnitt behalten, als befände ich mich noch in der früheren Verfaſſung. Mancher meiner Generale durchſchaute zwar die Verhältniſſe mit klarem Blicke, und erkannte den Abgrund über welchem wir ſchwebten. Aber vorausſetzen wollen daß ich mich über die Gefahren meiner Lage getäuſcht,

ſie minder groß angeſchlagen hätte, wäre doch etwas lächerlich. Ich durfte aber die Wahrheit gegen Niemand eingeſtehen; die zur Schau getragene Zuverſicht in die Erfolge meiner Waffen war deshalb eine nothwendige Täuſchung, welche mir in vieler Hinſicht wichtige Dienſte geleiſtet hat. Wer mich alſo nach hingeworfenen Aeußerungen in meiner officiellen Correſpondenz beurtheilen wollte, würde keinen ganz richtigen Maßſtab anlegen, denn dieſe Aeußerungen waren immer nur auf den Eindruck berechnet den ſie hervorbringen ſollten, und enthielten ſelten meine innerſte Ueberzeugung.

„Der Verfaſſer jener Schrift erblickt, wie viele andere, eine Haupturſache meiner Unglücksfälle in den Jahren 1812 und 1813 in der unterlaſſenen Wiederherſtellung des großen Polenreiches. Das iſt wieder das alte Lied von Ideal und Wirklichkeit. Kennte er die Polen und ihre Geſchichte ſo genau wie ich, er würde ganz anders urtheilen. Die Polen ſind unfähig ſich ſelbſt zu regieren, und wollen eben ſo wenig einem Fremden gehorchen. Der Factionsgeiſt iſt bei ihnen zu allen Zeiten ſtärker geweſen als die Vaterlandsliebe, was ihr letzter Krieg (1831) aufs Neue bewieſen hat, obſchon ſie damals mehr als je bemüßigt waren ausnahmsweiſe einmal die alten Nationalfehler abzulegen. Die Polen haben mir als Soldaten genützt ſo viel in ihren Kräften ſtand. Da es aber außer meiner Macht lag ſie umzuwandeln, konnte ich beim beſten Willen ihnen keine beſſere politiſche Stellung geben. Durch Machtſprüche kann man neue Reiche zwar hervorrufen und alte wieder herſtellen, aber nicht ſie dauerhaft befeſtigen. Wenn man glaubt daß ich die Wiederherſtellung Polens nur deshalb unterlaſſen habe, weil dieſe große Maßregel nothwendig volksthümliche Inſtitutionen ins Leben rufen mußte, deren anſteckendes Beiſpiel für die meiner Herrſchaft unterworfenen Völker zu fürchten geweſen ſey, ſo iſt das ein neuer Beweis wie wenig man mich und die Polen kennt. Die polniſche Ariſtokratie und volksthümliche Inſtitutionen ſind ſich gänzlich fremd. Oder glaubt der Verfaſſer daß man mit derſelben Leichtigkeit, mit welcher er in das Konzert der Ideologen einſtimmt, die Bildung eines achtbaren Bürger- und Bauernſtandes bewirken könne? Er möge nach Rußland gehen und nachſehen wie weit Alexander und Nikolaus in den letzten dreißig Jahren damit vorgeſchritten ſind, gleichwohl giebt es dort mehr und beſſere Elemente dazu, und der Kaiſer vereinigt die höchſten Gewalten in ſeiner Perſon, er iſt ja ſogar

das Oberhaupt der Kirche. Nein, ſo etwas läßt ſich nicht dekretiren, und ein Staatsgebäude ohne ſoliden Grund ſtürzt bei erſter Gelegenheit in ſich ſelbſt zuſammen. — Und was hätte ich von einer modernen Staatsverfaſſung der Polen zu fürchten gehabt? Etwa eine neue Revolution, die Wiederherſtellung der Republik? Die Franzoſen waren herzlich froh dergleichen Erfahrungen bereits durchgemacht zu haben, und bezeigten keine ſonderliche Luſt noch einmal von vorn anzufangen. Mallets Verſuch iſt eine ganz vereinzelte That, die vielleicht in Paris aber nicht in Frankreich von augenblicklichen Erfolgen ſeyn konnte. Die Opfer, welche die Franzoſen meinen Kriegen bringen mußten, waren ihnen allerdings nicht angenehm und erzeugten zuweilen einiges Murren, weil Viele in ihrer Kurzſichtigkeit ſich einbildeten es hänge nur von meinem Willen ab einen dauerhaften Frieden herzuſtellen. Wäre mir das ſo leicht geweſen, die Franzoſen hätten ſich bald überzeugen ſollen daß mir ernſtlich daran gelegen ſey, das Land der Segnungen des Friedens theilhaftig werden zu laſſen. Nur ein dauerhafter Friede konnte meine Dynaſtie befeſtigen; der Krieg mit ſeinen Wechſelfällen ſtellte ihre Exiſtenz jeden Augenblick in Frage. Ich habe dieſen Frieden nicht erſt 1813 gewünſcht, ſondern ſchon 1809, und hoffte daß meine Verbindung mit der Tochter des Kaiſers von Oeſterreich ein Unterpfand desſelben ſeyn werde. Aber Englands halsſtarrige Politik nöthigte mich fortwährend zu neuen Kriegen, und Niemand kann behaupten unter allen Umſtänden ſo verwickelte Verhältniſſe beherrſchen zu wollen."

Nachdem Napoleon den Spaziergang längere Zeit ſchweigſam fortgeſetzt hatte, blieb er vor einem Orangenbaum ſtehen, pflückte eine halbreife Frucht ab und hielt ſie mir vor das Geſicht indem er ſagte: „Sehen Sie hier dieſe Frucht; ſie hat vieler Monate bedurft um dieſe Größe zu erreichen, iſt aber noch nicht ſchmackhaft weil noch einige Monate zu ihrer Reife fehlen. Das iſt ein unumſtößliches Geſetz der Natur. Alles in der Welt will ſeine Zeit haben. Glauben Sie nicht daß das auch mit der Verfaſſung der Staaten ſo iſt? Eine Conſtitutionsakte iſt ein Stück Pergament wie ein Adelsdiplom. Jeder Monarch kann ein ſolches Pergament nach Gefallen ausſtellen, er kann ſeinem Volke oder einem Individuum dadurch beſondere Rechte verleihen. Kann er aber auch zugleich den Charakter des Volks oder die Geſinnung des Individuums der neuen Stellung gemäß umwandeln? Nein, das vermag er nicht. Eine

elaſtiſchere Regierungsform als die meinige würde noch gar nicht an der Zeit geweſen ſeyn. Die Revolution hatte viel Erze und Schlacken zu Tage gefördert; ſie hatte in der Maſſe die Moral und den Sinn für Religioſität getödtet. Die Teufel waren den Engeln überlegen. Die wenigen guten republikaniſchen Charaktere waren nichts als gutmüthige Schwärmer, welche als echte Ideologen alle Menſchen nach ſich beurtheilten. Iſt das aber wohl ein ſicherer Maßſtab zur Beurtheilung der politiſchen Zuſtände und Bedürfniſſe eines großen Volks? Dieſe Männer wurden von Solchen mißbraucht die gern im Trüben fiſchen wollten; durfte ich das geſtatten? Hätte ich nach der Schlacht bei Dresden einen dauerhaften Frieden ſchließen können, was ohne die Unfälle meiner Unterfeldherrn bei Groß-Beeren, an der Katzbach und bei Kulm auf eine für mich ehrenvolle Weiſe geſchehen konnte, Unfälle die bei größerer Umſicht leicht zu vermeiden geweſen wären, ſo würde Europas Geſchick ein ungleich beſſeres geworden ſeyn. Die innern Angelegenheiten Frankreichs erforderten damals meine ungetheilte Aufmerkſamkeit. Es hatten ſich in meiner Abweſenheit zahlreiche Mißbräuche eingeſchlichen, es gab viel geſchlagene Wunden zu heilen. Das hätte mir vollauf Beſchäftigung gegeben. Ein Frieden mit England würde mich in Stand geſetzt haben der Induſtrie alle meine Kräfte zuzuwenden. In der möglichſten Begünſtigung derſelben würde mein Ehrgeiz Befriedigung genug gefunden haben. In Frankreich gab es größere Mathematiker, Phyſiker und Chemiker als in England. Der Beiſtand der Nordamerikaner auf dem Gebiete der Dampfmaſchinen- und Eiſenbahn-Technik war mir ſicher. Es würde zwiſchen den Franzoſen und Engländern ein Wetteifer entſtanden ſeyn, welche von beiden Nationen die andere an nützlichen Erfindungen übertreffen könne, und die Franzoſen würden den Sieg davon getragen haben. Die Truppen würden Straßen, Kanäle und Eiſenbahnen in allen Richtungen hergeſtellt, ſich dadurch nützlich gemacht haben ohne ihrer Kriegstüchtigkeit zu ſchaden. In Deutſchland würde ein gleiches Streben begünſtigt worden ſeyn. Frankreich und Deutſchland würden an die Stelle des aufgehobenen Continentalſyſtems einen induſtriellen Bund haben treten laſſen, dem ſich Holland und Italien angeſchloſſen haben würden. Unter ſolchen Beſtrebungen, die alle Geiſter in Thätigkeit erhalten, verfließt unbemerkt ein Jahrzehend nach dem andern; das Volk nimmt allmälig einen andern Charakter an, wird reifer für eine freiere Regierungsform.

Es war immer mein ſtiller Wunſch, mein Regentenleben auf ſolche Weiſe beſchließen zu können. Inzwiſchen würde für Frankreich eine neue Conſtitution ausgearbeitet worden ſeyn, nach welcher mein Sohn regieren konnte. Das Selbſtregieren überſteigt heutiges Tages die Kräfte des Einzelnen, wäre er auch noch ſo begabt, und es kann ein Monarch nichts Beſſeres thun als die Laſt der Sorgen für das Wohl ſeines Volks auf die Schultern verantwortlicher Miniſter zu vertheilen. — Sie werden vielleicht bei ſich denken General, daß ich ſelbſt auf dem Wege bin ein Ideolog zu werden, indem ich Ihnen hier ein Bild von Frankreichs Zukunft vorgezeichnet habe, daß dem Zuſtande dieſes Landes unter meiner Regierung nicht ähnlich iſt. Doch meine Ideen unterſcheiden ſich von den Hirngeſpinnſten meiner Tadler darin, daß ich nicht die Anmaßung habe ſie über Nacht zur Ausführung bringen zu wollen. Im Staatsleben darf nichts im Sprunge geſchehen, und die Staatslenker thun beſſer ihre Weisheit dem Entwicklungsgange der Natur zu entlehnen, ſtatt hohlen Theorien nachzugrübeln."

Der Kaiſer ſchien eine Antwort von mir zu erwarten, doch hatten mich ſeine Aeußerungen ſo nachdenklich gemacht, daß erſt ſein Schweigen mich wieder zu mir ſelbſt brachte. Genau betrachtet habe ich keinen Grund auffinden können an der Wahrhaftigkeit ſeiner Worte zu zweifeln. Das Selbſtherrſchen und die Anwendung gewaltſamer Mittel liegt zwar im Charakter aller geiſtesſtarken und thatkräftigen Männer, zumal wenn die Vorſehung ſie auf eine ſo hohe Stufe geſtellt hat. Allein es iſt immer eine ſehr gewagte Behauptung, wenn man ſagt daß Napoleon den Krieg nur um des Krieges willen geführt habe, daß das Kriegführen für ihn ein Bedürfniß, der kriegeriſche Ruhm eine Lockſpeiſe geweſen ſey, welcher er nicht habe widerſtehen können. Eine ſolche Behauptung hat nichts weiter für ſich als die Erfahrung einer kurzen Vergangenheit, aus welcher ſich kein haltbarer Schluß für ſeine nächſte Zukunft ziehen läßt. Das Naturgeſetz macht ſich auch im Menſchen geltend. Schon im Jahre 1813 bediente ſich der Kaiſer häufig des Wagens wo man ihn ſonſt nur zu Pferde zu ſehen gewohnt war. Wenn es galt, entwickelte er zwar immer noch jene ungeheure Thätigkeit zu allen Tageszeiten und bei jeder Art von Witterung, eine Thätigkeit die ihm über ſeine Gegner ein ſo großes Uebergewicht gab. Im Allgemeinen war aber doch eine Abnahme der Körperkräfte, ein zeitweiliges Uebelbefinden nicht zu verkennen; die Natur

reklamirte allmälig ihre Rechte. Eine Verminderung der Anläſſe zu ſolchen Anſtrengungen, wie ſie die perſönliche Leitung großer Heeresmaſſen fordert, konnte mithin Napoleon nur erwünſcht ſeyn. Warum ſoll man alſo nicht glauben daß er ſich für den Abend ſeines Lebens eine andere Art von Thätigkeit vorbehalten habe? warum nicht glauben daß er ſpäter ein eben ſo großes Vergnügen empfunden haben würde, auf dem Felde der Induſtrie Eroberungen zu machen als es ihm früher Vergnügen gemacht Schlachten zu liefern und den Ueberwundenen Geſetze vorzuſchreiben? Das iſt nicht nur eben ſo wahrſcheinlich, ſondern noch viel wahrſcheinlicher als die Vorausſetzung, Napoleon würde die Waffen nicht eher niedergelegt haben, als bis er die Weltherrſchaft errungen habe. Die Grenzen einer ſolchen immaginären Herrſchaft hatte er bereits in verſchiedenen Gegenden kennen gelernt.

Wir kamen ſodann auf die Theilnahme des Volks am Kriege zu ſprechen, wozu Bade's Schrift die Veranlaſſung gab. „Die Affen des Alterthums — ſagte Napoleon — ſollten doch endlich einmal einſehen lernen, daß man von den damaligen Grundſätzen nur gerade ſo viel brauchen kann als mit den ganz veränderten Verhältniſſen der Gegenwart in Einklang zu bringen iſt. Die Griechen und Römer hatten in ihren zahlreichen Sklaven eine gewerbtreibende Mittelklaſſe ganz eigener Art, die uns jetzt ganz abgeht und durch ſteuer- und kriegsdienſtpflichtige Bürger erſetzt worden iſt. Das ändert die Sache. Wenn es aber den Reformatoren des Heer- und Kriegsweſens beliebt neue Syſteme aufzuſtellen, drücken ſie gern ein Auge zu, ſobald ſie auf Verhältniſſe ſtoßen die nicht in ihren Kram taugen. Im praktiſchen Leben kommt man damit nicht durch, da zeigen ſich die Verhältniſſe in der Regel viel ſtärker als die Menſchen, ſelbſt wenn dieſe mit großer Macht begabt ſind. Die Mittel, welche man in Bewegung ſetzt, müſſen jederzeit dem Zwecke entſprechen. Die Politik der Staaten wird immer von Zeit zu Zeit Reibungen verurſachen, welche auf diplomatiſchem Wege nicht ganz zu überwinden ſind. In ſolchen Fällen fordern Ehre und Selbſtſtändigkeit zur Anwendung gewaltſamer Mittel auf. Völker die nur von Ackerbau und Viehzucht leben, wenig Handel und Gewerbe treiben, Künſte und Wiſſenſchaften verkümmern laſſen, überhaupt kein ſorgſam geregeltes Staatsleben führen, können unbeſchadet ihrer ſonſtigen Intereſſen ſich wie Ein Mann erheben und zum Kriege geführt werden. Wollten aber Völker die bereits auf

einer hohen Stufe der Kultur ſtehen dasſelbe thun, ſo würden ſie dabei mehr verlieren als gewinnen. Es heißt die Kulturgeſchichte der Völker ganz ignoriren, wenn man in der Bildung ſtehender Heere nur ein Mittel erblickt, durch welches die Fürſten zu größerer Gewalt über ihre Völker gelangen wollten. In einer Beziehung iſt das freilich wahr, denn ihre Abſicht ging darauf hin ſich der läſtigen Abhängigkeit von den Launen und dem Uebermuth ihrer Vaſallen zu entziehen, welche ihre Dienſte im Kriege an immer eigennützigere Bedingungen knüpften. Aber der Begriff von „Volk“ ſchließt jetzt noch andere Klaſſen in ſich als zu den Zeiten des Heerbannes und des Lehnweſens. Das Bedürfniß einer Theilung der Arbeit macht ſich jederzeit fühlbar, ſobald die Arbeit ſich mehrt und künſtlicher wird, und dieſes Bedürfniß iſt es welches in jetziger Zeit den allgemeinen Volksbewaffnungen hindernd entgegen tritt. Damit will ich indeß keineswegs geſagt haben, daß die Maſſe des Volks dem Waffendienſte fern bleiben und dieſen den eigentlichen Kriegern ausſchließlich überlaſſen ſolle. Aber man muß in allen Dingen die Mittelſtraße halten und nicht von einem Extrem zum andern überſpringen.

„Ich will zugeben daß ich 1813 durch den bewaffneten Aufſtand des deutſchen Volks überwunden worden bin, denn ſobald vierzig Millionen Menſchen einige Hunderttauſend Soldaten los ſeyn wollen, die in ihr Land gedrungen ſind, und dabei von kriegsgeübten Heeren unterſtützt werden, kann der Erfolg nicht zweifelhaft ſeyn. Es iſt aber immer ein ſolches Mißverhältniß der Kräfte und mancher andere wichtige Nebenumſtand erforderlich, um ſolche Reſultate in möglichſt kurzer Zeit zu erringen, denn die Spanier haben ungeachtet des engliſchen Beiſtandes ſieben volle Jahre gebraucht bevor ſie es dahin brachten. Ja ſie würden unfehlbar beſiegt worden ſeyn, wäre ich nicht durch den Kampf mit Oeſterreich 1809 und ſpäter durch den Zug nach Rußland genöthigt geweſen, meine beſten Heerführer und Truppen aus Spanien abzuberufen. Gleichwohl hat der Spanier weniger Bedürfniſſe und mehr Zähigkeit des Charakters als der Deutſche, iſt folglich ſchwerer zu überwinden, ſo wie ſeine ganze Landeskultur weniger verwundbare Stellen hat. Wer in dem ſpaniſchen Kriege den Beweis zu finden glaubt, daß es nur der Theilnahme des ganzen Volks, der Errichtung von Guerillabanden bedürfe um den Gegner zu beſiegen, der giebt dadurch zu erkennen daß ihm die dortigen Verhältniſſe nur oberflächlich bekannt ſind. Ein

entſchloſſenes ſiegreiches Vordringen, mit kecker Zuverſicht verbunden, verfehlt niemals ſeinen Zweck. So entſendete ich z. B. nach der Einnahme von Burgos (10. November 1808) den Marſchall Ney mit drei Diviſionen Cavallerie (8000 Reiter mit 24 Geſchützen) über Lerma und Palencio vor, mit Befehl den Douro zu überſchreiten, die linke Flanke des Generals Moore bei Aſtorga und ſeine Verbindung mit Portugal zu bedrohen. Ney erfuhr ſehr bald durch ſeine Vorläufer, daß die Spitzen der engliſchen Colonnen Salamanca und Aſtorga noch nicht überſchritten hätten, daß mehrere Tage vergehen würden bevor die engliſchen Colonnen im Stande ſeyn könnten offenſiv zu handeln. In Folge der hierüber erhaltenen Meldungen befahl ich jenen Cavalleriediviſionen die Ebenen rein zu fegen, und nun ergoſſen ſich 8000 Reiter über Caſtilien und Leon. Die Ortsbehörden zeigten nicht die mindeſte Feſtigkeit; der Generalcapitän Pignatelli entfloh aus Furcht. Das Volk, furchtſam und unterwürfig, gab kein Zeichen von Enthuſiasmus und verbreitete, durch die ſchnellen Bewegungen von Ney's Reitern überraſcht, tauſend widerſprechende und verworrene Gerüchte. Dieſe Cavallerie dehnte ihre Streifzüge bis in die Gegenden von Aſtorga, Benevente, Zamora, Toro, Tordeſſilas und ſelbſt bis Salamanca aus. Die Furcht und Niedergeſchlagenheit der Bewohner war ſo groß, daß 30 Dragoner hinreichten an den Thoren der größten Städte Contributionen zu erheben; nach der Niederlage der Spanier bei Espinoſa konnte der ſchwächſte Reitertrupp ohne Gefahr das Land in allen Richtungen durchſtreifen.[1] Die Feindſeligkeit des ſpaniſchen Volks ſchadete uns immer nur wenn wir uns im Nachtheil befanden, längere Zeit ſtillſtehen oder zurückgehen müßten. Hierbei iſt noch zu berückſichtigen, daß Spaniens Kultur in jenen ſieben Jahren unglaubliche Rückſchritte gemacht, daß die zügelloſen Guerillabanden eine ſittliche Verwilderung der unteren Volksklaſſen herbeigeführt haben, und daß die ſpäteren inneren Kämpfe mit ihren empörenden Grauſamkeiten als eine natürliche Folge dieſer Entſittlichung zu betrachten ſind. Das ſcheinen die deutſchen „Volkstribunen" in ihrer dünkelhaften Weisheit ganz zu überſehen, weil ſie ſich ſtets nur an die großen Reſultate halten und niemals einen Blick hinter die Couliſſen gethan haben.

„Die bewaffnete Theilnahme des Volkes am Kriege darf immer nur

[1] Wird auch durch engliſche Geſchichtſchreiber, namentlich durch Napier (Band II.) beſtätigt. Der Verfaſſer.

als eine ganz außerordentliche Maßregel betrachtet werden, die man als allerletztes Mittel ergreift. Es ist das größte und gefährlichste Hazardspiel der Könige, bei welchem das va-banque zum Feldgeschrei erhoben wird. Ein Volkskrieg setzt so viele unbekannte Elemente in Bewegung, entfesselt so viele Leidenschaften, daß die Männer am Staatsruder bald alle Gewalt über dasselbe verlieren und sich vom Strome fortgerissen sehen. Wer solcher Gestalt mit vollen Segeln fahren will, kann leicht erleben daß sein Schiff an einer verborgenen Klippe scheitert oder sich auf einer Sandbank festfährt. Das Einreffen der Segel steht aber nicht mehr in seiner Gewalt, folglich ist er Wind und Wellen preisgegeben. Was den bewaffneten Aufstand der Deutschen gegen mich im Jahre 1813 betrifft, so haben Sie mir selbst erzählt General, mit welcher energischen Beharrlichkeit eine sehr kleine Anzahl patriotisch gesinnter Männer, zum Theil sogar nur einfache Gelehrte, die öffentliche Meinung so lange bearbeitet haben bis sie endlich Gehör fanden. Der allen Deutschen angeborne Hang zur individuellen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von fremder Gewalt machte es möglich, daß Worte bei ihnen Eingang fanden die unter anderen Umständen lautlos verklungen wären. Die Insolenz mancher meiner Marschälle und Generale trug nicht wenig dazu bei. Die deutschen Fürsten und Kabinette zögerten lange, bevor sie zu dieser allgemeinen Schilderhebung ihre Einwilligung gaben, waren jedoch später klug genug diese Maßregel als einen Akt ihres Willens zu bezeichnen. Es wäre aber eben so unklug als gefährlich, wenn man alle künftigen Kriege grundsätzlich zu Volkskriegen machen wollte, und das angewendete Mittel dürfte in seinen doppelten Wirkungen schlimmer seyn als das Uebel welches dadurch beseitigt werden soll. Unklug wäre es, weil das bewaffnete Entgegentreten ganzer Völker eine gegenseitige Erbitterung erzeugt deren Folgen nicht abzusehen sind; weil ein Aufgebot in Masse eine Vernachlässigung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels, der Künste und Wissenschaften nach sich zieht, wodurch neutral bleibende benachbarte Völker auf diesem Gebiete inzwischen einen starken Vorsprung gewinnen. Gefährlich wäre es, weil die großen Opfer die das Volk dem Kriege bringen muß im Frieden vergütet seyn wollen, was nur durch Verleihung neuer Rechte und Freiheiten möglich ist, da man nicht mehr wie zu den Zeiten des Heerbannes die gemachten Eroberungen an die Eroberer individuell vertheilen kann. Einige solcher Kriege würden also hinreichend seyn die

Gewalt der Fürsten so zu vermindern, daß sie sich von den vornehmsten Edelleuten nur noch durch etwas mehr äußeren Schimmer unterscheiden würden. Der Verfasser (Bade) hat da eine Lehre aufgestellt, die sehr augenscheinlich beweist daß die Politik ein Element ist dessen Kräfte er viel zu wenig kennt, oder daß er selbst an dem Umsturze des Bestehenden systematisch arbeitet.

„Im Leben der Staaten und Völker" fuhr Napoleon fort „gibt es Verhältnisse, denen keine Macht zu widerstehen vermag, die aber auch keine Macht nach Gefallen hervorrufen kann. Nur eine Thatsache ist unbestreitbar: es ist die entmuthigende Wirkung sich oft wiederholender Niederlagen. Daß ich den Krieg wie eine Schachpartie hätte führen wollen, bei welcher meine Conscribirten die Stelle der Schachfiguren vertraten, daß ich durch die Siege bei Lützen und Bautzen nur ein Stück Terrain und nichts weiter gewonnen, sind lächerliche Behauptungen (von Herrn Bade). Das Lächerlichste von Allem aber ist, daß ich im Frühjahre freiwillig (!) bis hinter den Rhein hätte zurückgehen sollen. Das wäre auch eine Concession gewesen, die nach aller Wahrscheinlichkeit eine Revolution diesseits und jenseits des Rheins herbeigeführt haben würde, welcher die gänzliche Umgestaltung aller politischen Verhältnisse in Frankreich und Deutschland auf dem Fuße gefolgt wäre. Die Concession und die Revolution haben das mit einander gemein, daß sie nur zu leicht alle vernünftigen Grenzen überschreiten. Der Grund der Nachgiebigkeit des einen Theiles wird stets als Grademesser von dessen Schwäche betrachtet. Man muß in Utopien geboren seyn um die politischen Ansichten jenes Verfassers zu theilen. Wenn meine Friedensvorschläge so wenig Erfolg gehabt haben, nachdem ich siegreich bis an die Oder vorgedrungen war und die Verbindung mit so vielen festen Plätzen wieder hergestellt hatte, so kann man leicht ermessen welche Art von Frieden man mir bewilligt haben würde nach einem freiwilligen Rückzuge bis hinter dem Rhein, nach einem so unglücklichen Feldzuge wie 1812 in Rußland." — Ich erlaubte mir hierbei den Einwurf, daß die französischen Friedensbedingungen dann wohl auch ungleich annehmbarer gewesen seyn würden, erhielt aber zur Antwort: „Das ist eitle Täuschung mein Lieber, die man dem politischen Dilettanten wohl verzeihen mag, die mich aber in den Augen der Politiker von Fach sehr lächerlich gemacht haben würde. Ich mußte an der Oder Frieden schließen

oder mindeſtens an der Elbe, wenn ich zugleich auch England zum Beitritt nöthigen wollte, was für mich von höchſter Wichtigkeit war. Dieſe ſtete Rückſicht auf England iſt es, welche mir die politiſche Verpflichtung auferlegte meinen Einfluß auf Deutſchland zu bewahren. Doch hatte es die größten Schwierigkeiten dieſes Ziel anders als durch Waffengewalt zu erreichen. Die Furcht vor meinen großen Entſcheidungsſchlachten war noch ſehr groß, zumal in Oeſterreich, warum ſollte ich der Hoffnung nicht Raum geben, meine Gegner ſo weit einzuſchüchtern, daß ſie einen mir angenehmeren Frieden ſchließen würden? Bedurfte es doch vieler politiſcher Kunſtgriffe Rußlands und Englands, um das neue Bündniß mit Oeſterreich einzuleiten und zu befeſtigen! Gelang es mir die Preußen und Ruſſen nach der Schlacht bei Bautzen auseinander zu ſprengen, ſo würden Oeſterreichs wiederholte officielle Verſprechungen gewiß auch praktiſche Geltung erlangt haben, der beau père würde mir nicht untreu geworden ſeyn, das iſt meine feſte Ueberzeugung, denn Metternich war damals noch gar nicht ſo kriegeriſch geſinnt wie er ſich ſpäter gezeigt hat. Man fürchtete Rußlands Einfluß in Oeſterreich mehr als anderwärts, weshalb auch alle Springfedern in Bewegung geſetzt wurden, damit Kaiſer Alexander nicht den Oberbefehl über die Streitkräfte der Verbündeten erhielt wornach er ſehr begierig war."

Unter ſolchen Umſtänden — gab ich zur Antwort — iſt es um ſo unbegreiflicher weshalb Ew. Majeſtät die Verfolgung einſtellten und ſogar einen Waffenſtillſtand anboten.

Napoleon. „Darin liegt gar nichts Unbegreifliches mein Freund. Ich könnte zur Entſchuldigung jener Maßregel anführen, daß die Folgen derſelben ſich nicht in ihrer ganzen Ausdehnung ermeſſen ließen, ich könnte die Pfeile der Kritik auf diejenigen zurückſchleudern welche ſie gegen mich abgeſchoſſen haben, indem ich nur zu ſagen brauchte: ihr habt mich 1812 getadelt daß ich nicht an der Düna ſtehen geblieben ſondern bis Moskau vorgedrungen bin, der Erfolg ſcheint die Richtigkeit eurer Behauptung beſtätigt zu haben, deshalb bin ich 1813 an der Oder ſtehen geblieben. Solcher Entſchuldigungsgründe bedarf ich nicht. Der von mir angebotene Waffenſtillſtand war eine gebieteriſche Nothwendigkeit, die ich hinter der Maske der Mäßigung verbergen mußte. Meine Armee war in Eilmärſchen vom Rheine bis an die Oder vorgegangen. Dreiviertel der Infanterie beſtanden aus ſehr jungen Conſcribirten, welche der noch un-

gewohnten Anſtrengungen faſt unterlagen. An Muth und Standhaftigkeit wetteiferten dieſe Milchbärte mit meinen alten grognards, doch nicht an körperlicher Ausdauer, und der Mangel an Kampfgeſchicklichkeit zog ihnen in jedem Gefechte unverhältnißmäßig große Verluſte zu, ſie verſtanden es noch nicht in den gefahrvolleren Momenten ſich zurechtzufinden. Ich mußte deshalb die Ueberlegenheit meiner Artillerie geltend machen, denn meine Cavallerie war ſo ſchwach daß ſie mit der feindlichen gar nicht ſich meſſen durfte. Der Munitionsverbrauch in den Kanonaden bei Lützen, Dresden und Bautzen war überdieß ſo ungewöhnlich groß geweſen, daß er alle im Gefolge der Armee befindlichen Parks erſchöpft hatte. In Sachſen gab es keine Munitionsvorräthe; aus Oeſterreich und Preußen konnte ich dergleichen eben ſo wenig beziehen. Es wäre alſo meinerſeits der ſtrafbarſte Leichtſinn geweſen wenn ich mit meiner erſchöpften und unerfahrnen Infanterie, ohne wirkſame Unterſtützung von Cavallerie und Artillerie, die Offenſive hätte fortſetzen wollen gegen einen Feind, deſſen bei Lützen und Bautzen bewieſene Tapferkeit auf ferneren hartnäckigen Widerſtand ſchließen ließ. Zwar hatte ich jetzt noch die Ueberzahl auf meiner Seite. Meine Gegner waren aber bei Bautzen nur geſchlagen, nicht entmuthigt worden; ſie hatten ſich in guter Ordnung zurückgezogen, und das Ausweichen gegen die Grenze der öſterreichiſchen Monarchie gab mir zu erkennen, daß ſie von dorther auf Unterſtützung zu zählen hätten. Ein weiteres Vordringen ohne Schlacht war nicht denkbar, dieſe Schlacht durfte ich aber nicht mehr anbieten, denn die Artilleriemunition ging zur Neige und konnte unter vier Wochen nicht wieder ergänzt werden. Es blieb mir ſonach keine Wahl. Stehen bleiben ohne oſtenſiblen Grund würde meine Verlegenheit zu erkennen gegeben haben, ich mußte alſo den unabweislichen Stillſtand der Operationen durch einen förmlichen Waffenſtillſtand motiviren, deſſen Zweck die Anknüpfung von Friedensunterhandlungen ſeyn ſollte."

Ich. „Ew. Majeſtät hatten aber doch bereits in Rußland die Erfahrung gemacht, daß der Kaiſer Alexander die Hand zum Frieden nicht bieten wolle, auch ließ ſich mit Sicherheit vorausſetzen daß er jetzt eben ſo wenig dazu geneigt ſeyn werde. Preußen hatte ſeine Kriegserklärung auf Seyn oder Nichtſeyn geſtellt. Die Aufregung in Deutſchland war allgemein, Ew. Majeſtät mußten davon Kenntniß haben und befürchten daß die Waffenruhe weniger Ihnen als Ihren Gegnern Vortheil bringen werde."

Napoleon. „Sehr gut geſprochen Herr General, aber ohne genauere Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands. Ohne den Beitritt Oeſterreichs zum Bunde gegen mich hatte ich weder Preußen noch Rußland zu fürchten. Der Kampf gegen dieſe beiden Mächte würde zwar hartnäckig geweſen ſeyn, ich würde ſie aber doch beſiegt haben, da Rußland bald von ſelbſt den Kriegsſchauplatz wieder verlaſſen haben würde, wenn es ſich überzeugte daß hier nichts zu erringen ſey. Die übrigen deutſchen Fürſten konnten mir damals wenig ſchaden, waren auch über dieſen Punkt nicht mit ſich einig. Der Ausgang des beginnenden Kampfes hing alſo von der Entſchließung Oeſterreichs ab. Das war eine Sache der Unterhandlung, bei welcher ich durch die That zeigen mußte, daß ich meine Eroberungen nicht weiter ausdehnen ſondern die Hand zum Frieden bieten wolle. Man könnte mir zwar entgegen halten, daß es beſſer geweſen ſey die Friedensbedingungen vorzuſchreiben, daß ich auch ſonſt der Unterhandlungen wegen die Operationen nicht eingeſtellt habe und dergleichen. Vergeſſen Sie aber nicht General, daß ich in jenem Momente der Waffenruhe in hohem Grade bedürftig war, und daß ich ſehr triftige Gründe zu der Vorausſetzung hatte, Oeſterreich werde es nur bei einer Drohung bewenden laſſen um die Abtretung einiger Provinzen zu erlangen. Täuſchte ich mich darin ſo war das für mich allerdings ſehr ſchlimm. Allein ich hatte auch Zeit gewonnen, meine Cavallerie durch die aus Spanien kommenden alten Regimenter zu verſtärken und meine Munition zu ergänzen. Meine Streitkräfte konnten ſich in dieſer Zeit überhaupt um das Doppelte vermehrt haben, und ging mir auch die Ueberzahl verloren, ſo durfte ich doch auf größere Uebereinſtimmung in den Operationen meiner Unterfeldherren rechnen, was mir manchen wichtigen Vortheil über meine Gegner verſchaffen mußte.“

Ich. „Sollten Ew. Majeſtät über Oeſterreichs politiſche Abſichten ſich nicht getäuſcht haben? Familienbande ſind ja niemals ein Hinderniß geweſen den Spieß umzukehren. War auch die officielle Sprache der öſterreichiſchen Diplomaten durchaus beruhigend, ſo hat es meines Wiſſens doch nicht an Anzeichen gefehlt, daß von dorther nicht viel Gutes zu erwarten ſey. Mich dünkt daß Ew. Majeſtät den Fall eines Uebertritts der Oeſterreicher auf die Seite Ihrer Gegner nicht genug vorgeſehen haben. Wäre es z. B. nicht rathſam geweſen alle von franzöſiſchen

Truppen noch beſetzten Feſtungen zwiſchen der Elbe und Weichſel zu räumen und eine impoſantere Stellung an der Elbe zu nehmen? Das würde eine Verſtärkung von 75,000 Mann gegeben haben, was gewiß nicht zu verachten iſt."

Napoleon. „Dergleichen Berechnungen mein lieber General, ſind nur der untergeordnete Theil ſtrategiſcher Kalküls, und es nimmt mich Wunder daß auch Sie dieſe rein arithmetiſche Seite aufgefaßt haben. Dem großen Haufen imponirt man am leichteſten durch Zahlen. Wenn meine Tadler ſagen: „Der Kaiſer hatte zur Zeit des Waffenſtillſtandes 1813 in den feſten Plätzen an der Weichſel, Oder, Elbe und am Rheine über 230,000 Mann Beſatzung, die ihm im freien Felde ungleich nützlicher ſeyn, den Feind vernichten konnten u. ſ. w." ſo ſtimmt ihnen faſt Jedermann bei, denn Zahlen ſollen ja heutigen Tages Alles beweiſen können. Aber es iſt das im Grunde nur ein Spiel mit Zahlen, welches General Jomini aufgebracht hat. Zahlen beweiſen zuweilen ſehr viel aber doch nicht Alles, und wären die ſtrategiſchen Combinationen nichts weiter als ſo einfache Rechnungsexempel, ſo könnte jeder Quartaner einen Strategen abgeben. Der relative Werth einer Feſtung wird durch ganz andere Verhältniſſe bedingt, und hängt mit demjenigen Theile des Operationsplanes zuſammen, den jeder Feldherr für ſich zu behalten pflegt. Am Rheine hatte ich damals höchſtens 20,000 Mann, was für ſo viele Waffenplätze gewiß ſehr wenig iſt. Dieſe Truppen beſtanden meiſt aus Handwerkercompagnien, Artilleriſten, Reconvalescenten von allen Waffen. Hierzu kommen noch die vielen Stäbe der Feſtungen, ſo daß man aus der ganzen Zahl nur eine Diviſion von etwa 8000 Mann hätte formiren können. Ich bemerke das nur um zu zeigen wie wenig wichtig dergleichen Zahlenbeweiſe ſind. Anders verhält es ſich mit den feſten Plätzen an der Weichſel und Oder. In Danzig, Stettin, Küſtrin und Glogau ſtanden 60,000 Mann. Hätte ich dieſe Truppen zur Zeit der Schlacht bei Dresden und Leipzig an mich ziehen und gegen Preußen verwenden können, ſo wäre das für meine damaligen Verhältniſſe ohne Zweifel von entſcheidender Wichtigkeit geweſen. Das ſtand aber nicht mehr in meiner Macht, und wer die Behauptung jener Plätze einen Fehler nennen will, muß auch beweiſen können, daß ihr Nutzen nur ein eingebildeter geweſen ſey. Die Beſatzungen dieſer Feſtungen haben aber 10 bis 11 Monate lang mindeſtens eine gleich große Truppenzahl vom Feinde

(muthmaßlich mehr) beſchäftigt, die Rüſtungen und Bewegungen meiner Gegner überhaupt vielfach erſchwert.

„Nun erwägen Sie einmal den moraliſchen Eindruck, welchen die freiwillige Räumung dieſer Plätze hervorgebracht haben würde. Hätte man darin nicht die Kundgebung meiner Ohnmacht erblicken müſſen? Würde nicht durch dieſe Kundgebung das Selbſtgefühl meiner Gegner beträchtlich geſteigert worden ſeyn? Würden ſie dann nicht noch größere Streitmaſſen mit Leichtigkeit gegen mich haben aufbieten können? Wiſſen Sie überhaupt General, daß die Feſtungen an der Weichſel und Oder nebenbei die wichtige Beſtimmung hatten der polniſchen Inſurrection als Stützpunkte und Waffenplätze zu dienen, ſobald der Moment eintrat wo die Verhältniſſe eine Schilderhebung der Polen geſtatteten, auf die ich mit Sicherheit zählen konnte? — Hätte mir Jemand ſagen können daß meine Marſchälle bei Groß-Beeren und an der Katzbach ſich würden ſchlagen laſſen, dann würde ich gewiß vorher zur Räumung mehrerer Feſtungen Befehl gegeben haben. Wurden aber die Preußen bei Groß-Beeren geſchlagen und behauptete ſich Macdonald an der Katzbach, ſo wendete ſich das Blatt. Die bei Dresden geſchlagene Hauptarmee der Verbündeten würde Vandamme gewiß ſo lange haben in Schach halten können, bis ich mit den übrigen Truppen die Preußen in der Mark geſchlagen und Berlin erobert hätte. Dann würde man bald eingeſehen haben, wie wichtig für mich der Beſitz von feſten Plätzen an der Oder und Weichſel war. Ohne dieſe Plätze würde ich Schlag auf Schlag haben Sieger bleiben müſſen, was in jedem Falle über meine Kräfte ging und nicht wahrſcheinlich war. Mit dieſen Plätzen wurde es mir leicht hier oder dort meinen Truppen einige Ruhe zu gönnen. Der Feind wurde in der Wahl ſeiner Rückzugslinien beengt und bewegte ſich ohne Stützpunkte in der Nähe zu haben. Was meine braven Polen in ſolchem Falle unternommen haben würden, läßt ſich nur im Allgemeinen ſchätzen; ſoviel aber iſt gewiß daß alle ruſſiſchen Parks und Depots dann verloren waren oder umkehren mußten.“

Ich. „Glauben Ew. Majeſtät in der That, daß ein Sieg bei Berlin ſo wichtige Folgen gehabt haben würde? Sollte der Kronprinz von Schweden an der Spitze der Nordarmee nicht bald Mittel gefunden haben, die Folgen jenes ſupponirten Sieges auf ein Weniges herabzuſetzen?“

Napoleon lächelte hierzu und ſagte »Quant à Bernadotte, j'en étais sûr que dans cette guerre il ne ferait que *piaffer*.[1] Anfangs glaubte ich, ſein Zauberſyſtem entſpringe aus einem Ueberreſte perſönlicher Anhänglichkeit an mich, und ſein ritterlicher Charakter verſchmähe es die Zahl meiner Gegner vermehren zu wollen. Später bin ich eines andern belehrt worden. Bernadotte erkannte die Verpflichtungen als ſchwediſcher Kronprinz, und glaubte ſich hierdurch mehr gebunden als durch ſein früheres Verhältniß zu mir. Aber Sie überſehen General, was den Kronprinzen abhielt, durch die ihm anvertraute Heeresmacht das entſcheidende Gewicht in die Wagſchale zu legen. Es war die jeſuitiſche Politik Englands. Als ich im Jahr 1812 Rußland mit Krieg überzog, war dieß für Schweden die ſchönſte Gelegenheit Finnland wieder zu erobern. Aber England wußte ein bewaffnetes Auftreten Schwedens gegen Rußland nicht nur zu verhüten, ſondern auch die vollſtändigſte Neutralität deſſelben zu bewirken, was Rußland in den Stand ſetzte alle ſeine in Finnland ſtehenden Truppen an der Düna verwenden zu können. Für dieſen Freundſchaftsdienſt ſollte Schweden durch Norwegen belohnt werden, wodurch man zugleich Dänemark für ſein treues Feſthalten an Frankreich beſtrafen wollte. Schwedens damalige Neutralität und die Rathſchläge, welche Alexander in Bezug auf ſeinen Widerſtand von Bernadotte erhielt, haben nicht wenig dazu beigetragen daß mein Feldzug in Rußland fehlſchlug. Schweden erinnerte daher das britiſche Cabinet an die Erfüllung ſeiner Zuſage. Statt deſſen verlangte letzteres, daß Schweden ein Heer nach Deutſchland ſenden und der Kronprinz ein ſchwediſch-preußiſches Heer gegen mich führen ſollte. Die vorgebrachten Gründe waren allerdings triftig genug. Aber der Kronprinz ſchöpfte aus dem Gange der Verhandlungen ſehr bald die Ueberzeugung: daß man engliſchen Verſprechungen noch weniger als ruſſiſchen trauen dürfe. Das iſt der Hauptgrund, weßhalb mein ehemaliger Waffengenoſſe zu entſcheidenden Unternehmungen gegen mich keine Luſt bezeigte; denn er mochte eben ſo wenig für engliſches, als für ruſſiſches Intereſſe kämpfen."

Ich. „Allerdings hat Schweden damals Urſache gehabt, gegen England und Rußland mißtrauiſch zu werden, und da es bei den Beſtrebungen dieſer beiden Mächte noch ſehr ungewiß war, wie die Verhältniſſe

[1] Piaffer, eine trabähnliche Bewegung der Schulpferde, bei welcher ſie nicht von der Stelle
Der Herausgeber.

in Deutſchland ſich geſtalten würden, ſcheint man in Stockholm mehr darauf hingewirkt zu haben, den Krieg durch einen Friedensſchluß zu beendigen, der auch für Frankreich annehmbar blieb. Aber . . ."

Napoleon (einfallend). „Den ich mit der Abtretung von Holland, Spanien, halb Italien, Illyrien, mit gänzlicher Freigebung Polens, des Rheinbundes und der Schweiz bezahlen ſollte, zu einer Zeit wo ich mit 300,000 Mann als Sieger an der Elbe, Oder und bis an die Weichſel ſtand! Was hätte die Welt von mir denken müſſen, wäre ich feig genug geweſen in dieſe Vorſchläge zu willigen! Hat Ihr großer Friedrich ſich jemals zu einer Abtretung Schleſiens verſtanden, auch nach den demüthigendſten Niederlagen? — Schließen Sie hieraus General, daß ich die Sachen coûte qui coûte mit dem Schwerte in Ordnung bringen mußte, und daß es für mich das größte Unglück war zu dem Waffenſtillſtande genöthigt zu ſeyn, der es meinen geheimen und öffentlichen Feinden möglich machte auf allen Seiten mir neue Gefahren zu bereiten. Doch genug für heute. Was aber Ihren preußiſchen Centrifugal-Strategen betrifft, der bei einem Voltigeurcorporal in die Lehre gegangen zu ſeyn ſcheint, ſo hat derſelbe in ſeinen kritiſchen Betrachtungen über meine Operationen überſehen, daß ein der niederen Taktik angehörender Grundſatz (nämlich die erhöhte Wirkung des concentriſchen Feuers) nicht zum Maßſtabe für die großen Operationen benutzt werden kann. Bei dieſen gelten ganz andere Faktoren, die zwar der Form nach dieſelben zu ſeyn ſcheinen, ihrem Weſen nach aber völlig verſchieden ſind. Nächſtens ein Mehreres darüber, für heute nehmen Sie meinen Dank für geleiſtete Geſellſchaft, und bringen Sie das nächſtemal Ihren Freund Gneiſenau mit, von welchem ich einige Aufſchlüſſe zu erhalten wünſche."

Ich war entlaſſen. Auf dem Rückwege begegnete ich dem Fürſten Kaunitz, mit welchem ich über das Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich (1756) ein Geſpräch anknüpfte, deſſen Inhalt ich aber erſt im folgenden Briefe mittheilen will, wozu ich meine beſonderen Gründe habe.

Sechsundsechzigster Brief.

Olymp, den 2. März 1844.

Du wirst nicht wenig verwundert seyn mein Freund, in Nachstehendem eine Apologie der berüchtigten Marquise von Pompadour zu lesen. Ich verdanke sie dem Fürsten Kaunitz, der zwar selbst gesteht daß sie ihn während seiner Gesandtschaft am Hofe Ludwigs XV. bezaubert habe, bei alle dem aber ein so nüchterner Verehrer weiblicher Schönheit geblieben ist, daß man seinen Worten unbedingtes Vertrauen schenken kann. Ich traf mit dem Fürsten, wie ich Dir bereits schrieb, bei der Rückkehr von Napoleon zusammen, theilte ihm Verschiedenes von unserer Unterhaltung mit, und bat um seine Ansicht über das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich vor Beginn des siebenjährigen Krieges. Er sprach sich darüber in folgender Weise aus.

Kaunitz. „So lange Oesterreichs Beherrscher zugleich deutscher Kaiser war, mußte sein Streben dahin gehen als solcher auch seine Macht in Deutschland geltend zu machen. Nach Abschluß des westphälischen Friedens war das nur möglich durch den Beistand Frankreichs oder Rußlands. Die letztere Macht hatte damals noch zu wenig Bedeutung. Die Wahl mußte also auf Frankreich fallen. Der spanische Erbfolgestreit (1700—1713) führte statt dessen einen Krieg mit dieser Macht herbei, der sich durch die Nichtanerkennung der pragmatischen Sanktion von Seiten aller Bourbonen im Jahre 1741 erneuerte, bis 1748 fortgesetzt wurde und die Spaltung natürlich erweiterte. Meine Sendung an den Hof zu Versailles gab mir Gelegenheit manche Verhältnisse genauer kennen zu lernen. Ich erkannte nur zu bald daß Ludwig XV. eine Null, ein bloßer Schattenkönig sey, und daß die Pompadour der Regierung in Person vorstehe. Hätte Friedrich der Große diese ausgezeichnete Frau gekannt, ich bin gewiß daß er dieser „Herrschaft des Unterrocks" die größte Aufmerksamkeit geschenkt und sie niemals lächerlich zu machen gesucht haben würde. Der König von Preußen und sein Bruder Heinrich waren im Grunde mehr Franzosen als Deutsche, in Gedanken, Worten und Werken. Wie leicht würde es ihnen da geworden seyn Sympathieen zu erregen und ein Bündniß zu schließen, das ungleich dauerhafter werden mußte als das frühere? — Aber so geht es in der

Regel. Aus der Ferne betrachtet ſieht Alles beſſer oder ſchlechter aus. Man ſollte mithin genauer prüfen, wo auf die Kenntniß der Perſonen ſo viel ankommt.

„Ludwig XV. war der indolenteſte König der je auf Frankreichs Throne geſeſſen hat. Er und ſein Hof empfingen und trugen das Gepräge ihres Zeitalters, und wirkten durch ihr Beiſpiel gleich verderblich auf daſſelbe zurück. Wolluſt, Andächtelei, Verſchwendung und Deſpotismus aus Schwäche charakteriſiren ſeine Regierung, in welcher der Keim zur Revolution gelegt worden iſt. Dieſer erbärmliche König langweilte ſich und ſeine Umgebung in auffälligſter Weiſe; der Ausruf: je m'ennuie! war gewiſſermaßen ſein drittes Wort. Für dieſe furchtbare Langeweile in Verſailles entſchädigte man ſich in Paris durch Gründung geiſtreicher — aber nichts deſto weniger ſehr frivoler — Abendgeſellſchaften, welche von Denjenigen die keinen Zutritt hatten bureaux d'esprit genannt wurden. Hier iſt die erſte Oppoſition gegen den Hof, der erſte Anfang zu den ſpäteren Klubs zu ſuchen. Damals dachte man freilich noch nicht an einen ſo gewaltſamen Umſturz der Verhältniſſe, doch wurde dazu der Grundſtein gelegt, und dieſe Revolution hat meine Allianzplane gänzlich vernichtet. Doch kommen wir auf die Hauptperſon zurück. Die Pompadour war weder die erſte noch die letzte Maitreſſe Ludwigs XV., aber unbezweifelt die geiſtreichſte und beſte, welche dem Lande nicht nur am wenigſten geſchadet hat, ſondern ihm ſogar ſehr genützt haben würde, wenn es ihr gelungen wäre die Einwilligung des Königs zu den vielen guten Einrichtungen zu erhalten die ſie beabſichtigte. Freilich fehlte es dazu oft an Geld, aber nach ihrem Rücktritt verſchwendete der König in fünf Jahren über 160 Millionen Livres an die Dubarri! Soviel hat ihm die Pompadour nicht gekoſtet. Von allen ihren Vorſchlägen wurde nur die Gründung der Königlichen Militärſchule, eines zweiten Hôtel-Dieu (Hoſpital) und die große Manufactur zu Severs ausgeführt. Die großartigen und nützlichen Verſchönerungsplane für Paris wies Ludwig von ſich, genehmigte aber dagegen die Anlegung des koſtſpieligen Hirſchparks bei Verſailles, wo er ſeine Orgien zu halten pflegte. Den größten Dienſt hat die Pompadour dem Lande dadurch geleiſtet, daß ſie die Vertreibung der Jeſuiten durchſetzte, Wiſſenſchaften und Künſte unter ihren Schutz nahm, und hierdurch die Nation zu beſſerer Erkenntniß brachte. Sie hat aber auch die Vereinigung Korſika's

mit Frankreich bewirkt, und diesem Lande gewissermaßen den Mann gegeben, welcher der Revolution den Fuß auf den Nacken setzte. — Das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich war unser gemeinsames Werk. Wir hatten Gründe genug den Ehrgeiz des Königs von Preußen zu fürchten und mußten unsere Macht verstärken. Des Beistandes der geistlichen Kurfürsten waren wir gewiß, und Baiern konnte kein anderes Interesse haben als das unsrige."

Ich. „Wenn die Pompadour nicht ausschließlich durch König Friedrichs Spottgedichte gereizt worden ist, möchte man ihr politisches Genie bewundern. Doch muß es befremden daß die Franzosen den Krieg gegen Preußen so mattherzig geführt haben. Man behauptet die Marquise habe bei Besetzung der Heerführerstellen eine sehr einflußreiche Stimme gehabt; weßhalb traf sie keine bessere Wahl?"

Kaunitz. „Das, mein lieber General, ist vielleicht ihres Herzens Geheimniß gewesen. Die Pompadour hat den König Ludwig schwerlich sehr geliebt, denn er war zu wenig liebenswürdig: aber sie wünschte ihn zu beherrschen um manches Uebel mildern, manches Gute fördern zu können. Sie mußte sich daher in der Gunst des genußsüchtigen Königs zu erhalten suchen, mithin den Herzog Richelieu und den Prinzen Soubise vom Hofe zu entfernen suchen, damit diese den schwachen Monarchen nicht mit neuen Geliebten versorgen konnten."

Ich. „Wenn Ihnen dies schon damals bekannt gewesen ist mein Fürst, begreife ich nicht recht wie Sie zu der nachhaltigen Wirksamkeit eines Bündnisses mit dem ganz demoralisirten Frankreich Vertrauen fassen konnten. Welches auch der Charakter und die Talente der Marquise gewesen seyn mögen, ihre Stellung und ihr Einfluß am Hofe zu Versailles war und blieb unsicher. Es scheint mir daher bedenklich den politischen Ankergrund im Boudoir einer Maitresse zu suchen."

Kaunitz. „Aus dieser Bemerkung ersehe ich General, daß Sie niemals in die diplomatische Schule gegangen sind, sonst würden Sie wissen, daß die politischen Netze fast ausschließlich aus Fäden gestrickt werden, die man mit geschickter Hand aus den Unterröcken interessanter Damen gezogen hat."

Ich. „Gern bekenne ich darin meine Unwissenheit. Wir Soldaten verschmähen zwar die Gunst der Frauen nicht, schließen aber wichtige und dauernde Verträge am liebsten mit Männern unseres Standes, weil

darauf größerer Verlaß iſt. Wären Sie damals ſtatt nach Paris an die Spree gereist, und hätten Sie den Verſuch gemacht ein Verſtändniß mit dem König von Preußen herbeizuführen; — ich wette Durchlaucht, Sie hätten beſſere Geſchäfte gemacht und ungleich größeren Ruhm geerndtet."

Der Fürſt antwortete hierauf mit einem diplomatiſchen Lächeln, ſchüttelte mir aber beim Fortgehen treuherzig die Hand. Dieſer nachträglichen Mittheilung laſſe ich nun den Bericht über die in meinem letzten Briefe angekündigte Unterredung mit Napoleon folgen.

Meinem Verſprechen gemäß brachte ich unſeren Freund Gneiſenau mit. Der Kaiſer lenkte zuerſt das Geſpräch auf die Springfedern, welche Preußen in Bewegung geſetzt hatte um 1813 ganz urplötzlich mit einer ſo impoſanten Heeresmacht in die Schranken zu rücken, und war nicht wenig erſtaunt zu vernehmen daß ſchon mehrere Jahre zuvor in aller Stille, obſchon unter den Augen ſeiner Gewalthaber, daran gearbeitet worden ſey. Er rühmte die eiſerne Beharrlichkeit der wenigen Männer, die aller Hinderniſſe zum Trotz das ſchwierige Werk zu Tage gefördert hatten, und geſtand ganz ehrlich daß er den „kalten" Deutſchen ſo viel Enthuſiasmus für vaterländiſche Freiheit nicht zugetraut habe. Wir gaben ihm eine Schilderung des germaniſchen Charakters zum Beſten, doch glaube ich faſt daß er das Weſen desſelben nicht ganz begriffen hat, es iſt ja ſelbſt vielen unſerer Landsleute ein Räthſel geblieben! Napoleon kam dann auf Blücher und das ſchleſiſche Heer zu ſprechen. „Ich habe" ſagte er „den alten Huſarengeneral vorher immer nur für einen bon sabreur gehalten, der mir nicht ſehr gefährlich werden könne, und meinen Irrthum viel zu ſpät erkannt. Er allein iſt an meinem Unglücke ſchuld, ſowohl in Deutſchland als in Frankreich, denn mit den Anderen wäre ich bald fertig geworden." — „Auch mit Wellington?" erlaubte ich mir zu fragen. — „Auch mit dieſem" gab Napoleon zur Antwort. „Wellington iſt nur gefährlich in der Schlacht, durch die entſetzliche Kaltblütigkeit mit welcher er ſeine Truppen hinſchlachten läßt wenn er irgend eine Stellung behaupten will. Im Operiren iſt er zu langſam."

Gneiſenau. „Der Herzog Wellington geht langſam aber deſto ſicherer ſeinem Ziele entgegen, das hat er in Spanien bewieſen, wo ihm die eigenen Verbündeten tauſend Schwierigkeiten in den Weg legten, die er aber mit vieler Geſchicklichkeit zu beſeitigen verſtand."

Napoleon. „Ich halte ihn gleichwohl für einen minder großen Feldherrn als Blücher, denn hätte er in Spanien gegen mich operirt, ſo würde er nicht weit gekommen ſeyn. Es gebricht ihm die raſtloſe Thätigkeit, die den viel älteren Blücher ſo gefährlich machte, indem er Alles mit ſich fort zu reißen wußte. Das iſt eine ſehr wichtige Feldherrn-Eigenſchaft."

Ich. „Ein großer Theil des Ruhmes Sire, den Fürſt Blücher errungen hat, gebührt dem Feldmarſchall Gneiſenau als Chef ſeines Generalſtabes."

Napoleon. „Ich weiß das und eben deshalb habe ich mir deſſen Gegenwart erbeten, um einige Aufſchlüſſe über Verhältniſſe zu erlangen die mir zur Zeit noch dunkel geblieben ſind. Zunächſt Graf Gneiſenau entwerfen Sie mir eine kurze Schilderung von Ihrem ehemaligen Feldherrn, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich noch zu machen habe."

Gneiſenau. „Blücher gehörte einer Zeit an, wo die dem Mittelalter und dem Ritterthume eigenthümliche Friſche des Muthes und der Anſchauung noch nicht der überwiegenden und zerſetzenden Reflexion gewichen war. Eine ſiebzehnjährige Zurückgezogenheit vom Dienſte auf ſeinem Gute in Hinterpommern, in der langen Friedensperiode nach dem ſiebenjährigen Kriege, hatte ihn vor der erſchlaffenden Wirkung des Schlendrians glücklich bewahrt ſo daß, als er 1792 mit ſeinen Huſaren gegen Frankreich marſchirte, ſein zuverſichtliches und keckes Auftreten allgemeines Aufſehen erregte. Als kühner und gewandter Vorpoſtencommandeur oder Führer der Avantgarde fand Blücher bald Gelegenheit ſich Ruhm und Ehre zu erwerben. An den durch die Politik und gelehrte Pedanterie gelähmten größeren Operationen nahm er ſonach nur indirekten Antheil, weshalb das Gefühl der Ueberlegenheit der unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen über die Neufranken nicht geſchmälert wurde. Durch den unglücklichen Feldzug 1806 war Blüchers Muth nicht gebeugt worden, hatte er doch den Kampf bis Lübeck fortgeſetzt, wo er nur der großen Uebermacht erlegen war. Aber niemals iſt ſein Groll erloſchen gegen Diejenigen, welche ihm in jener Unglücksperiode zu beweiſen ſuchten daß jeder fernere Widerſtand nutzlos ſey.

„So fand das Jahr 1813 den bereits einundſiebenzigjährigen aber noch kräftigen Greis vorurtheilsfrei, kühn und noch eben ſo unternehmend, liſtig und verſchlagen wie in den früheren Jahren am Rheine; ein

Beweis, daß die echten Soldatennaturen in keinem Verhältniſſe des Lebens ihren urſprünglichen Charakter verlieren, daß keine Unterbrechung ihrer militäriſchen Laufbahn ihre Brauchbarkeit vermindert. Mit großartigem Inſtinkte das Ganze überſchauend und die entſcheidenden Momente ſcharf und richtig erkennend, blieb er jedoch den militäriſchen Combinationen und Dispoſitionen ziemlich fremd, würdigte die Karten vom Kriegsſchauplatze nur ſelten eines Blicks, und überließ die ſpecielle Leitung der Operationen mit dem ſorgloſeſten Vertrauen ſeiner nächſten Umgebung, woraus jedoch kein Nachtheil entſprang. Der damalige General von Blücher war bei aller Unbefangenheit mit einem ſcharfen Blicke für Menſchen und Verhältniſſe begabt, beſonders für kriegeriſche Charaktereigenſchaften; er ſprach ſich über das was er in dieſer Hinſicht bemerkt hatte ſo unumwunden aus, daß in ſeiner Nähe jeder ſich gedrungen fühlte die guten Eigenſchaften wo möglich noch glänzender hervortreten zu laſſen und die etwaigen Mängel zu verbergen. Für ſeine Perſon war Blücher unbekümmert um jede Art von Verantwortlichkeit, die ſchon ſo manchen guten Feldherrn zaghaft gemacht hat, und ſeine Unterbefehlshaber bekamen dadurch ein größeres Vertrauen, weil ſie wußten daß er ſie auch entſchuldigen und vertreten würde wenn ſie aus zu großer Kühnheit gefehlt haben ſollten. — Nicht frei von der Gewohnheit und Luſt an dem wüſten Treiben der Feldlager früherer Zeiten, hatte er doch große Selbſtbeherrſchung, verſäumte deshalb nie eine Pflicht, gab ſelbſt nicht einmal Anſtoß. Er erkannte jeden geleiſteten Dienſt mit Dank, war freundlich und wohlwollend, ohne Neid und Mißgunſt. Blüchers hohe kriegeriſche Geſtalt, ſeine kräftigen Geſichtszüge, ſein ſilberweißes Haar, die großartige Vertraulichkeit womit er den Höchſten wie den Niedrigſten behandelte, und ſeine ſeltene Gabe der Rede die unvorbereitet ſich am ſchönſten zeigte, erwarben ihm die Liebe und Achtung der Soldaten in einem hohen Grade, ſein Ruf Vorwärts! ließ Erſchöpfung und Wunden vergeſſen, er riß Alles mit ſich fort."

Napoleon. „Ihre Begeiſterung für den alten Feldherrn, Herr Feldmarſchall, gereicht Ihnen in meinen Augen zu beſonderer Ehre, da Sie zur Führung der Armee unſtreitig geiſtig mehr befähigt waren als Blücher, und der Oberbefehl Ihnen früher ſelbſt angeboten worden ſeyn ſoll. Es giebt wenig Generale die in ähnlichem Falle Beweiſe von ſo großer Selbſtverläugnung gegeben haben würden. Hätten doch meine

Marſchälle etwas von dieſer Tugend beſeſſen: aber da wollte keiner dem andern gehorchen, nur Gouvion-Saint-Cyr machte eine rühmliche Ausnahme. Doch ſagen Sie mir, ging Blüchers Ernennung zum Oberbefehlshaber des ſchleſiſchen Heeres ganz allein von Ihrem Könige aus?"

Gneiſenau. „Nicht ſo ganz Sire. Es gab mancherlei Bedenken, erzeugt durch ſein Alter und ſeine in gewiſſer Beziehung mangelhafte Kenntniß der Heerführung. Aber die thatkräftigſten, einſichtsvollſten und ausgezeichnetſten Generale ſtimmten für Blücher, weil er faſt alle große Charaktereigenſchaften eines Feldherrn beſaß und das, was ihm an untergeordneten Eigenſchaften abging, leicht durch Perſonen ſeiner Umgebung ergänzt werden konnte. Einer kann nicht Alles ſeyn."

Napoleon. „Wie konnte man aber dem General Blücher den Oberbefehl über eine Armee übertragen, die eine ſo paſſive Rolle zu ſpielen beſtimmt war als die ſchleſiſche nach Aufkündigung des Waffenſtillſtandes?"

Gneiſenau. „Dieſe Wahl konnte gleichwohl keine glücklichere ſeyn, denn ein Anderer als Blücher würde vermuthlich den Theil ſeiner Inſtruktion im Auge behalten haben, welcher das Vermeiden jeder Schlacht gegen überlegene Macht vorſchrieb. Dann würde aber auch das Beunruhigen des Gegners nicht ſehr erfolgreich geweſen ſeyn, und am Ende hätte man uns wohl gar ohne unſer Wiſſen mit einem ſchwächeren Corps an der Katzbach oder ſonſt wo beſchäftigt. Unſere Offenſivbewegungen würden jedenfalls um mehrere Tage zu ſpät begonnen haben, was entſcheidend werden konnte. Dabei darf ich Ew. Majeſtät jedoch nicht verſchweigen daß Blücher den Oberbefehl nur unter der Bedingung annahm: den Feind angreifen zu dürfen wann und wo er es für nothwendig halte. Dieſe abweichende aber geheim gehaltene Beſtimmung hat indeß auch zu manchen Reibungen geführt, indem die ruſſiſchen Corpsbefehlshaber zuweilen Schwierigkeiten machten, wenn ihnen ein offenſiveres Verfahren vorgeſchrieben wurde. General Langeron weigerte ſich anfangs geradezu Blüchers Befehlen in dieſem Sinne Folge zu leiſten. General Sacken, ohnehin durch ſeine Inſubordination im ruſſiſchen Heere bekannt, machte es nicht beſſer; und General York war und blieb zu allen Zeiten ein höchſt ſchwieriger Untergebener. Es bedurfte der imponirenden Perſönlichkeit des Oberbefehlshabers ſich das erforderliche Anſehn zu verſchaffen, was nach dem Siege an der Katzbach allerdings viel leichter wurde."

Napoleon. „Macdonalds Unfall an der Katzbach (den 26. Auguſt) iſt mir ſehr verderblich geworden, und hat auch den Unfall Vandamme's bei Kulm herbeigeführt, weil ich dieſem mit der Hauptmacht nicht nachfolgen konnte. Aber geſtehen Sie ſelbſt, daß Blücher jenen Sieg einer Unredlichkeit verdankt, indem er vor Ablauf der feſtgeſetzten Friſt mit ganzer Macht das neutrale Gebiet betrat."

Gneiſenau. „In dieſem Punkte Sire ſind ihre Generale niemals ſehr gewiſſenhaft geweſen, die Geſchichte weiß davon zu erzählen. Auch damals ſind uns die Franzoſen mit gutem Beiſpiel vorangegangen, und wir haben die Sache nur etwas großartiger betrieben."

Napoleon. „Ich hatte das Betreten des neutralen Gebietes ſtreng unterſagt; wer ſollte meinen Befehlen entgegen gehandelt haben? Es iſt mir davon nichts bekannt worden."

Gneiſenau. „Der Marſchall Macdonald ſendete ſchon einige Tage zuvor Recognoscirungs- und Requiſitions-Commando's in das neutrale Gebiet. Marſchall Ney weigerte ſich zwar Aehnliches zu thun, der Chef ſeines Generalſtabes (Jomini) ließ aber auf eigene Hand den General Beurmann mit ſeiner leichten Cavalleriebrigade durch Liegnitz gehen und am rechten Ufer der Katzbach Stellung nehmen."

Napoleon. „Ah, le traitre! und gleich darauf iſt er auch ſeinem Kaiſer untreu geworden. Das war alſo der letzte Liebesdienſt!"

Ich. „Ew. Majeſtät legen wohl zu viel Werth auf jene Verletzung des neutralen Gebiets, die auf den Ausgang der zehn Tage ſpäter erfolgenden Schlacht, welcher noch verſchiedene Bewegungen von beiden Seiten vorangingen, keinen Einfluß gehabt haben kann."

Napoleon. „Mehr als Sie glauben General. Marſchall Ney wurde dadurch in ſeiner Stellung überraſcht, bevor er ſich concentrirt hatte, und ging hinter den Bober (bei Löwenberg und Bunzlau) zurück. Das veranlaßte mich die Offenſive gegen Blücher zu ergreifen und ihn hinter die Katzbach zurückzuwerfen, was zwar ohne Schwierigkeit geſchah, meinen Garden und Reſerven aber mehrere Eilmärſche von Dresden nach Löwenberg und wieder zurück abnöthigte, wodurch ihre Kräfte vor dem entſcheidenden Schlage bei Dresden faſt erſchöpft wurden. Jene mir verderblichen Hin- und Hermärſche wären unterblieben wenn Ney, dem ich den Oberbefehl über die in Schleſien ſtehenden Truppen übertragen hatte, in ſeiner Stellung hinter der Katzbach nicht gleichſam überfallen worden

wäre, was nur durch die Verletzung des neutralen Gebietes möglich wurde."

Gneisenau. „Mit Ew. Majestät Erlaubniß, ich kann dieser Behauptung nicht beipflichten. Es ist wahr daß es uns durch jene Eigenmächtigkeit leicht wurde, die französische Armee bis Löwenberg und Bunzlau zurückzudrängen. Wir konnten uns aber doch nicht am Bober behaupten und mußten wieder hinter die Katzbach zurück, selbst Goldberg und Liegnitz konnten nicht von unsern Truppen behauptet werden. Zu einem Siege gab es für uns wenig Aussicht, denn die übereilten Bewegungen vor- und rückwärts mit ganzer Macht wirkten zerstörend auf die Truppen, brachten unsern Feldherrn bei den Corpsbefehlshabern in den Verdacht der Planlosigkeit, und untergruben die Subordination. Es ist sehr leicht gesagt: man solle (wie Hr. Bade meint) immer dicht am Feinde bleiben, aber jedem allgemeinen Gefechte ausweichen, wenn man nicht überwiegende Vortheile auf seiner Seite habe; das läßt sich wohl mit einer Avantgarde, oder allenfalls mit einem Corps von 20,000 Mann ausführen, ohne grade mit großen Nachtheilen verknüpft zu seyn. Soll aber eine Armee von 100,000 Mann ein solches Manöver durchführen, dann entspringen daraus zahllose Mißverhältnisse, besonders in einer von allen Unterhalts- und Transportmitteln entblößten Gegend und Angesichts eines Feindes der begierig auf jede Blöße lauert. Blücher würde sich zu dem verzweifelten Gegenangriffe an der wüthenden Neiße vielleicht nicht entschlossen haben, wäre nicht das Verhältniß zu seinen Unterfeldherren in der Zeit vom 20. bis 26. August mit jedem Tage mißlicher geworden, so daß er schlechterdings aus seiner bisherigen Rolle treten und einen entscheidenden Schritt vorwärts thun mußte der Vieles wieder gut gemacht hat."

Napoleon. „Zugegeben dies Alles Feldmarschall, so war ich doch immer genöthigt meine Truppen durch Hin- und Hermärsche zu ermüden, und konnte den Sieg bei Dresden deshalb nicht so benutzen wie ich wollte und sollte."

Gneisenau. „Vielleicht Sire, war es gar nicht nothwendig so viel Truppen von der Elbe an den Bober zu führen um uns zum Rückzuge zu nöthigen. Das 3., 5., 6. und 11. Corps, nebst dem 2. Cavalleriecorps, welche eine Macht von 110,000 Mann mit 270 Geschützen bildeten, waren stark genug uns zurückzuwerfen, sobald Ew. Majestät die

Leitung der Operationen in Perſon übernahmen. Wozu alſo noch die Garden (30,000 Mann) und das 1. Cavalleriecorps (6000 Mann) gegen uns führen? Das war viel Ehre für uns!"

Napoleon. „Dieſe Corps hatten, mit Ausnahme der Garden, viel Nachzügler und waren unter den Waffen viel ſchwächer. Auch wollte ich die ſchleſiſche Armee nicht bloß zurückwerfen, ſondern vernichten und dann nach Umſtänden in Böhmen einfallen. Dazu bedurfte ich einer ſtarken Macht. Ihr hieltet aber nicht Stand und ich hatte nicht Luſt euch weiter nachzulaufen, während die große verbündete Armee auf dem linken Elbufer vordrang und Dresden bedrohte."

Gneiſenau. „In dieſem Falle Sire, wäre es vielleicht rathſam geweſen gegen uns noch weniger Truppen zurückzulaſſen, um bei Dresden deſto nachdrücklicher verfahren zu können, denn dort mußte ja doch wohl der Hauptſchlag geſchehen. Hätte Marſchall Ney ſein Armeecorps mitnehmen dürfen (40,000 Mann mit 94 Geſchützen) wie es anfangs wohl auch beſtimmt war und von ihm verſtanden worden zu ſeyn ſcheint, ſo geſtalteten ſich Ew. Majeſtät Verhältniſſe an der Elbe ungleich günſtiger, und Vandamme wäre nicht das Opfer ſeiner Tollkühnheit geworden."

Napoleon. „Der Herr Feldmarſchall giebt mir da eine gute Lehre, ohne zu bedenken daß er dadurch der Thatkraft ſeines eigenen Feldherrn und der eigenen Truppen Eintrag thut. Wenn ich Macdonald auch noch des 3. Armeecorps beraubte blieben ihm nur noch 70,000 Mann, darunter viele Rheinbundstruppen. Dieſe würde Blücher bald vor ſich her getrieben haben. Wollte ich aber gegen die verbündete Hauptarmee möglichſt ſicher gehen, ſo mußte ich die ſchleſiſche und Nordarmee ſo weit von der Elbe entfernt halten, daß ſie in keinerlei Weiſe auf meine eigenen Operationen ſtörend einwirken konnten. In den höchſten Regionen der Strategie geſtaltet ſich die Anwendung der allgemeinen Grundſätze ſehr verſchieden, und was in dem einen Verhältniſſe Vortheile bringt, kann in einem andern nachtheilig werden."

Gneiſenau. „Die Gegenwart des 3. Armeecorps, unter einem zwar guten aber doch nur interimiſtiſchen Befehlshaber (Souham) hat den Marſchall Macdonald gleichwohl nicht gegen die Niederlage geſchützt. Dieſes Corps kam zu ſpät auf den Platz und iſt von uns gar nicht beachtet worden, nur ein Theil davon hat am Schlachttage gegen uns gefochten."

Napoleon. „Das war freilich nicht vorherzuſehen, und dergleichen Fehler ſind auch auf Ihrer Seite begangen worden. Aber ich will zugeben mein Lieber, daß es vielleicht beſſer geweſen wäre wenn ich Ney's Armeecorps mitgenommen und dafür Marmonts Corps (27,000 Mann und 60 Geſchütze) zurückgelaſſen hätte, was mir bei Dresden immer noch einen Zuwachs von 12,000 Mann verſchafft haben würde. Vielleicht wäre es noch beſſer geweſen nur das 5. und 6. Corps und das 2. Cavalleriecorps (zuſammen 80,000 Mann mit 170 Geſchützen) unter Ney's Oberbefehl in Schleſien zu laſſen. Ney war ein paſſenderer Gegner für Blücher als Macdonald. Doch man kann unmöglich Alles vorherſehen. Sagen Sie mir aber Gneiſenau, wie es eigentlich zugegangen iſt daß meine Truppen dort eine ſolche Niederlage erlitten haben, denn die Berichte des Marſchalls laſſen Vieles unaufgeklärt."

Gneiſenau. „Nachdem Ew. Majeſtät von Löwenberg nach Görlitz zurückgekehrt waren (den 23. Auguſt), was wir aber erſt zwei Tage ſpäter erfuhren, ſetzte Marſchall Macdonald die Offenſivbewegung gegen uns mit allem Nachdruck fort, den ein numeriſches Uebergewicht zu geben pflegt, welches er effektiv jedoch nicht mehr hatte. Die ſeltene Geſchicklichkeit, mit welcher die Diviſion Maiſon am 21. den Bober bei Löwenberg unter unſerem Feuer überſchritten hatte, war noch im friſchen Andenken und ſchwächte ein wenig das Vertrauen unſerer Truppen auf die Stärke der Lokalvertheidigung.[1] Wir hofften zwar in und hinter Goldberg uns behaupten zu können, ein Mißverſtändniß oder vielmehr eine Eigenmächtigkeit des Generals Langeron, der mit ſeinem Corps (30,000 Mann 150 Geſchütze, ohne das Seitencorps des Generals Pahlen) bis Seichau zurückgegangen war, nöthigte uns aber nach einem ſehr blutigen Gefechte links und rechts von Goldberg (am 23.) dieſe Stellung zu verlaſſen und den Rückzug hinter die wüthende Neiße anzutreten. — Die bisherigen kurzen ſtoßweiſen Bewegungen vor- und rückwärts mit ganzer Macht, welcher das Gepäck und die Parks auf dem Fuße folgten, erzeugte bei dieſem Rückmarſche ein wiederholtes Kreuzen der

[1] Die franzöſiſchen Bataillone mußten den Bober in ganz aufgelöster Ordnung durchwaten, formirten ſich aber unter dem Schutze des jenſeitigen erhöhten Ufers unglaublich ſchnell in Colonnen, worauf die Diviſionen ohne Säumen in geſchloſſenen Bataillonsmaſſen zum Angriffe vorrückten, der durch dichte Blänkerſchwärme eingeleitet wurde. Die vereinzelten Anſtrengungen preußiſcher Abtheilungen vermochten nichts dagegen.

Der Herausgeber.

Wagen-, Geſchütz- und Truppencolonnen, brachte Menſchen und Pferde noch mehr herunter, weshalb wir den Rückzug über Jauer bis Schweidnitz fortzuſetzen gedachten, wohin Langeron ſeinen Reſervepark bereits ohne Anfrage vorausgeſchickt hatte, mit dem Corps aber vorwärts Jauer (bei Hennersdorf) ſtehen geblieben war. Die Corps der Generale York und Sacken (noch 50,000 Mann mit 160 Geſchützen) ſtanden auf dem rechten Ufer der wüthenden Neiße in ziemlich gleicher Höhe mit Langeron.

„Die im Laufe des Nachmittags vom 24. Auguſt eingehenden Meldungen widerſprachen ſich in den wichtigſten Punkten, ſo daß General Blücher in Zweifel blieb ob Ew. Majeſtät noch anweſend wären oder nicht. Eingebrachte Gefangene wollten Sie Tags zuvor an der Spitze Ihrer Gardecavallerie hinter Goldberg geſehen haben. Kundſchafter behaupteten hingegen, daß die Garden im Rückmarſch auf Lauban geſehen worden wären. Indeß hatten die ſtürmiſchen Angriffe ihrer Truppen am 24. nachgelaſſen, und die Meldung von einer rückgängigen Bewegung des 3. Corps (Ney) auf Haynau, deſſen Vortruppen bereits Liegnitz beſetzt hatten, nährte den Gedanken daß Ew. Majeſtät von uns abzulaſſen geſonnen wären. Blücher beſchloß deshalb am 25. wieder vorzugehen und hatte bereits die nöthigen Dispoſitionen ausfertigen laſſen, als von mehreren Seiten der Vormarſch der franzöſiſchen Armee gegen Goldberg, Kroitſch und Liegnitz gemeldet wurde. Das veranlaßte neue Befehle, wodurch namentlich General York, der darin nur Unſchlüſſigkeit und Wankelmuth erblicken mochte, ſo erbittert wurde, daß es zwiſchen ihm und Blücher zu einem ſehr heftigen Auftritte kam, wovon leider auch mehrere ruſſiſche Generale Zeuge waren. Unſer alter Feldherr war indeß nicht der Mann, der ſich durch Vorſtellungen oder Vorwürfe von einem Entſchluſſe abbringen ließ, deſſen Nothwendigkeit ihm deutlich vor der Seele ſtand. Er konnte ſich zwar nicht verhehlen, daß eine zu genaue Befolgung der erhaltenen Inſtruktionen ſeine Armee in wenig Tagen zu Grunde richten müſſe, daß die Bande des Gehorſams theils ſehr nachgelaſſen hatten theils wirklich geriſſen waren, indem die Corpsbefehlshaber mehr als einmal zu thun unterließen was ihnen geboten worden war, aber das brachte den Entſchluß: den Gegner auf jeden Fall zur Schlacht zu zwingen, nur zu ſchnellerer Reife und dieſer Entſchluß Sire iſt unſtreitig eine Haupturſache der Niederlage Ihres Marſchalls geweſen.“

Napoleon. „Der Entſchluß ſagen Sie? das iſt mir doch zu ſtark! Auch Macdonald war zum Angriffe entſchloſſen, und das 5. und 11. Corps haben, wie mich dünkt, gezeigt daß ſie auch ohne mich zu ſiegen verſtehen. Konnte doch Langeron ſeine ſehr ſtarke Stellung bei Hennersdorf nicht einmal gegen Lauriſton behaupten! Der Entſchluß iſt viel, die Ausführung aber noch mehr werth. Wiſſen Sie mir nichts Beſſeres zu ſagen Gneiſenau, ſo erfahre ich durch Sie nichts Neues.“

Gneiſenau lächelte hierzu etwas ironiſch und erwiederte: „Ew. Majeſtät wollen gnädigſt erwägen, daß bei dem General Blücher ein ſolcher Entſchluß ſchon die erſte Hälfte der Ausführung in ſich ſchließt, d. h. daß er in einem ſo ernſten Falle wie der ſeinige des Erfolgs faſt gewiß war. Sie hätten ihn nur York gegenüber ſehen ſollen. Anfangs machten die Vorwürfe ſeines Unterfeldherrn über die rückſichts- und ſcheinbar auch zweckloſe Hinopferung der Infanterie durch Gewaltmärſche und tägliche Gefechte den alten Herrn etwas nachdenklich, er biß ſich in die Lippen und drehte heftig am Schnurrbarte herum ohne ein Wort zu erwiedern. Wir alle waren auf den Erfolg höchlichſt geſpannt. Bald aber wurde Blüchers Stirn höher und freier, die tiefen Runzeln glätteten ſich, ſein Auge leuchtete wie der Morgenſtern; die etwas gebückte Geſtalt richtete ſich immer höher auf, ihre Haltung wurde ſtolzer; funkelnde Blicke ſchoſſen wie vernichtende Blitze aus den buſchigen Augenbraunen hervor; mit Heftigkeit ſtieß er den treuen Huſarenſäbel gegen den Boden, und das inhaltſchwere Wort „Vorwärts!“ brauste über die Lippen. Der Feldherr wußte welche ungeheuere Verantwortlichkeit mit dem Entſchluſſe zum Angriffe er übernahm, aber er faßte dieſen Entſchluß mit klarem Ueberblick; er ſah deutlich ein daß es nicht mehr ſo fortgehen könne, daß es fortan für ihn kein So oder So, ſondern nur noch ein Entweder — Oder gebe. Das hat ihm Niemand eingeflüſtert, das war ſein freier Entſchluß, ein Entſchluß den Keiner von uns gewagt hätte, der uns mit einem geheimen Schauder erfüllte, den wir ſogar zu bekämpfen ſuchten, der aber unerſchütterlich feſt ſtand.“

Napoleon war bei dieſer Schilderung etwas nachdenkend geworden, es mochten ſich ähnliche kritiſche Momente ſeiner Erinnerung aufdrängen, und in einem vom vorigen ſehr abweichenden Tone ſagte er, „Es giebt Verhältniſſe, in welchen der Entſchluß allein ſchon der That gleich kommt. Doch möchte ich lieber den Hergang der Sache vernehmen. Ich hatte

Macdonald gegen 100,000 Mann zurückgelaſſen, ſo ſtark kann Blüchers Heer nicht geweſen ſeyn, wie war es möglich ſo geſchlagen zu werden? Macdonald beſchwert ſich zwar ſehr über die Lauheit ſeiner Unterbefehlshaber, bei Ihnen ſcheinen dieſe Herren aber auch nicht ſehr willfährig geweſen zu ſeyn. Hier bleibt mir alſo vieles dunkel."

Gneiſenau. „Der mehrtägige Regen Sire, hatte ein ſtarkes Anſchwellen aller Gewäſſer verurſacht und die Mehrzahl der Infanteriegewehre unbrauchbar gemacht. Wir ſtanden unterhalb Jauer à chéval der wüthenden Neiße concentrirt, unſere Verbindung war durch mehrere ſteinerne und feſte Brücken geſichert. Das 5. Corps (Lauriſton) hatte ſich etwas zu weit rechts im Walde ausgedehnt und dadurch ſeine Kräfte zerſplittert.[1] Das 11. Corps (Macdonald) und 2. Cavalleriecorps (Sebaſtiani) mußten erſt die Katzbach (bei Kroitſch) dann die Neiße (bei Nieder-Crayn) überſchreiten, bevor ſie die Hochebene am rechten Ufer erſteigen konnten, wo das 3. Corps (unter Souham) ſich mit ihnen vereinigen ſollte. Letzteres bewirkte aber ſeinen Uebergang über die Katzbach (bei Schmogwitz) ſehr ſpät durch eine Furth, weil die Brücken und Defiléen bereits vollgeſtopft waren, und hat im Grunde gar nicht gefochten, denn zwei Diviſionen und die Cavallerie gingen erſt mit einbrechender Dämmerung über, und eine dritte die über Kroitſch dirigirt worden war kam nur um bei Crayn Zeuge der Verwirrung zu ſeyn, in welcher ſich bereits die zurückgeworfenen Diviſionen des 11. Corps befanden. Wir waren alſo auf dem entſcheidenden Punkte (zwiſchen Bellwitzhof und Eichholz) faſt immer die ſtärkeren. Hierzu kam noch daß die Infanterie nur ein ſehr ſpärliches Feuer unterhalten konnte, was die unſrige bewog mit Bajonet und Kolben der franzöſiſchen zu Leibe zu gehen. Der entſchloſſene Wille zu ſiegen und die phyſiſche Ueberlegenheit mußte unter ſolchen Umſtänden den Ausſchlag geben. — Ein ſehr glücklicher Umſtand für uns war es noch daß die Schlacht erſt Mittags 2 Uhr begann, denn Langeron ging an dieſem Tage ſo vorſichtig zu Werke, daß Lauriſton anfangs mit leichter Mühe wichtige Vortheile über ihn errang, und ihn vielleicht von uns abgedrängt haben würde, hätten nicht wir Preußen im Verein mit dem Sacken'ſchen Corps auf der Hochebene ſo wacker drein geſchlagen,

[1] Die dazu gehörige Diviſion Puthod wurde am Schlachttage (26.) auf Schönau dirigirt, wo ſie erſt Abends 7 Uhr ankam ohne hier die Katzbach überſchreiten zu können; ſie fand nur ſchwache Abtheilungen vor ſich. Der Herausgeber.

und Lauriſton für ſeine eigene linke Flanke beſorgt gemacht. Der ſpäte Anfang der Schlacht verkürzte auch die körperliche Anſtrengung unſerer Truppen, wodurch es möglich wurde am andern Morgen die Verfolgung mit Nachdruck fortzuſetzen, und dieſe Verfolgung iſt es welche der Schlacht erſt ihren hohen Werth verliehen hat. Die Verwirrung und Beſtürzung in den Reihen der Franzoſen war ſo groß, daß wir ihnen auf dem Schlachtfelde und auf dem Rückzuge bis an den Bober nicht weniger als 103 Geſchütze, 250 Munitionswagen, alle Lazarethanſtalten, Mehlwagen und über 18,000 Gefangene abgenommen haben. Soll ich mir über den Marſchall Macdonald ein Urtheil erlauben Sire, ſo bin ich der Anſicht daß es von ihm ein unverzeihlicher Fehler war, das ſchwache 11. Corps und Sebaſtiani's Reiter (etwa 25,000 Mann mit 60 Geſchützen) über die ſtark angeſchwollene wüthende Neiße und auf die jenſeitige Hochebene gehen zu laſſen, ohne der Mitwirkung des ſtärkeren 3. Corps daſelbſt verſichert zu ſeyn. Dieſe Mitwirkung war aber höchſt problematiſch, nicht nur wegen der noch mehr angeſchwollenen Katzbach, ſondern auch weil das 3. Corps, in Folge der früher ſtattgehabten rückgängigen Bewegung, nicht nahe genug ſtand um rechtzeitig eingreifen zu können, auch wenn das Ueberſchreiten der Katzbach bei Schmogwitz weniger Schwierigkeiten gehabt hätte. Es gab ſonach überall nur vereinzelte Anſtrengungen, welche unſeren vereinten Angriffen — ich ſpreche hier nur von Yorks und Sackens Truppen — unterliegen mußten. Man vermißte an dieſem Tage in der franzöſiſchen Armee jenes präciſe Ineinandergreifen aller Handlungen, welches ſo oft unſere Bewunderung und unſeren Neid erregt hatte."

Dieſe ſchmeichelhafte Bemerkung ſchien den unangenehmen Eindruck zu verwiſchen, welchen Gneiſenau's etwas herbe Sprachweiſe unverkennbar auf den Kaiſer gemacht hatte. Er wiederholte mit einer gewiſſen innern Befriedigung, daß ſeine Marſchälle ausgezeichnet befähigte Corpsbefehlshaber geweſen wären, wenn es blos darauf angekommen wäre ſeine mündlichen Befehle zu vollziehen; daß ſie aber in ſeiner Abweſenheit nur zu oft Unentſchloſſenheit an den Tag gelegt und das Spiel dadurch verdorben hätten. „Da das ſtarke Anſchwellen der Gebirgswäſſer" ſetzte Napoleon hinzu „die Verhältniſſe weſentlich änderte, brauchte Macdonald meinen Befehl den Feind zurückzuwerfen nicht buchſtäblich zu nehmen, es würde hingereicht haben eine Stellung zwiſchen Liegnitz und Goldberg

zu nehmen, Schönau beſetzt zu halten und von da gegen Hirſchberg und Jauer ſtreifen zu laſſen. In dieſer Verfaſſung konnte man den Fall der Gewäſſer abwarten und inzwiſchen die weiteren Schritte in Erwägung ziehen. Der Eifer hat den guten Macdonald zu einer Unbeſonnenheit verleitet, welche mich um alle Früchte des glänzenden Siegs bei Dresden gebracht hat."

Der Kaiſer ſchien in der beſten Laune zu ſeyn, uns über ſeinen letzten Sieg in Deutſchland einige Aufſchlüſſe zu geben. Solche Momente muß man benutzen denn ſie ſind ſelten. Ich gab deshalb Gneiſenau einen Wink, den dieſer auch verſtand und die Bitte ausſprach, es möge Sr. Majeſtät gefallen uns nun auch etwas von jener glänzenden Waffenthat zu erzählen. Napoleon war nicht abgeneigt unſerem Wunſche zu willfahren, meinte aber es ſey heute ſchon ſpät, auch würde er es gern ſehen wenn Fürſt Schwarzenberg dabei zugegen ſeyn könne, was uns Beiden natürlich um ſo willkommner war. Wir wurden alſo für heute in Gnaden entlaſſen.

Siebenundſechzigſter Brief.

Olymp, den 20. März 1844.

Napoleon hatte ſich heute als dem Jahrestage der Geburt des Königs von Rom alle Glückwünſche verbeten, uns aber zu der erwünſchten Mittheilung über die Schlacht bei Dresden zu ſich beſchieden. Gneiſenau und ich ſtellten uns ſo zeitig wie möglich ein. Wir fanden den Kaiſer mit ſeinem Sohne promenirend in dem Mittelgange des Wintergartens, welcher heute noch manche botaniſche Ausſchmückung erhalten hatte. Er ſtellte uns dem Herzoge von Reichſtädt vor und ſagte lächelnd „Würden Sie wohl den jungen Menſchen da für meinen Sohn erkennen, wenn nicht der obere Theil ſeines Kopfes dem meinigen ſo auffallend ähnlich wäre? Der untere Theil iſt öſterreichiſch. Aber die ganze Geſtalt iſt weder franzöſiſch noch deutſch, und doch auch nicht italieniſch, wenigſtens nicht römiſch. Jetzt wäre der junge Menſch 33 Jahre alt,

ein hübſches Alter für einen König von Rom, welchen er nun in der That vorſtellen würde, wenn nicht die Parzen ihm den Lebensfaden abgeſchnitten hätten. Zwiſchen dem kaiſerlichen Vater und Großvater ſtehend, würde das neue Königreich unter allen Umſtänden eine feſte Stütze gehabt haben. Das Schickſal hat es anders gewollt, ſprechen wir nicht mehr davon." — Der Sohn empfahl ſich uns ſehr freundlich, nachdem ihn der Vater auf die Stirn geküßt hatte, und ſchlenderte gemüthlich ſeiner Klauſe zu, wo er den größten Theil des Tags arbeitend zubringt und nur in den Morgen- und Abendſtunden Ausflüge in die olympiſchen Prairien macht. Napoleon ſah ihm liebevoll nach und ſchien einige Minuten in Träumereien verſunken. Bald aber wendete er ſich wieder zu uns und ſprach ſich über die Nothwendigkeit aus, junge Prinzen ſehr zeitig an körperliche und geiſtige Thätigkeit zu gewöhnen. „Das Schlaraffenleben der Höfe des vorigen Jahrhunderts" ſagte Napoleon „hat unberechbaren Schaden gebracht. Alles war nur auf Glanz und Schimmer bedacht, das Aeußere machte den Menſchen, das Innere wurde gröblichſt vernachläſſigt.

„Wie die Höfe ſo der Adel. Wie es bei euch in Deutſchland geweſen ſeyn mag weiß ich nicht, in Frankreich aber hat der Adel durch ſeine abſolute Nullität und reſp. Schlechtigkeit die Revolution herbei geführt. Doch gab es unter dem Adel auch manchen Edlen, nur in ſo großer Minderzahl daß ſie ihre Anſichten nicht geltend machen konnten. Man hat mich in Frankreich vielfach getadelt, daß ich die Demokratie in Vergeſſenheit und die Ariſtokratie wieder zu Anſehn brachte, aber ſehr mit Unrecht. Die Demokratie iſt die Aufhebung der Freiheit im Namen der Gleichheit. Sollte der Communismus in Frankreich Wurzel faſſen, ſo würde das nur eine Demokratie unter anderem Namen ſeyn und bald zu einer bureaukratiſchen Deſpotie werden. Das Schlimmſte bei ſolchen Erſcheinungen iſt, daß die Idee von ſehr edlen Menſchen auszugehen pflegt und deshalb bei allen guten Menſchen leicht Anklang findet. Aber die ſchlechten Menſchen beuten die guten Ideen Anderer zu ihrem Vortheile aus, und was Segen bringen ſollte wird durch ſie zum Fluche. — Je größer eine Geſellſchaft iſt, deſto mehr bedarf ſie einer angemeſſenen Gliederung, wenn nicht Alles bei erſter Gelegenheit in Verwirrung kommen ſoll. In der Republik San Marino bedarf man keines Adelsſtandes; auch manches kleine ganz für ſich

beſtehende Volk kann deſſen entbehren. In größeren Staaten iſt die Ariſtokratie ein conſtituirtes Element geworden, deſſen Nutzen jedoch durch den Grad der Freiſinnigkeit bedingt iſt welcher in Worten und Thaten ſich ausſpricht. Die Ehrfurcht vor der Vergangenheit iſt ſchön, aber das Streben für die Zukunft iſt noch ſchöner. Strebte der Emporkömmling ehemals darnach geadelt zu werden, ſo muß der Adelige von nun an darnach ſtreben einen neuen Ruf zu begründen und gewiſſermaßen ſelbſt Emporkömmling zu werden. Ja er iſt gerade mehr als ein Anderer dazu verpflichtet; denn wenn es erhebend iſt mit Stolz und Liebe der Dienſte zu gedenken, welche edle Vorfahren ſo glücklich waren dem Gemeinwohle leiſten zu können, ſo ſpricht ſich derjenige ſelbſt ſein Urtheil der, mit leerem Namen und Titel prunkend, nicht durch eigene Verdienſte, durch eigene politiſche und ſociale Thätigkeit dem ererbten Namen neuen Glanz verleiht, und ſeine Nachkommenſchaft wird das Recht haben ſchwere Rechenſchaft von ihm zu fordern. In einem Zeitalter wie das meinige, wo ein mit Erbitterung geführter Principienkrieg faſt alle Kräfte abſorbirte, konnte ich nur den Grund zu einem Militäradel legen, der damals in Frankreich am leichteſten Geltung erhielt. In ruhigeren Zeiten wäre das anders geworden, und ich würde einen Adel gebildet haben, deſſen Verdienſt und Würdigkeit nicht blos durch die Scholle oder durch ein Stück Pergament zu erkennen geweſen wäre."

Der Kaiſer war eben im Begriff uns die Grundzüge ſeiner neuen Ariſtokratie zu entwickeln, als unſer wackerer Freund und Kampfgenoſſe Grolmann[1] gemeldet wurde, welcher um die hohe Gnade bitten ließ Sr. Majeſtät ſich vorſtellen zu dürfen. Napoleon empfing ihn ſehr huldreich und war ſichtbar überraſcht in Gneiſenau und Grolmann zwei kriegeriſche Geſtalten vor ſich zu ſehen, deren ſtattliche Hoheit mit den herrlichen löwenartigen Köpfen und dem eben ſo beweglichen als gebieteriſchen Mienenſpiel kaum ihres Gleichen findet. Aber denke Dir auch mein Erſtaunen, als ich dieſe beiden Helden wie durch einen Zauberſchlag in dieſelben Männer verwandelt ſehe, wie ſie mir in den Jahren des Befreiungskrieges erſchienen ſind. Napoleon war mehrere Sekunden in ein ſtummes Staunen verſunken, denn als unſere beiden Freunde in würdevoller doch

[1] General von Grolmann ſtarb den 1. Juni 1843 als commandirender General des 5. preußiſchen Armeecorps, und dürfte den Leſern ſchon durch ſeine geſchichtlichen Werke bekannt ſeyn. Der Herausgeber.

ehrerbietiger Haltung vor ihm ſtanden und ſeiner Anrede gewärtig waren, hatte Minerva Blüchers Geſtalt hervorgezaubert welcher, zwiſchen Beiden etwas zurückſtehend, die Hände vertraulich auf Gneiſenau's und Grolmanns Schultern legte und zu ſagen ſchien „das waren die Hauptſtützen meiner Feldherrnſchaft, laßt ſie Eurer Huld empfohlen ſeyn.“ — Der Kaiſer machte eine Bewegung vorwärts als wolle er auf Blücher zugehen, aber die Luftgeſtalt verſchwand plötzlich, worauf er zu ſich ſelbſt kommend ſagte „Ich habe drei Helden Deutſchlands geſehen die ich für meine Beſieger erkenne. Aber vor ſolchen Männern weichen zu müſſen iſt keine Schande.“

In der That, eine ſolche Trias dürfte auch eben ſo einzig in ihrer Art ſeyn, als es Friedrich und Napoleon geweſen ſind; daß aber dieſe Drei geworden was ſie geweſen, verdankt Preußen wohl hauptſächlich dem edlen Scharnhorſt, welcher dem Könige den Werth dieſer Männer offenbarte. Man muß ihnen ſehr nahe geſtanden haben um zu wiſſen, wie die Eigenſchaften Blüchers mit denen ſeiner beiden Gehilfen auf das Innigſte verſchmolzen waren, ſie ſchienen gleichſam für einander geſchaffen, und das iſt keine geringe Urſache ihrer kriegeriſchen Erfolge geweſen. Gneiſenau und Grolmann hatten wie Blücher ſtets nur den Hauptzweck im Auge. Aber während der Feldherr ſich nur mit der Hauptidee beſchäftigte, und die allgemeinen Grundſätze vorzeichnete nach denen gehandelt werden ſollte, ordnete Gneiſenau das großartige Detail der Heerführung, wobei er von Grolmanns unübertroffener Terrainkunde weſentlich unterſtützt wurde. Doch Du weißt ja daß dieſes Talent bei Grolmann nicht das einzige war, wodurch er ſich ſo nützlich machte, es war nur das am ſtärkſten hervortretende, weil ſein Lokalgedächtniß wirklich an das Fabelhafte grenzte. Hätte er damals Gneiſenau's Erfahrung gehabt (der 20 Jahre älter war), ich glaube er müßte dieſen noch übertroffen haben. Die Beſcheidenheit Beider ſetzte ihren Verdienſten die Krone auf, und gern begnügten ſie ſich mit dem zweiten und dritten Range, wo ihnen unzweifelhaft der erſte gebührt hätte. Als Blücher bei Ligny mit dem Pferde geſtürzt war, von Vielen für verloren gehalten wurde, und man ſich wegen ſeines Nachfolgers im Oberbefehl bekümmert an Gneiſenau wendete, ſagte dieſer zum Oberſten von Hüſer „Glauben Sie denn daß Einer von uns den Alten erſetzen könnte? Sein Vorwärts iſt wie ein zündender Blitz und in die Herzen unſerer Soldaten gegraben!“ — Doch

ich vergeſſe daß ich Dir bekannte Dinge erzähle, und kehre in die Geſellſchaft zurück, die bald darauf durch die Ankunft des Fürſten Schwarzenberg und des Marſchalls Gouvion Saint-Cyr vermehrt wurde, worauf folgendes Geſpräch begann.

Napoleon (zu Schwarzenberg gewendet). „Der Feldmarſchall Gneiſenau hat mir kürzlich erzählt wie es zugegangen, daß mein armer Macdonald von gleich ſtarker Macht an der Katzbach geſchlagen worden iſt, und ich habe ihm dafür verſprochen zu erzählen auf welche Weiſe es mir gelungen, an der Elbe die doppelt ſtarke Macht meiner Gegner zu überwinden. Wollen Sie dabei mein Gedächtniß unterſtützen Fürſt Schwarzenberg?"

Schwarzenberg. „Ew. Majeſtät kennen ja den Verlauf der Schlacht ſo gut wie ich, und wiſſen unſtreitig daß mein damaliges Feldherrnamt mehr Dornen als Roſen hatte. Doch bin ich bereit jede Frage zu beantworten die Ew. Majeſtät an mich zu richten geruhen werden."

Napoleon. „Die Sprachweiſe im Olymp iſt nicht mehr die in den Tuilerien mein alter Schwarzenberg; Sie fungiren nicht mehr als Geſandter an meinem Hofe; laſſen Sie uns alſo die Sprache der Soldaten reden und ohne Umſchweife auf die Sache eingehen." — Während die Karten und Plane der Umgegend von Dresden zurecht gelegt wurden, meldete ein Page den Fürſten Blücher. Napoleon ſchien über deſſen Beſuch ſehr erfreut, ging ihm bis an die Thür entgegen, empfing den Fürſten mit kräftigem Händedruck und ſagte: „Wiſſen Sie auch mein tapferer Fürſt, daß ich die Abſicht hatte Sie heute ſelbſt zu beſuchen."

Blücher. „Ich weiß das Ew. Majeſtät, und komme Ihnen deshalb zuvor. Als Sie auf mein Luftbild zuſchritten, konnte ich daraus abnehmen daß ich nicht ganz unwillkommen ſeyn würde und machte mich deshalb ſogleich auf den Weg. Minerva hatte dieſe Luftpartie gefliſſentlich arrangirt, und meine beiden Augen ſind Zeugen des ſtummen Willkommens geweſen. Sie hegen alſo keinen Groll mehr Sire, daß ich ſo viel Unheil über Sie gebracht habe?"

Napoleon. „Nicht im Geringſten alter Kämpe, der blutige Waffentanz iſt ja längſt vorüber; jetzt wollen wir nur noch in der Erinnerung leben und jeden Groll verbannen. Ihr Freund Gneiſenau hat mir vor Kurzem viel über die Schlacht an der Katzbach erzählt, heute ſoll Dresden an die Reihe kommen. Sagen Sie uns einmal Schwarzenberg,

wer die halben Maßregeln vor Dresden zur Welt gebracht hat. Das war ja weder gehauen noch geſtochen."

Schwarzenberg. „Ich bitte Ew. Majeſtät die Fehler vor Dresden nicht mir zur Laſt zu legen. Das Ganze war nur ein Impromptu des Kaiſers Alexander, der aus Verdruß daß mir der Oberbefehl übertragen worden war einen hohen Kriegsrath bildete, beſtehend aus ihm, dem Könige von Preußen, dem engliſchen und ſchwediſchen Geſandten, und einer großen Anzahl Generale, unter welchen ſich auch Moreau und Jomini befanden. Dadurch wurde der militäriſche Geſchäftsgang ſo verwickelt und ſchwerfällig, daß ich gleichſam nur der Expedient der Beſchlüſſe dieſer Herren blieb, deren nationale und politiſche Eiferſucht ſich vielfach bemerklich machte."

Napoleon. „Alſo der Eiferſucht verdanke ich dieſe Gelegenheit zum Siege? Ich hatte immer geglaubt mein Schwiegervater habe Ihnen geheime Inſtructionen gegeben, etwas glimpflich mit mir zu verfahren, iſt dem nicht ſo geweſen?"

Schwarzenberg. „Im Jahre 1814 bisweilen Sire, aber 1813 war mein kaiſerlicher Herr ſehr ungnädig gegen den kaiſerlichen Schwiegerſohn geſinnt. Selbſt der erlauchte Enkelſohn fand nicht Gnade vor ſeinen Augen, und als einſt Jemand von uns auf das Schickſal des Königs von Rom Anſpielung machte, wenn Ew. Majeſtät überwunden und zur Abdankung gezwungen werden ſollten, gab mein gnädigſter Kaiſer ſehr entrüſtet zur Antwort „Redt's mir nit alleweil von dem Kind, bei Mir z'Haus hab I gar viel Kinder, an die I z'erſt denken muß."

Napoleon. „Das hat der beau-père ſpäter gewiß auch bereut. Nun die Geſchichte vorbei iſt, kommt auf eine Phraſe mehr oder weniger auch nichts an. Laſſen wir den beau-père in Frieden. Aber was wollte Alexander mit dem Angriffe auf Dresden bezwecken, das war doch vom Hauſe aus nicht die Abſicht, ihr wolltet ja gegen Leipzig marſchiren."

Schwarzenberg. „Allerdings Sire, und deshalb hatten auch die dritte und vierte Colonne die Weiſung über Marienberg, Freiberg und Chemnitz zu gehen. Wir erfuhren aber unterwegs daß Dresden nur flüchtig befeſtigt und ſchwach beſetzt ſey, weshalb beſchloſſen wurde dieſen Platz zu nehmen. Gelang uns das, dann würden Ew. Majeſtät wohl etwas in Verlegenheit gekommen ſeyn."

Napoleon. „Nicht so sehr mein Freund, ich wäre dann gegen Berlin marschirt und hätte mich dort schadlos gehalten."

Blücher. „Sie vergessen Sire, daß ich dabei auch keinen müßigen Zuschauer abgegeben haben würde, und auf den General Bülow konnte ich mich verlassen, der hätte mir gewiß die Hand gebvten."

Napoleon. „Diese Angelegenheit würde ich vor Ihrer Ankunft abgethan haben. Setzte die Hauptarmee ihren Marsch auf Leipzig fort, so war ich gegen sie durch die Elbe gedeckt, wo ich die Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg hatte. Ich wette darauf daß ich früher in Berlin einzog, ehe Schwarzenberg über die Elbe gegangen war. Aber lassen wir das jetzt auf sich beruhen. Die Erhaltung Dresdens blieb für mich aus vielen Gründen ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit. Ich hatte gehofft daß dieser Platz sich acht Tage werde halten können. Saint-Cyr befehligte dort und bürgte mir für jeden Unfall."

Saint-Cyr. „Solcher Uebermacht war ich mit meinen schwachen meist aus jungen Conscribirten bestehenden Corps durchaus nicht gewachsen, auch hatte die provisorische Befestigung Dresdens zu große Lücken, als daß wir uns hätten Hoffnung machen dürfen den Platz auch nur zwei Tage zu behaupten, wenn den Verbündeten ein ernster Angriff beliebte."

Schwarzenberg. „Sie müssen aber doch gestehen Herr Marschall, daß unsere Angriffe am 26. August mit großer Energie geführt worden sind, die Zahl der Todten und Verwundeten legt davon ein rühmliches Zeugniß ab."

Saint-Cyr. „Was das Verhalten der einzelnen Truppentheile betrifft, so mag ich dem nicht widersprechen, aber im Ganzen betrachtet wurde der Angriff doch sehr matt, ich möchte sagen mit halber Neigung geführt. Bedenken Sie doch mein Fürst, daß ich nach Abzug der Kranken und Entsendeten an diesem Tage kaum noch 20,000 Mann unter meinen Befehlen hatte, wovon nur die kleinere Hälfte aus französischen Truppen bestand. Damit sollte ich die ganze Altstadt mit ihren ausgedehnten Vorstädten vertheidigen und auch noch mehrere vorliegende wichtige Terrainpunkte wo möglich bis zur Ankunft des Kaisers mit den Garden und der Reservecavallerie behaupten.[1] Die Lünetten verlangten

[1] Die Mehrzahl der Leser wird wohl im Besitz des Werkes seyn: „Schilderung der Kriegsereignisse in und vor Dresden, vom 7. März bis 28. August 1813, von

ebenfalls Beſatzung, und daß das Innere der Stadt ſowie die Neuſtadt nicht ohne Truppen bleiben konnten verſteht ſich von ſelbſt. Am Morgen dieſes Tages hatten Sie aber bereits faſt alle Truppen der erſten (Ruſſen) zweiten (Preußen) und dritten (Oeſterreicher) Colonne zu Ihrer Verfügung, deren Stärke wohl auf mehr als 100,000 Mann mit 250 Geſchützen angeſchlagen werden darf, und bis zum Mittage durften Sie noch der Ankunft einer faſt eben ſo ſtarken Truppen- und Geſchützzahl entgegenſehen. Wenn man über ſolche Mittel zu gebieten hat und die Schwäche des Gegners kennt, darf man ſchon mit etwas mehr Zuverſicht zu Werke gehen."

Schwarzenberg. „Ich muß zu meiner Rechtfertigung auf die ſtrategiſchen Verhältniſſe zurückkommen. Als wir nach dem Ueberſchreiten der ſächſiſch-böhmiſchen Gebirgspäſſe nirgends auf den Feind ſtießen, und erſt auf den (Räcknitzer) Höhen vor Dresden einigen Widerſtand fanden (den 24. Mittags), wurde der Angriff auf Sachſens Hauptſtadt beſchloſſen, und der dritten und vierten Colonne Befehl zugeſendet ſich auf den kürzeſten Wegen rechts gegen Dresden zu wenden, wo ſie vor dem 26. Mittags nicht eintreffen konnten. Dieſer Zeitverluſt war ohne Zweifel ein großer Uebelſtand, doch ſchien er uns minder groß weil wir den 25. Nachmittags von Blücher die Mittheilung erhielten, daß er vom Kaiſer Napoleon lebhaft gedrängt werde und ſich im Rückzuge auf Goldberg befinde. Dieſe Depeſche war vom 22. Auguſt datirt. Von Goldberg bis Dresden ſind 22 Meilen. Vorausgeſetzt, daß Seine Majeſtät die ſchleſiſche Armee nur bis hinter die Katzbach zurückzuwerfen beabſichtige, konnten nach unſerer Berechnung die von dort nach Dresden zurückbefehligten Truppen nicht vor dem 28. Auguſt eintreffen, die Mehrzahl der Generale hielt ſogar auch dieſen Zeitraum für zu früh. Weshalb alſo uns mit dem Angriffe auf Dresden zu übereilen? Wer hätte glauben mögen daß die franzöſiſchen Garden ſchon am nächſten Mittag (den 26.) ankommen würden?"

Heinrich Aſter, königl. ſächſiſcher Oberſter a. D. Mit zwei Schlachtplänen. Dresden 1844." Wir müſſen zum Verſtändniß des Folgenden auf dieſes neueſte Werk verweiſen, da es dem „Verſtorbenen" nicht gefallen hat, eine zuſammenhängende Darſtellung der Schlacht zu geben. Die vorliegenden Punkte welche die Franzoſen am 26. Auguſt noch beſetzt hielten waren: Hopffgartens, der königliche Große Garten, Reiſewitzens Garten, der Weiſeritz-Holzhof, mehrere Mühlengebäude, Vorwerke, das Feldſchlößchen, das Dorf Löbtau. Dieſe Punkte bilden einen Umkreis von ungefähr $1^1/_2$ Meilen Ausdehnung, und erforderten zum Theil eine ſtarke Beſatzung, wenn der Widerſtand den nöthigen Nachdruck haben ſollte.

Der Herausgeber.

Napoleon. „General Jomini hätte Ihnen für die Schnelligkeit meiner Bewegung in dringlichen Momenten einen andern Quotienten angeben können. Auch muß das Nachrichtenweſen der großen böhmiſchen Armee nicht gut beſtellt geweſen ſeyn. Als Sie die ſächſiſche Grenze überſchritten, wußte man in Ihrem Hauptquartiere noch nicht daß ich an den Bober marſchirt ſey, und als Sie vier Tage ſpäter zum Angriffe auf Dresden ſchritten, wußten Sie noch viel weniger daß ich ſchon wieder zurück ſey. Gleichwohl ging meine Marſchlinie von Dresden nach Löwenberg ſo nahe an der böhmiſchen Grenze hin, daß es mir ungeachtet aller getroffenen Vorſichtsmaßregeln ganz unmöglich geweſen ſeyn würde, die genaue Beobachtung meines Hin- und Hermarſches durch Ihre geheimen Kundſchafter zu verhindern. Ich hingegen wußte ſchon am 22. Abends, daß die große böhmiſche Armee ſich anſchicke auf dem linken Elbufer vorzurücken, und obſchon ich noch unentſchloſſen war auf welche Weiſe ich dieſer Operation entgegentreten würde, reichte doch dieſe Nachricht hin mich zu beſtimmen, meine Garden am Bober halten und den andern Tag auf Görlitz zurückgehen zu laſſen. Hätte ich wiſſen können daß Blücher angewieſen war jeder Schlacht auszuweichen, ſo würde ich über Zittau — wo Fürſt Poniatowski mit ſeinem Corps auf Beobachtung ſtand — gegen Prag vorgedrungen ſeyn. Dergleichen geheime Inſtructionen erfährt man aber nicht ſo leicht, als den Marſch eines Reſervecorps von ſolcher Stärke wie das meinige und in ſolcher Nähe der feindlichen Grenze. Wären Sie überhaupt nur halb ſo ſchnell gegen Dresden marſchirt als ich, ſo ging dieſer Platz für mich ohne Rettung verloren."

Schwarzenberg. „Ew. Majeſtät hatten eine gute Heerſtraße, meine Truppen zogen auf ſchlechten Gebirgswegen einher wo das Geſchütz kaum fortzubringen war."

Napoleon. „Das iſt nur zum Theil wahr. Die Ruſſen und Preußen gingen über Gieshübel und Dippoldiswalde auf guten Straßen vor, die Oeſterreicher konnten ihren Marſch nördlich bis auf die Marienberger Straße fortſetzen und dann über Freiberg gehen. Schon am 24. Abends konnten 200,000 Mann mit 600 Geſchützen vor Dresden ſtehen, es war aber ſelbſt am nächſten Tage nur etwa die Hälfte davon auf dem Platze, und auch dieſe würde hingereicht haben ſich der Stadt zu bemächtigen wenn man energiſcher verfahren hätte. Bei dem Angriffe auf ſo umfangreiche Städte, die mit einem großen verſchanzten Lager zu

vergleichen ſind, kommt ein ſehr weſentlicher Umſtand in Betracht, der im Hauptquartiere meiner Gegner nicht beſonders gewürdigt worden zu ſeyn ſcheint. Der Vertheidiger iſt in der traurigen Nothwendigkeit, durch Beſetzung der Umfaſſung und vorliegender wichtiger Punkte ſeine Kräfte zerſplittern zu müſſen, ſo daß ihm kaum die nöthigſten Reſerven übrig bleiben. Der Angreifer kann ſich den Theil der Umfaſſung wählen gegen welchen er den Hauptſtoß führen will. Iſt er irgendwo durchgebrochen, ſo bedarf es nur des entſchloſſenen Nachrückens ſeiner Reſerven um die ganze Vertheidigung zu lähmen, denn eine ſo methodiſche Ortsvertheidigung wie ſie die Schulbücher lehren iſt in den allerſeltenſten Fällen ausführbar. Der Eingedrungene hat die Initiative, er braucht nur mit Entſchloſſenheit gegen die Hauptplätze vorzurücken, und alle Vertheidigungsanſtalten werden im Concept verrückt. Bei der innern Beſchaffenheit Dresdens und ſeiner Vorſtädte hätte das wenig Schwierigkeiten gehabt. Die paar Geſchütze auf den halbverfallenen Baſtionen verdienten keine Beachtung. Ging alſo ein Theil der allerdings ſehr guten Umfaſſung der Vorſtädte verloren, ſo blieb dem Marſchall St. Cyr kaum etwas Anderes übrig als ſich auf die Mitte der Stadt zurück zu ziehen, womit er nicht einmal ſäumen durfte.

„Aber dieſe Verhältniſſe ändern ſich zu Gunſten des Vertheidigers, ſobald ein beſonderes Truppencorps unter einem entſchloſſenen Anführer zu Ausfällen bereit ſteht. Rückt der Angreifer, wie Sie gethan haben, gegen alle Theile der Umfaſſung mit gleichmäßig vertheilten Kräften, ſo läuft er Gefahr durchbrochen zu werden, und die einzelnen von ihm irgendwo errungenen Vortheile vermehren nur die Größe der Gefahr. Concentrirt er hingegen ſeine Macht gegen einen Theil der Umfaſſung, ſo wird das Hervorbrechen des zum Ausfalle beſtimmten Reſervecorps weſentlich erleichtert, und es kann ſich daſſelbe in dem Augenblicke gegen die Flanke des Angreifers wenden, wo die Spitzen ſeiner Sturmcolonnen in das hartnäckigſte Lokalgefecht verwickelt ſind. Mit kurzen Worten: eine große befeſtigte Stadt, deren Beſatzung gerade nur zur Lokalvertheidigung hinreicht, kann von dem ſtärkeren Gegner ohne ſehr bedeutende Opfer erſtürmt werden; in dieſer Lage befand ſich Dresden am 25. Auguſt. Eine große befeſtigte Stadt, zu deren Schutz (ohne die Beſatzung) ein beſonderes und verhältnißmäßig ſtarkes Truppencorps bereit ſteht, kann nicht erobert werden ſo lange das letztere von gutem Willen

beſeelt iſt und ſich nur einigermaßen auf ſeinen Vortheil verſteht. In dieſer Lage befand ſich Dresden am 26. Nachmittags.

„Die artilleriſtiſchen Verhältniſſe allein ſind vermögend das, was ich hier geſagt habe, zu modifiziren. Wird die Lokalvertheidigung durch eine ſehr zahlreiche, gut aufgeſtellte und ſchwer zu demontirende Artillerie begünſtigt, dann iſt es möglich daß jeder Sturmangriff vereitelt werden kann. In dieſer günſtigen Lage war Marſchall St. Cyr aber nicht. Iſt dagegen die Ueberlegenheit des Angreifers an Artillerie ſo groß, und ſind die Terrainverhältniſſe dem Gebrauche dieſer Waffe ſo günſtig, daß man faſt durch ſie allein das Hervorbrechen des Reſervecorps verhindern kann, dann iſt zwar die ſchnelle Eroberung des Platzes dadurch noch nicht ausgeſprochen, er kann aber nebſt der darin eingeſchloſſenen Armee in große Verlegenheit gerathen. In dieſem Falle würde ich mich am 26. Auguſt befunden haben, wenn die bereits gegen 200,000 Mann ſtarke böhmiſche Armee von ihren 600 Geſchützen einen den Abſichten und Umſtänden mehr entſprechenden Gebrauch gemacht hätte."

Schwarzenberg. „Ew. Majeſtät erlauben mir dagegen Folgendes zu bemerken. Die Verzögerung des Anmarſches der dritten und vierten Colonne mag vielleicht nicht ganz zu entſchuldigen ſeyn, und iſt wie ſchon geſagt der Grund geweſen weshalb der Angriff auf den 26. Auguſt verſchoben werden mußte. Dieſem Angriffe eine gründliche Recognoscirung der franzöſiſchen Widerſtandsmittel vorausgehen zu laſſen ſchien mir unbedingte Nothwendigkeit. Zu dieſem Zwecke wurden die am Vormittage ſtattgehabten Recognoscirungsgefechte angeordnet, durch welche wir zugleich die franzöſiſchen Truppen bis in die Vorſtädte zurückwerfen wollten, was bis Mittags bewirkt ſeyn konnte. Dann erſt ſollte die Angriffsdispoſition gegen die Stadt ſelbſt feſtgeſtellt werden. Dabei gab es vielerlei Bedenken. Man hatte ſchon Tags zuvor den König von Neapel, und am 26. Mittags Ew. Majeſtät ſelbſt wahrgenommen. Es verbreiteten ſich Gerüchte über den Anmarſch der franzöſiſchen Garden, die Mittags auf der Bautzner Straße geſehen worden waren. Man verhehlte ſich die Gefahren nicht welche ein Eindringen in die Stadt haben könne, man befürchtete Plünderung und andere Unordnungen unter den Truppen. Ein Theil der Generale ſtimmte deshalb für, ein anderer gegen den Angriff. Der erſten Partei ſchloß ſich der Kaiſer von Rußland, der anderen der König von Preußen an. Nach langen Debatten entſchloß man ſich für

Entschlüssen. Was würde man aber von mir gesagt haben, wenn ich die Besorgnisse unseres Verbündeten getheilt und ohne Weiteres den Befehl zum Rückzuge gegeben hätte? Wer einmal so weit gegangen ist, wie wir damals vor Dresden, darf nicht vor der Gefahr zurückschrecken noch einige Schritte weiter zu gehen. Das ist der Grund, weshalb ich die Absendung des Gegenbefehls so lange verzögerte, bis er thatsächlich wirkungslos wurde. Eure Majestät konnten übrigens ebenso gut wie General Moreau von einer Kanonenkugel getroffen werden und dann ...."

Napoleon (über diese Bemerkung etwas betroffen). „Nun freilich dann — wäre Vieles anders gekommen. Die zaghafte Verwendung Ihrer Artillerie wird aber dadurch noch nicht entschuldigt."

Schwarzenberg. „Unsere Artillerie ist niemals zaghaft sobald sie die Entscheidung herbeizuführen befehligt wird. Diese Aufgabe hatte ich ihr aber nicht zugetheilt. Die Unsicherheit des Erfolgs unseres allgemeinen Angriffs am Nachmittage machte es nothwendig, die Artillerie in einer Stellung zu lassen, wo sie den Rückzug der weichenden Truppenkörper durch ihr Feuer decken könnte. Dadurch verminderte sich die Gefahr für das Ganze. Wie hätte ich überhaupt ein weiteres Vorgehen meiner Batterien auf dem durchnäßten Boden motiviren wollen, nachdem im hohen Rathe der Monarchen beschlossen worden war, daß der Hauptangriff unterbleiben sollte?"

Blücher sah bei diesem lebhaften Zwiegespräch bald Napoleon bald Schwarzenberg an, ohne ein Wort fallen zu lassen, benutzte aber die jetzt eintretende Pause und richtete an den Kaiser die Bitte eine kurze Beschreibung seines berühmten Gegenangriffs zu geben.

„Ich kam" erzählte Napoleon „nach einigen starken Märschen den 25. August in Stolpen an, erfuhr hier die Hiobspost von Groß-Beeren, wo Oudinot den 23. sich hatte schlagen lassen, und war jetzt mehr als je von der Nothwendigkeit entscheidender Schritte überzeugt. Die mir folgenden oder hierher dirigirten Truppen beliefen sich, mit Einschluß des Corps von St. Cyr und Vandamme, auf ungefähr 130,000 Mann. St. Cyr meldete mir was sich inzwischen vor Dresden zugetragen hatte und noch zu erwarten stehe, worauf ich beschloß mit meiner Armee bei Königstein über die Elbe zu gehen, auf dem Plateau zwischen dieser Bergfeste und Pirna mich festzusetzen, und von hier aus gegen Flanke und Rücken der großen böhmischen Armee zu operiren. Um aber

dem Feinde glauben zu machen daß dieß nur eine Demonſtration ſey und meine Hauptmacht gegen Dresden rücke, ſollten die Cavalleriecorps (ungefähr 25,000 Reiter) mit ihren Batterien am rechten Elbufer bei Dresden eine augenfällige Stellung nehmen, um die Vermuthung zu begründen daß ſie beſtimmt wären den Anmarſch meiner Infanterie zu verbergen. Dieſe Cavallerie würde ſich bei dem Rückmarſche der Verbündeten ſehr nützlich gemacht, und bei Pirna oder ſonſt wo wieder zu mir geſtoßen ſeyn. Ich hatte dabei vorausgeſetzt, daß Dresden mehrere Tage ſeinen eigenen Vertheidigungskräften überlaſſen bleiben könne. St. Cyrs wiederholte Berichte drückten jedoch ſo große Beſorgniſſe aus, daß ich Gourgaud nach Dresden ſchickte, um ſich mit dem Herzoge von Baſſano und dem General Gersdorff in Rapport zu ſetzen.[1] Gourgaud kehrte am Abend mit der Meldung zurück: daß Dresden wahrſcheinlich verloren ſey wenn ich nicht ſchon am andern Mittag mit Macht zu Hilfe käme. Eine nach Mitternacht von St. Cyr eingehende Depeſche vermehrte meine Beſorgniſſe. Jetzt mußte ich meinen Operationsplan ändern. Die Diverſion gegen die böhmiſchen Engpäſſe war zu wichtig als daß ich ſie ganz hätte aufgeben können. Ich übertrug ſie nunmehr dem General Vandamme und ſtellte 38,000 Mann unter ſeinen Befehl. Er marſchirte den 26. mit Anbruch des Tages ab, begann mit den im Lager am Liliengſtein ſtehenden Truppen den Elbübergang früh 4 Uhr, ſtieß Vormittags auf das ruſſiſche Corps des Prinzen Würtemberg und hatte am Nachmittage ein heftiges Gefecht bei Struppen zu beſtehen. (Vandamme's Hauptmacht überſchritt die Elbe erſt am 27. Auguſt früh.) Alle übrigen Truppen brachen früh 4 Uhr nach Dresden auf. Ich eilte voraus, recognoscirte die Stellung meiner Gegner, deren beide Flügel die Stadt zu umklammern ſuchten, und war eben nicht wenig erfreut zu ſehen daß die Artillerie der Mitte noch auf den Bergen ſtand, und die feindliche Infanterie ſich in partiellen Angriffen erſchöpfte. — Mein Entſchluß war bald gefaßt. Ich ſendete meinen von Stolpen kommenden Truppen Befehl entgegen ihren Anmarſch zu beſchleunigen, damit mir nicht jeder Ausgang verſperrt werde. Jede verlorene Stunde konnte meine Lage verſchlimmern ſobald der Feind, dem mein Anmarſch nicht länger verborgen

[1] Generallieutenant von Gersdorff war Chef des Generalſtabes aller ſächſiſchen Truppen, und wurde ſeiner großen Umſicht wegen von Napoleon ſehr hoch geachtet.
Der Herausgeber.

bleiben konnte, die Zeit zu benutzen verſtand. Der Mittag war bereits vorüber. Meine Colonnen defilirten über die [illegible]. Ich begab mich ſelbſt dahin, ermunterte die Truppen welche mich [illegible] begrüßten zur Ausdauer, wies jeder Diviſion gleich von hier aus die kürzeſten Wege zu dem bezeichneten Aufſtellungspunkte an, dirigirte den größten Theil der Cavallerie nach Friedrichſtadt und auf die dortige Ebene (das Oſtragehege), ſtellte ſie unter Befehl des Königs von Neapel, dem auch eine Infanteriediviſion zugetheilt wurde, und gab den Generalen die nöthigen Inſtructionen.

„Rings um die Stadt (Altſtadt) hatte es bis jetzt eine Menge zum Theil ſehr hartnäckiger Partialgefechte gegeben, die hier oder dort eine ſtundenlange Unterbrechung erlitten. Ich glaubte nicht daß meine Gegner des Nachmittags noch einen allgemeinen Angriff unternehmen würden, weil ſelbſt im glücklichſten Falle die Nacht die eingedrungenen Sieger überraſchen mußte, was man ſtets ſorgfältig zu vermeiden ſucht, indem man dann die Leitung der Truppen gerade im ſchwierigſten Momente aus der Hand giebt, und dem Zufall Alles anheimgeſtellt bleibt. Ich war deshalb nicht wenig überraſcht, als mit dem vierten Glockenſchlage die Maſſen auf allen Punkten gegen Dresden anrückten. Unſerer Schätzung nach waren es wenigſtens 150,000 Mann, wovon aber etwa nur die Hälfte zu wirklichen Angriffen verwendet worden zu ſeyn ſcheint. Dieſen Streitkräften hatte ich für den Augenblick höchſtens 60,000 Mann durch Eilmärſche erſchöpfter Truppen entgegen zu ſtellen, und das durch die vorangegangenen Gefechte bereits ſehr zuſammen geſchmolzene Corps des Marſchalls St. Cyr, welches nur noch 15,000 Mann unter den Waffen zählte. Das war indeß genug, den Feind jeden weiteren Fortſchritt theuer bezahlen zu laſſen und ich ſah dem Ausgange dieſes beginnenden Kampfes mit Ruhe entgegen. In der erſten Gefechtsſtunde mußten unſere Truppen auf manchem wichtigen Punkte der Uebermacht weichen. Auf unſerem linken Flügel gingen mehrere vorliegende Gehöfte (Antons und das Lämmchen) auch das letzte Ende des großen Gartens verloren. In der Mitte wurden die Lünetten heftig angegriffen und Nr. III. erſtürmt. Das feindliche Granatfeuer zündete in vielen Häuſern der Vorſtädte. Auf dem rechten Flügel wurde die Friedrichſtadt mit einem Angriffe bedroht.

„Aber bald änderte ſich die Scene. Dieſer umfaſſende Angriff auf allen P[illegible] mich einen Blick in die Karten meiner Gegner thun.

Eine ſolche Zerſplitterung der Kräfte gab mir überwiegende Vortheile, und nun ſetzte ich meine Truppen zum Gegenangriff in Bewegung. Nach wenigen Stunden waren die Ruſſen bis in das Blaſewitzer Gehölz zurückgeworfen, und mußten in der Nacht auch Strieſen räumen. Die Preußen, welche ſich an den Mauern des Prinz Anton'ſchen Gartens die Köpfe blutig geſtoßen hatten, mußten die Hälfte des (königlichen) großen Gartens verlaſſen. Den Oeſterreichern wurde die Lünette III., das für ſo wichtige Feldſchlößchen, das daneben liegende Vorwerk, der Weißeritz-Holzhof und das Dorf Altona entriſſen. Das Feldſchlößchen, von Kugeln wie ein Sieb durchlöchert, ließ ich ſofort der Erde gleich machen damit der Feind, wenn dieſer Punkt zufällig wieder in ſeine Gewalt kommen ſollte, ſich nicht abermals darin feſtſetzen und mich hier am Debouchiren hindern könne. Hätten das meine Ingenieure vorher gethan ſo wäre das freilich beſſer geweſen, denn die Lünette Nr. IV. ſank durch die Nähe jenes Punktes zur Lächerlichkeit herab. Der König von Neapel ließ ſeine Cavallerie, wovon ein Theil anfangs mit gutem Erfolge gegen den feindlichen rechten Flügel verwendet worden war, durch die Stadt zurückgehen und in der großen Ebene bei Friedrichſtadt aufmarſchiren. Vor Einbruch der Nacht hatte ich mir überall Luft gemacht. Ich ſtand im Mittelpunkte des großen Halbkreiſes, den der Feind um mich gezogen hatte. Nach der neuen Centrifugal-Strategie — ſagte der Kaiſer ſich lächelnd gegen mich wendend — wäre ich am nächſten Morgen aus dem Regen unter die Traufe gekommen. Der Regen begann allerdings ſchon um Mitternacht, aber er durchnäßte Freund und Feind in gleicher Weiſe, und ich habe am 27. alle Vortheile des Centripetalſyſtems nach Herzensluſt ausgebeutet."

Napoleon unterbrach hier ſeine Erzählung und ließ ſich auf Neckereien mit dem Fürſten Schwarzenberg ein, die ich hier übergehe da ſie kein neues Licht auf die Ereigniſſe werfen. Blücher ſagte kein Wort dazu, er ſchien ſeinen Collegen weder in Schutz nehmen noch angreifen zu wollen. Ich glaube faſt daß er im Stillen für Napoleon Partei nahm, weil Intelligenz und Energie ſich hier in höchſter Potenz vereinigten, denn er bat den Kaiſer wiederholt die Schlacht am 27. Auguſt zu erzählen. Dieſer ſchien nicht recht geneigt näher darauf einzugehen, weil das Endreſultat (die Kataſtrophe Vandamme's) dem glücklichen Anfange keineswegs entſprochen hat, und der Kaiſer dabei nicht ganz ſchuldlos

gewesen seyn möchte. Er ging deshalb vorläufig auf andere Verhältnisse über und fragte Schwarzenberg: warum er nicht schon in der Nacht vom 26. bis 27. August den Rückzug in die starke Stellung bei Gieshübel und Dippoldiswalde angetreten hätte, was ihm vielleicht den Rückzug nach Böhmen erspart haben würde, da ein glücklicher Ausgang der Schlacht für ihn doch keineswegs zu erwarten gewesen sey.

Schwarzenberg gab hierauf folgendes zur Antwort. „Ew. Majestät können sich keinen Begriff von der schwierigen und höchst unangenehmen Lage des Oberbefehlshabers einer so großen verbündeten Armee machen, zumal wenn die verbündeten Monarchen in Person zugegen sind und ohne ihre Zustimmung kein entscheidender Schritt geschehen kann. Das Letztere möchte noch hingehen, weil sie in diesem Falle auch die Verantwortlichkeit theilen. Aber da die Befehlshaber ihrer eigenen Truppen gewöhnlich noch besondere Instructionen erhalten oder sich von ihren Monarchen erbitten, sobald die vom Oberfeldherrn erhaltenen Befehle ihnen nicht zusagen, sind Unordnungen aller Art gar nicht zu vermeiden, und man weiß niemals genau über wieviel und welche Truppen man jederzeit verfügen könne. In dieser Lage befand ich mich vor Dresden. Die früher besprochene veränderte Marschrichtung unserer Colonnen hatte die Ankunft vieler Truppentheile sehr verspätigt, so daß ich am 26. wirklich nicht mehr als 180,000 Mann mit 350 Geschützen zu meiner Verfügung hatte. Was Ew. Majestät an Truppen zur Hand hatte wurde von uns auf 120,000 Mann geschätzt. Dieser Macht zu widerstehen durften wir uns schon Hoffnung machen, da die russischen und preußischen Garden, das Klenau'sche Corps und die Reserveartillerie noch zurück waren, deren Ankunft unsere Streitkräfte auf 225,000 Mann mit 690 Geschützen gebracht haben würde. Aber Sire, die Bedrohung unserer kürzesten und besten Rückzugslinie nach Böhmen durch den General Vandamme, dessen Anmarsch mir den 27. früh 2 Uhr gemeldet wurde, erregte doch ernste Besorgnisse die sich auch in anderer Weise kundgaben. Wir hatten noch keine bestimmten Nachrichten über den Sieg des Kronprinzen von Schweden bei Groß-Beeren, und Blüchers Sieg an der Katzbach mit seinen großartigen Resultaten, die sich erst in den folgenden fünf Tagen zeigten, konnte uns begreiflich noch viel weniger bekannt seyn. Wir mußten sogar befürchten daß Blücher genöthigt worden bis Schweidnitz zurückzugehen, denn wie anders erklärte sich Ew. Majestät

urplötzliches Erſcheinen vor Dresden als durch einen vorangegangenen Sieg in Schleſien?"

Blücher konnte jetzt nicht länger mehr an ſich halten und brach los: „Welche unzeitige Bedenklichkeiten Herr Bruder, wenn man an der Spitze von 200,000 Mann ſteht! War es ſchon ein Unſinn mir die Aufgabe zu ſtellen, mit meiner Armee wie ein Parteigänger zu operiren, was eben ſo lächerlich iſt als wenn man mit einem ſechsſpännigen Frachtwagen eine Karouſſelfahrt anſtellen wollte; ſo würde es ein noch größerer Unſinn geweſen ſeyn, mit einer Armee wie die Ihrige manövriren zu wollen, um bald dieſe bald jene Seite des Feindes zu bedrohen. Was kümmerte Sie Schleſien und die Mark Brandenburg? Die Hauptarmee mußte den Ausſchlag geben, deshalb hatte man ſie ſo ſtark gemacht, deshalb befanden ſich ein Kaiſer und ein König dabei! Ich will Ihnen die früheren Verſäumniſſe nicht ſchuldgeben Schwarzenberg, aber daß außer meinem gnädigſten Könige Niemand auf eine ernſte blutige Entſcheidung vor Dresden gedrungen hat, und daß ohne deſſen edlen Unwillen die ganze Geſellſchaft wieder in das Ei geſchlüpft wäre (Böhmen) aus dem ſie kurz zuvor gekrochen, das iſt doch ganz unverantwortlich! Da nun der Angriff auf Dresden am 26. Nachmittags und die Schlacht am 27. Vormittags eigentlich nur aus Gefälligkeit gegen den König von Preußen, vielleicht auch aus einer Art von Schaam, aber keineswegs aus dem inneren Drange nach einer großen Entſcheidung geſchehen iſt, darf man ſich auch über den miſerablen Ausgang nicht wundern.

„Ob es ein großes Glück geweſen wäre wenn Sie Dresden am 26. Vormittags erſtürmt hätten, wage ich nicht zu behaupten und bezweifle es ſogar, denn der Kaiſer Napoleon würde in dieſem Falle ſeiner urſprünglichen Idee treu geblieben und bei Pirna über die Elbe gegangen ſeyn, und man weiß ſchon was das für Folgen gehabt haben würde (Napoleon nickte bei dieſen Worten beifällig). Aber die Schlacht am 27. mußten Sie gewinnen. Ich begreife gar nicht wie Sie daran zweifeln und ſchon denſelben Mittag Anordnungen zum Rückmarſche treffen konnten, während Klenau noch im Marſche von Freiberg gegen Dresden war. Daß der Kaiſer Napoleon vor Allem darnach trachten würde die Straße nach Pirna zu gewinnen, um mit Vandamme in direkte Verbindung zu kommen, lag ganz in den Verhältniſſen. Die Straße nach Freiberg hingegen

und das ganze Terrain jenseits der Weißeritz und dem Plauen'schen Grunde konnten Sie frei geben. Klenau, der so viel ich weiß schon am 25. Abends in Freiberg eingetroffen ist, war anzuweisen einer Umgehung Ihrer linken Flanke entgegen zu wirken. Am 27. August regnete es ohne Unterbrechung. Auf das Infanteriefeuer war nicht viel mehr zu zählen. Der Boden war aufgeweicht. Das giebt der Cavallerie und Artillerie eine größere Entscheidungsfähigkeit. Sie hatten bei Ihrer Armee über 40,000 Mann auserlesener Cavallerie. Die feindliche war bedeutend schwächer und, obschon sehr brav, durch den Gewaltmarsch fast zu Grunde gerichtet. Schwarzenberg, haben Sie damals nicht an das glänzende Gefecht bei Chateau-Cambresis (1794) gedacht, wo Sie an der Spitze des Kürassierregiments Zezschwitz, von einigen englischen Schwadronen unterstützt, beinahe 20,000 Mann mit großem Verluste geschlagen und sich das Theresienkreuz errungen haben? Und Sie konnten geschehen lassen, daß die schwächere und erschöpfte Cavallerie Ihres Gegners nach Pirna so viel Terrain gewann und diese Straße ganz frei machte? Sie konnten geschehen lassen, daß der König von Neapel Ihre zu beiden Seiten der Freiberger Straße stehenden Infanteriedivisionen aus einander sprengte und 13,000 Gefangene fortführte?"

Schwarzenberg wollte Einiges darauf erwiedern, wurde aber von Napoleon bedeutet daß Blücher vollkommen Recht habe. Doch setzte der Kaiser hinzu daß er deshalb noch nicht am Siege verzweifelt haben würde, obschon er nur 100,000 Mann außerhalb Dresden habe verwenden können, doch hätte der Regen unterbleiben müssen. Diese Hoffnung gründete sich vornehmlich auf die größere Kampfgeschicklichkeit seiner gut geführten Infanteriedivisionen, und auf das wirksame Ineinandergreifen aller Waffengattungen. „Die Schlacht bei Dresden" sagte Napoleon „ist meine erste und letzte, in welcher ich einen der Zahl nach stärkeren Gegner auf beiden Flügeln zu umgehen suchte, während meine Mitte sich auf eine Kanonade beschränkte. Ein solches Verfahren ist zwar von Grund aus fehlerhaft, wurde aber hier durch die Verhältnisse vorgeschrieben und durch die Unentschlossenheit meiner Gegner erleichtert. Indem ich den Verbündeten die besten Rückzugsstraßen entriß, drängte ich sie auf schlechte Gebirgswege zusammen, was ihnen unermeßliche Verluste an Geschützen und Wagen zuziehen mußte, wenn Vandamme rechtzeitig einschritt."

In Bezug auf Letzteren gestand Napoleon daß es mit dessen Unglück eine ganz eigenthümliche Bewandniß habe und ihm dasselbe nicht allein zuzuschreiben sey, ohne sich jedoch in weitere Erörterungen einzulassen. Aus den eingehenden Meldungen scheint aber der Kaiser geschlossen zu haben, daß die feindlichen Hauptcolonnen den Rückzug über Marienberg und Altenberg nehmen würden, weshalb er die Verfolgung mit dem Ganzen bis Böhmen nicht angemessen fand, und Vandamme's Corps für hinreichend hielt die letzten Früchte des Siegs zu erndten. Vandamme war aber in der Meinung gewesen, daß Napoleon ihm mit den Garden auf dem Fuße folge und hatte deshalb weit mehr gewagt als er durfte. Es scheint übrigens daß die ungeheure Anstrengung in den letzten acht Tagen in Napoleons Umgebung nach dem Siege bei Dresden eine Abspannung erzeugt hat, die auf die Correspondenz mit den Unterfeldherren nachtheilig gewirkt haben mag, denn Vandamme ist von jener veränderten Disposition nicht in Kenntniß gesetzt worden, und das Uebelbefinden des Kaisers am 28. Nachmittags ist auch nicht geeignet gewesen, den Versäumnissen seiner Gehilfen vorzubeugen. — Die Wendung, welche das Gespräch genommen hatte, schien Napoleon nicht zu behagen. Wie damals in Dresden bei der Meldung des vom eigenen und feindlichen Blute noch triefenden Generals Corbineau von der Niederlage Vandamme's (dessen Cavallerie er befehligt und sich mit ihr durchgeschlagen hatte) recitirte Napoleon folgende Verse:

J'ai servi, vaincu quarante années;
Du monde entre mes mains j'ai vu les destinées;
Et j'ai toujours connu qu'en chaque évenement
Le destin des états dépendait d'un moment.

Er klopfte hierauf Schwarzenberg lächelnd auf die Schulter, indem er zu ihm sagte: „Ohne die Preußen und Russen wäre es den Oesterreichern damals herzlich schlecht ergangen"; schüttelte dem alten Blücher kräftig die Hand und entließ die kleine Gesellschaft.

Um zu verhindern daß Schwarzenberg und Blücher sich unangenehme Dinge sagen möchten, was nach der Expectoration des Letzteren zu erwarten stand, lenkte ich das Gespräch auf Moreau und Jomini, über deren Einfluß auf die Ereignisse so viel gesprochen worden ist. Schwarzenberg behauptete, daß Moreau den Verbündeten im Grunde mehr geschadet als genützt habe. „Kaiser Alexander" sagte er „betrachtete ihn als

eine Art Kriegsorakel. Moreau war aber zu sehr Franzose um nicht lebhaft wünschen zu müssen, lieber in den Reihen unserer Gegner zu stehen als der Gegenpartei zu dienen. Er liebte Napoleon nicht, von dem er sich persönlich gehaßt glaubte, ließ aber seinem eminenten Feldherrntalent volle Gerechtigkeit widerfahren. Das war Ursache daß er einen unglücklichen Ausgang befürchtete und den Kaiser Alexander in seinen Entschlüssen wankend machte. Jomini hielt sich als geborner Schweizer vollkommen berechtigt in unseren Reihen zu kämpfen. Er war von Berthier verleumdet und ungerecht behandelt worden, selbst sein Chef der Marschall Ney konnte ihn bei Napoleon nicht wieder in Gunst bringen, weshalb Jomini zu den Russen überging ohne jedoch den Verräther zu machen. Auch dieser General versprach sich von unserer Unternehmung wenig Gutes und war der Meinung, daß man am 26. den Rückzug antreten und die weiteren Schritte Napoleons abwarten solle. Die Verhältnisse des Letzteren nöthigten ihn eine große Entscheidung zu suchen. Er würde uns also haben angreifen müssen, und da war es natürlich besser diesen Angriff näher an Böhmens Grenze abzuwarten. Der König von Preußen dachte anders. Da es aber sehr ungewiß war ob er mit seiner Meinung durchdringen werde, hielt ich es für rathsam den Anmarsch der vierten Colonne und das Nachrücken der Parks nicht sehr zu beschleunigen, weil eine ausweichende Bewegung durch deren Nähe noch mehr erschwert worden wäre. Der Regen und die schlechten Gebirgswege thaten das Uebrige. Hätten wir am 28. den Kampf fortsetzen müssen, so würde es unserer Artillerie an Munition gefehlt haben. Damals und später habe ich die Ueberzeugung erlangt, daß Armeen von solcher Stärke nach anderen Grundsätzen gehandhabt werden müssen, als eine Armee von 50—60,000 Mann. Meine Aufgabe als Oberbefehlshaber bestand meist nur darin, zwischen den entgegengesetztesten Ansichten den Vermittler zu spielen, statt daß ich selbst hätte den Ton angeben sollen."

Blücher erzählte nun seinem ehemaligen Feldherrn-Collegen mit welchen Schwierigkeiten er in Schlesien zu kämpfen gehabt habe, setzte aber doch hinzu daß Schwarzenberg seine Stellung als Oberbefehlshaber etwas mehr hätte geltend machen sollen. „Sie konnten" sagte er „die Herren nach Lust und Belieben schwatzen lassen, aber Gehorsam mußten Sie fordern oder lieber das Feldherrnamt niederlegen. Wenn Moreau

und Andere Bedenklichkeiten äußerten, ſo mußten Sie den beiden Monarchen die hohe Wichtigkeit des Zwecks vor die Augen führen, und ihnen begreiflich machen daß man ſich vor ganz Europa blamire, wenn man mit einer ſo großen Armee im Rücken des Feindes die Offenſive ergreife, ſich der Ueberlegenheit bewußt ſey, und gleichwohl ſo behutſam wie eine Schleichpatrouille verfahre. Im Feldzuge 1814 habe ich den Kaiſer Alexander von mancher unzeitlichen Bedenklichkeit abgebracht, und daß unſer gnädigſter König keiner kühnen Unternehmung entgegen geweſen ſeyn würde, haben Sie ſelbſt zu verſtehen gegeben."

„Laſſen Sie es gut ſeyn", fiel Marſchall Saint-Cyr dem immer eifriger werdenden Fürſten in's Wort, „hat doch Napoleon ſelbſt einen noch größeren Fehler begangen, daß er den Verbündeten nicht wenigſtens mit meinem und Marmont's Corps auf dem Fuße folgte, während Mürat die Verfolgung auf der Freiberger Straße fortſetzte. Die Garden konnten unbeſchadet bis auf weiteren Befehl bei Pirna ſtehen bleiben. In den Engpäſſen hätten wir Truppen genug gehabt, und eine kräftige Verfolgung durch 80,000 Mann (incluſive Vandamme) wäre hinreichend geweſen unſeren Sieg zu vervollſtändigen. Nach meiner Anſicht hat Napoleon die Verfolgung mit der Hauptmacht aus ganz anderen Gründen als den angegebenen unterlaſſen. Am 28. Auguſt früh glaubte er noch nicht mit Zuverſicht an den Rückzug der feindlichen Armee, ſondern erwartete eine Wiederaufnahme des Gefechts. Vandamme hatte am Abend zuvor gemeldet daß er auf ſtärkeren Widerſtand geſtoßen ſey und erſt heute bis Gieshübel vorzudringen hoffe. Der Rückzug der Ruſſen und Preußen ging in ſehr guter Ordnung vor ſich; man ſahe es dieſen Truppen an, daß ſie nur auf Befehl zurückgingen. Jede Poſition wurde von ihnen zu neuem Widerſtande benutzt; ſie überließen uns wenig Geſchütze (meiſt zerſchoſſene) auch wenig Gefangene (meiſt erſchöpfte). Wir hatten von Abſchnitt zu Abſchnitt Gefechte zu beſtehen und kamen nicht ſchnell vorwärts. Das machte den Kaiſer etwas bedenklich obſchon der König von Neapel, der außer dem Cavalleriecorps Latour Moubourg's das Infanteriecorps des Marſchalls Victor unter ſeinen Befehlen hatte, melden ließ daß der Feind vor ihm in großer Unordnung weiche, daß die Infanterie zum Theil Waffen und Gepäck von ſich werfe. Marmont war auf Dippoldiswalde, ich auf Dohna, Ney und Mortier mit den Garden auf Pirna dirigirt worden. Nach der erſten Beſtimmung ſollte ich von Dohna auf

Giesshübel marschiren, mich mit Vandamme vereinigen und dann nach Peterswalde vertheilen. Der hartnäckige Widerstand der Russen und Preußen veranlaßte aber den Kaiser mich von Dohna nach Maxen zu senden, weil ihm die Lücke zwischen mir und Marmont zu groß schien. Das war der erste Fehler. In der Nacht ging nun auch die Meldung von Macdonald's verlorner Schlacht an der Katzbach ein, und die Verfolgung wurde jetzt noch matter. Vandamme, durch pomphafte Siegesberichte und neue Befehle vorwärts getrieben, drängte den General Ostermann und Prinzen Eugen von Würtemberg auf der Teplitzer Straße zurück und kam den 29. bis Kulm, ich nur bis Reinhardsgrimma, Marmont bis Falkenhayn, Murat bis Lichtenberg: die Garden blieben bei Pirna und kehrten sogar theilweise nach Dresden zurück. Am 30. rückten wir nur eine Meile weiter vor, am 31. ebenfalls nicht weiter.[1] Die Garden blieben aber immer noch unthätig, und Vandamme stand bei Kulm ganz isolirt. Das war der zweite und dritte Fehler, woraus das ganze Unheil entsprang, denn Vandamme hätte sich unter solchen Umständen am 30. auf Tetschen zurückziehen sollen, weil bei dem Nachlassen unserer Verfolgung vorauszusetzen war, daß der Feind vom ersten Schrecken sich erholen und über ihn herfallen werde. Kleist's unerwarteter Rückenangriff hätte dann nicht Statt finden können, und sein Marsch auf der Teplitzer Straße konnte ihn leicht selbst in eine gefährliche Lage bringen. Ohne Vandamme's Unfall standen unsere Sachen gut, und wäre der Kaiser mit ganzer Macht in Böhmen eingedrungen, so würden die Scharten bei Groß-Beeren und an der Katzbach leicht auszuwetzen gewesen seyn."

Blücher und Schwarzenberg sahen sich bei diesen Worten fragend an, und schienen über die Richtigkeit dieser Behauptung sehr verschiedener Meinung zu seyn. Napoleon dürfte aber nicht Unrecht gehabt haben indem er sagte: „die Schlacht an der Katzbach habe auch die Niederlage bei Kulm herbeigeführt," obschon er dieselbe hätte vermeiden können, wenn er überhaupt im Stande gewesen wäre die Verhältnisse beider Parteien so zu durchschauen wie uns das jetzt möglich geworden ist. Vandamme mag sich aber wenig darum bekümmert haben, wie nahe die ihm versprochene

[1] Saint-Cyr marschirte den 31. von Dittersdorf bis Liebenau, Marmont von Altenberg bis Zinnwald, der König von Neapel von Zethau bis Sedda.

Der Herausgeber.

Unterſtützung ſey, und dieſe Sorge lag ihm doch jedenfalls ob, denn es hing davon ſein ganzes Verfahren ab. Man muß nicht Alles vom Oberfeldherrn erwarten.

Mein Brief hat bereits eine ſolche Länge daß ich an den Schluß denken muß. Daß Napoleon geneigt ſeyn ſollte über dieſen Unglücksfeldzug ſich weiter auszuſprechen bezweifle ich ſehr, und unſere beiden Heeresfürſten ſind zu entgegengeſetzter Meinung als daß ſie ſich zu einer Beſprechung darüber verſtehen dürften. Lieb war es mir aber wenigſtens dieſe Periode beleuchtet zu ſehen, das giebt einen guten Maßſtab zum Vergleiche mit den Operationen zwiſchen König Friedrich und Feldmarſchall Daun in den Jahren 1758 bis 1760, wo ähnliche Verhältniſſe ſtattfanden. Vielleicht kann ich Dir ſchon im nächſten Briefe ein Mehreres darüber mittheilen.

Achtundſechzigſter Brief.

Olymp, den 25. April 1844.

„Punktum und Streuſand darüber!“ ſagte Beerenhorſt lachend zu mir als er mich heute früh an meinem Arbeitstiſche überraſchte. „In Berlin haben die Leutchen bereits genug zu leſen, und Ihre Depeſche geht doch wieder den geheimnißvollen Weg durch die bekannte Hinterthüre an dem Brandenburger Thore. Aber laſſen Sie doch ſehen an wen die heutige Epiſtel gerichtet iſt.“ — Und nun blätterte der gute Freund in meinen Papieren herum, ohne erſt meine Erlaubniß dazu abzuwarten. — „Alſo vertrauliche Mittheilungen an General **** über die Reſultate der militäriſchen Conferenzen in den olympiſchen Zirkeln? Nun der wird ſich auch nicht ſonderlich ergötzen wenn er dieſe Pröbchen von unſerer Wahrheitsliebe ſieht! — Aber, fuhr Beerenhorſt fort, es iſt doch ein merkwürdiger Charakterzug mancher Menſchen, daß ſie ſich ſo viel Mühe geben die Wahrheit zu verhehlen, während ſie bei jeder Gelegenheit verlangen daß man die Wahrheit zu erforſchen ſuchen müſſe. Dem Kinde wird vorgepredigt daß der Lügner dem Diebe gleich zu achten ſey; der Knabe wird für jede Unwahrheit gezüchtigt; der Jüngling entehrt

ſich in den Augen ſeiner Altersgenoſſen durch willkürliche Entſtellung der Wahrheit. Der Mann als Philoſoph oder Geſchichtſchreiber ſoll der Göttin Wahrheit vor allen anderen huldigen. Das Streben nach Wahrheit iſt die erſte und unerläßlichſte Bedingung der menſchlichen, ſocialen und ſtaatlichen Fortbildung. Wie ſteht es aber damit im praktiſchen Leben? Aengſtliche Rückſichten und Liebedienereien feſſeln Zungen und Federn. Man will ſich Anderen durch Aufdeckung ihrer Fehler nicht unangenehm machen; man verſchweigt was deren Wiederholung verhindern könnte; beſtätigt durch dieſes Schweigen die dreiſten unwahren Behauptungen Anderer, und wird dadurch mittelbar ſelbſt zum Verleumder, zum Lügner. Ich gebe Ihnen zu daß man nicht Jedem Alles ſagen darf was wahr iſt. Aber eine Wahrheit ſollte doch vom conventionellen Zolle befreit ſeyn, ich meine die hiſtoriſche Wahrheit."

Ich. „Im Allgemeinen bin ich ganz mit Ihnen einverſtanden, obſchon es mit der hiſtoriſchen Wahrheit in Bezug auf Politik und Kriegführung eine eigenthümliche Bewandniß hat. Es liegt im Intereſſe jedes größeren Staates das Endziel ſeiner politiſchen Beſtrebungen nach Außen zu verſchleiern, weil es ſonſt wahrſcheinlich niemals erreicht werden würde. Aus gleichem Grunde iſt es nothwendig den Gegner über den wahren Zweck kriegeriſcher Rüſtungen und Unternehmungen ſo lange als möglich in Zweifel zu laſſen. Zur Erreichung großer Zwecke und entfernter Ziele iſt aber ein Zeitraum nöthig der ſich leicht über mehrere Jahrzehnte erſtrecken kann. Es würde daher ſehr unklug ſeyn den Gegner in die Karte blicken zu laſſen."

Beerenhorſt. „Ganz richtig mein Freund. Daraus folgt aber noch nicht die Nothwendigkeit, die bereits vollendeten Thatſachen abſichtlich unter falſchen Geſichtspunkten darzuſtellen und die Geſchichte dadurch gleichſam zu verfälſchen; das ſtreitet gegen die ſittliche Wahrheit und wird zum hauptſächlichſten Hinderniß einer ehrlichen Politik."

Ich. „Sie werden mir gewiß nicht zutrauen Beerenhorſt, daß ich bei öffentlichen Kundgebungen eine Entſtellung der Wahrheit billige. Aber auch die Offenherzigkeit hat ihre Grenze, ſelbſt in ſehr einfachen Verhältniſſen des gewöhnlichen Lebens. Wollen Sie einem durch Zufall und eigenes Verſchulden herabgekommenen Handwerker wirkſam unter die Arme greifen, ſo würde es ſchwerlich zum Ziele führen wenn Sie ihm ganz einfach ſeine Fehler vorhalten, und die Mittel an die Hand geben

wollten die Folgen derſelben zu verbeſſern. Die Belehrungen und Ermahnungen würden dem Manne nur ganz gelegentlich ertheilt werden dürfen, und die Unterſtützungen, welche Sie ihm zufließen laſſen wollen, dürfen ſich als ſolche gar nicht kund geben, ſie müſſen in ſeinen Augen als die natürliche Folge eigener größerer Thätigkeit und Umſicht, als wirkliche Früchte einer geregelten Lebensweiſe erſcheinen. Bevor Sie aber dieſes beſcheidene Ziel Ihrer rationellen Wohlthätigkeit erreicht haben, werden Sie häufig in die Lage kommen dem Manne gegenüber anders zu ſprechen als Sie denken. Handelt es ſich jedoch um die Erreichung ſtaatlicher Zwecke, dann läßt ſich bei Beurtheilung der einzelnen Schritte der Maßſtab bürgerlicher Moral noch weniger anlegen. Die Grundſätze der Moral ſind zunächſt zum Schutze des Individuums in der Geſellſchaft aufgeſtellt worden, damit der Schwächere vom Stärkeren nicht bedrückt werde in Fällen, wo die Geſetzgebung nicht einwirken kann ohne eine allzu läſtige Bevormundung der Geſellſchaft zu üben. Bei den Beſtrebungen ganzer Staaten und Völker tritt daher das Staats- und Völkerrecht an die Stelle der Moral, und es iſt ein anderer Maßſtab erforderlich um beurtheilen zu können wer ſich im Rechte oder im Unrechte befindet. Da nun die Selbſterhaltung als oberſter Staatszweck angeſehen werden muß, die Mittel dazu aber eine Ausgleichung zwiſchen dem Bedürfniß und ſeiner Befriedigung, alſo dem Vorhandenen und dem Fehlenden nöthig machen, dieſe Ausgleichung mit Nachbarſtaaten ſich jedoch nicht immer auf dem Wege gütlicher Vergleiche erzielen läßt, wird ſchon dadurch der Keim zu Kriegen gelegt und wir betreten unvermerkt das Gebiet der Thatſachen. Als vollendete Thatſache iſt aber wohl nur diejenige zu betrachten, welche uns dem Hauptziele bereits ſo nahe geführt hat daß deſſen vollſtändige Erreichung nicht mehr zweifelhaft bleibt."

Beerenhorſt. „Die Unvermeidlichkeit der Kriege iſt ſelbſtredend. Hätten die Apoſtel des ewigen Friedens einen Begriff von den verſchiedenartigen Wirkungen des Krieges, den ſie immer nur von den Schattenſeiten betrachten, ſie würden längſt eingeſehen haben daß gerade die maſſenhafte Berührung der Völker, wie ſie nur durch den Krieg herbeigeführt wird, das vervollſtändigen muß was durch den bloßen Handelsverkehr niemals erreicht werden kann. Aber ich muß dennoch auf meiner Anſicht beharren, daß bei Darſtellung der Kriegsereigniſſe die Wahrheit nicht gefälſcht zu werden braucht."

Ich. „Soll ich Sie daran erinnern, daß die Politik die Mutter des Krieges ist; daß also, wenn der politische Zweck geheim gehalten werden muß, die einzelnen kriegerischen Zwecke ebenfalls nicht offen dargelegt werden dürfen? — Haben Sie nicht während Ihrer Dienstleistung als Adjutant des Prinzen Heinrich wiederholt Gelegenheit gehabt den hohen Werth der öffentlichen Meinung kennen zu lernen? Muß nicht jeder Feldherr, ganz besonders aber der Kriegsherr, darnach trachten daß der urtheilslosen Masse eine Anschauungsweise beigebracht werde, die seine Bestrebungen im besten Lichte erscheinen läßt? Friedrich II. hat uns kürzlich selbst offenbart, wodurch seine Eroberungsgelüste bezähmt worden sind. Er wollte in den Augen der Welt als ein mit Unrecht Angegriffener erscheinen, und sich dadurch den ihm vielseitig direkt und indirekt geleisteten Beistand sichern, ohne welchen er unfehlbar zu Grunde gegangen seyn würde. Das beschränkte Ziel seiner politischen Bestrebungen machte es daher zulässig sie offen zu verkünden. Gleichwohl wissen Sie so gut wie ich welche Winkelzüge der König angewendet hat, um seine einzelnen Gegner irre zu führen und ihr vernichtendes Zusammenwirken zu vereiteln. Die historische Wahrheit würde ihm dabei schlechte Dienste geleistet haben. Die zehnjährige Pause zwischen dem zweiten und dritten schlesischen Kriege war ein viel zu kurzer Zeitraum, als daß es klug gewesen wäre alle geheime Motive zu enthüllen, die den König in den ersten zehn Jahren seiner Regierung geleitet haben.

„Aber lassen Sie uns einmal die Bestrebungen Rußlands die Musterung passiren, so weit sie bis jetzt (1844) nach den vollendeten Thatsachen beurtheilt werden können; wir werden daraus viel besser ersehen welche Mittel angewendet worden sind um die Hindernisse zu beseitigen, die den russischen Herrschergelüsten von Seiten der deutschen Mächte in den Weg gelegt werden konnten.

„Zunächst muß ich es als ein großes Uebel betrachten, daß die inneren Spaltungen Deutschlands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts russische Heere in unsere Mitte geführt haben; denn ohne [illegible] der Russen im dritten schlesischen Kriege würde derselbe nach allen Wahrscheinlichkeitsberechnungen mit dem für Preußen so glänzenden Feldzuge 1757 beendigt worden seyn. Oesterreich ließ sich aber durch den russischen Beistand, der ungleich wirksamer als der französische war, zur Fortsetzung eines Krieges verleiten, welcher zwischen Preußen

und Oesterreich einen fast unheilbaren Bruch verursachte, dessen schlimme Folgen sich in den Kämpfen gegen das revolutionäre Frankreich zeigten. Bis zur Schlacht bei Eilau (1807) haben wir Deutschen in den Kämpfen gegen die Franzosen dem russischen Beistande im Grunde nur Unheil zu verdanken gehabt, wovon ich jedoch den Feldzug 1799 in Italien ausnehmen will. Rußlands Heere kamen stets zu spät und zu schwach auf den Kriegsschauplatz, seine Feldherren waren gleichwohl im hohen Grade eigenwillig und anmaßend, was den Einklang der Operationen nicht wenig erschwerte. Oesterreich empfand die Folgen dieser lauen Unterstützung in dem Unglücksjahre 1805, Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Hätte Rußland keine Hilfe versprochen und an dem Kriege sich nicht betheiligt, dann würden Oesterreich und Preußen sich jedenfalls anders eingerichtet und besser vorgesehen, wahrscheinlich auch im Einverständnisse gehandelt haben. Ein versprochener nach Zeit und Kräften aber nicht genügend geleisteter Beistand, ist in seinen Wirkungen nachtheiliger als ein verweigerter.

„Dennoch glaubte man sich gegen Rußland zum Danke verpflichtet. Dieser Dank sprach sich in dem denkwürdigen Kriegszuge Napoleons gegen Rußland dadurch aus, daß Oesterreich und Preußen nicht nur ganz schwache Contingente stellten, sondern auch den Unternehmungen Napoleons in Rußland geringen Vorschub leisteten. Hätten beide Mächte auf russische Kosten sich bereichern wollen, so bot ihnen dieser gewaltige Kriegszug die schönste Gelegenheit. Wenn Oesterreich statt 30,000 Mann 150,000, Preußen statt 20,000 Mann 50,000 stellte und Beide an dem Kriege sich ernstlich betheiligten, würde Napoleon seinen Zweck ohne Zweifel erreicht, und Rußland mehr zu einer asiatischen als europäischen Macht herabgesetzt haben. Denn die Hauptursache von Napoleons Niederlage ist in dem Umstande zu suchen, daß seine beiden Flügel nicht über die Düna und Wolhynien hinaus konnten, während die Mitte rücksichtslos bis Moskau vordrang, durch viele und blutige Kämpfe sich schwächte und in dieser exponirten Stellung auf die Dauer sich nicht zu behaupten vermochte. Mit dem Abzuge aus Moskau trat aber augenblicklich ein Umschwung der Verhältnisse ein, und die Unfälle Napoleons wuchsen lawinenartig. Rückte hingegen Oesterreich mit 150,000 Mann ins Feld dann würde Tschitschakoff, statt mit seinem Heere von der türkischen Grenze heranzuziehen und Napoleons Rückzugslinie zu bedrohen,

abgeſchnitten und in die Krim geworfen worden ſeyn, und bei der damaligen Schwäche Rußlands würde den öſterreichiſchen Feldherrn nichts gehindert haben, mit dem größeren Theile ſeines Heeres vom Süden her ſich Moskau zu nähern, das unter ſolchen Umſtänden natürlich nicht geräumt worden wäre. Alexander würde ſich dann wohl zu einem Friedensſchluſſe haben bequemen müſſen, weil die Provinzen, aus welchen er die Mittel zur Fortſetzung des Krieges zu ziehen hatte, ſich in feindlicher Gewalt befanden und dann dem Feinde liefern mußten was dem Czaren gehörte.

„Der für Rußland ſo unerwartet günſtige Ausgang des Krieges 1812 bezeichnet einen großartigen Wendepunkt in der europäiſchen Staatengeſchichte. Die ruſſiſche Nation, welche ſeit länger als einem Jahrhundert ihre Heere auf den meiſten Schlachtfeldern von Schweden, Türken, Deutſchen und Franzoſen hatte geſchlagen werden ſehen, glaubte den größten Feldherrn des Jahrhunderts und das ſtärkſte und beſte Heer, welches jemals zu einem Angriffskriege ausgezogen war, nur durch ihre Tapferkeit und heldenmüthige Ausdauer überwunden und deſſen Trümmer unter die Füße getreten zu haben. Wie ſehr das Zuſammenwirken von verſchiedenen zum Theil ganz unerwarteten Verhältniſſen hierzu beigetragen hatte, blieb ihr natürlich unbekannt; haben doch ſelbſt Männer vom Fach das Mißlingen dieſer großen Unternehmung ganz geringfügigen Urſachen zugeſchrieben! Man hielt ſich in Rußland lediglich an die nackte Thatſache; das erwachte Selbſtgefühl wurde zum unerſchütterlichen Selbſtvertrauen und ſteigerte ſich allmälig bis zum Uebermuthe. Sobald eine ſolche nationale Stimmung ſich einmal kund gegeben hat, ermuthigt dies auch die Regierung nach dem Ziele ihrer politiſchen Beſtrebungen mit größerer Entſchiedenheit vorzugehen. Hatten nicht die Franzoſen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein ähnliches Beiſpiel gegeben? Eine autokratiſche Regierung, die ſich ihrer geographiſch-politiſchen Aufgabe ſo deutlich bewußt iſt wie die ruſſiſche, durfte den mächtigen Eindruck jenes gewaltigen Ereigniſſes und die kriegeriſche Stimmung der eigenen Nation nicht ungenutzt vorübergehen laſſen.

„Es iſt hinlänglich bekannt, daß Rußland fortwährend bemüht geweſen iſt, ſeine Herrſchaft an den Küſten des ſchwarzen Meeres immer weiter auszudehnen, um ſeine Machtſtellung und ſeinen Einfluß auf Europa und Aſien deſto mehr zu befeſtigen. Von der Pforte und von

Perſien war kein Widerſtand zu befürchten, der ſich nicht hätte überwältigen laſſen. Aber Rußlands weſtliche Grenzländer werden von Völkern bewohnt, welche eine mächtige Vorhut der Deutſchen bilden würden, wenn dieſe einmal zu einem ernſten Kriege gegen Rußland im eigenen Intereſſe ſich veranlaßt finden ſollten. Konnte Rußland ſich auf dieſer Seite ſichern, dann war ein wichtiger Zweck erreicht und das Weitere ließ ſich nach Zeit und Umſtänden mit geringeren Opfern durchführen. Doch bedurfte es großer Geſchicklichkeit um die weſtlichen Nachbarn nicht eiferſüchtig und mißtrauiſch zu machen. Der von Rußland angebotene Beiſtand zur Vertreibung der Franzoſen aus Deutſchland war hierzu das beſte Mittel. Gelang dieſes Unternehmen nach Wunſch, dann hatte Rußland als Retter Deutſchlands vollgiltige Anſprüche auf ewige Dankbarkeit, und es konnte auf Grund dieſes Titels ſpäter manche politiſche Sünde begehen, ohne befürchten zu müſſen daß dies von deutſchen Monarchen gerügt werde. Das Großherzogthum Warſchau, ohnehin ein von dem ruſſiſchen Heere erobertes Gebiet der bisherigen Gegner Rußlands, war mit Zuverſicht als eine nicht zu verweigernde Belohnung anzuſehen, und dadurch eine Stellung gewonnen, welche nicht nur in Deutſchland hineinragte, ſondern auch ſehr geeignet ſchien Preußen und dem Polenthum den Daumen auf das Auge zu ſetzen.

„Ueber den ruſſiſchen Beiſtand gegen Napoleon in den Jahren 1813 und 1814 ließe ſich viel ſagen, was Rußlands Verdienſte um die Befreiung vom franzöſiſchen Joche auf ihren wahren Werth herabſetzt. Nach meinen damaligen Erfahrungen und heutigen Anſchauungen würde ich dieſen Beiſtand nicht edelmüthig ſondern im hohen Grade eigennützig nennen. Die Leiſtungen der ruſſiſchen Truppen, oder vielmehr ihrer Heerführer, waren in der erſten Hälfte des Feldzugs 1813 von der Art, daß Preußens politiſche Exiſtenz abermals in Frage geſtellt werden konnte. Selbſt der in Worten und Werken ſehr gemeſſene Friedrich Wilhelm III. wurde darüber ſo aufgebracht, daß er nach der Schlacht bei Lützen dem Kaiſer Alexander, als dieſer am frühen Morgen des 3. Mai ihm die Nothwendigkeit des Rückzugs nach Dresden vorſtellen wollte, über dieſe laue Bundesgenoſſenſchaft ziemlich harte Worte ſagte. Wäre Napoleon nach ſeinem zweiten Siege bei Bautzen nicht durch Umſtände, die ſeinen Gegnern völlig fremd waren, zum Abſchluß eines längern Waffenſtillſtandes genöthigt worden (vergleiche den 65. Brief), die Ruſſen

würden eine abermalige Niederwerfung Preußens schwerlich haben verhindern können, und nach allen früheren und späteren Aeußerungen Napoleons würde das Haus Hohenzollern dann gewiß aufgehört haben zu regieren.

„Die wirkliche Befreiung Deutschlands konnte überhaupt nur durch Oesterreichs Beistand gelingen. Aber selbst nachdem diese Macht mit ihren nachhaltigen Kriegskräften gegen Napoleon in die Schranken getreten war, suchte Alexander die Protektorrolle an sich zu reißen und gleichsam an die Stelle des Franzosenkaisers zu treten. Zum Glück scheiterte sein Bemühen zum Oberfeldherrn des großen verbündeten Heeres gewählt zu werden, mit welchem von Böhmen aus der Hauptschlag gegen Napoleon geführt werden sollte. Dafür rächte man sich aber in ächt russischer Weise durch Intriken gegen den Fürsten Schwarzenberg. Wir haben erst kürzlich aus dessen Munde vernommen, welchen nachtheiligen Einfluß Alexanders Sinnesänderung auf den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Dresden gehabt hat, die bei den vorhandenen Machtverhältnissen, wenn auch nicht gewonnen werden, doch mindestens unentschieden bleiben mußte. Der Rückzug nach Böhmen drohte sogar sich in eine Niederlage zu verwandeln, weil die russischen Unterfeldherrn die Befehle Schwarzenbergs willkürlich auslegten, dadurch aber ein Kreuzen der Colonnen in Vandamme's wirksamster Nähe und eine Verwirrung verursachten, die leicht die verderblichsten Folgen haben konnte.[1] Ohne den hartnäckigen Widerstand des Prinzen Eugen von Würtemberg mit dem 2. russischen Armeecorps am frühen Morgen des 29. Augusts bei Peterswalda und Nollendorf, wie Nachmittags bei Kulm und Priesten, wo General Graf Ostermann den Oberbefehl führte, würde die Geschichte von dem Siege der Verbündeten am andern Tage nichts zu erzählen gehabt haben, und der tapfere Kleist, der schließlich noch den Ausschlag gab, hätte dann gar leicht das Schicksal Vandamme's erleiden können. Die heldenmüthige Aufopferung Ostermanns am 29. hat die Verbündeten damals gerettet. Sie war aber nicht die Folge eines kaiserlichen Befehls, denn Alexander kümmerte sich an diesem Tage sehr wenig um den Stand der Sachen bei Kulm und ritt über Graupen nach seinem Nachtquartier Dux, sondern

[1] In der Schrift des Obersten Aster „Die Schlacht bei Kulm" (Dresden 1845) werden S. 94 u. f. für obige Behauptung hinlängliche Belege beigebracht.

Der Herausgeber.

geſchah mehr auf Anregung Friedrich Wilhelms, der ſich in der Nähe des Kampfplatzes aufhielt und den Anmarſch ſeiner Truppen zu beſchleunigen ſuchte. (Vergleiche Aſter S. 131—134.) Vor Allem aber gebührt dem Prinzen Eugen und dem Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg (jetziger König der Belgier und damals ruſſiſcher Generalmajor) der Ruhm, den Widerſtand der Ruſſen an jenem verhängnißvollen Nachmittage durch ihr eigenes Beiſpiel bis zur äußerſten Hartnäckigkeit geſteigert zu haben. — Aber ſelbſt die Vernichtung Vandamme's würde in der Hauptſache wenig geändert haben, wäre nicht Blüchers Sieg an der Katzbach von ungleich größerem Gewicht geweſen. Dieſer Sieg allein hinderte Napoleon ſich gegen Berlin zu wenden, was für ganz Norddeutſchland die unglücklichſten Folgen haben konnte.

„Erwägt man nun daß der ruſſiſche Beiſtand den Befreiungsverſuchen Preußens und Oeſterreichs bis zur Schlacht bei Leipzig ſehr wenig Vorſchub geleiſtet, dieſe beiden Mächte ſogar mehrmals in große Gefahr gebracht hat, ſo iſt in der That ſchwer zu begreifen wie die ruſſiſchen Kriegsgeſchichtſchreiber ſo anmaßlich ſeyn können zu behaupten: daß Deutſchland ſeine Befreiung vom franzöſiſchen Joch nur den Ruſſen verdanke. In dieſem Wahne iſt aber Methode.[1] Könnte Oeſterreich nicht ebenſo gut ſagen: daß es durch ſeine Loyalität im Kriege 1812 Rußland gerettet habe? — Von jener Zeit an wurde Rußlands Einfluß auf Deutſchland, durch fürſtliche Heirathen vielfach begünſtigt, immer ſtärker, und mit Ausnahme Oeſterreichs wagte kaum eine deutſche Regierung etwas zu thun oder zu unterlaſſen was dem Czaren mißfallen könnte. Das ſchlimmſte Andenken an dieſen Beiſtand, deſſen ſpätere Ausführung ich mir erlaſſen kann, iſt aber der ungünſtige Friedenſchluß mit Frankreich ſelbſt, bei welchem ſehr merkwürdige diplomatiſche Kniffe vorgekommen ſind, über die Talleyrand die beſte Auskunft zu geben vermag. Frankreich durfte nicht geſchwächt werden, damit Deutſchland ſo lange als möglich in dem Wahne erhalten werde, des ruſſiſchen Beiſtandes auch fernerhin bedürftig zu ſeyn."

Beerenhorſt. „Aber mein Freund, in welcher Beziehung ſtehen Ihre Bemerkungen über Rußland zu unſerer Streitfrage?"

Ich. „In einer ſehr nahen. Sobald ein Staat wie Rußland die

[1] Allerdings! In der ruſſiſchen Darſtellung des ungariſchen Revolutionskrieges 1849 iſt ganz nach derſelben Methode verfahren worden. Der Herausgeber.

Absicht hat, in Europa sich eine Machtstellung zu bereiten die es zum thatsächlichen Beherrscher aller Nebenländer machen würde, muß er seine politischen und kriegerischen Bestrebungen auf einen sehr langen Zeitraum vertheilen, und von Jahrzehent zu Jahrzehent dem fernen Ziele schrittweise näher zu rücken suchen. Im Norden hat Rußland seinen Zweck bereits erreicht; es beherrscht die Ostsee[1] und hat dadurch Schweden und Dänemark in eine sehr abhängige Lage versetzt. Selbst Preußen vermag sich dem drohenden Einflusse nicht ganz zu entziehen, sein Seehandel kann augenblicklich vernichtet werden. Im Süden sind aber noch viele Zwecke zu erreichen. Die transkaukasischen Länder haben noch keine gesicherte Verbindung mit dem Mutterlande. Die Donaufürstenthümer sind eine offene Frage. Die Herrschaft auf dem schwarzen Meere scheint zwar gesichert, hat aber ohne die gleichzeitige Beherrschung des Bosporus und der Dardanellen eine geringe Tragweite.[2] Indessen läßt sich durch Verträge mancher wichtige Vortheil erringen, nach welchem man die bewaffnete Hand ohne Gefahr nicht ausstrecken darf, und die Unterstützung, welche Rußland der Pforte jetzt (1844) gegen die ägyptischen Rebellen gewährt hat, kann ihm gute Früchte tragen. Die Bestrebungen sind also im Süden noch lange nicht vollendet. Wenn nun die russischen Geschichtschreiber bei Darstellung dessen, was bereits geschehen, der historischen Wahrheit huldigen wollten, würde Rußlands macchiavellistische Politik gänzlich an den Pranger gestellt werden, und dadurch der Nimbus verschwinden, mit welchem die etwas kurzsichtige deutsche Gutmüthigkeit den angeblichen Retter Deutschlands umgeben hat. Ist aber dieser Nimbus einmal verschwunden, dann hat Rußland zu befürchten daß die deutschen Nachbarn ihm künftig etwas schärfer auf die Finger sehen, und dann dürfte die Zeit gekommen seyn wo die Deutschen den Russen eine Gegenrechnung machen und um Auszahlung der Differenzen bitten."

Was ich mit Beerenhorst über die künftige Stellung Deutschlands zu Rußland nachträglich besprochen habe, darf ich Dir heute noch nicht eröffnen. Uebrigens werden die Plane der Mächtigen oft durch die Vorsehung vereitelt, welche sich durch die Macht der Verhältnisse kund zu geben pflegt, die allezeit stärker war als die Menschen. Auch Friedrich

[1] Um diese Herrschaft wird gegenwärtig gekämpft. Der Herausgeber.

[2] Sie wird im Augenblicke durch die Westmächte streitig gemacht, die sich auch der Ausgänge bemächtigen zu wollen scheinen. Der Herausgeber.

hat die Macht der Verhältniſſe mehrmals kennen gelernt. Er verdankt manchem politiſchen Verhältniſſe ſeine Rettung; er konnte aber gleichwohl ſein kühnes Verfahren, das ihm namentlich 1757 drei wichtige Siege verſchaffte, nicht auf die Dauer des ganzen Krieges beibehalten, denn ſeine Mittel erlaubten das nicht. Die allmälige Aenderung ſeines Kriegsſyſtems iſt von den Geſchichtſchreibern bisher viel zu wenig beachtet worden, und namentlich hat die Kritik oft das für fehlerhaft ausgegeben, was in Hinblick auf die eigenthümlichen Verhältniſſe des Königs meiſterhaft genannt zu werden verdiente. Ich hoffe der König wird uns heute manchen wichtigen Aufſchluß geben, und eile nun in die Verſammlung. Bald ein Mehreres.

Neunundſechzigſter Brief.

Olymp, den 15. Juni 1844.

Die Mittheilung des Königs über den Feldzug 1758 hat ſich auf mehrere Tage ausgedehnt, weshalb ich Dir erſt heute darüber Bericht erſtatten kann. Sie iſt in Betracht der mancherlei Einwürfe, welche dem Könige von verſchiedenen Seiten gemacht wurden, eine der pikanteſten. Die Verſammlung war ebenſo zahlreich als glänzend, doch will ich nur die Namen Derjenigen einſchalten, deren Mit- und Gegenrede eine wörtliche Anführung verdienen, und außerdem relatoriſch verfahren.

In politiſcher Beziehung hat zu Anfang jenes Jahres keine erhebliche Aenderung ſtattgefunden. Frankreich war durch Friedrichs Siege bei Roßbach und Leuthen verblüfft und entmuthigt worden. Das Bündniß mit Oeſterreich erlitt dadurch einen gewaltigen Stoß, und ohne die Bemühungen des Prinzen Xaver, welcher aus den ſächſiſchen Deſerteuren zwölf neue Infanterieregimenter bildete und an den Rhein führte, würde vielleicht von einer ferneren Mitwirkung der Franzoſen nicht viel zu berichten ſeyn. König Auguſt erwartete mit Ungeduld die Befreiung Sachſens, zählte dabei aber mehr auf den Beiſtand Frankreichs als Oeſterreichs, deſſen wiederholte Verſprechungen nicht in Erfüllung gehen wollten, und gab deshalb jene Regimenter in Frankreichs Sold; ſie haben

sich bei Sondershausen und Lutternberg mit Ruhm bedeckt, sich auch in der Schlacht bei Minden besser als die französische Infanterie geschlagen. Bekanntlich hatte Friedrich die im Lager bei dem Litienstein (1756) gefangenen sächsischen Offiziere auf Ehrenwort und unter der Bedingung entlassen nicht gegen ihn zu fechten. Ihr Landesherr entband sie dieses Ehrenworts, ein Act der Willkür der sich nicht gut rechtfertigen läßt, indem dadurch die Grundlagen der Militärcapitulationen verrückt werden. Auch führte Friedrich mit Recht darüber Beschwerde, weil nur ihm allein die Lösung jenes Ehrenbandes zustand. Indeß zeigten diese Truppen selbst einen richtigen Takt. Sie hatten ihr Wort gegeben nicht gegen die Preußen zu kämpfen, und waren durch keine Art von Vorstellung zu bewegen dieses Wort zu brechen. Aber gegen Hannoveraner und Hessen zu kämpfen trugen sie kein Bedenken und schloßen sich deshalb den Franzosen an.

Bevor die Insinuationen des sächsischen Hofes sich wirksam zeigen konnten, hatte der Hof zu Versailles beschlossen seine Truppen aus Deutschland zurückzuziehen. Richelieu war bereits zur Rechenschaft für seine Unthätigkeit gezogen, und der Herzog von Clermont an seiner Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt worden, von dem die Pariser selbst sagten: **il prêche comme un soldat et se bat comme un apôtre.** Der neue Cardinal-Feldherr verstand vom Kriegführen wenig oder nichts. Das ihm beigegebene Kriegsconseil vermochte diesem Mangel ebensowenig abzuhelfen. Richelieu's hinterlassene Armee war im höchsten Grade demoralisirt. Die conventionellen Unterschleife aller Befehlshaber, vom Compagniechef aufwärts, gingen so weit daß die in Deutschland stehenden Armeen, deren Effektivbestand am Schlusse des vorigen Jahres zu 157,000 Mann angegeben wurde, bei Eröffnung des Feldzugs 1758 kaum 80,000 Mann im erbärmlichsten Zustande unter den Waffen zählten. Hieraus erklärt sich der fast beispiellose Erfolg des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, welcher mit 30,000 Mann englisch-deutscher Truppen schon im Februar von der Aller gegen diese Armee losbrach, hierbei durch den Prinzen Heinrich mit 10,000 Mann unterstützt wurde, und die Franzosen ohne Mühe und Blutvergießen vor sich her trieb. Gegen 12,000 Nachzügler fielen in seine Hände. In den ersten Tagen des Aprils stand Ferdinand am Niederrhein, gönnte seinen Truppen die nöthige Ruhe und wartete auf Verstärkung aus England, weil Prinz

Heinrich wieder nach Sachſen zurück mußte um von dort aus der Reichsarmee die Spitze zu bieten, und an den großen Operationen ſeines königlichen Bruders Theil nehmen zu können.

Ich habe dies vorausſchicken wollen, damit ich mich deſto ungeſtörter mit den Unternehmungen des Königs beſchäftigen kann, die Stoff zu vielen Betrachtungen liefern. Sein Feldzugsplan war abermals ſehr großartig. Ich komme bald darauf zurück, muß aber erſt einen Blick auf den Einfluß der öffentlichen Meinung werfen, die nicht erſt durch die heutigen Dampfpreſſen eine Macht geworden, ſondern es zu jeder Zeit geweſen iſt, und vor der jetzigen Beſchleunigung des Gedankenverkehrs vielleicht noch mächtiger war, weil die Widerlegung falſcher Angaben ſchwerer wurde.

Friedrichs glänzende Siege hatten ihm in Deutſchland nicht nur große Popularität verſchafft, ſondern ihn zum Helden von Europa geſtempelt. Sein Bildniß verbreitete ſich in Frankreich, Holland und England in zahlloſen Exemplaren, wurde ſelbſt nach Rußland verlangt, und war in Deutſchland überall zu finden. Franzöſiſche und deutſche Dichter prieſen ſeine Heldenthaten auf Koſten der eigenen Fürſten und Landsleute. Das Sprüchwort „wer den Schaden hat darf für den Spott nicht ſorgen“ machte ſich vielſeitig geltend. Tauſende von Ueberläufern ſtrömten zu Friedrichs Fahnen und füllten die entſtandenen Lücken. Dieſen Zulauf verdankte der König ganz allein ſeinem Kriegsruhme und dem Umſtande, daß er in den Augen des großen Publikums als der Bedrückte erſchien, welchem man die Unterſtützung nicht verſagen dürfe. Ohne dieſen Zulauf würde es aber auch unmöglich geweſen ſeyn den Krieg noch einige Jahre fortzuſetzen; denn ſo ergiebig auch Sachſen und Schleſien an Rekruten waren (wovon die ſächſiſchen freilich nur gezwungen dienten) würde der König doch ganz außer Stande geweſen ſeyn den Abgang ſeiner Streitkräfte aus eigenen Mitteln zu erſetzen. Seit Wallenſtein und Guſtav Adolph war bei dem Sieger ein ſolches Zuſtrömen von Ueberläufern und Freiwilligen nicht wahrgenommen worden. Das iſt die Wirkung der öffentlichen Meinung, die ſich auch noch dadurch ausſprach daß ſie die Wichtigkeit der Siege Friedrichs größer ſchilderte, und bei ſeinen Unfällen die Verluſte zu verkleinern ſuchte. Es darf nicht befremden daß das preußiſche Heer dadurch auch ſtarken Zuwachs an ſchlechtem Geſindel erhielt, denn Niemand wurde nach Päſſen oder

Zeugniſſen über ſein früheres Verhalten befragt. Dieſer Uebelſtand wurde aber durch Beibehaltung der ſtrengen Disciplin und der etwas ſtarren Gefechtsform der Infanterie ſo ziemlich beſeitigt, und zur Ergänzung der Cavallerie nahm man nur Landeskinder, weshalb dieſe Waffengattung auch mehr inneren Werth hatte, der ſie zu noch glänzenderen Thaten befähigte.

An Menſchen zum Kriegführen litt Friedrich alſo keinen ſonderlichen Mangel, deſto mehr aber an Geld obſchon es in dieſer Beziehung bei der Kaiſerin noch ſchlimmer ausſah. Er ließ deshalb die als Subſidien eingehenden engliſchen Guinéen in leichte Friedrichsd'or umprägen, welche nur den halben Goldwerth hatten. Napoleon machte ihm darüber einige ſcherzhafte Vorwürfe, wurde aber durch die Hinweiſung auf die nach Rußland mitgenommenen Platten zur Nachahmung der Papierrubel bald zum Schweigen gebracht. Es erhob ſich hierauf zwiſchen beiden Monarchen eine kleine Diskuſſion über die Zuläſſigkeit einer ſolchen Münzverfälſchung im Kriege. Friedrich behauptete: wenn Geld ein wichtiges Mittel zum Kriegführen iſt, wenn die Vermehrung der eigenen und Verminderung der feindlichen Kampfmittel zu den erſten Grundſätzen der Kriegskunſt gehört, ſo müſſe ein ſolches Verfahren auch gerechtfertigt erſcheinen. Napoleon beſtritt das keineswegs, war aber der Meinung man müſſe das feindliche Geld verfälſchen und nicht das eigene; die erſtere Maßregel gewähre doppelten Nutzen, weil ſie zugleich dem Kredit des feindlichen Landes ſchade; die andere führe indirekt zu einer Beeinträchtigung der eigenen Unterthanen und des eignen Kredits. Auf die Frage: weshalb Friedrich im feindlichen Lande nicht lieber ſtarke Contributionen erhoben habe ſtatt ſchlechte Goldſtücke prägen zu laſſen, gab dieſer zur Antwort: daß er befürchtet hätte durch eine ſolche Maßregel die Gemüther von ſich abzuwenden. Mir ſcheint der Gegenſtand nicht erheblich genug um länger dabei zu verweilen, doch würde auch ich für die Maßregel Napoleons ſtimmen, wenn einmal ein ſolches Mittel dem Gegner zu ſchaden ergriffen werden muß. — Ungleich lebhafter war die hierauf ſich entſpinnende Debatte über den Operationsplan des Königs, weshalb ich ſie wörtlich mittheile.

Friedrich. „Meine Friedensvorſchläge an die Kaiſerin, womit ich den in meine Gefangenſchaft gerathenen Fürſten Lobkowitz perſönlich beauftragte, hatten kein Gehör gefunden. Man antwortete darauf ſtolz

und kalt. Dieſe Zurückweiſung war eine Folge franzöſiſcher Intrike. Ich rächte mich dafür durch Epigramme, und befahl dem Herzoge von Braunſchweig die Franzoſen über den Rhein zu jagen. Während dieſer Zeit brachte ich Schweidnitz und die Grafſchaft Glatz wieder in meine Gewalt. Feldmarſchall Daun ließ mich gewähren, er ſtand ruhig hinter dem Grenzgebirge. Feldmarſchall Fermor nahm im März mit ſeinen Ruſſen Oſt- und Weſtpreußen in Beſitz; das kümmerte mich nicht. Ich wußte ſchon daß er es vorläufig dabei bewenden laſſen würde, und richtete mein Augenmerk auf Mähren. Gelang es mir Olmütz zu nehmen und Daun zu ſchlagen, ſo würde Prinz Heinrich in der weſtlichen Hälfte Böhmens leichtes Spiel gehabt haben, weil er es nach der vorausgeſetzten Vertreibung der Reichstruppen nur mit dem ſchwachen Corps des Generals Dombasle zu thun hatte. Im glücklichen Falle machte ich der Kaiſerin einen Beſuch in Wien, und ging nicht Alles wie ich hoffte ſo zog ich mich nach Schleſien zurück, mich mit dem Vortheile begnügend die Kriegsrüſtungen der Oeſterreicher geſtört und einige Monate auf ihre Koſten gelebt zu haben."

Napoleon. „Dieſer Entwurf war kühn, aber der Erfolg hat Ihren Erwartungen nicht entſprochen; reichten die Mittel nicht aus oder ſind Fehler begangen worden?"

Friedrich. „Ich weiß ſelbſt kaum was ich hierauf erwiedern ſoll Herr Bruder, laſſen Sie ſich alſo den Verlauf der Sache erzählen. Zur Deckung der Belagerung von Schweidnitz (vom 1. bis 16. April) hatte ich mit 30,000 Mann eine Stellung bei Landshut genommen, Dauns Hauptmacht ſtand mir bei Trautenau gegenüber. Außerdem gab es längs der Grenze bis an die Oder Beobachtungscorps auf beiden Seiten. Nach dem Falle von Schweidnitz concentrirte ich mich bei Troppau und marſchirte auf Olmütz, wo meine Vortruppen ſchon am 3. Mai ankamen den Platz aber ſtark beſetzt fanden. Ich war mit den Vortruppen vorausgeeilt und ließ die Feſtung ſofort recognosciren. Von der Höhe des Tafelberges hatte man eine gute Ueberſicht, aber Oberſt Balby, mein Ingenieur, war nicht dahin zu bringen die muthmaßliche Dauer der Belagerung zu beſtimmen, und machte allerhand Schwierigkeiten. Im Grunde legte ich auf die Eroberung dieſes Platzes auch keinen beſonderen Werth. Es lag mir vor Allem daran die Oeſterreicher zu einer Schlacht zu zwingen, bevor die Ruſſen an die Oder rückten wo man ſie erwartete.

Bei der bekannten Vorsicht Dauns und der Entmuthigung seiner Truppen stand indeß zu befürchten daß er jeder Schlacht ausweichen werde. Um also nicht vergeblich in Mähren gewesen zu seyn, traf ich zugleich ernste Anstalten zur Belagerung von Olmütz. Fiel diese Festung in meine Gewalt, so gewann ich für die ferneren Unternehmungen in Mähren einen guten Stützpunkt. Ich hatte bei Olmütz 40,000 Mann welche vorläufig kantonirten. Später zog ich noch die Generale Zieten und Fouqué heran was meine Streitkräfte (20. Mai) auf 55,000 Mann brachte. Der Belagerungspark, der unter Fouqué's Schutz sich näherte, belief sich auf 116 Geschütze war aber etwas nothdürftig mit Munition versehen. Feldmarschall Daun verhielt sich in der ersten Zeit ganz unthätig, näherte sich jedoch Olmütz den 24. Mai bis auf einige Meilen. Als ich ihm entgegen ging wich er wieder zurück, und nun blieb mir nichts übrig als zur förmlichen Belagerung zu schreiten, deren Leitung dem Feldmarschall Keith übertragen wurde. Die Eröffnung der Laufgräben fand am 27. (Mai) statt, die Arbeiten rückten aber sehr langsam vor, weil meine Pioniere wenig zahlreich waren und sich sehr ungeschickt zeigten. Auch die Belagerungsartillerie leistete nicht was ich von ihr erwartet hatte. Oberst Müller eröffnete sein Feuer auf 1800 Schritte, was natürlich ohne Wirkung bleiben mußte; übrigens war er mit Balby stets verschiedener Meinung, und Keith scheint auch nicht verstanden zu haben ein Verständniß zwischen Beiden herbeizuführen. Aergerlich darüber bestimmte ich endlich selbst die Punkte wo die Batterien angelegt werden sollten. Da aber die Ingenieure immer auf sich warten ließen, schrieb ich an Keith er möchte den Herren sagen: daß ich ihnen statt der gehofften Bürgerkrone eine Eselskappe verabreichen würde, sollte es mich auch die Ohren meines besten Maulesels kosten. Inzwischen ging die Munition zur Neige. Ich erwartete zwar Ende Juni einen starken Transport, war aber wegen dessen Ankunft nicht wenig besorgt, denn dieser Zug von 3000 Wagen (darunter über 800 mit Munition) hatte nur eine Bedeckung von 9000 Mann sehr wenig zuverlässiger Truppen, und mußte durch eine Gegend die der Feind höchst unsicher gemacht hatte. Ich sendete ihm deshalb den General Zieten mit 3 Bataillonen und 20 Schwadronen entgegen, doch ging der ganze Transport den 30. Juni verloren, denn General Laudon griff ihn bei Domstadl mit 25,000 Mann an. Nun mußte ich die Belagerung schnell aufheben. Daun

mochte glauben ich werde auf Neiße oder Troppau zurückgehen, ich schlug aber den Weg über Müglitz und Leutomischl nach Königgrätz ein, wo ich den 11. Juli ohne Verlust ankam, obschon es keine Kleinigkeit war die vielen schweren Geschütze und gegen 4000 Wagen im Gebirge fortzubringen."

Napoleon. „Es ist selten vortheilhaft wenn man in Bezug auf Festungen à deux mains operirt; denn wird man genöthigt eine Festung, die anfangs nur bedroht werden sollte, förmlich zu belagern, dann fehlt es gewöhnlich an ausreichenden Vorkehrungen und Hülfsmitteln, die Arbeiten und Angriffe müssen übereilt werden und verfehlen deshalb den Zweck.[1] Ihr neuer Gegner Daun hat wie es scheint ganz gut operirt und wird uns wohl erzählen wie er sein Verhältniß angesehen hat."

Daun. „Der vergangene Feldzug war für mich eine gute Lehre gewesen. Des Königs gewohntes ungestümes Vordringen bestimmte mein Verfahren. Das vom Prinzen von Lothringen mir hinterlassene Heer befand sich in der erbärmlichsten Verfassung. Die Ergänzungen trafen zwar schneller als gewöhnlich ein, und ich hatte im April über 50,000 Mann beisammen, meine Armee war aber damals weder marsch- noch schlagfertig. Unser Trillsystem litt noch an vielen Mängeln; man vertändelte die Zeit mit nutzlosen Gewehrgriffen und anderen Lapalien, ja es gab Regimenter deren Rekruten bis zur Schlacht bei Hochkirch noch nicht so weit ausgebildet waren, daß man sie beim Feuern in Reih und Glied lassen konnte. Ueberdies fehlte meiner Infanterie Muth und Selbstvertrauen, ich mußte sie also erst allmälig wieder mit dem Feinde in Berührung bringen. — Des Königs von Preußen Majestät irrt sich aber wenn er glaubt mich über seine Absichten getäuscht zu haben. Die Bewegungen hinter dem Gebirgsrücken sind mir kein Geheimniß geblieben, und wußte ich auch anfangs den Zweck derselben nicht zu deuten, so schrieb ich doch schon Ende April an die Kaiserin daß, wenn diese Bewegungen etwas anderes bezweckten als mich nach Mähren zu locken, um dadurch eine Unternehmung auf Prag zu erleichtern, dies nur ein Einfall in Mähren seyn könne. Laudon's leichte Schaaren verschafften mir darüber bald Gewißheit und nun war mein Entschluß gefaßt. Den Verheißungen unserer Verbündeten gemäß sollten im Juni 30,000 Franzosen

[1] Feldmarschall Paskewitsch macht jetzt (1854) vor Silistria dieselbe Erfahrung.
Der Herausgeber.

in Böhmen, 30,000 Russen in Schlesien einrücken. Selbst zu schwach auf eigene Hand etwas zu unternehmen, beantragte ich das Vorrücken der Reichsarmee gegen Eger, um im Verein mit dem (österreichischen) Corps des General Dombasle in Sachsen einzubrechen. Gelang es auch diesen 60,000 Mann nicht den Prinzen Heinrich von dort zu vertreiben, so hinderten sie ihn doch etwas gegen Böhmen zu unternehmen oder den König zu unterstützen. Mit meinem eigenen Heer konnte ich mich nur defensiv verhalten, doch war ich entschlossen den Fall von Olmütz nach Kräften zu verhindern. Die französische Hilfe blieb ganz aus, weil es damit nicht ernstlich gemeint gewesen war, und das Ueberschreiten des Rheines durch den Prinzen Ferdinand (1. Juni) zum Vorwand diente sie zu versagen. Die Russen kamen aber erst im August bei Küstrin an. Ich war mithin auf die eigenen Kräfte beschränkt.

„Olmütz hatte eine Besatzung von 10,000 Mann und war mit allen Widerstandsmitteln reichlich versehen. Die Einschließung dieses Platzes hat ihre Schwierigkeiten, weil die March mit ihren vielen Zuflüssen die innere Verbindung des Einschließungscorps vielfach unterbricht. Hierzu kam das langsame Vorschreiten der Laufgraben. Dadurch gewannen wir jedenfalls mehrere Wochen. In dieser Zeit konnte ich meinen Truppen durch kleine Gefechte wieder Muth einflößen und meine weiteren Anordnungen treffen. Auf Laudons Kühnheit und Thätigkeit zählend, ging ich hauptsächlich darauf aus das preußische Heer zu ermüden und seine Verbindung mit Schlesien zu unterbrechen. Diesen Zweck habe ich vollständig erreicht ohne dabei etwas auf das Spiel zu setzen. Die Vernichtung des großen Transports krönte mein Werk; doch hatte Laudon nur 13,000 Mann unter seinen Befehlen, und nicht das Doppelte wie der König vorhin behauptete."

Napoleon. „Das Zaudern hat Ihnen hier Vortheil gebracht Graf Daun; waren Sie aber auch sicher daß Olmütz einem gewaltsamen Angriffe widerstehen werde?"

Daun. „Vollkommen Sire, denn die Belagerungsanstalten waren nicht darnach daß für Olmütz etwas zu befürchten stand, und auf die Wachsamkeit und Tapferkeit des Commandanten General von Marschall konnte ich mich verlassen."

Der König wurde durch diese Bemerkung etwas empfindlich und sagte zum Feldmarschall Keith er möge sich selbst rechtfertigen. Dieser

erwiederte: „Daun hat nicht ganz Unrecht. Ich habe Ew. Majestät fortwährend Vorstellungen gemacht, daß ich mit 6000 Mann nicht im Stande sey, diese Festung enger einzuschließen und auch noch dem Mangel an Arbeitern abzuhelfen. Ew. Majestät wollten aber nichts davon hören, verwiesen mich auf mein Belagerungstalent und schimpften auf den Obersten Balby. Damit war aber dem Uebel nicht abzuhelfen. Die nasse Witterung und der Mangel an Lebensmitteln machte die Truppen mißmuthig. Viele erkrankten, Andere liefen in die Festung.[1] Die Beschießung wurde täglich schwächer und unwirksamer. General Marschall fand immer Zeit die beschädigten Werke wieder in guten Vertheidigungsstand zu setzen, er erkannte bald die gänzliche Unzulänglichkeit unserer Mittel. Eine vollständige Einschließung der Festung war bei so schwachen Kräften ganz unmöglich. Dies erleichterte die Ausfälle der Besatzung, von welchen der am 17. Juni bei Pistrowa nur allein dem berühmten Dragonerregiment Baireuth einen Verlust von 468 Mann und gegen 400 Pferden verursachte. Feldmarschall Daun wurde von allen Vorgängen unterrichtet, und da er für die Festung nichts zu befürchten hatte war er völlig Herr seiner Bewegungen und konnte einen Theil seiner Kräfte zur Vernichtung des großen Wagenzuges verwenden, welche nicht nur die Aufhebung der Belagerung (am 2. Juli) sondern auch den Rückzug des Königs zur Folge haben mußte, weil unser Unterhalt in Mähren dann nicht mehr gesichert war."

Friedrich. „Nun wenn ich auch zugeben will daß mein Gegner es dieses mal besser gemacht hat als ich, so hat er im Grunde doch wenig Vortheile davon gezogen. Er hätte mich bei Aufhebung der Belagerung angreifen, oder auf dem beschwerlichen Rückzuge durch Böhmen lebhaft verfolgen sollen."

Daun. „Das Erstere wäre aus vielen Gründen nicht rathsam gewesen, denn Ew. Majestät suchten ja die Schlacht, und man muß niemals thun was der Gegner wünscht; das Letztere habe ich nicht unterlassen, und ich denke daß die 10,000 Mann leichter Truppen, mit welchen Laudon und Saint-Ignon Ihre langen Colonnen umschwärmten, sich wohl bemerkbar gemacht haben."

Keith. „Daun hat nicht Unrecht Sire, ich und General Fouqué wissen davon zu erzählen, wir haben uns mehr als einmal durchschlagen

[1] Vergleiche „das Leben des Feldmarschalls Keith" von Varnhagen von Ense, S. 212.

müssen bevor wir bis Königgrätz kamen, wenn auch Ew. Majestät Colonne weniger beunruhigt worden seyn mag. Daß wir aber unterwegs weder Geschütze noch Wagen verloren haben, war nur die Folge der außerordentlichen Disciplin der Truppen." — „Und Ihrer umsichtigen Thätigkeit, mein lieber Feldmarschall" setzte Friedrich hinzu. „Wahrhaftig, wenn ich nicht Generale gehabt hätte die sich auf gelehrte Rückzüge verstanden, es wäre mir zuweilen schlimm ergangen. Mancher Feldherr wagt nur deshalb weniger, weil er sich im Falle des Mißlingens vor dem Rückzuge fürchtet, ich hatte aber immer die Ueberzeugung daß ich gut fortkommen würde."

Welchen Nutzen der König aus dieser ganzen Unternehmung gezogen hat ist schwer zu ersehen, denn Feldmarschall Daun würde ihn vorher in Schlesien schwerlich aufgesucht haben. Aber es ist möglich daß Letzterer sich dann früher nach Sachsen gewendet haben würde, was auf die Thätigkeit der Franzosen — welche fortwährend auf Sachsens Befreiung bestanden — einen günstigen Einfluß haben konnte. Nach der für letztere unglücklichen Schlacht bei Crefeld (den 23. Juni) trat Marschall Contades an die Spitze der französischen Armee, die den Prinzen Ferdinand bald wieder zum Rückzuge über den Rhein nöthigte, während Prinz Soubise befehligt wurde mit einem besondern Corps über Marburg nach Kassel vorzudringen (im Juli). Daß es im Laufe des Jahres in Westphalen und Hessen zu keiner Entscheidung gekommen ist, und die Franzosen ungeachtet ihrer großen Ueberlegenheit im Spätherbst wieder an den Niederrhein und Main zurückgingen, mag seine Ursache in politischen Verhältnissen gehabt haben. Wirkte Daun aber mit Macht auf Sachsens Befreiung, so würden die Franzosen wahrscheinlich andere Saiten aufgezogen und die Oesterreicher nicht im Stiche gelassen haben. Es ist die Frage, wie der König es dann möglich gemacht haben würde den Russen die Spitze zu bieten. Er kannte sie damals nur aus Berichten seiner Unterfeldherren und achtete sie wenig. Keith, der früher in russischen Diensten gestanden hatte, suchte dem Könige dieses Vorurtheil zu benehmen und schilderte ihre unerschütterliche Standhaftigkeit im Feuer, ihre unermüdliche Ausdauer und das feste Zusammenhalten bei Unfällen. Friedrich schenkte ihm aber wenig Glauben, setzte die Schilderung auf Rechnung der Vorliebe, und schloß von der geringen Manövrirfähigkeit der Russen auf ihre sonstige kriegerische

Tüchtigkeit. Wie sehr er sich darin irrte hat die Schlacht bei Zorndorf bewiesen.

Aber ungleich größer noch ist der Irrthum gewesen, in welchem sich die Kaiserin über die gehoffte Mitwirkung ihrer mächtigsten Verbündeten befand, worauf gleichwohl ihr ganzer Kriegsplan gegründet war. Durch den Feldmarschall Keith, dessen Bruder damals (englischer) Gesandter in Petersburg war, habe ich erfahren daß Rußland bei dem versprochenen Hilfszuge keine andere Absicht hatte, als Polen in seine Gewalt zu bringen, und zwar auf dem Wege freiwilliger Abtretung. Der Plan war sehr fein angelegt, sowie überhaupt die russische Politik schon damals sich eben so beharrlich in Verfolgung ihrer Zwecke als gewandt in deren Erreichung gezeigt hat. Den König August schmerzte das Schicksal Sachsens natürlich sehr; er würde sich also wohl nicht lange besonnen haben Polen aufzugeben, wenn man sein Stammland wieder befreit hätte. Frankreich und Rußland drangen fortwährend in Oesterreich zur Befreiung Sachsens kräftigere Anstalten zu treffen, und machten die Art ihres Beistandes im Kriege gegen Preußen gewissermaßen davon abhängig. Russischer Seits sollte Friedrich zur Räumung Sachsens durch die Besitznahme von Ost- und Westpreußen genöthigt werden. Die darauf bezüglichen Operationen gaben gleichzeitig einen schicklichen Vorwand, zu Gunsten Oesterreichs nichts zu unternehmen wozu man in Petersburg überhaupt keine Lust hatte. Hieraus erklärt sich die lange Unthätigkeit des Feldmarschalls Fermor an der Weichsel und sein spätes Erscheinen an der Oder. Sein endlicher Aufbruch gegen die Oder zog den General Dohna von Stralsund ab, wo er die Schweden blokirt hielt, und auch den König herbei. Letzterer hatte nach dem Rückzuge aus Böhmen eine beobachtende Stellung bei Landshut genommen, wo die Hauptmasse unter des damals sehr kränklichen Feldmarschalls Keith und des Markgrafen Karl Befehlen zurück gelassen wurde.

Mit nur 14,000 Mann marschirte Friedrich in eilf Tagen von Landshut bis Küstrin, vereinigte sich hier mit dem Grafen Dohna, der alle entbehrliche Truppen an sich gezogen hatte, und brachte dadurch 32,000 Mann zusammen mit welchen er die Russen anzugreifen beschloß. Die Stimmung der preußischen Truppen war dem Unternehmen höchst günstig, denn das verheerende Bombardement der Russen hatte die arme Stadt Küstrin in einen Aschenhaufen verwandelt, ohne den Werken

erheblich zu ſchaden. Dieſer durch die Umſtände keineswegs gerechtfertigte Akt der Barbarei, verbunden mit den ſchonungsloſen Verwüſtungen der ruſſiſchen Streifſchaaren auf dem linken Ufer der Oder, ſteigerte die Erbitterung der Preußen auf's Höchſte, und ſelten iſt ein Befehl zur Schlacht mit größerer Kampfbegier aufgenommen worden. Aber auf leichten Sieg war nicht zu rechnen, denn die Ruſſen waren faſt doppelt ſo ſtark und die Oder trennte beide Parteien. Die Einſchließung Küſtrins hatte Fermor zwar am 21. Auguſt aufgehoben, den Artilleriepark bis Klein-Kamin zurückgeſchickt und hinter dem Drewitzer Forſte Stellung genommen. Indeß würde das Debouchiren aus den wenigen engen Feſtungsthoren doch mit zu großen Gefahren verbunden geweſen ſeyn. Der König entſchloß ſich alſo zu einer Umgehung im weiten Bogen. Ein am 22. ganz nothwendiger Raſttag, das ausgeſprengte Gerücht daß man die Ruſſen vorläufig nur beobachten wolle, die demſelben entſprechende Aufſtellung von Poſten ober- und unterhalb der Feſtung, hauptſächlich aber ein Nachtmarſch von Gorgaſt bis Güſtebieſe ($3\frac{1}{2}$ Meilen unterhalb Küſtrin), wo des Königs kleines Heer am Morgen des 23. ankam, täuſchte Fermors Wachſamkeit und erleichterte das Ueberſchreiten der Oder auf dortigem Punkte mittelſt nachgeführter Brückenkähne. Nach erfolgtem Uebergange zog Friedrich genauere Nachrichten über die Stärke und Stellung der Ruſſen ein, marſchirte den 24. Mittags in der Richtung auf Neudamm ab, ging in dortiger Gegend des Nachts bei einer Mühle mit den Vortruppen über die ſumpfige Mietzel, und ſtand am Morgen des 25. Auguſt mit 30,000 Mann dicht in der rechten Flanke der 50,000 Mann unter den Waffen zählenden ruſſiſchen Armee, welche die Mietzel vor der Front hatte und dieſe Stellung für unangreifbar hielt. Durch vorausgeſchickte Huſarenpatrouillen überzeugte ſich der König daß die vorliegende Zicher'ſche Heide vom Feinde nicht beſetzt ſey und der ruſſiſche Park unter Bedeckung von 4000 Grenadieren noch bei Kamin ſtehe.[1] Die Entfernung von da bis Quartſchen, dem Mittelpunkte der feindlichen Schlachtordnung, beträgt über eine ſtarke Meile. Ohne ſich um den Park und die Grenadiere zu kümmern, beſchloß Friedrich zwiſchen durch zu marſchiren, die ruſſiſche Armee ganz zu umgehen, ſie in der linken Flanke anzugreifen und ſich zugleich den Rückzug auf Küſtrin zu ſichern.

[1] Es befand ſich nur das Gepäck und Proviantfuhrweſen nebſt einigen hundert Munitionswagen daſelbſt. Der Herausgeber.

Ich habe die weit umſtändlichere Darſtellung des Königs hier nur in der Kürze wiedergegeben, und will Dir dafür die ſich daran knüpfende Diskuſſion wörtlich mittheilen.

Napoleon. „Der ſchnelle Marſch gegen die Ruſſen und die Ueberſchreitung der Oder und Mietzel entzückt mich. Die beabſichtigte Umgehung, welche einen vollſtändigen Kreis beſchrieben haben würde, iſt eben ſo genial als kühn und durch die bekannte Schwerfälligkeit der damaligen ruſſiſchen Armeen gerechtfertigt. Aber mein Freund, Sie haben Ihre Gegner nicht richtig beurtheilt wenn Sie ernſtlich glaubten mit den 30,000 Mann den Sturm beſchwören zu können, welcher gewiſſermaßen im Herzen Ihres Landes loszubrechen drohte. Die ruſſiſche Armee gleicht einem Eisbäre, der ſich zwar in ſehr gemeſſenen Schritten zu bewegen pflegt, aber weder leicht in Unordnung zu bringen noch über den Haufen zu werfen iſt. Das hätten Sie wiſſen können und bedenken ſollen. An der böhmiſchen Grenze haben Sie 45,000 Mann gegen Daun zurückgelaſſen. Sie hatten alſo die Hauptmacht zur Beobachtung und die Mindermacht zu einem entſcheidenden Schlage gegen einen Feind beſtimmt, welcher nicht ſo leicht zu überwältigen iſt. Dieſer ſtrategiſche Kalkül ſcheint mir auf fehlerhaften Vorderſätzen zu beruhen."

Friedrich. „Ich habe ſchon früher geſagt, daß ich auf die Mehrzahl im Kampfe kein großes Gewicht legte; ſtand ſie mir doch faſt niemals zu Gebote. Daß Fermor die Sache nicht auf die Spitze treiben, ſondern ſich mit Rettung der Waffenehre begnügen würde, davon hielt ich mich überzeugt. Es kam alſo nur darauf an ihm zu zeigen daß mit mir nicht zu ſpaßen ſey. Oeſterreich blieb unter allen Umſtänden mein erbittertſter Feind. Den Feldmarſchall Keith habe ich allerdings zur Beobachtung zurückgelaſſen, aber nicht deshalb 45,000 Mann unter ſeine Befehle geſtellt. Ich konnte mit Sicherheit vorausſetzen, daß Daun während meiner Abweſenheit in Sachſen einfallen würde, wo mein Bruder Heinrich bereits den General Dombasle und den Herzog von Zweibrücken mit der Reichsarmee gegen ſich hatte, denen er höchſtens 30,000 Mann entgegenſtellen konnte. Dieſer mehr als dreifachen Uebermacht würde er unfehlbar unterlegen ſeyn, wenn ich ihm nicht zu Hilfe kam. Dazu hatte ich Keiths Corps beſtimmt, und ich hoffte ſchnell genug mit den Ruſſen fertig zu werden, um entweder mit Keiths Truppen allein, oder auch noch mit den an die Oder geführten Truppen zu ihm ſtoßen zu

können. Was ich ſelbſt mitbrachte hätte ich aber durch Eilmärſche über die Gebühr anſtrengen müſſen. Je weniger Truppen ich alſo gegen die Oder führte, deſto kräftiger konnte ich an der Elbe auftreten, was für mich von größerer Wichtigkeit war. — Glauben Sie übrigens nicht daß ich die Ruſſen gering geachtet habe. Keiths Warnungen waren von mir nicht überſehen worden. Ich hatte bei meiner kleinen Armee faſt 200 Geſchütze, darunter 120 Zwölfpfünder, mit welchen ich den Ruſſen zu Anfang der Schlacht einige Stunden warm zu machen hoffte. Das wohlgenährte Feuer meiner braven Infanterie ſollte die Verwirrung vermehren, und die Cavallerie (beinahe 10,000 Reiter) durch einige entſchloſſene Angriffe den Sieg vervollſtändigen. War dieſer Vernichtungsplan nicht ganz ſyſtematiſch?"

Napoleon. „Gewiß, ſo viel mir bekannt iſt er aber in der Art nicht zur Ausführung gekommen, wie das immer zu gehen pflegt wenn der Gegner auch ein Wörtchen mitzuſprechen hat. Mir iſt ſogar verſichert worden daß Sie in dieſer Schlacht nahe daran geweſen wären geſchlagen zu werden, und daß General Seydlitz den Gegenſtoß der Ruſſen nur mit größter Mühe parirt habe."

Friedrich. „Dergleichen kommt zuweilen auch vor Herr Bruder, haben Sie nicht in der Schlacht bei Eilau Aehnliches erfahren? Ohne die heftigen Angriffe Murats mit der Reſervecavallerie wären Sie damals auch geſchlagen worden, und waren gleichwohl viel ſtärker als ich."

Napoleon. „Zugegeben mein Freund, doch iſt mir damals nicht in den Sinn gekommen die ruſſiſche Armee vernichten zu wollen. Die Schlacht bei Eilau war überhaupt kein Stück meines Operationsplanes, ich wurde damit ſelbſt überraſcht, weil ich durch die hartnäckigen Gefechte Tags zuvor die Sache abgemacht zu haben glaubte, und nach den Rapporten meines Schwagers nicht erwarten konnte, daß ich am andern Morgen ſo verzweifelten Widerſtand finden würde. Es blieb mir daher auch nichts anderes zu thun als die Ruſſen in der einfachſten Weiſe anzugreifen, den Ausgang der Schlacht der Geſchicklichkeit meiner Corpsbefehlshaber und der Tapferkeit meiner Truppen anheim zu ſtellen. Mein eigener Antheil an dieſem Siege iſt ſehr gering geweſen."

Friedrich. „Aufrichtig geſtanden, iſt es bei Zorndorf nicht viel anders hergegangen, nur mit dem Unterſchiede daß ich die Initiative der Bewegung hatte und im Anfange ſehr planmäßig verfuhr. Wie ſchon

gesagt wollte ich die Russen vollständig umgehen, und marschirte deshalb mit anbrechendem Tage treffenweise links ab. Als die Spitzen meiner Colonnen über Batzlow hinaus waren und sich auf Wilkersdorf dirigiren sollten, wurden sie in der rechten Flanke durch mehrere Tausend Kosaken angegriffen, welchen reguläre Cavallerie zur Unterstützung folgte. Diese Zudringlichkeit verbaten sich meine Husaren allen Ernstes. Wir setzten unsern Marsch ohne weiteren Aufenthalt fort und kamen mit dem linken Flügel bis Zorndorf, das die Russen bei unserer Annäherung in Brand steckten. — Während dieses Marsches nahm ich von den flachen Höhen bei Wilkersdorf wahr, daß Fermor mit gänzlicher Veränderung der Fronte seiner Schlachtordnung beschäftigt sey, so daß sein linker Flügel an die Stelle des rechten zu stehen kam und die Mietzel den Rücken deckte. Das konnte zwar meinen Angriffsplan im Wesentlichen nicht stören, ich bemerkte aber zugleich daß mir eine weitere Umgehung durchaus keinen Vortheil bringe, weil bei Wilkersdorf und Zorndorf mehrere sumpfige Ravins (der Galgengrund und Zabergrund) entspringen, welche fast senkrecht auf die neue Front der Russen liefen und deren Schlachtordnung in zwei ungleiche Hälften theilten. Diese Schlachtordnung war übrigens keine der gewöhnlichen, sie bestand in ungefähr vier dicht aufgeschlossenen Treffen, abwechselnd aus Infanterie oder Cavallerie gebildet, deren Flanken durch die Ravins geschützt und durch Infanterielinien noch besonders geschlossen waren. Eine sehr zahlreiche Artillerie (390 Geschütze) garnirte die Front.[1] Ein Flankenangriff versprach mir unter solchen Umständen keinen größeren Erfolg als ein Frontalangriff, letzterer schien sogar vortheilhafter weil ich mich auf einem erhöhten Terrain befand, eine bessere Uebersicht hatte und auf eine größere Wirkung meiner Artillerie zählen durfte, von welcher in den tiefen Massen kaum eine Kugel fehl gehen konnte. Ich ließ also den linken Flügel hinter Zorndorf Front machen.

„Gegen 9 Uhr stand meine Armee in Schlachtordnung. Sie theilte sich in zwei Flügel, die Infanterie (38 Bataillone) und Artillerie fast gleichmäßig vertheilt, die Cavallerie meist hinter der Infanterie oder seitwärts haltend. Nachdem meine Zwölfpfünder vor beiden Flügeln

[1] Wie stark die russische Cavallerie in der Schlacht gewesen ist hat nicht ermittelt werden können, weil ein großer Theil davon auf Fouragirung entsendet war. Man schätzte die anwesende reguläre Cavallerie auf etwas über 6000 Reiter; der König war in dieser Waffe mithin der Stärkere. Der Verfasser

aufgefahren waren, eröffnete ich die Schlacht mit einer Kanonade, die lebhaft erwiedert und bis gegen Mittag fortgesetzt wurde. Die Wirkung war anfangs unerheblich. Doch verloren die Russen, deren Feuer überdies eine etwas divergirende Richtung hatte, mehr als ich ohne daß ihre Truppen dadurch erschüttert wurden. Da erfaßte mich ein stiller Ingrimm und ich befahl dem linken Flügel vorzurücken. General Manteufel führte 8 Bataillone links, General Kanitz 7 Bataillone rechts am brennenden Zorndorf vorbei. Letzterer sollte als zweites Treffen folgen, blieb aber in gleicher Linie. Beide rückten bis auf Flintenschußweite an den Feind. Seydlitz blieb mit 30 Schwadronen zu ihrer Linken, war aber von ihnen durch den Zabergrund getrennt, überhaupt gegen meinen wiederholten Befehl zu spät abmarschirt und deshalb noch weit zurück. Andere 25 Schwadronen, die zwischen Zorndorf und Wilkersdorf gehalten, setzten sich noch später in Bewegung und folgten langsam dem General Kanitz. Als die Russen diese dünne Infanterielinie vorrücken sahen und von ihr beschossen wurden, gingen die beiden vordern Treffen des rechten Flügels ihr mit dem Bajonet entgegen und warfen sie zurück. Gleich darauf hieb die russische Cavallerie auf meine weichende Infanterie ein, sprengte sie aus einander, nahm 26 Geschütze, machte aber dann Halt und überließ die Verfolgung ihrer Infanterie. — Seydlitz hatte sich inzwischen genähert. Mittelst schnell aufgesuchter Uebergänge setzte er durch den Zabergrund, griff die russische Cavallerie an, schlug sie nach kurzem aber kräftigen Widerstande aus dem Felde, warf sie mit Ungestüm auf den stehen gebliebenen Theil des rechten Flügels zurück, entsendete aber zugleich einige Regimenter rückwärts gegen die bis auf die Höhe vor Zorndorf gedrungene russische Infanterie. In Verein mit den jetzt auch in Wirksamkeit tretenden (später nachgerückten) 25 Schwadronen wurde diese Infanterie von allen Seiten angegriffen, aber erst nach einer Stunde überwältigt. — Mein erster Angriff war also mißlungen, und wenn auch Seydlitz durch seine mit unvergleichlicher Energie durchgeführten Attaken den ganzen rechten Flügel des Feindes, d. h. ein gutes Drittel seiner Kräfte, in so große Unordnung gebracht hatte daß er uns 50 Geschütze überlassen mußte und aufhörte gefechtsfähig zu seyn, daß selbst Fermor mit einem Theile der Generalität in der allgemeinen Verwirrung bis Kutzdorf fortgerissen wurde, so sah es doch auf meinem linken Flügel nicht viel besser aus. Die geschlagenen 15 Bataillone waren gänzlich entmuthigt und

konnten nur mit Mühe wieder formirt werden. Ich durfte an diesem Tage nicht mehr auf sie rechnen. Dieser Unfall war mir höchst empfindlich, und er hätte gewiß vermieden werden können wenn Seydlitz meine Befehle besser befolgt hätte."

Napoleon sah bei diesen Worten bald den König bald den General Seydlitz an, und schien von Letzterem eine Erklärung zu erwarten. Auch wir waren über den königlichen Tadel nicht wenig verwundert. Eine minutenlange Stille schwebte wie ein dicker Nebel über der Versammlung. Endlich brach der Angeschuldigte das dumpfe Schweigen.

Seydlitz. „Nach Ew. Majestät Disposition sollte die Cavallerie nicht früher einhauen, bis der Feind durch das Geschütz- und Flintenfeuer erschüttert sey. Dem Befehle, in die Linie unserer Infanterie zu rücken, glaubte ich deshalb nicht Folge leisten zu müssen, weil es für mich damals nichts zu thun gab, und meine Pflicht es gebot die Regimenter vor unnützen Verlusten durch Geschützfeuer zu bewahren. Zudem war mir über die Wahl des Angriffsmoments volle Freiheit eingeräumt worden. Als Ew. Majestät in Berücksichtigung der möglichen Folgen meiner dritten Weigerung zum Vorrücken drohend hinzusetzten: „Seydlitz, Er hat den Kopf verwirkt!" dachte ich wie der alte Kottwitz, als er den Prinzen von Homburg bei Fehrbellin gegen den großen Kurfürsten vertheidigte.

(„Das weiß ich, Herr, da nimm ihn hin, da ist er.
Als mich ein Eid an Deine Krone band,
mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
und nichts Dir gäb' ich was nicht Dein gehörte.")

Mein scheinbarer Ungehorsam ist eine Quelle des Siegs geworden. Ich wußte was ich wagte, indem ich Ew. Majestät wiederholtem Befehl entgegen handelte. Nur eine glänzende Waffenthat, die zum Siege führte, konnte diesen Ungehorsam entschuldigen und zugleich rechtfertigen. Diese Ueberzeugung steigerte alle meine Kräfte. Ich hatte meine Rechnung mit der Welt abgeschlossen. Es gab keine Wahl mehr zwischen Sieg oder Tod. Doch hatte Leidenschaft mich nicht verblendet. Mit hellem Blick übersah ich das ganze Gefechtsverhältniß, und hätte Ew. Majestät Infanterie besser Stand gehalten, oder wäre sie vom rechten Flügel zeitgemäß unterstützt worden, wir hätten die Russen schneller bezwungen. Der unmittelbare Schutz jener 15 Bataillone lag den 25 Schwadronen ob,

die Ew. Majeſtät gerade in jenem verhängnißvollen Momente meinen directen Befehlen entzogen hatten. Die mir verbleibenden Regimenter waren zu etwas Beſſerem beſtimmt, das glaube ich deutlich genug bewieſen zu haben."

Napoleon gab Seydlitz Recht, tadelte überhaupt das Vorgehen der Infanterie in ſo langer Linie ohne genügenden inneren Halt, und erſuchte den König in der Erzählung fortzufahren.

Friedrich. „Während ich meine geſchlagenen Bataillone, Seydlitz ſeine ſiegreichen Regimenter hinter Zorndorf wieder ſammelte, verſchwand der ruſſiſche rechte Flügel allmälig von dem Terrainabſchnitte zwiſchen dem Zaber- und Galgengrunde. Aber die Mitte und der linke Flügel ſtanden noch unverſehrt auf der Hochebene daneben und erſtere machte durch ihr mörderiſches Geſchützfeuer jede Verfolgung unmöglich. Der Zweck meines Angriffs wurde alſo auf eine Weiſe erreicht die kein Menſch vorher ſehen konnte. — Mit dieſem Erfolge durfte ich mich indeß nicht begnügen. Ich ſetzte Nachmittags 4 Uhr die noch 30 gefechtsfähigen Bataillone mit allen Batterien in Bewegung; zur Rechten derſelben marſchirten 22 Schwadronen in der Richtung auf Zicher; zur Linken formirte Seydlitz 61 Schwadronen in drei Treffen, um dieſen zweiten Angriff nach Umſtänden zu unterſtützen. Die Batterien eilten unter ſchwacher Bedeckung voraus, eröffneten ihr Feuer gegen die ruſſiſchen Maſſen, wurden aber bald wieder zum Schweigen gebracht, weil feindliche Cavallerie die zum Schutze vorgegangenen Bataillone umringte und eines davon gefangen nahm. Die 22 Schwadronen zur Rechten verjagten endlich den Feind und befreiten die Geſchütze. Meine Infanterie war trotz dieſes Intermezzos im Vorrücken geblieben, das Vordertreffen (20 Bataillone) hatte ſogar einen Angriff ruſſiſcher Dragoner ſtandhaft abgewieſen. — Doch bald darauf traf mich ein weit größerer Unfall. Die ganze ruſſiſche reguläre Cavallerie brach gegen meine Infanterielinie los; 13 Bataillone des linken Flügels wurden von paniſchem Schrecken ergriffen und flohen nach Wilkersdorf. Hierdurch entſtand eine gefährliche Lücke, und wären die Ruſſen eben ſo beweglich als brav geweſen, ſo ging die Schlacht unrettbar verloren, obſchon die übrigen 17 Bataillone gut zuſammen hielten. Aber Seydlitzens Annäherung machte auch die Ruſſen ſtutzig, deren Infanterie ſtehen geblieben war, deren Artillerie jetzt ſchweigen mußte. Doch laſſen wir den „Sieger bei Zorndorf" ſelbſt ſprechen,"

ſagte der König huldreichſt zu Seydlitzen gewendet, der nach kurzer Höflichkeitserwiederung das Wort nahm.

Seydlitz. „Der Moment war äußerſt kritiſch. In der kurzen Pauſe die dem erſten Angriff gefolgt war, hatte ich aus flüchtigen Aeußerungen von Offizieren entnommen, daß unſere Infanterie vor einem ernſten Zuſammentreffen mit den ruſſiſchen Truppen große Scheu habe, und heute auf ſie nicht ſehr zu zählen ſey. Dieſer Umſtand erheiſchte ein ſehr umſichtiges Verfahren. Noch hallte das königliche Drohwort in meinen Ohren. Der Sieg war ſehr zweifelhaft, denn meine 7000 Reiter vermochten zwar viel, aber doch nicht Alles. Ich hatte 18 Schwadronen Küraſſiere im erſten, 15 Schwadronen Dragoner im zweiten, 28 Schwadronen Huſaren im dritten Treffen. Letztere waren gleichzeitig zur Flankendeckung und zur Verfolgung beſtimmt. Als ich unſere Infanterie weichen ſah befahl ich die Attake, verhielt aber abſichtlich das Vordertreffen um die Treffenabſtände vorher bis auf 100 Schritte zu verkürzen, denn ich wollte um jeden Preis den Feind durchbrechen. Die feindliche Cavallerie wich dem Angriffe aus und ſuchte ſobald als möglich die Front ihrer Infanterie frei zu machen, vor welcher ſich etwa 100 Geſchütze befinden mochten. — Entſchloſſen das Aeußerſte zu wagen blieb ich im Vorgehen. Bald kamen wir in das feindliche Kartätſchenfeuer. Die Wirkung war mörderiſch. Roß und Reiter ſtürzten haufenweiſe zuſammen. Staub und Pulverdampf verbargen uns noch die Vertheidigungsanſtalten der ruſſiſchen Infanterie, welche in zwölf Gliedèr aufgeſchloſſen (das vordere knieend) nun ebenfalls ihr Feuer eröffnete. Ein Windſtoß enthüllte plötzlich dieſe furchtbare Maſſe unſeren Blicken. In demſelben Augenblicke wurden faſt alle Offiziere meines Vordertreffens verwundet oder kampfuntüchtig. Die Küraſſiere ſtockten, ein einziger Moment der Unentſchloſſenheit konnte unſer Verderben beſchleunigen. — Da rief mein warnender Genius mir die Worte in's Ohr „Seydlitz, Du haſt den Kopf verwirkt! Jetzt oder Nie!“ Mit einigen Sätzen war ich vor der Front. „Marſch! Marſch!“ hieß es noch einmal. Meine Adjutanten und alle Offiziere wiederholten das Commando, die Küraſſiere ſchrieen mit, ſchwangen die Säbel, alle Trompeter bliesen, und nun ſtürzten wir mit unwiderſtehlicher Gewalt durch die Batterielücken auf die feindliche Infanterie, die ſich augenblicklich zur Erde warf, und das erſte Treffen über ſich weg gehen ließ.

Aber nur Wenige sollten ihrer Auferstehung sich freuen, denn die Dragoner folgten den Kürassieren auf dem Fuße, und die Husaren ließen auch nicht auf sich warten. Das Gemetzel war furchtbar; ein Schlachten war's und keine Schlacht zu nennen. Doch wurde hier unwiderlegbar der Beweis geführt, daß weder Feuer noch Massenbildung die Infanterie zu schützen vermag, wenn sie es mit einer entschlossenen Cavallerie zu thun hat. — Was weiter geschehen ist wolle des Königs Majestät selbst berichten; von jenem Augenblicke des Einbruchs bis zum Ende der Schlacht hatte ich meine Rolle als Anführer ausgespielt. Alles kämpfte Mann gegen Mann auf Tod und Leben, denn die Russen standen wie festgewurzelt in der Erde und mußten einzeln niedergesäbelt werden."

Friedrich. „Dieser Angriff meines tapferen Reitergenerals, welcher die Schlacht entscheiden mußte, erfüllte mein Herz mit ahnungsvoller Begeisterung. Auch mein Genius flüsterte mir zu: Jetzt oder Nie! Ich führte deshalb die 17 wackern Bataillone im Eilschritt heran, um die Reiter in ihrer Blutarbeit zu unterstützen, denn ganz allein würden sie mit diesen viereckigen Ungeheuern doch nicht fertig geworden seyn. Doch kann ich meinen Bericht sehr kurz fassen. Die Infanterie schoß so lange sie noch eine Patrone in der Tasche hatte, und brauchte dann Bajonet und Kolben mit kräftiger Faust. Dieser Kampf dauerte bis zum Einbruch der Dunkelheit, wurde aber zuweilen durch Geschützfeuer unterbrochen. Mangel an Munition und gänzliche Erschöpfung machten dem Blutbade zuletzt ein Ende. Die Russen hatten an diesem Tage einen Verlust von 18,000 Todten und Verwundeten, nebst 103 Geschützen und 27 Fahnen. Gefangene machten wir nur wenig (2800 Mann). Mein eigener Verlust betrug 11,000 Mann, doch gingen außer den 26 Geschützen im Anfange keine anderen verloren. — Ein Fehler war's von mir daß ich die Brücken über die Mietzel hatte abwerfen lassen. Dadurch versperrte ich den Russen jeden Weg zur Flucht, und erleichterte ihren Generalen das Sammeln der Versprengten."

Napoleon. „Diese Schlacht ist allerdings von hohem Interesse, und liefert den Beweis was durch ein gut geführtes Reitercorps bewirkt werden kann. Ohne Seydlitz würde es mit der preußischen Armee mißlich gestanden haben. An Ihrer Stelle, mein königlicher Freund, hätte ich ihn zum Herzoge von Zorndorf ernannt, und niemals wäre ein

solcher Titel besser verdient worden. Aber dieses Cavalleriecorps muß große Verluste gehabt haben."

Seydlitz. „Im Verhältnisse zum Ganzen und zur Größe des errungenen Zwecks war unser Verlust gering zu nennen, er belief sich nur auf 70 Offiziere, 1100 Reiter und etwa doppelt so viel Pferde. Das Infanteriegefecht war ungleich mörderischer. Der größere Gesammtverlust der Russen war eine Folge ihrer Massenstellung, welche die Wirkung unserer Artillerie außerordentlich erhöhte."

Napoleon. „Mich dünkt aber daß dieser Sieg gleichwohl nicht vollständig gewesen ist, denn soviel ich weiß blieb Fermor noch bis zum 31. August auf dem Schlachtfelde oder in der Nähe desselben, sogar seine große Wagenburg bei Kamin hat er gerettet. Da es auf Vernichtung der russischen Armee abgesehen war, hätte sie am andern Tage nochmals angegriffen werden sollen."

Friedrich. „Das war ein Werk der Unmöglichkeit. Nach diesem furchtbaren Kampfe blieben mir nur noch 20,000 Mann, darunter 21 Bataillone die zu keinem neuen Angriffe geführt werden konnten. Zu einer zweiten Schlacht würde es mir auch an Munition gefehlt haben. Der Feind war immer noch ungefähr 35,000 Mann stark, denn in der Nacht und bis zum nächsten Morgen trafen viele entsendete Reiterabtheilungen ein. Nach meinen so eben gemachten Erfahrungen mußte ich voraussetzen, daß eine zweite Schlacht nicht weniger mörderisch als die erste seyn werde, überdies stand ich am Abend mit dem Rücken gegen Landsberg, was mir bei einem möglichen Unfalle sehr gefährlich werden konnte. Mein Wille war es zwar die Russen zu vernichten, es fehlte mir aber die Kraft dazu, und daß Fermor bald seinen Rückzug antreten werde unterlag kaum einem Zweifel. Wozu also neue Opfer bringen da von den Russen nicht viel mehr zu befürchten war? Zur Benutzung meiner Siege in Ihrem Sinne Napoleon, hat es mir fast immer an Zeit und Kräften gefehlt. Mein Bruder Heinrich kann Ihnen erzählen in welcher Gefahr er sich inzwischen befunden, und wie dringend nöthig ihm meine Hilfe war."

Prinz Heinrich (zu Napoleon gewendet). „Ew. Majestät dürfen nicht erwarten aus meinem Munde den Bericht so glänzender Waffenthaten zu vernehmen wie die bei Zorndorf. Ich war dem Herzoge von Braunschweig bei seiner Vertreibung der Franzosen im Frühjahr nur bis

an die Weſer gefolgt, dann nach Sachſen zurückgekehrt, deſſen Schutz mir übertragen wurde, machte von da Streifzüge nach Böhmen und Franken, Bellings Huſaren ſtreiften ſogar bis Nürnberg und verbreiteten daſelbſt große Furcht, konnte aber weder die beabſichtigte Unternehmung gegen Prag ausführen, noch die Vereinigung der Reichsarmee mit dem (öſterreichiſchen) Corps der Generale Serbelloni und Dombasle hindern, und mußte mich auf eine ſehr paſſive Vertheidigung Sachſens beſchränken, wozu mir außer der ſchwachen Beſatzung von Dresden nur 26,000 Mann überwieſen waren. Meine Gegner hatten über 50,000 Mann. Wir bewegten uns gegenſeitig in den Monaten Juni und Juli auf den beiden Parallelſtraßen zwiſchen Hof und Dresden, zwiſchen Eger und Teplitz, nicht ohne zuweilen Streifparteien über das Grenzgebirge gehen zu laſſen um etwas mehr Licht zu bekommen. Nachdem ſich aber die feindliche Hauptmacht ganz nach Teplitz gezogen hatte, und über Kulm nach Gieshübel vordringen zu wollen ſchien, verließ auch ich meine bisherige Operationslinie, nahm Stellung bei Dippoldiswalde und einige Tage ſpäter (19. Auguſt) bei Gahmig hinter der Müglitz. Pirna und der Sonnenſtein waren noch durch 6 Bataillone beſetzt. Am 27. Auguſt erſchien der Feind vor meiner Front. Er dehnte ſich zwiſchen Pirna und Liebſtadt aus, bedrohte ein wenig meine rechte Flanke, verhielt ſich aber ſehr unthätig.

„Ich wußte daß ich von der Reichsarmee nicht viel zu befürchten hatte, denn ſie war ſeit der Schlacht bei Roßbach ganz umgewandelt. Die Sympathie für meinen königlichen Bruder ging ſo weit, daß man ihm zu Ehren einen eigenen Orden geſtiftet hatte,[1] und wäre er vor Olmütz glücklicher geweſen, ich glaube die Baiern, Würtemberger und Heſſen hätten mit uns gemeinſchaftliche Sache gemacht. Nach dem Einfalle der Ruſſen in die Neumark drohte mir aber bald eine ernſtere Gefahr. Feldmarſchall Daun hatte ſich gleich nach dem Abmarſche des Königs an die Oder ebenfalls in Marſch geſetzt, um über Gitſchin, Reichenberg, Görlitz und Bautzen gegen Dresden zu rücken. Seine Armee war 75,000 Mann ſtark, wovon 15,000 Mann anfangs bei Trautenau

[1] Dieſer Orden, von einer heſſiſchen Prinzeſſin geſtiftet, beſtand in einem rothen mit Sternen beſäeten Bande, oben mit dem Namenszuge des Königs und der Krone geſchmückt. Seine Deviſe war: le triomphe de la bonne cause. Er wurde von Herren und Damen auf der Bruſt (von Offizieren am Degenknopfe) getragen, und ſcheint in ganz Deutſchland verbreitet geweſen zu ſeyn. Der Verfaſſer.

zurückblieben, später verstärkt wurden und sich bei Görlitz aufstellten (25. August) um den Feldmarschall Keith abzuhalten. Ich übergehe die Bewegungen des Letzteren, welcher Krankheit halber die Führung dieses Corps größtentheils dem Markgrafen Karl überlassen mußte, und will nur erwähnen daß Daun mit etwa 50,000 Mann (über Königsbrück marschirend) den 31. August bei Radeburg, Laudon mit 8000 Mann fast gleichzeitig bei Kamenz ankam. Der Feldmarschall ließ von dort aus Dresden zur Uebergabe auffordern. General Schmettau wies aber dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück, drohte beim ersten Kanonenschusse die Vorstädte abzubrennen, die (anwesende) kurfürstliche Familie, sich und die Besatzung unter den Trümmern der Stadt zu begraben. Da ich befürchtete daß Daun nunmehr zwischen Dresden und Meißen über die Elbe gehen und mich im Rücken angreifen werde (was auch wirklich dessen Absicht war) entsendete ich den General Knobelsdorf mit 6000 Mann zur Besetzung der Stellung bei Kesselsdorf. Mein neuer Gegner blieb aber unthätig, marschirte den 3. September nach Radeberg, erfuhr hier den Ausgang der Schlacht bei Zorndorf, gab sein ganzes Projekt auf, und ging den 5. in die starke Stellung hinter der Weßenitz bei Stolpen."

Napoleon (zu Daun). „Das heißt die Vorsicht doch etwas zu weit treiben Herr Feldmarschall, und ich hätte gewünscht daß man im August 1813 in gleicher Weise gegen mich operirt hätte. Wie, Sie kannten die Schwäche Ihres Gegners, der ohne des Königs Ankunft verloren war, und gingen nicht mit starken Schritten auf dessen Vernichtung aus? Warum marschirten Sie nicht auf dem kürzesten Wege bis Dresden, wo Sie ganz bequem acht Tage früher ankommen konnten, was den Prinzen genöthigt haben würde die Stellung an der Müglitz zu verlassen?"

Daun. „Ew. Majestät wollen erwägen daß ich bei dem Marsche gegen Dresden ein starkes feindliches Corps hinter mir ließ, das mich während des Ueberschreitens der Elbe auf einer Brücke, zu welcher die Pontons noch nicht angekommen waren, im Rücken angreifen konnte. Ich mußte also den Grafen Keith in Zweifel lassen, ob ich mich der Oder oder der Elbe nähern werde, deshalb die anfangs nördliche Richtung meines Marsches. Uebrigens habe ich die Nachricht von der Schlacht bei Zorndorf schon am 2. Septbr. in Radeburg erhalten, meinen Plan

aber nicht aufgegeben ſondern nur verändert, indem ich nunmehr die Elbe bei Pirna überſchreiten wollte, zu welchem Zwecke General Maquire am 5. Septbr. die nur ſchwach vertheidigte kleine Feſte Sonnenſtein in ſeine Gewalt brachte. Nach dem gleich darauf erfolgenden Rückzuge des Prinzen Heinrich gegen Dresden ließ ich auch ſofort eine Brücke ſchlagen. Ohne des Königs ſchleunige Rückkehr hätte ich meinen Zweck gewiß erreicht."

Napoleon. „Mit ſolchen Entſchuldigungsgründen hätten meine Marſchälle nicht kommen dürfen. Die Gefahr für Ihren Rücken kann ich nicht anerkennen; Sie hatten ein ſtarkes Corps zur Beobachtung bei Görlitz ſtehen laſſen, welches Sie eines Beſſeren belehren konnte. Wer auf ſo entſcheidende Unternehmungen ausgeht wie Sie damals mein lieber Graf, muß den Entwurf dazu reiflicher überlegen. So ſchlecht auch der Geiſt der Reichstruppen geweſen ſeyn mag, ſo hinderte das doch nicht an größerer Thätigkeit gegen den Prinzen, denn Serbelloni hatte immer noch 20,000 Oeſterreicher unter ſeinen Befehlen, mit denen er die Müglitz unterhalb Dohna ohne große Mühe und Gefahr überſchreiten konnte, während die Reichstruppen (30,000 M.) den Prinzen in der Front beſchäftigten. Geſchah dies den 28. Auguſt, ſo war die Beſatzung von Pirna entweder abgeſchnitten, oder der Ort mußte von ihr ſchon früher geräumt werden, und dann konnte den 31. Auguſt dort eine Brücke ſtehen. Ich nehme hier den Fall an daß Sie mit der Hauptarmee bei Radeburg nicht früher eintreffen konnten, muß aber entſchieden tadeln daß Sie dort ſtehen geblieben ſind. Wären Sie bis Dresden vorgerückt, ſo würde die Aufforderung zur Uebergabe eine beſſere Wirkung hervorgebracht haben, und hielten Sie die bereits auf dem linken Elbufer ſtehende Armee nicht ſtark genug den Prinzen Heinrich nach Dresden zu werfen, ſo konnten Sie am 2. Septbr. noch 20,000 Mann bei Pirna übergehen laſſen.[1] In einigen Tagen mußte die Frage vor Dresden entſchieden ſeyn, und der König iſt bekanntlich erſt am 11. September dort erſchienen. So lange konnte ſich dieſe Feſtung nicht halten wenn ſie ernſtlich angegriffen worden wäre. Dieſe ganze Unternehmung konnte übrigens recht gut acht Tage früher geſchehen. Aber im Anfange habt ihr Herren immer Zeit im Ueberfluß, weshalb ſie euch gewöhnlich

[1] Die Elbe hatte zu dieſer Zeit einen ſehr niedrigen Waſſerſtand und mehrere Furten (Vergl. Schöning I. 261.) Der Herausgeber.

zuletzt fehlt. Combinirte Operationen ſind nicht zu verwerfen, doch müſſen ſie beſſer ineinander greifen. Mein königlicher Freund Friedrich verſtand das vollkommen, und ſeine damalige Befreiung Dresdens iſt nicht minder berühmt als die meinige, obwohl meine Truppen beinahe doppelt ſo ſtarke Eilmärſche machen mußten."

Daun wollte alle Schuld auf die Reichsarmee und auf die Saumſeligkeit des Hofkriegsraths wälzen, der ihn immer zur Vorſicht ermahnt habe, kam aber damit übel an. Napoleon bewies ihm im Gegentheil, indem er ihm die Correſpondenz des Grafen Montazet (damaligen franzöſiſchen Abgeordneten bei Daun's Herr) vorlegte, daß ſowohl die Kaiſerin als ihr Kriegsrath wiederholt auf entſcheidende Schritte gedrungen; daß Daun auf beiden Ufern der Elbe und an Böhmens Grenze 120,000 Mann unter ſeinen Befehlen gehabt habe, denen der König nach der Vereinigung mit den Truppen des Markgrafen und des Prinzen Heinrich nur halb ſo viel entgegenſtellen konnte; daß es der beſtimmteſten Befehle bedurft habe Daun zum Verlaſſen des Lagers bei Stolpen zu bewegen, und daß es ohne Montazet's Rath und Mitwirkung ſchwerlich zu dem Ueberfalle bei Hochkirch gekommen ſeyn würde. Der General Serbelloni ſetzte hinzu, daß bei Stolpen die Zeit nutzlos vertändelt worden ſey, indem Daun am 8., 12. und 20. September, ſowie am 1. October theils große Paraden, theils Victoriaſchießen angeordnet hätte, um die Ankunft hoher Perſonen, wirkliche und vermeintliche Siege der Verbündeten, feierlichſt zu begehen, was ſelbſt die Truppen ſehr lächerlich gefunden hätten. — Der kaiſerliche Feldmarſchall hielt es für klüger darauf nichts zu erwiedern. Der König war dagegen auf Napoleons Bitte, den Hergang des Ueberfalles bei Hochkirch zu erzählen, augenblicklich bereit. Ich theile Dir denſelben im Folgenden mit.

Friedrich. „Vor Allem muß ich den Feldmarſchall Daun gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, daß er damals ohne reifliche Erwägung der Verhältniſſe gehandelt habe. Ich will zwar nicht beſtreiten, daß ſeine Operation in Sachſen an dem gewöhnlichen Fehler methodiſcher Langſamkeit gekränkelt, welche ihn den Zeitpunkt verfehlen ließ, wo er Dresden in ſeine Gewalt bringen und den Prinzen Heinrich aus Sachſen vertreiben konnte. Aber nach meiner Ankunft hat mir Daun Verlegenheiten genug bereitet. Ich hoffte mit Zuverſicht daß es zwiſchen uns zur Schlacht kommen würde, ließ deshalb bei Pillnitz zwei Schiffbrücken ſchlagen, um

die ſchnelle Vereinigung mit meinem Bruder zu erleichtern, rückte mit meiner Armee bis Weißig vor, vertrieb den General Laudon aus ſeiner Flankenſtellung bei Fiſchbach, und that Alles was Daun veranlaſſen konnte zu einer Schlacht die Hand zu bieten. Doch vergebens, er blieb in ſeiner ſtarken Stellung hinter der Weſſenitz. In Bezug auf Sachſen hätte mir dieſe Unbeweglichkeit nur lieb ſeyn können. Ich hegte aber große Beſorgniſſe für Schleſien, wo die Generale Harſch und Janus mit 25,000 Mann eingefallen waren, in den dortigen Feſtungen ganz ſchwache Beſatzungen fanden, deren Fall General Fouqué mit ſeinen 4000 Mann im Lager bei Landshut nicht verhindert haben würde. Während wir uns alſo in Sachſen die Zähne wieſen, konnte Schleſien für mich verloren gehen. Da ich um dieſe Zeit von den Ruſſen wenig, von den Franzoſen noch weniger zu befürchten hatte,[1] faßte ich den Entſchluß Daun's Verbindung mit Bautzen und Zittau zu unterbrechen, von woher er ſeine Zufuhren erhielt, und mir zugleich den kürzeſten Weg nach Schleſien zu öffnen, welchen mein Gegner durch Aufſtellung Laudons bei Biſchofswerda und des Prinzen von Durlach mit 20,000 Mann bei Löbau mir bisher kluger Weiſe verſperrt hatte. Den 26. September wurde Laudon von drei Seiten bei Biſchofswerda angegriffen, entging aber der ihm zugedachten Vernichtung und wich über die Weſſenitz nach Weickersdorf aus. Die Straße nach Bautzen war dadurch frei geworden. Ich ſendete den General Retzow mit 12,000 Mann und 40 Geſchützen dahin voraus, nahm mit der Armee Stellung bei Biſchofswerda, zog den Prinzen Heinrich mit einigen Verſtärkungen an mich, und hoffte nun auf eine entſcheidende Bewegung meines Gegners. Da dieſer ſich nicht regte ließ ich Retzow bis Weißenberg vorgehen und wollte ſelbſt bis Bautzen nachrücken, wurde aber durch die verſpätete Ankunft der Brod- und Mehlwagen mehrere Tage aufgehalten. — Am 5. Oktober verließ Daun endlich ſein Lager und marſchirte über Putzkau und Wilthen nach Kittlitz (zwiſchen Löbau und Weißenberg), Prinz Durlach ſtellte ſich bei Reichenbach auf. Ich konnte erſt am 7. nach Bautzen aufbrechen und rückte den 10. bis Hochkirch vor. Ich hatte hier nur 30,000 Mann mit 130

[1] Fermor marſchirte im September nach Pommern, wohin ihm General Dohna mit 18,000 Mann folgte und die Einnahme von Colberg hinderte. Beide beobachteten ſich in der Gegend von Stargard, bis endlich die Ruſſen in den erſten Tagen des November den Rückmarſch an die Weichſel antraten. Der Herausgeber.

Geſchützen. Daun's Armee zählte (ohne Durlach's Corps) 64,000 Mann mit 230 Geſchützen. Die feindliche Macht war alſo doppelt ſo ſtark als die meinige. Nach allen bisherigen Wahrnehmungen ſchien mein Gegner einer Schlacht entſchieden abgeneigt zu ſeyn. Das machte mich etwas übermüthig weshalb ich mein Lager dem ſeinigen ſo nahe aufſchlug, daß die Vorpoſten mit einander ſprechen konnten."

Napoleon. „Das heißt die Keckheit weiter treiben als gut iſt Herr Bruder, und Sie dürfen dem Schickſal nicht grollen daß Sie hier eine tüchtige Lection erhielten. Ich kenne dieſe Gegend und Ihre damalige Lagerſtellung genau. Sie war mit waldigen Bergen und Schluchten umgeben, gewährte Ihnen faſt gar keine Ueberſicht und erleichterte dem Feinde die unbemerkte Annäherung ungemein. Wie konnten Sie glauben daß die Oeſterreicher eine ſolche unerhörte Bravade ungeſtraft hingehen laſſen würden? Sie hätten ja alle den Galgen verdient!"

Keith. „Das erlaubte ich mir des Königs Majeſtät auch zu ſagen, aber mein Rath wurde nicht beachtet; Majeſtät erwiderten ganz ſcherzhaft. Sie hofften daß die Oeſterreicher ſich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten würden. Zieten und die meiſten Generale waren mit mir einverſtanden und beklagten Sr. Majeſtät Verblendung. Die Folge hat gezeigt daß wir Recht hatten."

Friedrich. „Mit nichten ihr Herren. Der Ueberfall, womit ich am 14. October ganz unerwartet heimgeſucht wurde, hat nur bewieſen daß es ſicherer ſey ſich auf gute Anordnungen als auf die Treue von Spionen zu verlaſſen. Niemals würde ich mir eine ſolche Keckheit erlaubt haben, wenn ich nicht in der Umgebung des Feldmarſchalls Daun zwei vertraute Männer gehabt hätte, wovon der Eine von allen Befehlen Abſchrift nahm, der andere ſie mir verkleidet überbrachte oder ſicher zukommen ließ. Bei der meinen Gegnern eigenthümlichen Umſtändlichkeit und Langſamkeit behielt ich alſo immer Zeit genug meine Maßregeln zu treffen, und wagte ſonach in der That nicht gar viel. Durch dieſe Männer erfuhr ich mit Beſtimmtheit, daß Daun mehr an den Rückzug als an eine Schlacht denke. Am 13. lautete der Bericht etwas anders. Man ſprach im Hauptquartiere von einem großen Ueberfalle, ließ aber zugleich Verſchanzungen aufwerfen. Noch ſpät am Abend ſchrieb mein Vertrauter „das Projekt habe ſich zerſchlagen und es ſolle morgen oder übermorgen der Rückzug nach Zittau angetreten werden."

Daun. „Dieſe Täuſchung Sire war mein Werk. Schon längſt ſchöpfte ich gegen Perſonen meiner nächſten Umgebung einigen Verdacht, denn Ew. Majeſtät Anordnungen ließen nur zu ſehr auf eine genaue Kenntniß meiner Abſichten ſchließen. Als ich am Abend vor dem beabſichtigten Ueberfalle unerwartet in mein Zimmer trat, bemerkte ich daß mein Privatſekretär ein angefangenes Schreiben zu verbergen ſuchte. Ich entriß ihm das Blatt und erblickte zu meinen Erſtaunen eine genaue Angabe der Zeit und Punkte des Angriffs. In meiner Entrüſtung wollte ich den Kerl niederſtechen, beſann mich aber ſchnell eines anderen, diktirte ihm die oben mitgetheilte Nachricht und verſicherte mich daß dieſelbe Ew. Majeſtät auf dem geheimen Wege zugeſtellt werde. Gleich darauf ließ ich den Verräther in einen Wagen ſetzen und unter Bedeckung fortſchaffen. Auf meine Verwendung wurde er mit dem Spielberge begnadigt.“ [1]

Friedrich. „Dieſer Kriegsliſt zum Trotz, mein lieber Graf, hätten Sie gar leicht einen Stoß in's Blaue machen können, denn an demſelben Morgen an welchem Sie Ihren Ueberfall ausführten (14. Oktober) war ich geſonnen das Corps des Prinzen Durlach (20,000 Mann mit 60 Geſchützen) bei Reichenbach von drei Seiten anzugreifen, zu welchem Zwecke ich früh 3 Uhr aus meinem Lager aufbrechen und zum General Retzow ſtoßen wollte. Ein Theil meiner Truppen würde inzwiſchen Ihr Lager allarmirt haben, und war ich mir Durlach fertig dann hätte ich Sie ſelbſt in der rechten Flanke angegriffen und von der Zittauer Straße abgedrängt. Das Nichteintreffen der erwarteten Brodwagen vereitelte die Ausführung meines Planes.“

Laudon. „Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, an ein ſolches Präveniire war bei Hochkirch nicht zu denken. Ich hatte Ihren rechten Flügel ſchon Tags zuvor ganz umſtellt. Meine Kroaten bewachten jede Ihrer Bewegungen mit Argusaugen, und da ich eigentlich den Hauptangriff gegen dieſen Flügel zu führen, oder ihn wenigſtens durch die Erſtürmung von Hochkirch einzuleiten hatte, war ich ganz in der Verfaſſung augenblicklich losbrechen zu können.“

Keith. „Da würden Sie doch immer auf mich geſtoßen ſeyn,

[1] General Retzow nennt ihn Schallner, er ſoll den Rang eines Majors gehabt haben, und nach dem Hubertusburger Frieden wieder frei gelaſſen worden ſeyn. (S. Charakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Kriegs, 1. Theil S. 347.) Das Faktum wird auch noch anderweit beſtätigt. Der Herausgeber.

denn ich war für jeden Fall zur Behauptung der wichtigen Stellung von und bei Hochkirch bestimmt, und denke Ihnen trotz der Ueberraschung den Besitz dieses Punktes theuer genug verkauft zu haben."

Friedrich. „Ich kann Ihrer thätigen Wachsamkeit meine Bewunderung nicht versagen Graf Laudon, aber Sie konnten unmöglich wissen welche Bewegungen mein linker Flügel (bei Lauske) machte. Wollten Sie mir wesentlich schaden, so mußten Sie Streifschaaren gegen Bautzen schicken um meine Zufuhren wegzunehmen, was mich in die größte Verlegenheit gebracht haben würde, das ist aber weder vor noch nach der Schlacht geschehen."

Napoleon. „Es ist großen Feldherrn eigen, aus stolzer Zuversicht zuweilen Fehler zu begehen und sich überfallen zu lassen. Soor und Hochkirch liefern davon Beweise. Bei letzterm Ueberfalle wirkte aber Graf Montazet mit, er ist sogar die Haupttriebfeder gewesen, und der Ruhm dieses Tages gebührt zum großen Theile ihm. Ein so concentrischer, präciser und energischer Angriff mußte unbedingt zu großen Resultaten führen, und da gleichzeitig auch Prinz Durlach gegen Weißenberg vorzugehen Befehl hatte, würde das von Ihnen beabsichtigte Unternehmen Ihre Angelegenheiten nicht gebessert haben. Gestehen Sie nur mein königlicher Held, daß die Zuversicht und Selbsttäuschung Ihnen damals einen schlimmen Streich gespielt hat. Das thut aber meiner Bewunderung keinen Abbruch, denn eine stolzere Haltung als die, welche Sie nach diesem großartigen Unfalle angenommen haben, ist in der Geschichte beispiellos. Früh 5 Uhr auf allen Punkten überfallen, drei Stunden später vollständig geschlagen mit Verlust von 100 Geschützen, mehr als 9000 Mann, darunter eine große Anzahl der besten Generale (Prinz Moritz von Anhalt, Prinz Franz von Braunschweig, Keith, Krockow, Geist wurden theils getödtet, theils verwundet und gefangen, oder starben an ihren Wunden, Retzow erkrankte an der Ruhr und starb einige Tage darauf), selbst in großer persönlicher Gefahr [1] zogen Sie sich in schönster Ordnung

[1] Dem Könige wurde ein Pferd erschossen, und nur mit Mühe rettete er sich vor seinem Verfolger, dem Oberstlieutenant Lebrün, der bereits den Prinzen Moritz verwundet und gefangen genommen hatte. Nach von Schöning (I. 280) fochten 60,000 Oesterreicher gegen 30,000 Preußen. Der König verlor an Todten und Verwundeten 241 Offiziere und 8851 Mann, ferner 101 Geschütze, 30 Fahnen und Standarten und fast alle Zelte. Daun's Verlust belief sich auf 314 Offiziere (darunter 5 Generale) und 5314 Mann.

Der Herausgeber.

kaum eine Stunde Wegs zurück, ohne daß der überlegene Feind diesen Rückzug ernstlich zu stören wagte. Damit noch nicht genug, haben Sie auch die unerhörte Dreistigkeit mehrere Tage, mit einer von Geschützen ganz entblößten und geschlagenen Armee auf den Höhen vor Bautzen, nur eine Meile vom Schlachtfelde, stehen zu bleiben und den kühnen Entschluß zu fassen, nach Ankunft der von Dresden herbeieilenden übrigens sehr unbedeutenden Verstärkungen dicht am rechten Flügel des Feindes vorbei, den einmal beschlossenen Marsch nach Schlesien fortzusetzen. An Großartigkeit und Kühnheit der Entwürfe glaube ich mich mit Ihnen messen zu dürfen Herr Bruder, aber die glückliche Durchführung der erwähnten Operationen war nur mit einer so durchaus heldenmüthigen Armee möglich wie damals die Ihrige. Wer seine Fehler so glänzend verbessert, darf sich mit der Sonne trösten die auch ihre Flecken hat! — Wie war es möglich Feldmarschall Daun, daß Sie aus diesem Siege keine größeren Vortheile zogen?" —

Der Befragte blieb die Antwort schuldig. An seiner Stelle ergriff jetzt Graf Montazet das Wort und erwiderte: „Das kam daher Sire, weil der Herr Feldmarschall wieder einmal in seinen Eigensinn verfiel oder Zwerge für Riesen ansah. Der König hatte gleich nach 5 Uhr Morgens dem General Retzow Befehl zugeschickt auf Wurschen zurückzugehen. Dieser kam, ohne vom Prinzen Durlach sehr gedrängt zu werden, gegen 10 Uhr Vormittags dort an, und imponirte durch seine gutgewählte Flankenstellung so sehr daß der fernere Angriff eingestellt wurde. Uebrigens muß ich bemerken, daß ich niemals einen so schönen und wirklich gelehrten Rückzug habe ausführen sehen als den bei Hochkirch. Unter dem Schutze der bis zum letzten Augenblicke im Feuer bleibenden Batterien, und der von Zieten und Seydlitz unvergleichlich schön geführten Cavallerie (9000 Reiter) zog sich die Infanterie in zwei Treffen schachbrettartig über die Ebene bis an das Defilé bei Drehsa, welches die Cavallerie zuerst durcheilte und sich dann zur Aufnahme der Infanterie sehr zweckmäßig aufstellte. Während jenes Rückzugs, dessen regelrechte Ordnung durch nichts gestört werden konnte, machte die preußische Cavallerie einige sehr energische Gegenangriffe, und die Erinnerung an Kolin und Leuthen mag viel dazu beigetragen haben, daß die österreichischen Truppen mehr auf Erhaltung der eigenen als auf Störung der feindlichen Ordnung bedacht waren.

„Nach der Schlacht hatte Daun nichts Dringenderes zu thun als ein großes Siegesfeſt zu feiern. Er glaubte den König vernichtet, den Feldzug beendigt, und wartete in ſtark verſchanzter Stellung von Tag zu Tag auf deſſen Rückzug, ohne dieſen Rückzug, der vorläufig doch auf Dresden genommen werden mußte, nur im mindeſten ſtören oder hindern zu wollen. Was aus dem Könige geworden wäre, wenn wir ihn am Tage nach der Schlacht, von mehr als 300 Geſchützen unterſtützt, angegriffen [redacted] von Bautzen abgedrängt hätten, wird Seine Majeſtät wohl ſelbſt [redacted] genügend beantworten können."

Friedrich antwortete darauf nichts. Seydlitz raunte mir aber ins Ohr, daß der König in dieſem verzweifelten Falle wohl von ſeinen Giftpillen Gebrauch gemacht haben würde; denn er habe noch in der Nacht gegen ſeinen Vorleſer (de Catt) geäußert: en tout cas j'ai de quoi finir la tragédie.

Meine Epiſtel hat bereits eine ſo ungewöhnliche Länge daß ich Dir den ſeltſamen Schluß dieſes Feldzugs nur in gedrängter Kürze mittheilen kann. Am 21. October war Prinz Heinrich mit 5000 Mann und 28 Geſchützen, vielen Munitions- und Mehlwagen in Bautzen angekommen. Die nächſten Tage wurden zum Brodbacken verwendet, auch ſendete der König die Verwundeten und das ſchwere Gepäck nach Glogau, befahl aber dagegen den Generalen Dohna und Wedell aus Pommern nach Sachſen aufzubrechen, wo nur 15,000 Mann unter Fink und Itzenblitz zurückgeblieben waren. Den 24. Abends 10 Uhr ſetzte der König ſeine kleine Heldenſchaar in Marſch, kam den 26. glücklich bis Görlitz, obgleich nicht ohne lebhafte kleine Gefechte zwiſchen Laudon und dem Prinzen Heinrich, der den Flankenmarſch deckte, und zog Daun hinter ſich her. Der getäuſchte Feldmarſchall hatte bisher gehofft, daß die Beſitznahme von Schleſien durch die Eroberung ſeiner Feſtungen zu bewirken ſey, und dem General Harſch deshalb die beruhigende Verſicherung gegeben „er werde den König ſchon feſthalten." Dieſe Anſicht erwies ſich jetzt als eine Illuſion, und da Daun den König bei Görlitz noch viel weniger als bei Bautzen anzugreifen wagte, begnügte er ſich Harſch einige Verſtärkungen zugehen zu laſſen. Die Feſtung Neiße war ſeit dem 4. Auguſt eingeſchloſſen, ſeit den 26. October erfolglos bombardirt und bald darauf regelmäßig angegriffen worden. Auch Koſel wurde jetzt eingeſchloſſen. Das trieb den König zur Eile. Er brach den 30. nach Lauban auf, ſendete von

hier den Prinzen Heinrich mit der kleinern Hälfte seiner Armee nach Hirschberg und Landshut, folgte mit der größeren (29 Bataillone, 68 Schwadronen) der Straße über Löwenberg, Jauer, Schweidnitz nach Neiße, befahl dem General Fouqué von Landshut (mit 4000 Mann) ebenfalls gegen Neiße zu marschiren und vereinigte sich mit ihm den 7. November in dortiger Gegend. Harsch, welcher 30,000 Mann unter seinen Befehlen hatte, war durch die plötzliche Annäherung des Königs höchlichst überrascht, hob die Belagerung von Neiße schon am [redacted]ember auf, und ging über Ziegenhals nach Mähren zurück. ([redacted]de war früher schon aufgehoben worden.)

Als Daun den Abmarsch des Königs von Görlitz wahrnahm, faßte er einen Entschluß der die Versäumnisse bei Bautzen allerdings in mancher Hinsicht wieder ausgleichen konnte. Er ließ den König durch den General Laudon leicht verfolgen, kehrte mit der Hauptmacht schnell nach Sachsen zurück, überschritt den 7. November bei Pirna die Elbe, wendete sich den 9. gegen Dresden, sendete die Reichsarmee gegen Leipzig, den General Haddick gegen Torgau, und hoffte vor Rückkehr des Königs ganz Sachsen bis an das linke Elbufer in seine Gewalt zu bringen. Der Plan war großartig, die Ausführung kleinmüthig, der Erfolg dem entsprechend. General Fink war anfangs hinter den Plauen'schen Grund in das Lager bei Pesterwitz, später bis an die Friedrichstadt zurückgewichen, wo er eine Schiffbrücke über die Elbe hatte schlagen lassen; auch ließ er zum Scheine Anordnungen zum Rückzuge nach Meißen treffen. Schmettau erklärte sich auf die Aufforderung Dresdens zur Uebergabe eben so energisch als im September, und drohte die Pirna'sche Vorstadt in Brand zu stecken, sobald Daun zum Angriff schreiten würde. Allerdings hatte Schmettau gehofft, daß die mit ihren Kindern in Dresden zurückgebliebene Kurfürstin dieses harte Geschick abzuwenden, und Daun zum Abstehen von einem ernsten Angriffe zu bewegen suchen werde. Da aber Letzterer auf seinem Vorhaben beharrte, führte auch Schmettau seinen Entschluß aus, und den 10. November früh 3 Uhr wirbelten die Flammen in den zum Anzünden vorbereiteten Häusern auf. Es wurden dadurch 280 Häuser in Asche gelegt und viele Familien an den Bettelstab gebracht. Diese Maßregel brachte die erwartete Wirkung hervor. Daun sah ein daß er den Platz nur durch eine förmliche Belagerung in seine Gewalt bringen könne. Er traf zwar Anstalten dazu,

ließ auch inzwiſchen die Stadt beſchießen, trat aber ſchon am 16. den Rückzug nach Pirna an.

Zu dieſem auffallenden Schritte gab es zwei ſehr triftige Gründe. Erſtens war General Wedell am 10. November bei Torgau angekommen, wo er einen Angriff des Generals Haddik auf dieſen nur von 2 Bataillonen beſetzten Ort vereitelte. Tags darauf traf auch General Dohna ein. Beide marſchirten vereint mit ihren 16,000 Mann auf Eilenburg, was zur Folge hatte daß der Herzog von Zweibrücken den Angriff auf Leipzig unter[illegible] und über Colditz nach Chemnitz zurück ging. Zweitens ging in Daun's Hauptquartier aus Schleſien die Nachricht von den dortigen Vorgängen und dem eiligen Rückmarſche des Königs ein, welcher ſchon am 17. November bei Weißenberg ankam, hier jedoch die ſogenannte ſchleſiſche Armee unter dem Markgrafen Karl ſtehen ließ, und nur mit den 8 Bataillonen 5 Schwadronen, welche Prinz Heinrich von ſeiner Armee ihm früher zugeführt hatte, den Marſch nach Dresden fortſetzte. Er kam den 20. hier an, gleichzeitig auch General Dohna, ſo daß Friedrich hier wieder eine Macht von beinahe 30,000 Mann vereinigt hatte. Daun, der ihn jedenfalls für doppelt ſo ſtark halten mochte, trat ſofort den Rückzug nach Böhmen an. Der Herzog von Zweibrücken räumte Sachſen ebenfalls und ging nach Franken.

Dieſes glänzende Reſultat erreichte der König nur durch die außerordentliche Schnelligkeit, und das glückliche Zuſammentreffen ſeiner combinirten Bewegungen. Es war ein ſtrategiſcher Sieg, welcher freilich über einen Feldherrn leicht errungen werden konnte, der wie Daun keine taktiſche Entſcheidung ſuchte. Ich enthalte mich jetzt der weiteren Betrachtungen darüber, ſo wie des Vergleichs mit Napoleons Operationen 1813, weil der Feldzug 1760 noch mehr Veranlaſſung dazu gibt. Doch will ich ſchließlich noch bemerken daß General Dohna, welcher erſt am 31. October von Stargard aufgebrochen war, ſogleich wieder dahin zurückkehren mußte. Auch Markgraf Karl führte ſeine Truppen nach kurzer Raſt nach Schleſien zurück, wohin ihm der König für ſeine Perſon folgte, ſein Hauptquartier in Breslau, Prinz Heinrich das ſeinige in Dresden nahm.

An dieſem glücklichen Ausgange des ganzen Feldzugs hatte die Unthätigkeit der Verbündeten Oeſterreichs allerdings den größten Antheil. Fermor hätte das in Pommern ihm gegenüber ſtehende ſchwache Beobachtungscorps des Grafen Dohna leicht überwältigen, und in Verein mit

den Schweden auf Berlin marſchiren können; er vermied aber jede Annäherung an Letztere. Contades unternahm im Spätſommer ebenfalls nichts von Bedeutung. Daß die genannten Feldherren hierzu geheime Inſtructionen gehabt haben, von welchen Friedrich Kenntniß hatte, iſt jetzt kaum noch einem Zweifel unterworfen. Hätte das die Kaiſerin nicht belehren und veranlaſſen ſollen, mehr auf die eigene Macht zu vertrauen und die Entſcheidung auf eigene Hand herbeizuführen? Zu dieſer Einſicht ſcheint aber ihr Hofkriegsrath niemals gekommen zu ſeyn, denn dieſelben Fehler wiederholen ſich auch in den folgenden Feldzügen. So lange dieſes Kriegsſyſtem von Friedrichs Gegnern beibehalten wurde, brauchte ihm vor dem Ausgange nicht bange zu ſeyn, welche Lehren er aber daraus zog will ich Dir im nächſten Briefe mittheilen.

Siebenzigſter Brief.

Olymp, den 9. Auguſt 1844.

Ich finde mich veranlaßt dieſen Brief mit einer Betrachtung zu beginnen, deren innerſten Kern ich Dir und einigen Deiner Freunde ganz beſonders an's Herz legen möchte.

So oft zwiſchen uns von der zweckmäßigſten Führung eines Vertheidigungskrieges gegen Frankreich die Rede war, bliebſt Du immer bei dem Satze ſtehen: die beſte Vertheidigung iſt der Angriff, und berufteſt Dich dabei auf Friedrich des Großen Kriegführung, welche die Richtigkeit obiger Behauptung unwiderlegbar bewieſen haben ſoll. Dieſe Anſicht hat im Laufe der Zeit eine ſo allgemeine Geltung erhalten, daß nicht leicht Jemand wagt gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu ſchwimmen, und ſowohl ihre geſchichtliche Unrichtigkeit als ihre praktiſche Unhaltbarkeit nachzuweiſen. Selbſt General Decker, der ſonſt eben kein Bedenken trägt ſich mit Anderen in Widerſpruch zu ſetzen, hat es bequemer oder klüger gefunden der darüber in Preußen herrſchenden Anſicht ſich anzuſchließen. Ich für meine Perſon bin nicht gewohnt durch dergleichen Rückſichten mein Urtheil beſtimmen zu laſſen, und die Erforſchung

der Wahrheit gilt mir mehr als der Beifall der Menge. Meine Anſichten über den fraglichen Gegenſtand ſind längſt feſtgeſtellt und mehrfach angedeutet worden. Ich will heute nicht darauf eingehen, ſtatt deſſen aber einen Anderen für mich ſprechen laſſen, der allein im Stande iſt dieſen Meinungsſtreit zu ſchlichten.

In einer Unterhaltung mit General Fouqué, für welchen der große Friedrich bekanntlich eine beſondere Freundſchaft empfand, brachte ich des Königs überaus thätige und kühne Kriegführung in den Jahren 1757 und 1758 zur Sprache, und drückte meine Verwunderung aus, daß er in den ſpäteren Feldzügen im Allgemeinen viel behutſamer zu Werke gegangen ſey, obgleich das Anzahlverhältniß der Streiter ſich für ihn oft günſtiger geſtaltet habe. Fouqué hörte mich lange ſchweigend an, holte dann eine Denkſchrift herbei und überreichte ſie mir zur gelegentlichen Durchſicht mit folgenden Worten:[1] „Sie wiſſen, daß der König mich mit ſeinem Vertrauen beehrte. Einen beſonderen Beweis davon gab er mir im Winter 1758—59, indem er mir zuerſt dieſe Denkſchrift überſendete in welcher die Grundſätze enthalten ſind, nach denen er den Krieg künftig zu führen gedachte und in der Hauptſache auch wirklich geführt hat. Von ſeiner bisherigen und, wie Sie ganz richtig bemerken, überaus kühnen und erfolgreichen Kriegführung ſprach er wie von einer Methode, die nur durch die Umſtände gerechtfertigt erſcheine, aber keineswegs als Norm dienen könne, ſelbſt nicht einmal für ihn, weniger alſo noch für Andere, ſollten ſie ſich auch in ähnlichen Verhältniſſen befinden. Er geſtand in ſeinem Briefe an mich, daß er die glücklichen Erfolge nur der übergroßen Langſamkeit und Unentſchloſſenheit ſeiner Gegner verdanke, daß er ſich aber deshalb über die Mängel ſeiner Kriegsmethode keine Illuſion mache und dieſelbe zu ändern beſchloſſen habe. Der König rühmte insbeſondere die Geſchicklichkeit der öſterreichiſchen Feldherren in Vermeidung von Schlachten ohne Ausſicht auf glücklichen Erfolg, und tadelt nur daß ſie häufig vergeſſen hätten, daß die ganze Tendenz ihres Krieges eine durchgreifende Offenſive gebieteriſch gefordert habe. Er lobt ihre Taktik, ihre ſeltene Umſicht bei der Wahl von Lagern, ihre ſorgfältige Kenntniß und Benutzung des Terrains zu defenſiven Zwecken, und geſteht daß er von ihnen Manches gelernt habe,

[1] Wegen Vernichtung des urſprünglichen Manuſcripts hat weder hier noch an manchen andern Stellen die Quelle nachgewieſen werden können. Der Herausgeber.

was er ohne zu erröthen nachahmen werde. — Wenn ein Feldherr nach drei im Allgemeinen so glücklichen Feldzügen sein Operationssystem zu ändern sich bewogen findet, dann hat er ganz gewiß die Nothwendigkeit davon eingesehen. Wenn Friedrich aber gleichwohl später zuweilen wieder nach alter Weise verfuhr, so rührte das von der großen Energie und Entschiedenheit seines Willens her, unterstützt von einer fast beispiellosen Hingebung seiner Generale und Truppen. Eine Rückkehr zum früheren System ist das keineswegs zu nennen, im Gegentheil überzeugte er sich durch den Erfolg immer mehr, daß er sich auf das Abwarten der Unternehmungen seiner Gegner legen, und diese durch schnelles und entschlossenes Dazwischenfahren vereiteln müsse. Darin erkannte der große König das Wesen einer guten Landesvertheidigung, und nicht in dem unaufhörlichen Selbstangreifen seiner Gegner."

Ich übergehe was zwischen Fouqué und mir sonst noch besprochen worden ist, mache Dich aber auf die große Verschiedenheit der Ansichten des königlichen Feldherrn mit den Behauptungen seiner Verehrer aufmerksam, die immer nur seine glänzenden Waffenthaten vor Augen haben, und das unscheinbare stille Walten seiner kriegerischen Vorsicht in den späteren Feldzügen kaum einer flüchtigen Betrachtung würdigen. Hätte der König den Krieg mit der blutigen Energie fortgeführt womit er ihn begonnen, er würde sich bald selbst zu Grunde gerichtet und Alles wieder verloren haben. Sein hell und weit sehender Geist zeigte ihm den Abgrund, in welchen kühner Uebermuth und allzu großes Selbstvertrauen ihn zu stürzen drohte, und er war weise genug sein Kriegssystem zu modificiren, zu einer Zeit wo es ihm gerade die größten Vortheile gebracht hatte. Das ist die ächte Feldherrnweisheit!

Aus ähnlichen Gründen habe ich den maßlosen Tadel über Daun's zeitweilige Unthätigkeit immer höchlichst mißbilligen müssen. Sobald er dem Könige gegenüber als selbständiger Feldherr auftrat, entwickelte er ein Kriegssystem das seinen Verhältnissen ganz angemessen war und mit großer Consequenz durchgeführt wurde. Du mußt aber hier die österreichische Kriegführung von der Daun'schen streng unterscheiden. Die Kaiserin wollte viel gewinnen und wenig wagen, deshalb wurde ihr Feldherr fortwährend zur Schonung seiner Streitkräfte ermahnt, und auf die Unterstützung ihrer Verbündeten angewiesen. Er durfte nicht anders als

im Sinne der erhaltenen Instructionen handeln, und nur nach diesem Maßstabe darf er beurtheilt werden. Seine Rolle als Feldherr glich der Rolle die Blücher 1813 in Schlesien zu spielen bestimmt war. Das war ein Mißgriff der Kriegspolitik, der nur den obersten Rathgebern zur Last gelegt werden kann. Hierbei darf zwar nicht übersehen werden daß, während Daun sich ganz in seine Rolle hineinstudirte, Blücher sich die besondere Bedingung machte auch Schlachten liefern zu dürfen wenn er es angemessen fände. Indeß muß man bei einem Vergleiche Beider auch in Betracht ziehen, daß Blücher zu einem solchen plötzlichen Rollenwechsel viel triftigere Gründe hatte als Daun. Friedrichs Streitkräfte und sonstige Hülfsquellen waren denen seiner übermächtigen Gegner so untergeordnet, daß er bei nur etwas besserem Zusammenwirken der Letzteren unterliegen mußte. Napoleon befand sich in ungleich besseren Verhältnissen, wodurch seine Gegner, insbesondere Preußens Feldherren, zu größerer Thätigkeit und Kühnheit aufgefordert wurden. Daß Daun die Vorsicht der Kühnheit vorzog, ist eine Eigenschaft die Blücher nicht mit ihm gemein hatte, aber deshalb noch kein Fehler, so wenig wie bei Letzterem die vorherrschende Kühnheit ein Fehler genannt werden kann. Bei Beurtheilung eines Feldherrn sind die vorherrschenden Charakterzüge ohne Zweifel wichtige Faktoren; die Verhältnisse unter denen sie zum Handeln berufen worden, sind aber ungleich maßgebender. Hätte Jeder nur seiner individuellen Eingebung oder Neigung folgen dürfen, so würde Mancher zugeschlagen haben wenn er nur beobachten durfte. Der höhere Wille legt aber dem eigenen Willen große Beschränkung auf, wenn es nicht schon andere Verhältnisse thun.

Nur im Vorbeigehen will ich Dich auf die Widersprüche der Kritik aufmerksam machen, welche Napoleons divergirende Angriffsoperationen nach dem Waffenstillstande 1813 tadelt, und gleichwohl Friedrichs ganz analoges Verfahren im Feldzug 1757 als Muster eines Vertheidigungskrieges aufstellt. Die Aehnlichkeit der strategischen Verhältnisse Beider ist allerdings auffällig, hieraus aber Schlüsse für die Größe beider Feldherren ziehen zu wollen, dünkt mich sehr voreilig und selbst ganz unstatthaft. Daß Napoleon geschlagen und zum Verlassen Deutschlands gezwungen wurde, während Friedrich am Schlusse seines Feldzugs als Sieger dastand, ist ohne alle Beweiskraft, obschon das Verhältniß der Streiterzahlen sehr ähnlich genannt werden kann. Auch das gibt der

Kritik keinen festeren Halt, daß Friedrich von neun Schlachten oder Hauptgefechten vier gewann (Reichenberg, Prag, Roßbach und Leuthen) und fünf verlor (Kolin, Hastenbeck, Groß-Jägerndorf, Moys und Breslau); während Napoleon von einer gleichen Zahl nur drei gewonnen (Lützen, Bautzen, Dresden), hingegen sechs verloren hat (Jüterbogk, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Leipzig und Hanau), wobei sich noch ein Zweifel erhebt, ob Hanau wirklich zu den verlorenen Schlachten gezählt werden darf. Ohne dem großen Könige zu nahe treten zu wollen, wird man wohl behaupten dürfen daß Napoleon ein noch besserer Schlachtenlenker gewesen ist und eben so wohl mit der Minderzahl zu siegen verstand wie Friedrich (Austerlitz, Dresden). Aber es kommt hier weniger auf die Zahl als auf die Bedeutung der gewonnenen und verlorenen Schlachten an, und diese Bedeutung erhalten sie erst durch ihre Folgen. In Bezug auf letztere muß der Geschlagene sich der Herrschaft aller Verhältnisse von Einfluß unterwerfen, die er zu nehmen hat wie sie sich ihm darbieten, und die er zu seinen Gunsten nicht zu ändern vermag. Das Einzige was in der Gewalt des Besiegten steht ist, daß er sich einbildet nicht geschlagen worden zu seyn. Aber auch diese Vorstellung ist nicht so ganz willkürlich, denn sollte die geschlagene Armee alles Selbstvertrauen zu sich verloren haben, so werden die Vorstellungen des Feldherrn sehr wenig fruchten. Umgekehrt nehmen wir vielmehr wahr, daß Friedrich nach den harten Schlägen bei Kolin und Kunnersdorf hauptsächlich durch die soldatische Unbefangenheit in den Aeußerungen seiner alten Grenadiere so schnell wieder aufgerichtet wurde, indem er ganz richtig folgerte daß dergleichen Scharten leicht wieder ausgewetzt werden könnten, so lange er noch Truppen habe die bei solchen Niederlagen sich mit den Kernworten zu trösten verständen: „Davon wird uns der Teufel noch nicht holen, der Feind kann auch einmal eine Schlacht gewinnen."

Ganz anders ist es aber wenn die öffentliche Meinung sich auf eine Weise geltend zu machen sucht, wie das 1757 und 1813 in Deutschland der Fall war, und selbst der Politik eine entschiedenere Richtung aufdrängt. Das gibt den allgemeinen Verhältnissen ein viel stärkeres Gepräge. Der Sieg bei Prag begeisterte ganz Frankreich und Deutschland für Friedrich den Großen und lähmte die Operationen der Franzosen und Reichstruppen. Die Oesterreicher waren entmuthigt, die Russen noch fern vom eigentlichen Kriegsschauplatze. Die Katastrophe von Kolin

dämpfte zwar den Jubel und gab ernſten Beſorgniſſen Raum; aber die Unthätigkeit der Oeſterreicher ſchlug letztere bald wieder nieder. Der Verluſt der Schlachten bei Haſtenbeck und Groß-Jägerndorf brachte dem Könige neue Gefahren, die unbegreifliche Unthätigkeit der Franzoſen und Ruſſen beſeitigte ſie indeſſen ſchneller als ſich vorausſehen ließ, und der Sieg bei Roßbach erhob Friedrichs Ruhm aufs Neue. Deſto ſchlimmer ſtand es in Schleſien, und ohne den glänzenden Sieg bei Leuthen würde des Königs Lage immer noch ſehr gefährlich geblieben ſeyn. Dieſer Sieg ſetzte ſeinem Ruhm die Krone auf, und ſteigerte die Vorliebe von Friedrichs zahlloſen geheimen Verehrern zum Enthuſiasmus. Man freute ſich daß der allſeitig Bedrängte die Angriffe ſeiner Gegner ſo kräftig zurückgeſchlagen habe, und man ſcheute ſich in den Hauptſtädten an der Donau, Seine und Newa keineswegs, das Mißgeſchick der eigenen Feldherren durch Spottgedichte und Karrikaturen lächerlich zu machen. Der Feldzug 1757 läßt uns ſonach einen tiefen Blick in die geheimnißvollen Urſachen großer kriegeriſcher Erfolge thun, aber es wird dadurch nur bewieſen, daß die Einheit der Macht verbunden mit größerer Willenskraft manches nachtheilige Verhältniß auszugleichen vermag.

Im Jahre 1813 mußte Napoleon, deſſen hellleuchtender Glücksſtern früher eine faſt ähnliche enthuſiaſtiſche Wirkung hervorgebracht hatte, auf einen ſo mächtigen Beiſtand verzichten. Man ſah in ihm nur den Unterdrücker. Der Uebermuth ſeiner Generale und Truppen in den Ländern der Verbündeten gab dem Gefühle des Haſſes täglich neue Nahrung. Der Gewinn einiger Schlachten über ſeine Unterfeldherren erhob das geſunkene Selbſtvertrauen der Preußen, welche ſich nunmehr zu kühneren Unternehmungen befähigt fühlten. Der Uebertritt Oeſterreichs auf die Seite ſeiner Gegner legte ein ſchweres Gewicht in ihre Wagſchale, obſchon es anfangs mehr moraliſcher Natur war. Es bedurfte Napoleons eminentes Feldherrentalent, um nicht ſchon bei dem erſten Auftreten dieſes neuen mächtigen Gegners zu unterliegen, und dennoch wirkte die Furcht vor ſeinen Alles zermalmenden Schlachten noch ſo ſtark, daß wenig fehlte ihn aufs Neue wieder zum Triumphator zu machen. Selbſt in der Schlacht bei Leipzig gab es Momente wo Napoleon das Glück wieder zu lächeln ſchien. Aber ſein Triumphwagen war wurmſtichig geworden und brach zuſammen; nicht etwa der verlornen Schlachten wegen, denn ſeine Generale und Truppen hielten ſich immer noch für die beſten in der Welt.

Es war die verlorne Luſt am Kriege für einen Zweck, den die Franzoſen nicht mehr für wichtig genug hielten ihre Exiſtenz dabei aufs Spiel zu ſetzen. Es war die Sehnſucht ſeiner Marſchälle und Generale, welche der Krieg reich gemacht hatte, nach behaglichem Lebensgenuß, wodurch die Spannung der Kräfte in Napoleons Heeren immer mehr nachließ. Es war die thörichte Hoffnung Vieler daß es ihm ein Leichtes ſey, einen für Frankreich vortheilhaften Frieden zu ſchließen, und die Hoffnung Einiger daß man durch Beſeitigung dieſes gewaltigen Herrſchers ſich dieſen Frieden verſchaffen könne. — In Friedrichs Heer hat jene Spannung niemals nachgelaſſen. Seine beſten Generale mußten ſich am Schluſſe eines glücklichen Feldzugs mit dem unbedeutenden Geſchenke von einigen Tauſend Thalern begnügen, bei dem geringſten Fehler hingegen den ſchärfſten Tadel, oft ſogar Abſetzung über ſich ergehen ſehen. Friedrich war ein geborner König, dem Alles aus angeborner Ehrfurcht ſich unterwarf. Es hatte noch keine Revolution gegeben, welche das Band zwiſchen Fürſten und Völkern zerriß. Man glaubte alſo den Machthabern von Gottes Gnaden bis zum letzten Lebenshauche mit gleicher Aufopferung dienen zu müſſen. In Napoleon erblickte man nur den glücklichen Emporkömmling, deſſen Macht durch Waffenglück bedingt wurde; ſo wie dieſe launiſche Göttin ihm beharrlich den Rücken kehrte, war auch ſeine Macht in ihren Grundfeſten erſchüttert. Wer ihn früher auf den Thron gehoben hatte, glaubte ſich berechtigt ihn auch wieder herabſteigen zu laſſen.

Wir haben hier nicht zu unterſuchen, ob Napoleon durch ſein eigenes Benehmen dieſe Umwandelung der Geſinnung zum Theil mit verſchuldet habe, ſondern müſſen dieſe Geſtaltung der Verhältniſſe als ein Faktum betrachten, als die Quelle allen Unglücks das ihn damals und ſpäter betroffen hat. Ich wiederhole deshalb, daß ſich aus dem Vergleiche der Feldzüge 1757 und 1813 und ihren ganz verſchiednen Folgen kein Schluß für die Größe der beiden gekrönten Feldherren ziehen läßt, denn ihre Verhältniſſe als Monarchen waren durchaus verſchieden, und das hat den Ausſchlag gegeben. Am allerwenigſten aber läßt ſich daraus ein Syſtem des beſten Vertheidigungskrieges ableiten, und ich will Dir nunmehr des großen Friedrichs Anſichten darüber in Nachſtehendem offenbaren. Die Verſammlung war abermals ſehr zahlreich und gemiſcht; die Hauptſprecher werde ich ſelbſt reden laſſen, das minder Wichtige in gedrängter Ueberſicht mittheilen.

Friedrich. „Der Feldzug 1759 begann für mich unter ſehr ungünſtigen Verhältniſſen. Frankreich hatte ſich enger als jemals Oeſterreich angeſchloſſen. Die Pompadour brachte es dahin, daß Bernis abdankte, und erſetzte ihn durch den ehrgeizigen Herzog von Choiſeul. Sie hatte ſich mit Kaunitz zu meinem Untergange verſchworen, und ſelbſt die Kaiſerin von Rußland unter der Hand noch mehr gegen mich aufregen laſſen. Alle meine Hoffnungen auf einen Separatfrieden mit Frankreich, wozu Bernis ſehr gern die Hand geboten haben würde, gingen dadurch zu Grunde, und ich mußte den Krieg auf Tod und Leben fortſetzen."

Napoleon. „Aber mein glorreicher Freund, wie können Sie ſich über Frankreichs Politik beſchwören, da Sie niemals müde wurden die allmächtige Pompadour zu erbittern? Ich habe eine Sammlung der ſatyriſchen Briefe geleſen (die ſogenannten fliegenden Blätter) worin Sie die einflußreichſten Perſonen des Hofes und Heeres von Frankreich und Oeſterreich auf die ſchonungsloſeſte Weiſe geiſelten und in den Augen der Welt lächerlich zu machen ſuchten. War das ein Mittel die Friedensunterhandlungen zum Schluſſe zu bringen? Iſt eine ſolche Schriftſtellerei einer königlichen Feder überhaupt würdig? Was würde die heutige Preßpolizei dazu ſagen, wenn dergleichen Pamphlete wie z. B. das „Glückwünſchungsſchreiben des Prinzen Soubiſe an den Feldmarſchall Daun über den Degen welchen dieſer vom Pabſte bekommen," oder „die Gedächtnißrede auf den Schuſtermeiſter Reichardt" irgendwo ſich blicken laſſen wollten?"

Friedrich. „Der Krieg Herr Bruder, rechtfertigt Vieles was die bürgerliche Moral zu verdammen pflegt. Wenn einige Herren und Damen von zum Theil ſehr ſchlechter Geſinnung ſich vornehmen, mich niederzuwerfen und mit Füßen zu treten, bis ich das herausgegeben habe was ich das Erbtheil meiner Väter nennen darf, warum ſoll ich ihnen keine Naſenſtüber geben oder ſie durch Nadelſtiche quälen, ſo lange ich das in meiner Macht habe? Die öffentliche Meinung war für mich eben ſo wichtig, als die engliſchen Guinéen und die Hingebung meiner braven Soldaten. Jene einflußreiche Verbündete liebt die Maske und den Domino. Meine Spottgedichte erwarben und erhielten mir ihre Gunſt. Konnte ich meine Gegner nicht ſchlagen, weil ſie zu ſtark waren, ſo mußte ich ſie lächerlich zu machen ſuchen. Das ſchwächte ihre Macht und leiſtete mir Vorſchub. Aber der Kampf mit der Feder war

nur ein Zwiſchenſpiel das ich mir in den langen Winterabenden gönnte während meine Armee rekrutirt wurde.

„Ich wußte welches Schickſal mir bereitet werden ſollte. Vor Allem lag mir daran das franzöſiſche Corps, welches bei Frankfurt a. M. überwintert hatte, über den Rhein zurück zu werfen und die Operationen der franzöſiſchen Hauptarmee dadurch zu verzögern. Der Prinz Ferdinand von Braunſchweig erhielt demnach Befehl ſich in Marſch zu ſetzen. Er zog mit 30,000 Mann durch Kaſſel, erſchien den 13. April vor Bergen (unweit Frankfurt), fand zwar den Herzog Broglio mit ſeinen 35,000 Mann in guter Kampfbereitſchaft, griff ihn aber dennoch an. Wegen Mangels an Geſchütz, das in den ſchlechten Hohlwegen bei Windecken ſitzen geblieben war, hatte der Angriff zu wenig Nachdruck, und obſchon Ferdinands rechter Flügel im Walde von Bilbel einige Fortſchritte machte, hielt er es doch gerathener das Gefecht wieder abzubrechen. Der Nachtheil war nicht ſehr erheblich, denn die franzöſiſche Hauptarmee (über 70,000 Mann unter Marſchall Contades) vereinigte ſich erſt ſieben Wochen ſpäter bei Marburg mit Broglio, und rückte dann ſo langſam gegen die Weſer vor, daß ſie erſt mit Anfang Juli dort ankam, obſchon Ferdinand mit allen ſeinen Truppen (Engländer, Hannoveraner, Heſſen, Braunſchweiger und ſehr wenig Preußen) nur halb ſo ſtark war. Der Verluſt von Minden (den 10.) und Münſter (den 25. Juli) war mir ſehr empfindlich, weil der Beſitz dieſer beiden feſten Plätze es den Franzoſen erleichterte ſich zwiſchen der Weſer und dem Rheine feſtzuſetzen, und durch ihre gewohnten Streifereien in Hannover mir großen Schaden zu verurſachen. Indeß hat der Sieg bei Minden (am 1. Auguſt) mich von dieſen ungebetenen Gäſten bald wieder befreit.“

Feldmarſchall Daun wurde jetzt aufgefordert den Angriffsplan der Verbündeten zu entwickeln. Dieſer beſtand im Weſentlichen darin, daß Soltikow mit 70,000 Ruſſen gegen Frankfurt an der Oder marſchiren und dort mit 30,000 Oeſterreichern unter Haddik und Laudon ſich vereinigen ſollte, während 14,000 Schweden ſich gegen Stettin wenden würden. Die öſterreichiſche Hauptarmee (70,000 Mann) ſollte das ſchleſiſche Grenzgebirge feſthalten, durch ein an der Eger ſtehendes abgeſondertes öſterreichiſches Corps (20,000 Mann) die Verbindung mit der bei Bamberg ſich zuſammenziehenden Reichsarmee (26,000 Mann)

ſichern, zu deren Verbindung mit der franzöſiſchen Hauptarmee der Herzog Broglio bei Frankfurt a. M. aufgeſtellt worden war. Die Geſammtmacht der Verbündeten wurde auf 330,000 Mann geſchätzt, deren Operationsbaſis einen ungeheuren Halbkreis bildete, welcher ungefähr durch die Punkte Stralſund, Poſen, Jaromirz, Eger, Bamberg, Frankfurt a. M. und Weſel bezeichnet werden kann. Da aber die Ruſſen vor dem Auguſt an der Oder nicht erwartet wurden, beeilten ſich auch die Franzoſen nicht; dieſem Beiſpiele folgte die Reichsarmee, und Daun fand ſich eben ſo wenig geneigt vor Ankunft ſeiner Verbündeten etwas zu unternehmen.

Dieſer ungeheuren Uebermacht, welche eine Art von Keſſeltreiben gegen die Preußen veranſtalten und dieſen bei Berlin den Todesſtoß verſetzen wollte, hatte der König kaum halb ſo viel Truppen entgegen zu ſtellen. Davon ſtanden 20,000 Mann unter General Dohna den Ruſſen und Schweden gegenüber, 13,000 Mann unter Fouqué in Oberſchleſien, 45,000 Mann unter dem Könige bei Landshut, 33,000 Mann unter Prinz Heinrich in Sachſen zur Bekämpfung der Oeſterreicher und Reichstruppen, 60,000 Mann unter Prinz Ferdinand zur Abwehr der Franzoſen. Nach allen Erfahrungen und Regeln des Kriegs mußte Friedrich unterliegen, er mochte operiren wie er wollte. Das iſt aber bekanntlich nicht der Fall geweſen, und die Urſachen ſeines Kriegsglücks geben jedenfalls einige gute Lehren für die Syſtemmenſchen, die Alles nach Zahlen, Winkeln und Linien berechnen wollen.

Bekanntlich hat Friedrich den Feldzug damit eröffnet, daß er die feindlichen Magazine in Poſen, Mähren, Böhmen und Franken zu zerſtören ſuchte. Napoleon machte hierüber einige ſcherzhafte Bemerkungen und meinte: es verlohne ſich doch kaum der Mühe 40,000 Mann in Bewegung zu ſetzen, um einigen armſeligen Magazinen den Krieg zu erklären. Friedrich erwiderte aber ganz ernſthaft darauf: daß er ſich leider in der Nothwendigkeit befunden habe dieſes Auskunftsmittel zu ergreifen, um den Beginn der feindlichen Operationen zu verzögern, weil er zu ſchwach geweſen ſey dies auf andere Weiſe zu bewirken. Ohne Nutzen ſeyen dieſe Expeditionen übrigens nicht geweſen, denn Soltikow habe darin einen Vorwand erblickt viel ſpäter als die Oeſterreicher verlangten aufzubrechen, und der Einfall in Franken habe dem Prinzen Heinrich nicht nur ganz hübſche Geldſummen und einige Tauſend

Ueberläufer verschafft, sondern auch große Bestürzung verursacht, und ein verspätetes Einrücken der Reichsarmee in Sachsen zur Folge gehabt. Der König führte ferner die (bereits oben angegebenen) Gründe an, welche ihn genöthigt hätten seine bisherige Kriegsführung zu ändern, und sich die Hinterhand im Spiele zu bewahren, da er keine überflüssigen Trümpfe auszugeben gehabt hätte. Ein Jeder müsse wissen was ihm seine Kräfte erlaubten, und nichts unternehmen was dieselben überschreite.

„Die erste Hälfte des Jahres" fuhr Friedrich fort „verstrich ohne wichtige Ereignisse. Aber die Monate Juli und August führten sehr ernste Verwickelungen herbei, die ich näher und im Zusammenhange bezeichnen muß, damit die Gefahren meiner Lage deutlicher hervortreten. Ende Juni hatte Soltikow seine Armee (70,000 Mann) bei Posen zusammengezogen, setzte sich aber erst am 9. Juli in Marsch und nahm die Richtung auf Crossen, um sich je eher je lieber mit Laudon zu vereinigen. Graf Dohna hatte Befehl diese Vereinigung um jeden Preis zu hindern, ließ sich aber von den Russen überall vertreiben. Das verdroß mich. Ich sendete also den General Wedell mit diktatorischer Macht an Dohna's Stelle. Wedell kam den 22. Juli bei diesem Heerhaufen an, fand ihn im Lager bei Züllichau, und die Russen nicht weit davon hinter einem Bache stehend. Mein Diktator wollte seine Ankunft mit einem Siege feiern, griff die Russen am nächsten Tage mit mehr Kühnheit als Umsicht bei Kai an, wurde geschlagen, verlor ein Drittel seiner Streitkräfte (8148 Mann und 13 Geschütze), und hatte große Mühe die Trümmer seines Corps glücklich über die Oder zu bringen (bei Tschichersig), worauf er über Guben nach Müllrose marschirte ohne verfolgt zu werden. Nur durch Zufall entging Wedell auf diesem Marsche der gänzlichen Vernichtung, denn Soltikow überschritt die Oder etwa 5 Meilen weiter unten und marschirte auf Frankfurt, wo er sich mit Laudon vereinigte der zu derselben Zeit die Neiße abwärts abzog. (Frankfurt ergab sich den Russen schon am 31. Juli.)

„Feldmarschall Daun führte am 28. Juni seine 70,000 Mann aus dem Lager bei Königshof über Reichenberg nach Markliſſa, wo er bis Ende Juli stehen blieb. Ungewiß ob er sich gegen die Elbe oder nach der Oder wenden werde, verließ ich am 5. Juli mein Lager bei Landshut, wo Fouqué meine Stelle einnahm, und marschirte in die Gegend von Löwenberg. Hier nahm ich bei Schmottseifen ein Lager in

welchem ich vorläufig die weitere Entwickelung der Plane meiner Gegner abzuwarten beſchloß. Was Daun gegen mich im Schilde führte war ſchwer zu errathen. Er zerſplitterte ſeine Kräfte auf eine Weiſe, daß er wenigſtens im Laufe des Juli keine kräftige Offenſive ergreifen konnte. General Harſch war zur Deckung der böhmiſchen Magazine bei Trautenau zurückgelaſſen worden; ich ließ ihn durch Fouqué beobachten. Laudon war mit 18,000 Mann im Marſche nach Guben, und Haddik wurde mit einem gleichſtarken Corps ihm nachgeſchickt, ſo daß Daun bei Markliſſa nicht viel über 50,000 Mann gehabt haben wird. Dieſe Entſendungen ließen mich befürchten daß der Hauptſchlag an der Oder erfolgen ſolle. Die Nachricht von Wedells Unfall bei Kai (Züllichau) beſtimmte meinen Entſchluß. Ich befahl dem Prinzen Heinrich, welcher ſchon früher das linke Elbufer hatte räumen, Verſtärkungen an die Oder ſchicken müſſen, und mit dem Reſte ſeiner Armee nach Bautzen marſchirt war, zu mir nach Schmottſeifen zu kommen. Hier übertrug ich ihm die Sorge der Beobachtung Dauns, deſſen Vereinigung mit Soltikow er auf jeden Fall hindern ſollte, wozu ich ihm die bei Schmottſeifen ſtehenden Truppen anwies, während ich mich an die Spitze der ſeinigen ſtellte, welche auf Sagan dirigirt wurden. Dies geſchah in den letzten Tagen des Juli, wo die Reichsarmee bereits an der Saale angekommen war und das entblößte Sachſen, in welchem ich nur noch Dresden, Torgau und Wittenberg ſchwach beſetzt hielt, ohne Schwertſtreich erobern konnte. Die Franzoſen ſtanden damals an der Weſer."

Napoleon. „Dieſe Art zu operiren iſt ganz gegen Ihre Gewohnheit. Warum benutzten Sie nicht die Nähe des Prinz Heinrich'ſchen Corps um mit vereinter Macht über Daun herzufallen? Ein Sieg über Oeſterreichs Hauptmacht mußte jedenfalls entſcheidender ſeyn als über die Ruſſen."

Friedrich. „Unſtreitig mein lieber Frennd, wer bürgte mir aber dafür daß Daun Stand halten werde? War nicht mit Sicherheit voraus zu ſehen, daß er ſich in die Stellung bei Zittau zurückziehen werde? Was konnte das mir aber nützen ſobald die Ruſſen auf Berlin marſchirten? Dauns planmäßige Unthätigkeit hat mich damals bald zur Verzweiflung gebracht, denn ich bedurfte der Siege ohne ſie mit großen Opfern erkaufen zu müſſen. In meiner Lage kam es vor Allem darauf an, keinen einzigen vergeblichen Marſch zu machen, weil ein verlorener

Tag kaum wieder einzubringen war. Ich mußte nebenbei die ruhigſte Haltung annehmen, und dem Gegner durch ſtolze Zuverſicht zu imponiren ſuchen. Im Lager bei Schmottſeifen ſtand ich wie der Springer auf einem Schachbrete; mein Bruder Heinrich war bei Bautzen als der zweite Springer zu betrachten. Von dieſen Punkten aus konnten wir das Land zwiſchen der Elbe und Oder decken."

Napoleon. „Dieſer Vergleich paßt nur auf eine ſehr ſchwache Kriegführung des Gegners. Daß aber mit den Ruſſen nicht zu ſcherzen ſey hatten Sie ſchon mehr als einmal erfahren. Ich glaube überhaupt daß es den Verhältniſſen weit angemeſſener geweſen wäre, wenn Sie den Prinzen Heinrich ſchon im Juni herangezogen hätten, und den Ruſſen ſelbſt entgegen gegangen wären. Dohna war zu ſchwach, und Wedell nicht geſchickt genug einer ſolchen Uebermacht die Spitze zu bieten. Hätten Sie bei Züllichau (Kai) ſelbſt befehligt und 20,000 Mann mehr gehabt, ich glaube Soltikow wäre wieder nach Poſen zurückgegangen. Mit Daun würde Prinz Heinrich ſchon fertig geworden ſeyn, wie ihm das auch ſpäter unter weit ſchwierigeren Verhältniſſen gelungen iſt, und die Reichsarmee konnte ohnehin nicht früher nach Sachſen kommen."

Friedrich. „Der Tadel iſt nicht ganz ohne Grund mein Freund, ich hatte aber gehofft daß Wedell ſeine Sache beſſer machen würde. Doch hören Sie jetzt weiter. Am 30. Juli kam ich nach Sagan und marſchirte mit den dortigen Truppen über Guben nach Müllroſe, um mich dort mit Wedells Corps zu vereinigen und auch den General Fink mit einer Abtheilung von Torgau zu erwarten. Ich war unterwegs ſo glücklich das Corps des Generals Haddik zu erreichen und von Laudon abzudrängen, welcher am 3. Auguſt allein zu Soltikow ſtieß. Beide gingen durch Frankfurt auf das rechte Ufer der Oder zurück, wo ſie ein verſchanztes Lager bezogen. Wahrſcheinlich hatten ſie bereits Kunde von meiner Annäherung, denn ich war an dieſem Tage bis Guben gekommen. Am 7. Auguſt vereinigte ich mich mit Wedell bei Müllroſe (1½ Meile von Frankfurt). Nach Finks Ankunft hatte ich hier 48,000 Mann mit 230 Geſchützen beiſammen, mit welchen ich die Ruſſen angreifen wollte, deren wirkliche Stärke (mit Laudon's Abtheilung) ſich auf 70,000 Mann und 350 Geſchütze belief. Die Meldung Ferdinands von ſeinem Siege bei Minden (1. Auguſt) und dem Rückzuge der Franzoſen gab mir Hoffnung einen ähnlichen Sieg zu erfechten. An dem Tage an

welchem ich den Prinzen Heinrich im Lager bei Schmottſeifen verließ (30. Juli), war Feldmarſchall Daun von Markliſſa nach Lauban aufgebrochen. Prinz Heinrich ließ ihn durch den General Zieten beobachten. Die Reichsarmee beſetzte den 8. Auguſt Leipzig und marſchirte gegen Torgau und Wittenberg. Ich werde auf die Unternehmungen Heinrichs, welcher ſeinen doppelt ſo ſtarken Gegner vollſtändig im Schach hielt, ſpäter zurückkommen weil ich der Zeit nicht vorgreifen will, und wende mich jetzt wieder an die Oder. Mein Kriegsſchauplatz war immer enger geworden. Ich mußte kräftige Schläge ausführen, wollte ich mich der vielen überlegenen Gegner erwehren. War das Glück mir günſtig ſo ſchlug ich erſt die Ruſſen, ſtieß dann mit den entbehrlichen Truppen zum Prinzen Heinrich und fiel über den Feldmarſchall Daun her. Auf dieſe Weiſe hoffte ich den Feldzug ſchnell und glücklich zu beendigen. Die Nähe meiner beiden mächtigſten Gegner erleichterte dieſes Vorhaben. Was mich aber für den Augenblick am meiſten in Verlegenheit ſetzte, war das Ausweichen Soltikows und Laudons hinter die Oder, wo ſie auf den Höhen, über welche die Straße von Frankfurt nach Landsberg (über Droſſen) führt, eine verſchanzte Stellung bezogen hatten. Das nöthigte mich ebenfalls über die Oder zu gehen und auf Umwegen zum Ziele zu gelangen. Gleichwohl mußte ich ein Beobachtungscorps auf dem linken Ufer bei Frankfurt zurück laſſen, damit nicht Soltikow, während ich bei Göritz (4 Meilen nördlich von Müllroſe) auf das rechte Ufer der Oder ging, das entgegengeſetzte Manöver bei Frankfurt ausführte und mich vom Prinzen Heinrich trennte. In ſolchen Momenten, wo es im Intereſſe eines Feldherrn liegt die Entſcheidungen ſchnell auf einander folgen zu laſſen, kann ihm nichts ſo verderblich werden als wenn einer ſeiner Hauptgegner ganz unerwartet aus der Rolle fällt und, ſtatt die angefangene Offenſivbewegung fortzuſetzen, auf einem wichtigen Punkte eine freiwillige Defenſive beobachtet. Zur rechten Zeit ſtill ſtehen und nichts thun iſt nicht minder eine Kunſt, als zur rechten Zeit ſich in Bewegung ſetzen und angreifen."

Daun. „Ew. Majeſtät ſprechen hier eine große Wahrheit aus, wodurch zugleich mein ſo vielfach getadeltes Benehmen im Monat Auguſt gerechtfertigt wird."

Friedrich. „Das iſt mir nicht in den Sinn gekommen lieber Graf, und war jemals eine Unthätigkeit unzeitig, ſo iſt es die Ihrige im

Auguſt geweſen. Ich werde die Fehler nicht verſchweigen die ich mir bei Kunnersdorf vorzuwerfen habe, mir aber dann erlauben Ihr Sündenregiſter ebenfalls aufzurollen, und bin neugierig wie Sie die vielen Unterlaſſungsſünden rechtfertigen wollen. Jetzt aber zur Schlacht.

„Am 10. Auguſt war Finks Abtheilung bei Müllroſe angekommen, und noch denſelben Tag marſchirte ich über Lebus nach den zwei Brücken, die ich bei Göritz hatte ſchlagen laſſen, wo ich in der Nacht die Oder überſchritt. (Die Cavallerie benutzte eine Furth bei Oetſcher.) General Wunſch wurde mit 5000 Mann auf dem linken Ufer zurückgelaſſen, ſowohl um die Brücken zu ſichern als auch Frankfurt zu beobachten. Er hatte die Weiſung am 12., wo ich die Ruſſen anzugreifen gedachte, ſich der Dammvorſtadt von Frankfurt zu bemächtigen, die dortigen beiden Schiffbrücken zu zerſtören und den Ruſſen jeden Ausweg zu verſperren, weil es auf deren Vernichtung abgeſehen war. Ich geſtehe daß ich bei dieſer Maßregel mehr den Gefühlen meines Haſſes als einer klugen Vorſicht gefolgt bin, denn die Ereigniſſe bei Zorndorf hätten mich belehren ſollen, daß es gerathener ſey den Ruſſen goldene Brücken zu bauen. Doch das iſt nicht der einzige meiner Fehler. Den 11. marſchirte ich bis Biſchofsſee und zog über die Stellung meiner Gegner Erkundigungen ein. Es wurde mir berichtet daß des Feindes rechter Flügel auf den Mühlbergen, die Mitte auf den Spitzbergen, der linke Flügel auf den Judenbergen ſtehe, den großen Elſenbruch vor der Front und eine Reihe Feldſchanzen im Rücken habe. Die genannten drei Berggruppen (nur Hügelgruppen) bildeten eben ſo viele Terrainabſchnitte, wovon die Mühlberge durch den Kuhgrund von den Spitzbergen, letztere durch den hohlen Grund (ſpäter Laudonsgrund genannt) von den Judenbergen getrennt waren. Den Zugang zur Front erſchwerte der weit ausgedehnte Elſenbruch, welcher allgemein für unüberſchreitbar galt. Die Mühlberge wurden außerdem im Norden durch das Hühnerfließ (ein ſumpfiger Bach in theilweiſe flachem Grunde) im Oſten durch den Bäckergrund (trockenes Ravin von 1500 Schritt Länge) begrenzt.[1] Die ganze Stellung war alſo ſchwer zugänglich, weshalb ich mich wie bei Zorndorf zu einer völligen Umgehung genöthigt ſah. Zu dieſem Zwecke ſollte General Fink, welcher mit 8 Bataillonen, 35 Schwadronen und 56 Geſchützen zwiſchen Trettin und

[1] Man ſehe die Plane zu General von Deckers „Schlachten und Hauptgefechte des ſiebenjährigen Krieges.“ (Bei Mittler in Berlin, 1837.)

Biſchofsſee (4000 Schritte vom Hühnerfließ) als Vorhut lagerte, früh 6 Uhr gegen die Mühlberge vorrücken, am Hühnerfließe Halt machen, eine Kanonade eröffnen, die Aufmerkſamkeit der Ruſſen feſſeln und meine Umgehung ſichern. Mit allen übrigen Truppen (noch 45 Bataillone, 65 Schwadronen, 164 Geſchütze) brach ich ſchon früh 2 Uhr aus dem Lager hinter Biſchofsſee auf, marſchirte treffenweiſe links ab, überſchritt das Hühnerfließ ungefähr eine halbe Meile oberhalb Finks bezeichneter Aufſtellung, ſuchte die Straße von Reppen durch die Neuendorfer Haide nach Kunnersdorf zu gewinnen, und wollte am Waldſaume auf dem Höhenzuge zwiſchen Kunnersdorf und dem Hühnerfließ mich dergeſtalt in Schlachtordnung ſtellen, daß ich in Gemeinſchaft mit Fink früh 8 Uhr einen umfaſſenden Angriff auf die Mühlberge ausführen konnte, während Seydlitz mit der Cavallerie ſüdlich von Kunnersdorf auf der einzigen freien Ebene vorgehen und die Ruſſen im Rücken bedrohen würde. Die Aufſtellung meiner Batterien auf der Höhe hinter Kunnersdorf, die „Pechſtange" genannt, und hinter dem Bäckergrunde verſprach eine günſtige Wirkung, und ich hoffte durch das Feuer aus 114 Zwölfpfündern die Standhaftigkeit der Ruſſen bald zu erſchüttern. Meine Truppen hatten ungefähr eine Meile Wegs zu marſchiren, ich durfte alſo mit Sicherheit darauf rechnen ſpäteſtens um 7 Uhr am Waldſaume aufzumarſchiren, kam aber erſt nach 10 Uhr dort an, und konnte wegen Ausbleibens der Geſchütze das Feuer vor halb 12 Uhr nicht eröffnen. Das war ein großer Uebelſtand, der durch die Ermüdung meiner Truppen noch erhöht wurde."

Napoleon. „Eine Verrechnung in der Zeit iſt bei dergleichen Operationen ſehr gewöhnlich, weil man oft auf Widerſtand ſtößt wo man ihn nicht erwartete. Aber meines Wiſſens ſind die Ruſſen regungslos in ihrer Stellung geblieben und haben nur das zweite Treffen die Front verändern laſſen; ich begreife mithin nicht was Ihren Anmarſch ſo verzögert haben kann, wenn es nicht die große Anzahl der mitgeſchleppten Zwölfpfünder geweſen iſt, die damals mit 12 Pferden beſpannt geweſen ſeyn ſollen. Oder haben vielleicht Verirrungen im Walde ſtatt gefunden? Es gab aber doch Leute genug die als Führer dienen konnten."

Friedrich. „Ich glaubte gleichwohl Alles gethan zu haben um rechtzeitig ankommen zu können. Da wir ſeit einigen Tagen große Hitze hatten, ließ ich die Truppen Torniſter und Mantelſäcke im Lager ablegen.

Ueber die Beſchaffenheit der zu durchziehenden Gegend zog ich den Major Linden zu Rathe, welcher viele Jahre in Frankfurt geſtanden hatte und als leidenſchaftlicher Jäger die Umgegend genau zu kennen vorgab. Als er mir aber auf viele Fragen nur unbeſtimmte Antworten zu geben vermochte, befragte ich noch einen Förſter und nahm ihn als Führer mit. Die vielen Fragen welche ich unterwegs an dieſen richtete waren Urſache daß der Förſter mehr auf mich als auf die Merkmale im Walde ſah, was uns zu weit ſüdlich führte. Er entdeckte zwar dieſe Verirrung, aber die nothwendig werdende Aenderung der Marſchrichtung auf ungebahnten Waldwegen erzeugte großen Zeitverluſt. Die Hitze war unerträglich. Niemand vermochte ſeinen Durſt zu löſchen. Am Waldſaume angekommen ſtießen wir auf neue Hinderniſſe. Eine Anzahl großer Teiche, unter ſich durch naſſe Wieſen verbunden, bildete ſüdlich von Kunnersdorf einen Schlagbaum der nicht ſo leicht geöffnet werden konnte. Ich mußte mich alſo vorläufig auf den Angriff der Mühlberge beſchränken.

„Unſer Geſchützfeuer war heftig und wirkſam. Schon nach einer halben Stunde ließ ich 8 Grenadierbataillone, die bisher zwiſchen zwei großen Batterien hinter dem Bäckergrunde geſtanden hatten, zum Sturme anrücken. Die Ruſſen empfingen ſie mit einem mörderiſchen Kartätſchenhagel, da ſie aber von Finks Batterien jetzt in Flanke und Rücken beſchoſſen wurden, zündeten ſie die Faſchinen an womit die Feldwerke bekleidet waren, und zogen ſich allmälig gegen den Kuhgrund zurück. Meine Grenadiere wurden durch die brennenden Bruſtwehren etwas aufgehalten, kamen ſelbſt in Unordnung und konnten nicht ſo ſchnell folgen. Als ſie in die Verſchanzungen gedrungen waren, fanden ſie darin 70 verlaſſene Geſchütze. Die Ruſſen hatten inzwiſchen wieder Front gemacht. Ich befahl dem General Fink ſeine Infanterie über das Hühnerfließ gehen zu laſſen. Meine übrige Infanterie trat ebenfalls an. Nachmittags 2 Uhr ſtanden 24 Bataillone auf den Mühlbergen, die nun von den Ruſſen gänzlich geräumt wurden. Mein Sieg hätte ſchon hier vollſtändig werden können, wäre es mir möglich geweſen alle Truppen ſogleich ins Gefecht zu bringen. Aber das brennende Kunnersdorf, welches den Zugang zum Kuhgrunde ſperrte, und die vielen Teiche weiter oberhalb erſchwerten unſer Vordringen, und ich konnte weder die Geſchütze ſchnell genug nachbringen, noch auf Mitwirkung meiner Cavallerie zählen, die auf beiden Flügeln ſich durch ein höchſt ſchwieriges Terrain aufgehalten ſah.

„Der Kuhgrund, 600 Schritte lang, 50—60 Schritte breit, 10—15 Fuß tief und von steilen Rändern eingefaßt (die Beschaffenheit desselben hat durch die Bodenkultur seitdem große Veränderungen erlitten), trennte jetzt die streitenden Parteien und hemmte meinen Siegeslauf. Eine zwölfstündige Anstrengung dämpfte die Kampfbegier meiner Truppen. Die Mehrzahl der Generale selbst Seydlitz und Fink waren der Meinung, man solle sich mit den errungenen Vortheilen begnügen, da zu erwarten stehe daß die Russen in der Nacht den Rückzug antreten würden. Ich schwankte in meinem Entschlusse. Der Wunsch, den Russen eine solche Niederlage beizubringen daß sie die Lust verlören sich ferner an mir zu reiben, war gewiß verzeihlich und ganz in den Verhältnissen begründet. Er regte sich stärker als ich vom linken Ufer die Meldung erhielt, daß Frankfurt in unserer Gewalt sey und im Rücken der Russen sich große Verwirrung zeige. Hierzu kam noch ein immer heftiger werdendes Feuer am Kuhgrunde, hinter welchem die Russen viel Geschütz und drei Linien Infanterie aufgestellt hatten; auch österreichische Bataillone zeigten sich in ihren Reihen. Dieses Feuer reizte mich zur Fortsetzung des Angriffs, denn es mußte erwidert werden, und wurde bald so mörderisch daß ich nur die Wahl zwischen Vordringen oder Rückzug hatte. Sollte ich nach so glücklichem Anfange wie ein Zaghafter auf halbem Wege stehen bleiben?"

Napoleon. „Dazu könnte nur feige Bedenklichkeit rathen mein tapferer Freund, das Glück ist dem Kühnen hold und der Beharrlichste bleibt Sieger. Aber ich begreife nicht wie ein so unbedeutendes Ravin Sie abhalten konnte, der Sache schnell ein Ende zu machen. Gab es nicht rechts und links Raum genug zum Vorbeigehen? Weshalb ließen Sie nicht Finks 8 Bataillone im Elsenbruche vorgehen, den linken Flügel mit allen Batterien auf die Hügelreihe vor den Spitzbergen rücken und den Feind von drei Seiten angreifen?"

Fink. „Euer Majestät halten zu Gnaden, im Elsenbruche war nicht fortzukommen; nur mit größter Mühe gelang es mir zwei Bataillone neben der Frankfurter Straße vorgehen zu lassen, welche auch durch einen zeitgemäßen Flankenangriff die Russen dort zum Rückzuge genöthigt haben."

Napoleon. „Da haben Sie sich nicht gut orientirt gehabt General, denn nach Soltikows Versicherung ist der Elsenbruch in Folge der

anhaltenden Trockenheit damals an vielen Stellen ſo feſt wie Scheunentenne geweſen. Aber freilich muß man nicht überall mit Bataillonsfronten anrücken wollen. Meine Infanterie hat im Gefecht viel ſchwierigere Stellen überſchritten."

Laudon. „General Fink hat uns damals leichteres Spiel gemacht. Der Elſenbruch war allerdings in vielen Richtungen gangbar, ſelbſt für Reiterabtheilungen, weshalb ich mit meinem Corps bei dem rothen Vorwerk (d. h. im Bruche ſelbſt) Stellung nahm, um von dort aus den Preußen in die Flanke gehen zu können, wenn ſie durch den Elſenbruch gegen die urſprüngliche Front der ruſſiſchen Stellung rücken wollten. General Fink hat von früh 4 Uhr bis Mittags Zeit genug gehabt ſich davon zu überzeugen und ſich gute Führer zu verſchaffen, aber keine meiner Patrouillen die bis an das Hühnerfließ vorgingen iſt auf preußiſche Abtheilungen geſtoßen. Da wir nun von dieſer Seite nicht viel zu befürchten hatten, und die Ruſſen bald nach der entgegengeſetzten Seite Front machen mußten, trat mein Corps in das Verhältniß einer allgemeinen Reſerve und hat als ſolche ſpäter den Ausſchlag gegeben."

Napoleon. „Eure Kroaten ſind tüchtige Kerls, nur zu wenig an Disciplin gewöhnt. Aber wir haben den König in ſeiner Erzählung unterbrochen und bitten ihn fortzufahren."

Friedrich. „Die Schwierigkeiten des Bodens bei Umgehung des Kuhgrundes waren in der That bedeutend aber nicht unüberwindlich. Ein halber Sieg würde meine Angelegenheiten nur auf Augenblicke gebeſſert haben, das genügte mir nicht. Ich gab alſo Befehl den Kuhgrund zu überſchreiten, und zugleich auch die Verſchanzungen bei den Spitzbergen anzugreifen. Seydlitz erhielt die Weiſung dieſen Angriff mit der ganzen Cavallerie des linken Flügels (65 Schwadronen) zu unterſtützen, rückte aber trotz des Befehls nicht von der Stelle. Drei volle Stunden kämpfte meine Infanterie mit größter Anſtrengung. Mehrere Bataillone ſprangen gleichzeitig in den Kuhgrund und ſuchten den jenſeitigen Rand zu erklimmen, konnten ſich aber niemals lange dort behaupten. Ein neuer Befehl an Seydlitz brachte endlich meine Cavallerie in Thätigkeit. Sie trotzte mit gewohnter Todesverachtung dem verheerenden Geſchützfeuer, als ſie aber ihren Führer ſtürzen ſah verließ ſie der Muth, und die ſpäter von einzelnen Regimentern wiederholten Angriffe blieben ohne Erfolg. Denn es der Infanterie die Ruſſen vom Kuhgrunde zu vertreiben.

Auch zwiſchen Kunnersdorf und den Spitzbergen drang ſie ſiegreich vor. Gegen 6 Uhr waren die Ruſſen in voller Flucht nach den Judenbergen, und ließen 80 Geſchütze in unſerer Gewalt. Schon früher hatte ich auf des Generals Wunſch erneute Anfrage den Befehl gegeben die Brücken einzuſchießen. Ich zweifelte keinen Augenblick an dem vollſtändigſten Siege, und bedauerte nur meine Batterien nicht bei der Hand zu haben, um die dichten Haufen der Ruſſen niederſchmettern zu können. Meine Infanterie war gänzlich erſchöpft. Die Generale drangen wiederholt in mich den Kampf einzuſtellen. Mit Freuden hätte ich eingewilligt, aber ſchon donnerten die ruſſiſchen und öſterreichiſchen Batterien von den Judenbergen in unſere Reihen. Wir konnten dieſes Feuer nur aus einigen mühſam nachgeſchleppten Bataillonskanonen erwiedern. Bei dem jetzigen Stande des Gefechts war ein Stillſtehen unmöglich geworden. Ich befahl alſo die Fortſetzung des Angriffs.

„Mit Aufbietung der letzten Kräfte ſchritten meine Bataillone vorwärts. Sie waren bereits zu ſchwachen Haufen zuſammengeſchmolzen. Ein furchtbares Geſchütz- und Flintenfeuer lichtete die Reihen. Die Kräfte ſchienen ſie zu verlaſſen. — Da brach Laudon an der Spitze von 14 Schwadronen, die bisher ungeſehen im hohlen Grunde gehalten hatten, plötzlich hervor und ſtürzte ſich auf meine ganz erſchütterte Infanterie, welche in einem Augenblicke aus einander geſprengt wurde. Vergebens wollte ſich ein Theil von Fink's Cavallerie den Oeſterreichern entgegenwerfen, er kam nicht zum Aufmarſch. In Zeit einer halben Stunde hatte ſich der glänzendſte Sieg in die ſchmählichſte Niederlage verwandelt. In der wildeſten Unordnung floh Alles den Wäldern zu. Die eroberten Geſchütze gingen wieder verloren, außerdem faſt zwei Drittel meiner eigenen Artillerie. Nur durch ein Wunder entging ich der Gefangenſchaft an dieſem Unglückstage.

„Die Niederlagen bei Kolin und Hochkirch waren nur kleine Unfälle, in Vergleich mit dem harten Geſchick das mich bei Kunnersdorf betroffen hat. Kaum 5000 Mann folgten mir bis an die Brücken von Göritz, und bildeten nur einen verworrenen Haufen der ſich mechaniſch fortwälzte, ſtumm und mit Verzweiflung im Herzen. Zum Glück ſtellte der Feind die Verfolgung ſchon am Hühnerfließ ein. Aber ſelbſt die elendeſten Koſaken, welche uns von dort ab das Geleite gaben, erregten durch ihr bloßes Erſcheinen allgemeine Beſtürzung, denn meine Truppen waren

gänzlich entmuthigt. Ich selbst gab Alles verloren. Der Tod wäre mir in jener schauervollen Nacht ein Engel des Friedens gewesen. Am nächsten Morgen fanden sich viele Versprengte bei den Fahnen ein. Bis Mittag waren die Regimenter wieder etwas geordnet, worauf ich die Trümmer meiner Armee über die Brücken führte, dieselben abbrechen ließ, Stellung bei Reuthwen nahm und mich mit der Abtheilung des Generals Wunsch vereinigte, der ebenfalls nicht verfolgt worden war. Ich brachte dadurch 18,000 Mann zusammen. Jetzt erst ließen sich die Verluste ermitteln; sie beliefen sich auf 18,500 Todte, Verwundete und Gefangene, nebst 172 Geschützen, wobei ich die Versprengten nicht gezählt habe, welche sich im Laufe des Tags wieder einfanden. Zwölf meiner Generale waren verwundet, Puttkammer getödtet. Wurden wir am 13. oder 14. angegriffen, so war es um die preußische Monarchie geschehen. Aber unbegreiflicher Weise ließ man uns längere Zeit in Ruhe, so daß ich Verstärkungen an Truppen und Geschütz aus Pommern an mich ziehen konnte. Versprengte fanden sich täglich in großen Haufen ein." (Die Gegner verloren 13,850 Mann.)

Napoleon. „In der That mein Freund, diese Schlacht brachte Sie an den äußersten Rand des Verderbens, und Ihre Lage ist nicht viel besser gewesen als die meinige am Abende der Schlacht bei Mont-Saint Jean (Belle Alliance). Sie haben selbst erklärt daß Sie bei dem Verluste derselben nicht ohne Schuld sind, betrachten wir jetzt den Hergang mit kritischen Augen. Unbegreiflich ist es daß sich bei der Armee so wenig Offiziere befanden, welche über die wichtigsten Einzelheiten des Kampfplatzes Auskunft geben konnten. Das Jagdvergnügen scheint eben kein sonderliches Mittel zu seyn von der Terrainbeschaffenheit eine taktische Ansicht zu bekommen. Man denkt dabei nur an Hasen und nicht an das, was einem tapferen Feinde gegenüber zu berücksichtigen seyn könnte. Dieser auffällige Mangel an Terrainkenntniß ist als die erste und hauptsächlichste Ursache Ihrer Niederlage zu betrachten, weil die übrigen fast alle ihren Ursprung darin haben. Ich mag die Umgehung nicht tadeln, denn im Elsenbruche wäre die Artillerie ohnehin nicht zu brauchen gewesen. Aber die durch die Verirrungen im Walde, durch Verfehlen der gebahnten Wege entstandene Zeitversäumniß, verbunden mit übergroßer Anstrengung der Truppen vor dem Angriffe, mußten nothwendig schlimme Folgen haben. Die unangenehme Entdeckung der

Kunnersdorfer Teiche hätte Sie indeß überzeugen sollen, daß die Angriffsdisposition eine Aenderung erleiden mußte. Das dreistündige stehende Gefecht am Kuhgrunde kann ich durchaus nicht billigen. Fand die damals etwas unbehilfliche Infanterietaktik kein Mittel dieses Ravin zu überschreiten, so mußte die Artillerie vorgezogen werden. Das Feuer aus 100 Zwölfpfündern würde die Russen schon mürbe gemacht haben. Während dieser Zeit mußte das brennende Kunnersdorf gelöscht werden, um von dort aus gegen die feindliche Mitte vorgehen zu können; Fink mußte im Elsenbruche vordringen und die Russen im Rücken oder in der linken Flanken beunruhigen." [1]

Friedrich. „Das ist im Grunde das nämliche Verfahren welches ich selbst gewollt habe. Oberst Moller der meine Artillerie befehligte, erklärte mir aber die Unmöglichkeit die Geschütze auf die Mühlberge zu bringen, weil sie von den erschöpften Pferden in dem tiefen Sandboden nur noch mit Mühe fortgeschleppt werden konnten."

Napoleon. „Eben deshalb habe ich den fehlerhaft geleiteten Umgehungsmarsch als die Quelle alles Uebels bezeichnet. Indeß kann ich auch die Entschuldigung des Obersten Moller nicht begreifen. Bei Fink's Abtheilung befanden sich 56 Geschütze, die das Hühnerfließ ohne erhebliche Schwierigkeit überschreiten konnten. Die Bespannung derselben hat vorher nicht die geringste Anstrengung gehabt. Auf der Höhe hinter dem leicht zu umgehenden Bäckergrunde haben 60 Geschütze im Feuer gestanden, die seit Mittag nichts mehr zu thun hatten. Diese Geschützmasse hatte bis an den Rand des Kuhgrundes nur eine Strecke von etwa zweitausend Schritten zurückzulegen, was in drei Stunden doch wohl zu ermöglichen gewesen wäre. Vermuthlich hat es aber auf den Mühlbergen an Raum zur Aufstellung gefehlt, weil man fehlerhafter Weise zu viel Infanterie dorthin gezogen hatte. Ich kann solche Anordnungen nicht gut heißen. Die Ungeduld verleitete Sie zur Uebereilung, und dann wurde wieder von den Truppen das Unmögliche gefordert.

Seydlitz. „Ew. Majestät werden nun wohl auch meine Weigerung vorzurücken stark begründet finden. Niemand kann von der Nothwendigkeit unbedingten Gehorsams mehr als ich durchdrungen seyn. Aber

[1] Es darf nicht übersehen werden, daß die russische Mitte und der ursprünglich linke Flügel während der Schlacht nach der entgegengesetzten Seite Front gemacht haben, der Elsenbruch deckte also jetzt den Rücken.

in der Welt hat Alles seine Grenze selbst der augenblickliche Gehorsam, denn ein Unterbefehlshaber ist mehr als ein blindes Werkzeug. Als ich den Befehl zum Vorrücken erhielt stand des Königs Majestät in Rauchwolken gehüllt auf dem Mühlberge. Die Beschaffenheit der Verschanzungen, welche die russische Stellung auf der Südostseite umgaben, war von dort aus gar nicht zu beurtheilen. Durch die Kunnersdorfer Bauern erhielt ich Kenntniß von den Wolfsgruben und sonstigen Annäherungshindernissen. Die dahinterstehenden Truppen waren etwas in unordentlicher Bewegung aber keineswegs erschüttert. Es wäre mehr als Unverstand gewesen mit meinen 65 Schwadronen diese stark verschanzte und gut vertheidigte Linie angreifen zu wollen, denn es handelte sich dabei um viel mehr als um das Durchbrechen zwischen einigen sich schlecht flankirenden Redouten."

Friedrich. „Sie wollten also bei dieser Entscheidungsschlacht einen müßigen Zuschauer abgeben?"

Seydlitz. „Ganz und gar nicht Sire. Aber diese Schlacht mußte, wie des Kaisers Majestät sehr richtig bemerkt, vorzugsweise durch die Artillerie und Infanterie ausgekämpft werden, die sich zweckmäßig zu unterstützen hatten. Daß die Geschütze nicht auf die flachen Sandhügel gebracht werden konnten, lag zum Theil in der ungeschickten Bespannung mit 12 Pferden. Wenn wir den höheren Artillerieoffizieren riethen, sie sollten die Hälfte der Pferde abhängen, weil man eher 6 als 12 Pferde findet die gleichmäßig anziehen, so sahen sie uns sehr ungläubig an und schienen uns für Leute zu halten die nicht zu inultipliziren verstünden. Das Verhältniß der Zugkraft zur Last unter allen Umständen wie eine arithmetische Proportion zu behandeln beweist daß solche Rechnenmeister eben nur Rechnenmeister sind, die besser thäten erfahrene Fuhrleute darüber zu Rathe zu ziehen. — Was die Verwendung der Cavallerie betrifft, so mußte sie sich bei Kunnersdarf auf eine ganz secondäre Rolle beschränken und hauptsächlich Unfällen vorzubeugen suchen. Wäre meine Cavallerie noch intakt und ich an ihrer Spitze gewesen, als des Königs Majestät auf den Spitzbergen den plötzlichen Rückschlag erlitten, so würde ich zwischen den verlassenen Verschanzungen durchgesprengt seyn und mich auf den nachrückenden Feind gestürzt haben, wodurch es unserer Infanterie möglich geworden wäre sich hinter dem Kuhgrunde unter dem Schutze der Artillerie wieder zu sammeln. Der Sieg wäre uns dann

gewiß nicht wieder entriſſen worden. In jenem verhängnißvollen Momente lag ich aber beſinnungslos auf dem Felde,[1] meine Regimenter jagten einzeln auf der Ebene herum oder wurden gejagt, und als die feindliche Cavallerie in Maſſe aus den Verſchanzungen rückte, wurde die unſrige ohne große Mühe bis hinter die Teiche am Waldſaume zurückgetrieben. Ein Viertel meiner braven Reiter fiel als Opfer ihrer eben ſo nutzloſen als widerſinnigen Anſtrengungen. Es war nichts anderes als wenn man eine Sandſteinmauer mit Glasflaſchen hätte niederwerfen wollen."

Napoleon. „Ich habe früher die Verwendung des Generals Wunſch auf dem linken Ufer getadelt, muß aber die Nothwendigkeit der dortigen Aufſtellung einer ſtarken Truppenabtheilung anerkennen. Doch bin ich nicht damit einverſtanden daß den Ruſſen jeder Ausweg geſperrt wurde. Wunſch hätte angewieſen werden ſollen Frankfurt und die Brücken durch ſeine Cavallerie zu beobachten, mit der Infanterie hingegen oberhalb der Stadt über die Oder zu gehen, was bei dem ſehr niedrigen Stande des Waſſers und bei den vorhandenen Inſeln keine großen Schwierigkeiten haben konnte. Wenn Wunſch am Nachmittage mit 4000 Mann Infanterie die Judenberge angegriffen hätte, würde es möglich geweſen ſeyn der preußiſchen Cavallerie einen Weg durch die Verſchanzungen zu bahnen, oder während des letzten Angriffs des Königs auf andere Weiſe mitzuwirken. Die Straße von Frankfurt nach Berlin war am Schlachttage nicht mehr gefährdet, und ſuchte Soltikow einen Ausweg auf dem linken Ufer, ſo konnte ihm Wunſch von den Judenbergen aus ungleich mehr ſchaden, als durch direkten Widerſtand in der Stadt, der entweder ſeinen eigenen Untergang herbeiführen, oder die Ruſſen zum Kampfe auf Leben und Tod antreiben mußte."

Friedrich. „Ich kann dieſen Tadel nicht zurückweiſen. Aber größerer und allgemeinerer Tadel trifft mich, daß ich an dieſem Tage aus der Rolle fiel und gegen den Geiſt meines Vertheidigungsſyſtems handelte. Die weiſe Vorſicht und Mäßigung meines bisherigen Verfahrens, welches meinen ſchwindenden Kräften und beſchränkten Verhältniſſen ſo

[1] Seydlitz hatte unter anderen einen Kartätſchenſchuß erhalten, der ihm das Säbelgefäß und die rechte Hand ſo zuſammenquetſchte, daß er vor Schmerzen von der Maulſperre befallen wurde. Die Bügel des Gefäßes mußten durchgefeilt werden, um die Hand wieder frei zu machen. Der Verfaſſer.

ganz angemeſſen war, hatte dem kühnen Drange nach vollſtändiger Entſcheidung weichen müſſen. Dieſer Drang riß mich faſt wider Wiſſen und Willen in einen Strudel von Wagniſſen hinein, die zwar unter andern Verhältniſſen zu großen Reſultaten führen konnten, hier aber ſehr am unrechten Orte waren und mich an den Rand eines ſchauervollen Abgrundes ſchleudertern. Hätte ich den Bitten meiner Generale nachgegeben und den Kampf früher in eine bloße Kanonade verwandelt, es wäre großes Unglück verhütet worden. Aber ich bedachte nicht daß auch die allergehorſamſte Truppe zuletzt den Dienſt verſagen muß, ſobald Unmögliches von ihr gefordert wird; denn die Geſetze der Natur werden niemals ungeſtraft übertreten."

Der König ſchloß für heute ſeinen Vortrag und lud die Geſellſchaft für nächſte Woche zur Fortſetzung ein. Beim Weggehen plauderten wir Generale noch mancherlei über die Angriffsdispoſition. Scharnhorſt hob beſonders hervor daß die organiſche Gliederung der preußiſchen Armee dem umfaſſenden Angriffe in ſolchem Terrain durchaus nicht entſprochen habe, worin ich ihm nur beiſtimmen kann. Wäre die Infanterie in vier Diviſionen eingetheilt geweſen, ſo konnte die erſte an das Hühnerfließ, die zweite an den Bäckergrund, die dritte gegen Kunnersdorf rücken, die vierte in Reſerve bleiben, und jede auf eigene Hand angreifen, wobei ſie von verhältnißmäßiger Artillerie unterſtützt werden mußten. Das Streben eine zuſammenhängende Schlachtordnung zu bilden und in ſolcher anzugreifen, mußte nothwendig großen Verluſt an Zeit und Kräften herbeiführen. Gegen die Vertheilung der Cavallerie iſt nichts zu ſagen, deſto mehr aber gegen ihre Verwendung. Seydlitz ſprach darüber ſeinen Unwillen in ſtarken Worten aus, und führte ſchwere Klage über den Starrſinn des Königs, deſſen Unbeugſamkeit ihm zwar manchen Sieg verſchafft, aber auch unverhältnißmäßige Verluſte und manche Niederlage bereitet habe. Man muß nicht mehr *wollen* als man zu *vollbringen* vermag. Bald ein Mehreres.

Einundſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 16. Auguſt 1844.

In der heutigen Verſammlung gab Friedrich der Große einen Ueberblick der ſtrategiſchen Verhältniſſe zur Zeit ſeiner Niederlage bei Kunnersdorf. Am Schlachttage ſtand Haddik mit 16,000 Oeſterreichern bei Spremberg, Daun mit 30,000 Mann bei Lauban, mit Abtheilungen bei Görlitz, Rothenburg und Pribus, Buccow mit 20,000 Mann bei Markliſſa, Harſch mit 10,000 Mann noch weiter rückwärts in Böhmen. Prinz Heinrich ſtand mit 30,000 Preußen im Lager bei Schmottſeifen (bei Löwenberg), hatte ungefähr 5000 Mann unter Zieten zur Beobachtung Daun's und der Abtheilungen an der Neiße gegen Naumburg vorgeſchoben, und hielt das Lager bei Landshut mit 13,000 Mann unter Fouqué beſetzt. In dieſen Stellungen befanden ſich die genannten Corps ungefähr ſeit Anfang Auguſt. In Sachſen ſpielte die Reichsarmee auf dem linken Elbufer überall den Meiſter, hatte Leipzig genommen und war in Begriff auch das ganz ſchwach beſetzte Torgau zu erobern. Zur Vertheidigung Dresdens hatte General Schmettau kaum 4000 Mann. Auf dem rechten Elbufer ſtand nirgends eine preußiſche Abtheilung, denn Prinz Heinrich hatte Alles mitgenommen als er auf Befehl des Königs in die Lauſitz marſchirte. Hätte Friedrich bei Kunnersdorf geſiegt, ſo würde er ſich mit ſeinem Bruder wahrſcheinlich an der Neiße vereinigt und Daun nach Böhmen zurückgeworfen haben, in welchem Falle Sachſen ebenfalls ſchnell wieder befreit worden wäre, da die Franzoſen im Rückzuge nach dem Rheine begriffen waren. Friedrich erlitt aber eine ſo vollſtändige Niederlage, daß er im erſten Augenblicke Alles verloren gab, und den General Schmettau ſogar zur Uebergabe von Dresden ermächtigte, wenn er nur die Kriegskaſſe (6 Millionen Thaler) und die Vorräthe rettete. Unter ſolchen bedenklichen Umſtänden war des Königs Lage im höchſten Grade gefährlich, und nur die allergröbſten Vernachläſſigungen ſeiner Gegner konnte ihn vom augenſcheinlichſten Untergange retten.

Soltikow zog aus ſeinem Siege nicht den geringſten Nutzen und blieb wie feſtgebannt bei Frankfurt auf dem Schlachtfelde ſtehen. Allerdings hatte ſeine Armee 12,000 Mann, Laudons Corps 2000 Mann

verloren. Aber Haddiks Ankunft am 16. Auguſt erſetzte dieſe Verluſte vollkommen, und die preußiſche Armee befand ſich in einer ſolchen Auflöſung, daß es am 14. der unbedeutendſten Anſtrengung gelungen ſeyn würde ſie zum zweitenmale auseinander zu ſprengen. Doch auch nach Haddiks Ankunft geſchah nichts weiter als daß Soltikow die Armee, welche mit Einſchluß der Oeſterreicher nahe an 70,000 Mann, zählte auf das linke Ufer der Oder gehen ließ, wo ſie bis zum 29. Auguſt zwiſchen Frankfurt und Müllroſe lagerte. — Der König marſchirte am 16. von Reuthwen nach Madelitz, um die Straße von Frankfurt (über Münchberg) nach Berlin zu decken, blieb hier bis zum 18. und nahm dann Stellung bei Fürſtenwalde. Hier trafen (den 20.) 5000 Mann aus Pommern ein, mit welchen General Wunſch ſogleich nach Sachſen aufbrechen mußte um wo möglich Dresden zu retten. Der König behielt immer noch 24,000 Mann und ungefähr 80 Geſchütze, mit welchen er den 30. Auguſt bis Beeskow vorrückte, weil Haddik ſich dort gezeigt hatte und Soltikow ebenfalls erwartet wurde aber nur bis Müllroſe nachfolgte. Daun rückte in der zweiten Hälfte Auguſts die Neiße entlang bis Triebel, Prinz Heinrich folgte dem Bober entlang bis Sagan. — Ich habe Dir dieſe Bewegungen überſichtlich mitgetheilt damit die nachfolgende Diskuſſion verſtändlicher werde.

Napoleon. „Mein königlicher Bruder Friedrich muß ſchon damals der Liebling der Götter geweſen ſeyn, denn eine troſtloſere Lage als die ſeinige nach der Schlacht bei Kunnersdorf hat es wohl niemals gegeben. Nach der Niederlage bei Mont Saint Jean (Belle Alliance) hatte ich doch noch über eine hübſche Macht zu verfügen, und würde mich ohne das Hinzukommen von Abfall und Verrätherei ſchon behauptet haben. Aber ohne Truppen vermag auch der genialſte Feldherr nichts auszurichten. Preußens Rettung grenzt an das Fabelhafte. Waren es vielleicht wieder die Goldpillen, welche hier wie bei Richelieu den Vermittler machten?“

Friedrich. „Keineswegs, meine Goldfüchſe waren längſt zu Tode gehetzt worden, und die Ephraimiten konnte ich niemand anbieten. Ich hatte nur noch Eiſen und Blei zu meiner Verfügung und zwar in ſehr geringer Quantität. Meine Rettung aus jener Gefahr verdanke ich ganz allein dem öſterreichiſchen Kriegsſyſtem und der Geſchicklichkeit meines Bruders Heinrich, der ſeinen Gegner beſtändig im Schach hielt.“

Laudon. „An unſerem Kriegsſyſtem hat es wahrhaftig nicht gelegen, daß die preußiſche Armee ſich von den harten Schlägen bei Kunnersdorf wieder erholen konnte, aber der Feldmarſchall Soltikow war auf keine Weiſe zu bewegen den Sieg zu benutzen.“

Soltikow. „Das iſt nicht zu verwundern. Wenn mich die Kaiſerin Maria Thereſia für ihren Vorfechter gehalten hat ſo iſt das nicht meine Schuld. Meine Kaiſerin hatte mich nur zum Mitfechter beſtimmt, und ich durfte mit Recht erwarten daß unſere Verbündeten auch etwas thun würden. Acht Tage ſtand ich ſchon bei Frankfurt, hatte bereits den Sieg bei Kai erfochten, und erwartete nun das Vorrücken des Feldmarſchalls Daun. Aber er rührte ſich bei Lauban nicht von der Stelle, und ſtatt mich verabredeter Maßen durch 30,000 Mann zu verſtärken, kam nicht viel mehr als die Hälfte.“

Haddik. „Unſer Hilfscorps war noch ſtärker. Ich wurde aber auf dem Marſche vom Könige angegriffen, von Frankfurt abgedrängt und gegen Spremberg geworfen.“

Soltikow. „Iſt das die ganze Entſchuldigung? Wer hinderte Sie auf Berlin zu marſchiren, um die linken Handſchuhe auszutauſchen?[1] Wer hinderte Sie dem Könige ſpäter an die Oder zu folgen, den Generalen Wunſch zu ſchlagen und die Brücken bei Reuthwen zu zerſtören? Warum blieben Sie zwei Wochen bei Spremberg ſtehen? Gab es für Sie nichts Beſſeres zu thun?“

Haddik. „Ohne Befehl durfte ich dieſen Ort nicht verlaſſen, und neue Befehle erhielt ich nicht.“

Soltikow. „Nun ich kann ja wohl auch Befehl gehabt haben vorläufig nur zwei Schlachten zu gewinnen, und dann abzuwarten bis die Herrn Verbündeten auch einmal eine Schlacht gewinnen würden. Wenn alle Verbündeten Oeſterreichs ſo hartnäckig gekämpft hätten als wir, möchte es den Preußen ſchlecht bekommen ſeyn!“

Laudon. „Ich möchte wohl wiſſen was aus der ruſſiſchen Armee geworden wäre, wenn ich bei Kunnersdorf mich nicht vor den Riß geſtellt hätte; ſie war ja vollſtändig geſchlagen!“

Soltikow. „Und ich möchte wiſſen wie lange eine öſterreichiſche

[1] Als Haddik 1757 den Zug nach Berlin machte, wollte er ſeiner Monarchin eine Galanterie erweiſen und brachte ihr ein Dutzend Glacéhandſchuhe mit. Als die Kaiſerin das Paket eröffnete ergab ſich daß ſämmtliche Handſchuhe nur für die linke Hand waren.

Armee ſich in der Stellung bei Kunnersdorf gegen ſo ungeſtüme Angriffe behauptet haben würde. Ich habe dort beinahe ein Viertel meiner Truppen geopfert; das heißt ſeine Bundespflicht ſehr ehrlich erfüllen! Nach dieſem harten Kampfe war doch wohl die Reihe an den Oeſterreichern die Früchte dieſes glänzenden Sieges einzuſammeln. Ihr eigenes Corps und Haddiks Truppen (noch 30,000 Mann) wären mehr als hinreichend geweſen die traurigen Ueberreſte der preußiſchen Armee zu vernichten. Warum iſt das nicht wenigſtens verſucht worden, es war ja Oeſterreichs eigenes Intereſſe dabei im Spiele!"

Haddik und Laudon. „Ohne Befehl durften wir ſo etwas nicht unternehmen."

Daun. „Ich habe natürlich nicht erwarten können, daß ein ſo vollſtändiger Sieg wie der bei Kunnersdorf unbenutzt bleiben würde, und war nur darauf bedacht die Verbindung des Prinzen Heinrich mit dem Könige und mit Sachſen zu unterbrechen was mir auch vollſtändig gelungen iſt."

Napoleon. „Das iſt für eine ſo anſehnliche Macht ein ſehr untergeordneter Zweck mein lieber Graf, und kann nicht zu Ihrer Entſchuldigung dienen, ſo wie Ihr ganzes Verfahren ſich durch keine Rückſicht rechtfertigen läßt."

Daun. „Vielleicht durch eine Sire; außer den Generalen Haddik und Laudon konnte ich keinem meiner Unterbefehlshaber ein wichtiges Commando anvertrauen, ich mußte mich alſo mit einer paſſiven Rolle begnügen."

Napoleon. „Auch das kann ich nicht gelten laſſen, denn in dieſem Falle handelten Sie fehlerhaft Ihre Streitkräfte ſo zu zerſplittern. Je weniger ſelbſtändig die Corpsbefehlshaber zu handeln verſtehen, um ſo mehr muß der Feldherr ſeine Streitkräfte zuſammen halten und die entſcheidenden Schläge ſelbſt führen. — Aber ich bitte den König in der Erzählung fortzufahren."

Friedrich. „Laſſen Sie mich ganz kurz erwähnen daß der Auguſt und September ohne irgend eine entſcheidende Bewegung verſtrich, weil die Herren ſich nicht verſtändigen wollten. Ich blieb zwar fortwährend von meinem Bruder getrennt, doch hatte das wenig zu bedeuten ſobald ich wahrnahm daß der Feind es nicht auf meine Erblande abgeſehen hatte. Wir trieben uns zwiſchen der Spree und dem Bober herum. Soltikow

wurde immer übellauniger, trennte ſich von Daun und trat den Rückzug hinter die Oder an, wo ich ihn eine Zeit lang beobachtete. Letzterer wurde vom Prinzen Heinrich gegen Görlitz zurückmanövrirt, und wendete ſich dann nach Dresden, welches ſchon den 4. September capitulirt hatte, und wovon ihn mein Bruder vergebens abzuſchneiden ſuchte. Das Detail unſerer gemeinſamen Bewegungen iſt zu weitläufig um es hier mitzutheilen. Doch darf ich nicht unbemerkt laſſen daß unſere Gegner immer doppelt ſo ſtark waren als wir, daß wir daher jedem ernſten Kampfe auszuweichen und ſie zu ermüden ſuchen mußten. Am 29. September ging Daun bei Dresden auf das linke Ufer der Elbe. Soltikow den 30. bei Költſch (eine Meile unterhalb Beuthen) auf das rechte Ufer der Oder. Für Schleſien hatte ich jetzt nichts mehr zu fürchten. Deſto zweifelhafter aber war es ob es mir gelingen werde, Sachſen wieder in meine Gewalt zu bringen, obgleich ich ſchon früher den General Fink mit 10,000 Mann dahin geſchickt hatte und Heinrich mit 30,000 Mann ihm nachfolgen ſollte. Ohne die Uebergabe von Dresden (den 6. September) würde meine Lage ſich bald wieder verbeſſert haben. Aber dieſer neue Schlag ſetzte mich in große Verlegenheit. Die Verbindung zwiſchen den Heertheilen, welche auf beiden Ufern der Elbe operirten, wurde dadurch in ſehr empfindlicher Weiſe geſtört, und die Feldjäger oder geheimen Sendlinge brauchten oft fünf bis ſechs Tage um ihre Depeſchen oder Nachrichten an den Mann zu bringen, während auf dem ſicheren Wege über Dresden es in einem Tage möglich geweſen wäre. Mancher meiner Befehle fiel in feindliche Hände, obgleich ich die Vorſicht gebrauchte mehrere Sendboten gleichzeitig auf verſchiedenen Wegen damit abzufertigen. Dresden war der Durchgangspunkt aller meiner Vertheidigungsoperationen in Sachſen, und der Beſitz dieſer Reſidenz zugleich ein Unterpfand für die Leiſtungen, welche ich von dem Lande beanſpruchen mußte. Sobald dieſe wichtige Centralſtellung an der Elbe für mich verloren ging, konnten die Oeſterreicher von Böhmen aus meine Operationen mit leichter Mühe durchkreuzen. Die übereilte Uebergabe dieſes Platzes, der bis auf den letzten Mann hätte vertheidigt werden ſollen, habe ich dem General Schmettau niemals verziehen; er capitulirte als Wunſch zu ſeiner Befreiung bereits dicht vor den Thoren der Neuſtadt ſtand."

Schmettau. „Ew. Majeſtät haben meiner Rechtfertigung niemals ein geneigtes Ohr ſchenken wollen; aber ich bin in der That ſehr zu

entschuldigen. Fest entschlossen den mir anvertrauten Platz um jeden Preis zu behaupten, obschon es fast an leichtsinnige Vermessenheit grenzte so ausgedehnte Werke mit kaum 3800 Mann zu vertheidigen unter welchen sich nur 35 Artilleristen befanden, hatte ich den 26. August alle Truppen in die Altstadt zurückgezogen und einen Brückenpfeiler miniren lassen. Tags darauf erhielt ich spät am Abend Ew. Majestät Schreiben vom 14. aus Reuthwen datirt, worin ich zur Uebergabe Dresdens ermächtigt wurde und nur die Kriegskasse retten sollte, weil auf Entsatz nicht zu hoffen sey. Der Spion hatte große Mühe gehabt unbemerkt durchzukommen, mußte durch die Elbe schwimmen und machte mir von der Lage der Dinge eine sehr traurige Schilderung. (Die schlimmen Nachrichten scheinen auch den Truppen bekannt worden zu seyn, denn die Desertion nahm jetzt so sehr zu daß die Besatzung beim Ausmarsche nur noch 2096 Mann zählte.) Das durchkreuzte meinen Plan und ich mußte nun vor Allem auf Rettung der Kriegskasse denken. Die Capitulationspunkte wurden aufgesetzt und nach mancher Widerrede genehmigt. Durch diese von mir absichtlich in die Länge gezogenen Verhandlungen gewann ich sieben Tage. Am 4. September erfolgte endlich der Abschluß und den 6. sollte ich abziehen. Da brachte mir den 5. früh ein Spion, der sich durch die Thore geschlichen hatte, Ew. Majestät Kabinetsschreiben vom 25. August, welches mich benachrichtigte daß General Wunsch zur Wiedereinnahme von Wittenberg und Torgau und zum Entsatze von Dresden abmarschirt sey, und daß ich diesen Platz zu erhalten suchen solle. Das war jetzt nicht mehr möglich."

Wunsch. „Sie haben wohl geglaubt Graf Schmettau, daß ich so methodisch langsam wie unsere Gegner operiren würde? Am 21. August war ich von Fürstenwalde aufgebrochen, am 28. zog ich in Wittenberg, am 31. in Torgau ein, und stand bereits am 4. September mit 8 Bataillonen, 8 Schwadronen und 34 Geschützen bei Großenhayn. Am nächsten Morgen vertrieb ich den General Vehla aus der starken Stellung bei Reichenberg und erschien gegen Mittag vor Neustadt Dresden. Ich dächte meine Kanonen hätten Sie benachrichtigen sollen, daß die Hilfe in der Nähe sey. War ich auch nur 6000 Mann stark, so haben mich die Oesterreicher gewiß doppelt so stark geschätzt."

Schmettau. „Diese Hilfe kam aber doch immer zu spät General Wunsch, denn ich hatte bereits die Uebergabe mit meinem Ehrenwort

verpfändet, das ich als Ehrenmann auch dem Feinde zu halten verpflichtet war."

Wunsch. „Nun ich dächte Ihre Gegner wären bei dem Ausmarsche der Garnison in Beobachtung der Capitulationspunkte auch nicht sehr gewissenhaft gewesen, man wollte Sie ja nicht einmal unangefochten abziehen lassen. Hätte Oberst v. Hoffmann (der zweite Commandant) zu entscheiden gehabt, Dresden wäre nicht verloren worden."[1]

Schmettau. „Das mögen diese Herren mit ihrem Gewissen abmachen. Ein Wortbruch kann allerdings in dem einen Falle Vortheile bringen, aber auch in zehn darauf folgenden Fällen noch größere Nachtheile. Sobald feierlichst beschworene Verträge nach Willkür gebrochen werden dürfen, sinkt die Kriegskunst zum Räuberhandwerk herab."

Herzog von Zweibrücken. (Befehlshaber der österreichischen und Reichstruppen vor Dresden.) „Graf Schmettau hat in doppelter Hinsicht Recht. Er mußte die Capitulation halten, wenn auch sein Vortheil geboten haben sollte sie zu brechen. Niemand bürgte ihm für den glücklichen Erfolg eines Wortbruchs. Das Entsatzungscorps war unvermögend ihn zu retten, wir trieben es mit Verlust von 850 Mann nach Großenhayn zurück sobald sich dessen Schwäche kundgab. Hätte die Garnison den geringsten Widerstand geleistet so ließen wir die Geldwagen nicht abziehen. In solchen Lagen ist ein geringerer aber sicherer Vortheil dem größeren sehr zweifelhaften vorzuziehen. Ein König kann Alles auf die Spitze des Schwertes stellen, ein Unterbefehlshaber darf das nie, denn seine Verantwortlichkeit ist von anderer Art. Des Königs von Preußen Majestät hat also triftige Gründe zur Verzeihung. Was die angeblichen Gewaltthätigkeiten meiner Truppen gegen die abziehende Garnison betrifft, so beschränken sie sich auf die strengen Nachforschungen gegen österreichische Deserteure, welche sich in preußischer Uniform unter der Garnison befanden, aber in die Capitulation nicht eingeschlossen waren."

Friedrich. „Ich will das jetzt auf sich beruhen lassen, war doch selbst mein Bruder Heinrich in dieser Periode von einer so kleinmüthigen Vorsicht befallen, daß ich ihn mehrmals daran erinnern mußte, nur den

[1] Oberst Hoffmann kündigte dem General Schmettau den Gehorsam auf, und feuerte die Truppen an ihm zu folgen, um die Oesterreicher aus der ihnen bereits eingeräumten Bastion wieder zu vertreiben. Offiziere und Truppen weigerten sich aber, und als Hoffmann deshalb einen Lieutenant mit der Klinge schlug, wurde er von dessen Leuten durch den Kopf geschossen. Der Verfasser.

Eingebungen der Kühnheit zu folgen.' Der Monat September ließ ſich gleichwohl beſſer an. Nachdem General Fink mit ſeinen 10,000 Mann am 9. bei Großenhayn angekommen war, am 12. ſich bei Eilenburg mit Wunſch vereinigt, Leipzig wieder genommen und ſich Meißen genähert, am 21. hier ein glückliches Gefecht beſtanden, auch Prinz Heinrich den 25. bei Hoyerswerda dem General Vehla einen anſehnlichen Verluſt beigebracht hatte, und ſich mit ſtarken Schritten der Elbe näherte um den Herzog von Zweibrücken von Dresden abzuſchneiden, ſtanden die Sachen ſo übel nicht. Der October bot noch beſſere Ausſichten, beſonders wenn ich zeitig genug nach Sachſen eilen konnte."

Herzog von Zweibrücken. „Geſtatten mir Ew. Majeſtät eine augenblickliche Unterbrechung. Am 3. October hatte ſich Prinz Heinrich mit den Generalen Fink und Wunſch bei Strehla (an der Elbe) vereinigt, brachte aber nur 36,000 Mann zuſammen. Feldmarſchall Daun und ich hatten damals nahe an 80,000 Mann bei Dresden. Schlugen wir Ihnen Bruder, ſo konnten wir ganz Sachſen wieder in unſere Gewalt bringen und in Brandenburg einfallen, während Sie noch an der Oder den Ruſſen gegenüber ſtanden."

Friedrich. „Ew. Liebden ſind plötzlich ſehr kühn geworden. Warum haben Sie denn meinen Bruder nicht geſchlagen? Die öſterreichiſche Armee ſtand 59,000 Mann ſtark ſeit dem 6. October zwiſchen Rieſa und Oſchatz; der Delnitzbach mit ſeinem flachen Thale trennte beide Parteien. Ich gebe zu daß meines Bruders Stellung durch Natur und Kunſt ſehr ſtark war, denn er verſtand ſich meiſterhaft auf die Wahl und Befeſtigung ſolcher Stellungen; ſie konnte jedoch über Oſchatz umgangen werden und verlor dann allen Werth. Ein Verſuch dazu iſt aber erſt am 12. gemacht worden, er war indeß ſo ſchwach und wurde ſo ungeſchickt fortgeſetzt daß Prinz Heinrich bis zum 16. Abends in ſeiner Stellung bleiben konnte, und erſt am 17. bis Torgau zurückging wo er ſich aufs Neue verſchanzte. In zehn Tagen iſt alſo Nichts gethan worden was eine Aenderung der Verhältniſſe bewirken konnte. Dieſer Zeitgewinn war für mich von großer Wichtigkeit."

Daun. „Es war meine Abſicht den Prinzen Heinrich aus ſeiner Stellung heraus zu manöveriren, von Leipzig und Torgau abzuſchneiden, und mit dem Rücken gegen die Elbe zu drängen."

' Vergleiche von Schöning II. S. 168—181.

Friedrich. „Und was weiter? Manöver ſind nichts als Finten. Folgt kein kräftiger Stoß darauf ſo braucht man ſie kaum zu beachten. Man manöverirt nur um ſich in ein günſtigeres Verhältniß zum Gegner zu ſetzen, zieht man aber daraus keinen Nutzen ſo kann man ſich auch das ganze Manöver erſparen. Ein einfacher aber herzhafter Frontalangriff iſt oft viel mehr werth als das kunſtvollſte Manöver; aber das ſcheint euch Herren zu handwerksmäßig, und den hohen Werth der Zeit verſteht ihr gar nicht zu ſchätzen. Eine verkünſtelte Kunſt wird zur Unkunſt. In der zweiten Hälfte Octobers ging es nicht beſſer. Die Stellung des Prinzen bei Torgau ſchien den Oeſterreichern wieder zu ſtark; ſie wurde abermals umgangen weil man die Verbindung des Prinzen mit Wittenberg unterbrechen wollte. Ein Theil der Reichsarmee, die bisher bei Dresden ſtehen geblieben war, mußte auf dem rechten Elbufer mitwirken. Jene fruchtloſen Umgehungsverſuche führten am 29. ein Gefecht bei Pretſch herbei in welchem die Oeſterreicher den Kürzeren zogen. Das erregte neue Beſorgniſſe, und als Sie den 1. November die Nachricht erhielten daß ich in Eilmärſchen nach Sachſen zöge — wovon ich damals noch ziemlich entfernt war — wurde der Rückzug nach Dresden beſchloſſen. Das heißt doch in der That ſich vor dem Schatten fürchten! Mich feſſelte damals die Gicht ans Krankenlager, aber das hielt mich nicht ab den General Hülſen mit 16,000 Mann gegen die Elbe marſchiren zu laſſen, die ich den 13. November hinter Meißen einholte. An dieſem Tage ſtand die öſterreichiſche Armee bereits bei Wilsdruff und ging, in Folge einer Bedrohung ihrer linken Flanke, den 17. hinter den Plauen'ſchen Grund zurück. Auf dieſe Weiſe endigten die großartigen Plane meiner Gegner."

Daun. „Mich dünkt daß Ew. Majeſtät der Wahrheit ein wenig Abbruch thun. Zuerſt muß ich bemerken daß das Corps des Generals Hülſen, welches wir Urſache hatten für bedeutend ſtärker zu halten, ſchon am 7. November an der Elbe ankam (bei Merſchwitz 1½ Meile unterhalb Meißen). Ich konnte damals nicht wiſſen ob dieſes Corps beſtimmt ſey den Prinzen Heinrich zu verſtärken, oder einen Angriff auf Dresden zu verſuchen das nur von Reichstruppen beſetzt war denen ich wenig Vertrauen ſchenken konnte. Das bewog mich zum Rückzuge, da ohnehin die frühzeitig eintretende Kälte mich nöthigte an die Winterquartiere zu denken. Sodann iſt der Feldzug noch keineswegs damit beendigt worden,

wir haben vielmehr noch einen glänzenden Sieg bei Maxen erfochten, wovon des Königs Majestät allerdings nicht gern wird sprechen wollen."

Friedrich. „Mein lieber Feldmarschall wir sind hier nicht versammelt um uns gegenseitig Artigkeiten zu sagen, sondern vielmehr um unsere Maßregeln zu beleuchten und aus den begangenen Fehlern gute Lehren zu ziehen. Also sprechen Sie nur Ihre Ansichten unumwunden aus und tadeln Sie mich nach Gefallen, ich mache nur auf dieselbe Freiheit Anspruch, und erlaube mir sogleich zu erwidern daß Sie mit dem Gesagten die groben Versäumnisse im October noch keineswegs entschuldigt haben. Jetzt, wo ich an der Spitze von 54,000 Mann stand, war ich allerdings im Rechte auf Ihre Vertreibung aus Sachsen auszugehen, daß mir das mißlungen ist aber nicht meine Schuld. Ihre Stellung hinter der Weißeritz glich der Stellung meines Bruders hinter der Delnitz. Ich wendete also dasselbe Mittel an Sie von dort zu vertreiben, und sendete den General Fink mit 15,000 Mann über Dippoldiswalde nach Maxen, wo dieser sich am 20. November ungeschickter Weise gefangen nehmen ließ."[1]

Prinz Heinrich. „Ich bitte um Erlaubniß das Wort ergreifen zu dürfen um den General Fink zu vertheidigen. Ich glaube ohne Scheu sagen zu dürfen daß mein königlicher Bruder an dem Unfalle bei Maxen die größte Schuld trägt, indem er die Eigenthümlichkeit seines Gegners zu wenig berücksichtigte, und mit zu geringer Vorsicht zu Werke ging. Der Feldmarschall Daun stand am 18. mit 60,000 Mann hinter dem Plauen'schen Grunde; 20,000 Mann Reichstruppen lagerten hinter der Müglitz bei Cotta und sicherten die Verbindung mit Böhmen. Dresden hatte außerdem eine Besatzung von 6000 Mann. Dieser Streitmacht hatten wir nur 54,000 Mann entgegen zu stellen. Daß Daun den Rückzug nach Böhmen fortsetzen werde sobald man seine Verbindung ernstlich bedrohe, unterlag kaum einem Zweifel. Aber die Entsendung des Generals Fink auf so große Entfernung, während der König mit der Hauptmacht im Lager bei Wilsdruff stehen blieb, war ein überaus

[1] General Fink war am 13. bis Nossen, am 14. bis Freiberg gekommen, erhielt hier den Operationsbefehl, brach am folgenden Tage über Klingenberg nach Dippoldiswalde auf, wo er den 16. ankam und den 17. bis Maxen vorrückte. Erst an diesem Tage ging Daun hinter den Plauen'schen Grund zurück, die Reichsarmee marschirte über Pirna nach Gieshübel.

Der Herausgeber.

gewagtes Unternehmen deſſen Erfolg durch kein Verhältniß hinlänglich begründet wurde."

Friedrich. „Halt Herr Bruder, Sie fangen ſich hier in einer logiſchen Schlinge. Wenn Dauns Rückzug wirklich keinem Zweifel unterlag, mußte Finks Erſcheinen in ſeinem Rücken denſelben beſchleunigen und erſchweren, ihn ſogar höchſt gefährlich machen. Auf ſo ungewiſſe Vorausſetzungen konnte ich mich aber nicht einlaſſen. Ich wollte dieſen Rückzug erzwingen, Daun nöthigen auf das rechte Elbufer überzugehen und die ſchlechteſten Gebirgswege einzuſchlagen. Die Reichsarmee kam hierbei, nicht in Betracht, denn ſie ſehnte ſich noch mehr nach den Winterquartieren als die Oeſterreicher. Nachdem aber Daun den ganzen Feldzug hindurch einen auffälligen Mangel an Kampfluſt zu erkennen gegeben hatte, ſtand keineswegs zu erwarten daß er plötzlich aus der Rolle fallen werde. Ich durfte mir alſo gegen ihn ſchon einige Freiheiten herausnehmen, und war überhaupt entſchloſſen den Feldzug auf glänzende Weiſe zu beendigen. Gegen übergroße Vorſicht iſt Kühnheit das beſte Mittel."

Heinrich. „Kühnheit ohne Vorſicht führt in der Regel zur Unvorſichtigkeit. Vorſicht iſt nicht immer ein Beweis von Zaghaftigkeit, obwohl ſie oft dafür gehalten wird. Bringt man einen vorſichtigen Feldherrn in eine Lage wie damals den Feldmarſchall Daun, ſo nöthigt man ihn zur Kühnheit oder wenigſtens zum Handeln. Die Bedrohung ſeiner linken Flanke und des Rückens durch mehrere ſchwache Abtheilungen würde vielleicht eher zum Ziele geführt haben. Sobald aber ein ſtarkes Corps ſich in Dauns Rücken zeigte, war dieſer genöthigt daſſelbe anzugreifen. Faſt die geſammte öſterreichiſche Generalität war dieſer Meinung. Das gewählte Mittel entſprach alſo nicht dem Zwecke. Man mußte ſich entſcheiden ob man blos demonſtriren, oder erforderlichen Falls auch ſich ſchlagen wollte, und in dieſem letzteren Falle mit der ganzen Armee nach Maxen marſchiren."

Daun. „Das hätte allerdings die Sache weſentlich geändert. Da aber General Fink ſo exponirt wurde und ich ihm jede Verbindung mit dem Könige abſchnitt, mußte dieſes Manöver zu unſerem Vortheil ausſchlagen. Schon am 19. November hatte ich bei Dippoldiswalde ein Corps von 15,000 Mann unter General Odonell; 6000 Mann unter Brentano marſchirten denſelben Tag nach Kleinröhrsdorf. Die Reichs-

armee ſtellte ſtarke Abtheilungen bei Dohna und Burkerswalda auf. Mit etwas über 30,000 Mann rückten wir den 20. von vier Seiten gegen die Hochebene von Maxen, wo Fink mit 18 Bataillonen, 35 Schwadronen Stellung genommen hatte. Der Angriff begann gegen Mittag. Unſer concentriſch wirkendes Geſchützfeuer erſchütterte die Preußen. Mit anbrechender Dunkelheit war der Sieg entſchieden. General Wunſch, welcher bei Bloſchwitz geſtanden und das Vordringen der Reichstruppen über Dohna in Finks Rücken verhindert hatte, machte in der Nacht einen Verſuch mit der Cavallerie ſich durchzuſchleichen, wurde aber entdeckt und zurückgewieſen. Am nächſten Morgen ſah ſich General Fink genöthigt zu capituliren. Sein Corps war übrigens ſtärker als des Königs Majeſtät angiebt. Die Zahl der Capitulanten, welche gefangen nach Dresden abgeführt wurden, belief ſich auf 9 Generale, 6 Oberſten, 3 Oberſtlieutenants, 32 Majors, 92 Rittmeiſter und Hauptleute, 258 Lieutenants und 14,522 Mann, unter welchen ſich nur 745 Verwundete befanden. Das giebt ſchon eine Maſſe von nahe an 15,000 Mann, hierzu kommen noch die Todten, außerdem mögen wohl in der Nacht mehrere Tauſend Mann ſich zerſtreut haben. An Trophäen zählten wir 120 Fahnen und Standarten, 70 Geſchütze und das Gepäck. — Oberſt Kleiſt, welchen der König mit 20 Schwadronen nach Böhmen entſendet hatte, um die an der Grenze liegenden Magazine zu zerſtören, richtete ebenfalls nichts aus. Schlimmer noch erging es dem General Dierike, der mit 4000 Mann bei Meißen auf dem rechten Elbufer ſtand, die Straße nach Torgau decken und meinen vorausgeſetzten Rückzug auch von dieſer Seite gefährden ſollte. Er wurde durch den eintretenden ſtarken Eisgang vom Könige ganz getrennt (die Brücke bei Meißen war früher von den Oeſterreichern abgebrochen und noch nicht wieder hergeſtellt worden), den 4. December durch den General Beck mit Uebermacht angegriffen, geſchlagen, und fiel mit 55 Offizieren, 1659 Mann und 8 Geſchützen in unſere Gewalt. — Ich glaube alſo daß der Schluß dieſes Feldzugs mir nicht zur Unehre gereichen dürfte, denn jetzt fiel jeder Grund zu einem Rückzuge nach Böhmen weg, und wir thaten uns den Winter über in Dresden und der Umgegend ſehr gütlich."

Heinrich. „General Fink iſt offenbar das Opfer einer fixen Idee geworden und hat ſein Unglück nicht verſchuldet. Die Verbindung mit des Königs Armee ſicher zu ſtellen überſtieg ſeine Kräfte. Nach dem

Abzuge der in Dippoldiswalde zurückgelaſſenen 5 Bataillone und 15 Schwadronen war dieſe Verbindung gänzlich unterbrochen und Finks Schickſal bereits entſchieden. Es iſt möglich daß die Beſetzung der Höhen hinter Reinhardsgrimma die Kataſtrophe bei Maxen verzögert haben würde, zu vermeiden war ſie aber nicht weil die Armee des Königs unbeweglich blieb."

Friedrich. „Sie ſprechen ſich ſehr tadelnd aus Herr Bruder, weil ich Ihren Rathſchlägen damals nicht gefolgt bin und zufälliger Weiſe Unglück hatte."

Heinrich. „Nicht deshalb ſondern weil General Fink, ſeines unverſchuldeten Unglücks ungeachtet, eine unverdiente Strafe und manche Kränkung erleiden mußte die ihn nöthigte in däniſche Dienſte zu treten. Ew. Majeſtät ſind mit Ihren beſten Generalen ſtets ſehr übel verfahren ſobald dieſe unglücklich waren, nur Winterfeldt, Zieten, Wedell und einige Andere erfreuten ſich einer etwas rückſichtsvolleren Behandlung. Selbſt Seydlitz ſah ſich oft zurückgeſetzt. Das iſt für treue Dienſte kein angemeſſener Lohn. Sie haben vorhin ſelbſt geäußert daß wir hier zuſammen gekommen wären um aus den begangenen Fehlern gute Lehren zu ziehen, und der Bruder darf ſich ſchon einmal erlauben dem Bruder ſein Unrecht vorzuhalten."

Napoleon. „Ei, ei, ihr Herren was muß ich hören! Ich habe mich bis jetzt nicht in die Diskuſſion miſchen wollen, weil der ganze Hergang mich lebhaft an Vandamme's Unfall bei Kulm erinnert, obwohl dabei Manches zu meiner Entſchuldigung ſprechen dürfte. Aber wie ich die Verhältniſſe jetzt überblicke, kann ich nicht unterlaſſen meinen königlichen Freund und Bruder einer ſehr eigenſinnigen Verblendung anzuklagen, die am Schluſſe eines ſo zweifelhaften Feldzugs doppelt tadelnswerth war. Ich hatte bei Dresden eine große Schlacht gewonnen, und durfte ſchon eher erwarten daß Vandamme hinreichen werde die Verbündeten zur Fortſetzung des Rückzugs zu nöthigen. Die preußiſche Armee ſtand aber der ſtärkeren öſterreichiſchen ohne erfochtenen Sieg gegenüber, und war von ihr durch ein bedeutendes Annäherungshinderniß getrennt. Für die Armee ſelbſt konnte die Entſendung von circa 24,000 Mann nach Teplitz, Maxen und Meißen keine Gefahr haben, denn der Plauen'ſche Grund deckte ſie ſo gut wie die öſterreichiſche Armee. Deſto größer war aber die Gefahr für die Entſendeten, insbeſondere für den General Fink. Prinz Heinrich hat alſo

vollkommen Recht wenn er behauptet, daß man entweder nur hätte demonſtriren oder mit dem Ganzen nach Dippoldiswalde und Maxen hätte vorgehen ſollen. Finks Entſendung war ſonach eine halbe Maßregel. Aber ohne Vorwurf iſt dieſer General auch nicht. Sobald ſeine Verbindung mit dem Könige unterbrochen war — was er ſchon am 19. wußte — konnte er mit Gewißheit auf einen umfaſſenden Angriff rechnen, er durfte alſo nicht auf dem Plateau bei Maxen ſtehen bleiben, ſondern mußte nach Dippoldiswalde durchzubrechen ſuchen oder gegen Liebſtadt ausweichen."

Fink. „Ew. Majeſtät bitte ich meine Vertheidigung zu geſtatten. Die Zurückziehung des Truppentheils aus Dippoldiswalde geſchah auf Befehl des Königs, der mich am 19. früh von einigen Bewegungen der Oeſterreicher benachrichtigen ließ und eigenhändig hinzufügte: ich würde entweder mit den Oeſterreichern oder den Reichstruppen einen Kampf zu beſtehen haben. Da meine erneuerten Meldungen und Anfragen unbeantwortet blieben (ſie wurden aufgefangen), und ich beim Abmarſche den beſtimmten Befehl erhalten hatte: auf der Höhe bei Maxen Stellung zu nehmen, glaubte ich mich zu dem Schluſſe berechtigt daß der König mir zu Hilfe eilen werde, und ließ aus dieſem Grunde das Defilé bei Reinhardsgrimma nur ſchwach beſetzt um meine Kräfte nicht zu zerſplittern. Hätte ich mehr Freiheit zum Handeln gehabt ich würde nirgends ſtehen geblieben ſeyn; ſo aber mußte ich mich bei Maxen umringen laſſen."

Napoleon. „Das iſt freilich etwas Anderes. Aber durchſchlagen hätten Sie ſich doch können General, gings nicht am Tage ſo gings des Nachts. In keinem Falle durften Sie aber den General Wunſch, der ſich mit der Cavallerie bereits Bahn gebrochen haben ſoll, wieder zurückrufen und in die Capitulation einſchließen; eben ſo wenig war Wunſch befugt einem ſolchen Befehle Folge zu leiſten."

Wunſch. „Ich weiß nicht wer die Geſchichte von meiner Zurückberufung erfunden hat. Aber ſoviel kann ich Ew. Majeſtät ſagen daß ich mich mit der Cavallerie gar nicht durchgeſchlagen habe. Der Verſuch iſt von den Geſchichtſchreibern mit der That verwechſelt worden. Als mit einbrechender Dunkelheit der Kampf eingeſtellt wurde, berathſchlagten wir Generale was in der Nacht zu thun ſey. Wir ſtimmten faſt alle für einen gewaltſamen Durchbruch durch das Müglitzthal bei Weeſenſtein.

Es ergab ſich aber daß die geſammte Infanterie nur noch wenige Tauſend Mann zählte und ſehr entmuthigt war.[1] Nun verſuchte ich mit der Cavallerie mich bei Gahmig durchzuſchleichen. Die Wege waren indeß ſo ſchlecht daß die Reiter zum Theil einzeln ihre Pferde am Zügel führen mußten, auch überall auf feindliche Poſten ſtießen die uns in ſolcher Verfaſſung leicht zurückwieſen. An einen geordneten und gewaltſamen Durchbruch, der jedenfalls gelungen wäre, konnten wir bei der Bodenbeſchaffenheit gar nicht denken. Wir mußten alſo capituliren."

Napoleon wünſchte jetzt zu wiſſen, weshalb dem General Fink auf deſſen erſte Meldung nicht Hülfe geworden ſey? Da aber der König bald nach des Prinzen Heinrichs Bemerkungen in aller Stille ſich entfernt hatte, nahm General Zieten die Frage auf und ſagte: „Der König war allerdings für Fink beſorgt und ließ den General Hülſen mit 9 Bataillonen 20 Schwadronen nach Dippoldiswalde aufbrechen; dieſer kam aber mit äußerſter Anſtrengung am 20. Abends nur bis Ober-Colmnitz (2 Meilen davon), würde alſo das Unglück nicht haben hindern können. Ich ſtand während dieſer Zeit mit der Avantgarde auf den Höhen bei Keſſelsdorf, benachrichtigte den König ſchon am 18. von einer rückwärtigen Bewegung der Oeſterreicher, konnte ihn aber nicht dahin bringen entſcheidende Schritte zu thun. Der König glaubte mit Zuverſicht an den Rückzug Daun's, und das war Fink's Verderben. Wir haben das harte Geſchick dieſes Generals ſehr beklagt."

Heinrich. „Mein Bruder der König hatte ſo gut fixe Ideen wie andere große Feldherrn. Was mich aber am meiſten verdroſſen hat war der unverſöhnliche Haß, womit er in ſolchen Fällen die Unglücklichen verfolgte. Ein Feldherr ſoll eben ſo wenig ſeine Generale jeden Augenblick um Rath fragen, als ihren Rath verſchmähen oder gegründete Beſorgniſſe unbeachtet laſſen. Der Starrſinn meines Bruders koſtete uns bei Kolin und Kunnersdorf eine ganze Armee. Bei Maxen brachte er uns um die Ausſicht auf eine ſehr glückliche Beendigung des Feldzugs. Wir blieben zwar den Oeſterreichern den Winter hindurch ganz nahe und ließen ihnen keine Ruhe; wir bedurften aber der Ruhe eben ſo ſehr als

[1] Nach den neueſten öſterreichiſchen Berichten ſoll das preußiſche Corps in der Nacht zum 21. November, ohne die Cavallerie, nur noch 2836 Mann Infanterie unter den Waffen und 8 beſpannte Geſchütze gehabt haben. Dieſes Corps war alſo ſchon am 20. Abends vollſtändig vernichtet. (S. Oeſter. M.-Zeitſchrift 1841, ſiebentes Heft.)

Der Herausgeber.

ſie und haben damit wenig gewonnen. Doch ſicherten wir uns wenigſtens den Beſitz des größeren Theils von Sachſen."

Napoleon. „Dieſer Feldzug iſt in der That höchſt merkwürdig. Der König von Preußen wird faſt überall geſchlagen, und verliert dennoch wohl nur Dresden und einen kleinen Theil von Sachſen. Darin liegt für ſeine Gegner der ſtärkſte Tadel. Ihnen Prinz Heinrich muß ich aber mein Compliment machen; Sie haben Unglaubliches geleiſtet und noch dazu mit geringen Opfern. Gehört auch ihr Gegner nicht zu den ſehr unternehmenden Feldherren, ſo war er Ihnen doch faſt immer um das Doppelte überlegen, ohne gleichwohl einen ernſten Angriff zu wagen, was doch nur auf Rechnung Ihrer geſchickten Stellungen und Bewegungen geſetzt werden kann. Zwar geſtehe ich gern daß dieſe Art Kriegführung nicht nach meinem Geſchmacke iſt. Da aber der König, als Oberfeldherr, das offenſive Element immer an die Spitze ſtellte und darin nicht ſelten über ſeine Kräfte ging, bedurfte er eines Unterfeldherrn der gleichſam den deckenden Schild über ſein Haupt hielt."

Daun. „Ich ſtimme mit Aufrichtigkeit in das Lob des Prinzen ein, und wenn ich den über mich ausgeſprochenen Tadel ohne Widerſpruch hinnehme, bitte ich nicht zu vergeſſen daß mein erhabener Gegner Gehilfen hatte die ſeiner würdig waren. In Schleſien und in der Lauſitz ſtand ihm der umſichtige, gewandte und tapfere Zieten zur Seite. In Sachſen waren es die Generale Fink und Wunſch, welche ihn durch geſchickte Vollziehung der erhaltenen Befehle weſentlich unterſtützten. Bei der unter meiner perſönlichen Führung befindlichen Armee fehlte es mir gar ſehr an ſolchen Männern, und außer Lascy wüßte ich keinen General der den genannten gleich gekommen wäre, denn Laudon und Haddik waren faſt immer entſendet und können deshalb nicht gerechnet werden. Den General Serbelloni mußte ich an die Reichsarmee abgeben, auch harmonirten wir wenig zuſammen. Auf die Gehilfen kommt aber ſehr viel an, und man kann in Wahrheit ſagen daß mancher General mehr werth iſt als 10,000 Mann."

Napoleon ließ über dieſen Gegenſtand einige Bemerkungen fallen die ich heute nicht mittheilen kann. Soviel ſcheint aber gewiß zu ſeyn, daß die Zahl der talentvollen Unterbefehlshaber auf die Vertheilung und Verwendung der Streitkräfte den größten Einfluß hat, und die Form der Kriegführung dadurch ebenfalls bedingt wird.

Zweiundſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 18. October 1844.

Ein langer Zeitraum iſt verſtrichen, ſeit ich mich mit Dir brieflich unterhalten habe, doch ſoll er für Dich nicht verloren ſeyn. In meinem letzten Briefe iſt viel von den kühnen Uebereilungen die Rede geweſen welcher ſich König Friedrich im Feldzuge 1759 ſchuldig gemacht hat. Auch läßt ſich gar nicht in Abrede ſtellen daß derſelbe ſeinem Vorſatze, die Offenſivbewegungen der Gegner abzuwarten und aus den dabei vorkommenden Fehlern Nutzen zu ziehen, mehr als einmal ohne hinlänglichen Grund untreu geworden iſt. Richten wir aber den forſchenden Blick auf das Ganze dieſes merkwürdigen Krieges, ſo ſteigt die Bewunderung dieſes großen Feldherrn mit jedem Kriegsjahre, denn es handelte ſich nicht blos um die Abwehr eines einzelnen Angriffs oder um den Gewinn einer Schlacht, es kam hauptſächlich darauf an in dieſem Vernichtungskampfe der großen Uebermacht nicht zu unterliegen. Welche erhabene Seelengröße dazu gehört, nicht ſchon durch die bloße Vorſtellung von der wachſenden Gefahr niedergedrückt und aller Spannkraft beraubt zu werden, lehrt ein Blick auf den Feldzug 1760.

Der vorige Feldzug hatte dem Könige über 60,000 Menſchen gekoſtet. Aus Oſt- und Weſtpreußen, dem größeren Theile von Schleſien, Sachſen und Weſtphalen war weder Geld noch Mannſchaft zur Fortſetzung des Kriegs zu erlangen. Die Hilfsquellen verſiegten immer mehr. Friedensunterhandlungen wurden zwar ſchon nach der Schlacht bei Kunersdorf angeknüpft, führten aber zu keinem Reſultate, denn England ſtellte an Frankreich zu hohe Forderungen, und das beſtimmte auch die anderen Mächte den Unterhandlungen keine weitere Folge zu geben. — Inzwiſchen betrieb Friedrich die Rüſtungen mit gewohntem Eifer, ſah ſich aber durch die eingetretenen Umſtände zu großer Härte genöthigt. Sachſen, deſſen Truppen im Solde Frankreichs und Oeſterreichs ſtanden, mußte unerhörte Opfer bringen. Thüringen wurde zur Mitleidenſchaft gezogen. Im Laufe des Winters erpreßten die Preußen aus beiden Ländern über ſechs Millionen Thaler. Mecklenburg wurde nach demſelben Maßſtabe beſteuert. Rekruten und Pferde nahm man wo ſie zu finden waren. Das eiſerne Geſetz der Nothwendigkeit diente zur Entſchuldigung

jeder Gewaltthat. Dieſer Zwangsmittel ungeachtet belief ſich die Streitmacht des Königs zu Anfang des Feldzugs 1760 nur auf 100,000 Mann, ohne die ſchwachen Beſatzungen im Innern des Landes. Davon ſtanden 40,000 Mann unter Friedrichs perſönlicher Führung in Sachſen (zwiſchen Meißen und Wilsdurff); 5000 Mann unter General Schmettau bei Görlitz, zur Verbindung mit General Fouqué der mit 10,000 Mann im verſchanzten Lager bei Landshut ſtand. Oberſchleſien deckte General Goltz mit 6000 Mann. Prinz Heinrich ſollte 35,000 Mann bei Frankfurt an der Oder zuſammenziehen um die Ruſſen abzuwehren, und General Stutterheim wurde mit 5000 Mann den Schweden entgegen geſtellt. Mit Ausnahme der Armee des Prinzen Heinrich waren dieſe Truppen ſchon Ende März oder Anfang April marſch- und ſchlagfertig. Indeß ſagt Friedrich ſelbſt daß es nur Soldaten zur Schau geweſen wären, denen man nicht viel hätte zumuthen dürfen, am wenigſten Heldenthaten. Am empfindlichſten war der Mangel an Offizieren, deren Stellen kaum zur Hälfte, in einigen Regimentern nur zum vierten Theil beſetzt werden konnten. Die Veteranen ſchmolzen immer mehr zuſammen, verſtanden ſich aber meiſterhaft darauf den kriegeriſchen Geiſt nicht blos zu bewahren, ſondern auch ihren neuen Kameraden einzuimpfen.

Dieſer in Vergleich zur Großartigkeit des Zwecks ſehr geringen Streitmacht ſtanden folgende Truppenmaſſen entgegen. In Sachſen bei Dresden Feldmarſchall Daun mit 60,000 Mann, zu welchen bei Beginn der Operationen 20,000 Mann Reichstruppen, die wie gewöhnlich den Winter in Franken zugebracht hatten, über Hof und Chemnitz ſtoßen ſollten. An der Grenze von Oberſchleſien zog Laudon 40,000 Mann zuſammen. Zur Verbindung mit Daun waren 10,000 Mann auf verſchiedenen Punkten aufgeſtellt. Soltikow ſammelte 100,000 Ruſſen hinter der Weichſel. In Pommern traten 10,000 Schweden auf. — Etwas günſtiger geſtalteten ſich die Streitverhältniſſe in Weſtphalen und Heſſen, wo Prinz Ferdinand an der Spitze von 70,000 Mann die 125,000 Mann ſtarke franzöſiſche Armee im Schach zu halten hatte. Die Franzoſen wurden jedoch dem Kriege gegen Preußen immer abgeneigter, und Friedrich würde auf dem dortigen Kriegsſchauplatze gewiß weniger Truppen gelaſſen haben, wenn er über ſie frei hätte verfügen können, ſie ſtanden aber faſt ſämmtlich in Englands Sold und waren ausſchließlich gegen die Franzoſen beſtimmt.

Was würden Diejenigen, welche die beſte Vertheidigung nur in wiederholten Angriffen erblicken, wohl ſagen wenn Friedrich mit ſeinen dahin ſchwindenden Kräften das kecke Verfahren vom Jahre 1757 hätte anwenden wollen? Welche traurige Erfahrungen hatte er nicht machen müſſen bevor er ſich von der gebieteriſchen Nothwendigkeit überzeugte, daß ſein bisheriges kühnes Drauflosgehen nur das eigene Verderben beſchleunigen könne? Es gibt unſtreitig Momente wo dem Schwächern nichts übrig bleibt, als mit concentrirter Kraft ſich entſchloſſen auf den Feind zu ſtürzen. Aber dieſen Ausnahmefall wird doch kein Kriegsverſtändiger zur allgemeinen Regel erheben wollen! — Hatte Friedrich in den früheren Feldzügen Beweiſe von faſt beiſpielloſer Kühnheit gegeben, ſo huldigte er von nun an einer weiſen Vorſicht, und das Glück iſt ihm deshalb nicht minder treu geblieben. Zeitgewinn war das wornach er ſtrebte. Es liegt in der Zeit eine zerſetzende Kraft die ſelten genug beachtet wird. Bei den verſchiedenartigen politiſchen Intereſſen Oeſterreichs, Frankreichs und Rußlands ſtanden allerlei Mißhelligkeiten zu erwarten, ſobald der König durch unvorſichtige und unzeitige Angriffe ſeine Gegner nicht zur Einigung nöthigte. Insbeſondere mußte die Mitwirkung Rußlands entſcheidend werden. Frankreich ſah die Ruſſen lieber in Pommern als in Schleſien auftreten. Soltikow und Fermor huldigten derſelben Anſicht und traten den Marſch gegen Glogau und Breslau mit großem Widerwillen und noch größerer Langſamkeit an, nachdem es dem öſterreichiſchen Kabinet gelungen war über den franzöſiſchen Einfluß am ruſſiſchen Hofe zu triumphiren.

Nach dem allgemeinen Operationsplane ſollte Feldmarſchall Daun mit ſeiner und der Reichsarmee den König aus Sachſen nach Brandenburg zurückdrängen, während Laudon — von Soltikow unterſtützt — Schleſien wieder erobern würde. Da aber der ruſſiſche Feldherr abſichtlich zögerte, verſtrich die erſte Hälfte des Jahres, weshalb auch Daun an keine Offenſive dachte. Dieſer Zeitgewinn war dem Könige von weſentlichem Nutzen um ſeine bunt zuſammen gewürfelten Kriegerſchaaren auf einen etwas beſſeren Fuß zu bringen. Aber das Glück ſchien ihm gleichwohl den Rücken zukehren zu wollen, denn bei Coßdorf (an der Elbe), bei Anklam (in Pommern) und Neuſtadt (in Oberſchleſien) wurden ſeine Beobachtungscorps ſchon im Frühjahre überfallen, die Generale Czetteritz und Manteufel gefangen genommen. Ein weit größerer und

verderblicherer Unfall traf den General Fouqué bei Landshut. Dieſes Ereigniß kann in vieler Hinſicht zur Warnung dienen, weshalb ich etwas umſtändlicher darauf eingehen werde.

Laudon wußte wie ungern Soltikow in Gemeinſchaft mit Daun operirte, und wie ſehr er dieſen beſchuldigte daß er nur die Früchte der [illegible] Anderer erndten wolle. Um daher dem ruſſiſchen Feldherrn jeden Vorwand zur Unthätigkeit zu rauben, beſchloß Laudon vor Ankunft der Ruſſen, die man erſt im Juli erwartete, Glatz und einige Feſtungen in Schleſien zu erobern. General Fouqué war beauftragt jene Gegenden zu decken. Er hatte bereits [illegible] Jahre einen ziemlich lebhaften Bewegungskrieg im ſchleſiſchen Ge[illegible]birge geführt und ſeine Aufgabe nach beſten Kräften gelöſt, war aber dabei über Schweidnitz hinaus bis in die Nähe von Breslau gegangen weil Laudon dieſe Stadt bedrohte. Das war aber dem Könige nicht recht und er befahl dem General Fouqué in ziemlich ungnädigen Ausdrücken in die Stellung bei Landshut zurückzukehren, welche von den Oeſterreichern unter General Janus einſtweilen beſetzt worden war. Fouqué gehorchte nur mit Widerſtreben, weil ihn eine Centralſtellung bei Frankenſtein viel beſſer in Stand geſetzt haben würde die Belagerung der Plätze Glatz, Neiße, Schweidnitz oder Breslau zu hindern, weshalb er ſich auch einſtweilen bei Nimptſch aufgeſtellt hatte. Man darf indeß nicht glauben daß der König von der militäriſchen Wichtigkeit des Lagers bei Landshut eine übertriebene Vorſtellung gehabt habe. Dieſer Punkt kann ſelbſt auf die von Trautenau kommende Straße nur eine Flankenwirkung äußern. Es lagen hier andere Gründe vor, die in den Augen des Königs überwiegend ſchienen. Das dortige damals ſehr induſtrielle Gebirgsland war für ihn eine ergiebige Geldquelle, welche die Oeſterreicher nicht zu ihren Gunſten ausbeuten durften. Hierzu kam noch daß Fouqué als Gouverneur der Grafſchaft Glatz wenig Freunde hatte, und der Miniſter Schlaberndorf, welcher mit ihm in ſtetem Streite lebte, die nachtheiligen Folgen der Preisgebung jener Gegend vielleicht in der Abſicht übertrieb, dem gehaßten Fouqué einen ſtrengen Verweis zuzuziehen. Dieſe Intrike beförderte aber nicht nur [illegible]'s Abſichten, der nunmehr bei Glatz freies Spiel bekam und dieſen [illegible] durch 10,000 Mann einſchließen ließ, ſondern führte auch die Niederlage des Fouqué'ſchen Corps herbei, was Schlaberndorf gewiß nicht bedacht und gewollt hatte.

Am 19. Juni war Fouqué mit 10,680 Mann und 68 Geſchützen in die Gegend von Landshut zurückgekehrt. Die hier ſtehenden 8000 Oeſterreicher wurden in der ausgedehnten verſchanzten Stellung angegriffen und ohne große Mühe daraus vertrieben. Hieraus ließ ſich ſchließen wie gefährlich es ſey das Lager gegen einen ſtärkeren Feind vertheidigen zu müſſen. Fouqué machte deshalb dem Könige Vorſtellungen und bat um Erlaubniß eine günſtigere Stellung nehmen zu dürfen, erhielt aber den Beſcheid dieſen Poſten bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Gegen einen ſolchen Befehl war nicht weiter zu appelliren. Der General mußte alſo gehorchen, erklärte aber auch zugleich, daß er entweder auf ſeinem Poſten ſterben oder in Friedrichs Dienſten nie wieder den Degen ziehen werde, und der Eiſenkopf hat Wort gehalten.

Landshut iſt am rechten Ufer des Bober von vielen Bergen umgeben, von denen beinahe jeder ſeinen eigenen Namen hat. Man glaubte dieſen Punkt durch Verſchanzungen verſtärken zu können, beſchränkte ſich anfangs kluger Weiſe auf den Kirch- und Galgenberg, griff aber zuletzt ſo weit um ſich daß die verſchanzte Stellung eine Ausdehnung von ¾ Meile erhielt, und zu ihrer gründlichen Vertheidigung ein Corps von mindeſtens 30,000 Mann erfordert haben würde. So pflegt es immer zu gehen wenn man den Ingenieuren freies Spiel läßt. Sie finden ſtets einen fortifikatoriſchen Grund die Vertheidigungszone zu erweitern, und verwandeln dadurch die Stärke in Schwäche. Zum Unglück war Fouqué nicht blos tapfer, ſondern auch etwas pedantiſcher Natur, daher kam es daß er nicht nur jede einzelne Schanze beſetzen, ſondern auch noch einige neue Schanzen auf benachbarten Hügelkuppen anlegen ließ, und ſeine Kräfte dadurch noch mehr zerſplitterte. — In dieſer Verfaſſung wurde er den 23. Juni früh 2 Uhr vom General Laudon mit 38,000 Mann und 160 Geſchützen in Front, Flanke und Rücken angegriffen. Der ſich entſpinnende Kampf iſt bei ſolcher Ueberlegenheit nur inſofern merkwürdig, daß der Widerſtand ſieben volle Stunden dauerte. Es iſt nicht zu verkennen, daß die lange Dauer dieſes Widerſtandes zum Theil auf Rechnung der Schanzen geſetzt werden muß. Dagegen zählte aber Fouqués Corps 7000 Todte und Verwundete, 2000 Mann wurden außerdem noch gefangen, auch ging das ganze Geſchütz verloren. Der Reſt, aus Cavallerie beſtehend, ſchlug ſich nach Jauer durch. Fouqué fiel ſchwer

verwundet in Gefangenſchaft. Den Oeſterreichern koſtete dieſer Sieg 5000 Mann.

Vergleicht man dieſes Ereigniß mit dem bei Maxen, ſo iſt nicht zu verkennen daß der königliche Feldherr durch ſeinen allzu beſtimmt ausgeſprochenen Befehl ebenfalls die größte Schuld trägt. Hierzu kommt noch daß Fouqué ohne alle Ausſicht auf Unterſtützung blieb, weshalb es noch weniger ſtatthaft war ihm ſein Verhalten vorſchreiben zu wollen. Was Fouqué's Benehmen betrifft, ſo kann ihn nur der Vorwurf treffen daß er alle Verſchanzungen beſetzen ließ. Beſchränkte er ſich auf die Beſetzung der Stadt, welche ziemlich hinter der Mitte der Stellung lag und derſelben als Reduit diente, und auf die Werke des Kirch- und Galgenberges, ſo würde es ihm eher möglich geweſen ſeyn ſich durchzuſchlagen, wozu ein ſehr entſchloſſener und anfangs auch glücklicher Verſuch gemacht worden iſt. General Fink befand ſich bei Maxen in weſentlich verſchiedener Lage. Er wurde zur Mittagszeit eines kurzen und kalten Wintertages angegriffen, durfte auf Unterſtützung hoffen die dem feindlichen Hauptcorps gerade in den Rücken gekommen ſeyn würde, und mußte ſchon deshalb ſeine Stellung einige Stunden zu behaupten ſuchen. Fouqué hingegen hatte einen langen Sommertag vor ſich; der Kampfplatz bot manches örtliche Schutzmittel dar, und die Möglichkeit eines geordneten Sichdurchſchlagens war hier gegeben.

Der Verluſt dieſes ausgezeichneten Truppencorps und dreier Generale wie Fouqué, Schenkendorf und Malachowski, welche ſchwer verwundet in Gefangenſchaft geriethen, mußte dem Könige unter den jetzigen Umſtänden doppelt ſchmerzlich und gefahrbringend ſeyn. Schleſien war nunmehr ohne Schutz. Die dortigen Feſtungen hatten nur ſchwache Beſatzungen. Prinz Heinrich ſtand damals noch bei Küſtrin und Landsberg zur Beobachtung der Ruſſen die ſich bei Poſen concentrirten. Laudon, durch General Beck verſtärkt, konnte beinahe über 50,000 Mann verfügen und rückte in die Gegend von Liegnitz. Der König hatte ſich die Gefahren Schleſiens nicht verhehlt. Wollte er aber dahin aufbrechen, ſo gab er Sachſen preis und öffnete ſeinen Gegnern den Weg nach Brandenburg. Gleich nach dem Abgange des Befehls an Fouqué, in die Stellung bei Landshut zurückzukehren, mithin noch vor deſſen Niederlage, hatte der König Schritte gethan ſich ihm zu nähern. General Krockow mußte mit 30 Schwadronen über Torgau nach Großenhayn marſchiren.

Unterhalb Meißen wurde eine Schiffbrücke geſchlagen, auf welcher Friedrich in der Nacht zum 15. Juni überging und bis Radeburg vorrückte, während General Hülſen mit einem ſchwachen Corps auf dem linken Elbufer bei Meißen ſtehen blieb. Seine Abſicht ging dahin, Daun zu veranlaſſen ihm nach Schleſien zu folgen, wo er unterwegs Gelegenheit zu einem glücklichen Angriffe auf ihn zu finden hoffte. Dieſe Idee war eben ſo kühn als genial. Allerdings ſetzte der König ſich der Gefahr aus von Daun, der ſeit dem 1. Juni bei Dresden concentrirt und in Beſitz der beſten Straßen war, mit doppelter Uebermacht angegriffen und geſchlagen zu werden bevor er die Straße nach Görlitz erreicht haben könne. Aber ſo etwas kam dem öſterreichiſchen Feldherrn nicht in den Sinn; dieſer begnügte ſich eine Stellung bei Borsdorf und Rähnitz zu beziehen, den General Lascy bis Bernsdorf vorzuſchieben und den König bei Radeburg beobachten zu laſſen. Was den König veranlaßt hat einige Tage dort ſtehen zu bleiben iſt nicht recht einzuſehen. Vielleicht hielt er Fouqué's Lage für minder gefährlich. Als er aber am 25. Juni durch das Freudenfeuer der Oeſterreicher die Ereigniſſe bei Landshut erfuhr, ging er Tags darauf bis Groß-Dobritz zurück und gab den Marſch nach Schleſien vorläufig auf.

Die Ankunft der Reichsarmee bei Dresden, am 22. Juni, erſetzte den Abgang der unter General Beck gegen Landshut entſendeten Truppen um das Doppelte, und Daun dachte nun ſelbſt daran nach Schleſien aufzubrechen, um die Belagerungen von Glatz und Schweidnitz zu decken, während Laudon ſich gegen den Prinzen Heinrich wenden würde. Auch der König nahm dieſes Projekt wieder auf, und wir ſehen ihn den 5. Juli bei Kloſter Marienſtern ankommen. Die Spitze von Daun's Armee hatte an dieſem Tage bereits Bautzen erreicht und kam den 7. bis Görlitz. Der König hatte den 6. die Spree überſchritten und bei Bautzen Halt gemacht. Die Hoffnung ſeinem Gegner den Weg nach Schleſien zu verlegen war vereitelt, und das Blatt hatte ſich vollſtändig gewendet. Ich kann nicht umhin die Bemerkung einfließen zu laſſen daß die Erfinder der verſchiedenen Operationsſyſteme, durch welche ſie die Kriegskunſt bereichert und zugleich vereinfacht zu haben glauben, wohl ein wenig in Verlegenheit gerathen würden wenn ihnen damals die Frage zur Beantwortung vorgelegt worden wäre: was der König unter den eingetretenen Umſtänden zu thun gehabt habe? In ſolchen kritiſchen Momenten

iſt alle Bücherweisheit unzureichend und das Genie allein vermag ſich zu rathen und zu helfen. — Friedrich blieb nicht lange in Zweifel. Fouqué war geſchlagen und gefangen; die ſchleſiſchen Feſtungen waren in Gefahr. Daun's ſtarke Stellung bei Görlitz zu durchbrechen oder zu umgehen, verſprach bei ſo geringen Kräften keinen glücklichen Erfolg. Der König ſtrebte alſo nach einem Aequivalent. Er erblickte es in der Vernichtung des Generals Laſcy, der ihm mit 10,000 Mann gefolgt war, und in der Wiedereroberung von Dresden. Schon am 7. kam es zwiſchen Friedrich und Laſcy's Vortruppen bei Gödau (1 Meile weſtlich von Bautzen) zu einem Gefecht, welches indeß dem ganzen Kriege leicht ein Ende machen konnte, da der König einige Hundert Reiter in Perſon gegen die Oeſterreicher führte und dabei nur mit Mühe dem Tode oder der Gefangenſchaft entging. Das hätte jedoch keinen Einfluß auf ſeinen Entſchluß. Am 8. wurden alle Vorkehrungen zum Rückmarſche gegen Dresden getroffen. Tags darauf ſollte Laſcy von allen Seiten angegriffen werden, doch war dieſer bereits nach Mitternacht abmarſchirt, ging den 10. durch Dresden und bezog ein Lager bei Dohna. Der König folgte ihm. Auf ſeinen Befehl war Hülſen von Meißen gegen Dresden vorgerückt und hatte bei Kaditz zwei Brücken ſchlagen laſſen, auf welchen der König am 13. überging. Die Beſatzung war Tags zuvor bis auf 14,000 Mann verſtärkt worden, der Reſt der Reichsarmee ſchloß ſich dem General Laſcy an. Am 14. erfolgte die Einſchließung Dresdens auf beiden Ufern, und ſofort auch die Beſchießung, obwohl das eigentliche Belagerungsgeſchütz von Magdeburg erſt ſpäter anlangte.

Ganz abgeſehen von den vorausgegangenen Bewegungen und Abſichten beider Armeen tritt hier ein Verhältniß ein, welches mit den Verhältniſſen bei Dresden im Auguſt 1814 eine ſo auffällige Aehnlichkeit hat, daß ich nicht unterlaſſen kann einen Vergleich anzuſtellen.

Dresdens Feſtungswerke befanden ſich 1760 in einem etwas beſſeren Zuſtande als 1813, dagegen war die ſolide Umfaſſung der Vorſtädte zu einer hartnäckigen Vertheidigung nicht vorbereitet worden. Die Einſchließung auf dem linken Ufer erfolgte mit 30,000 Mann, auf dem rechten mit 8000 Mann. In der Stadt ſtanden 14,000 Mann, bei Dohna ungefähr 18,000 Mann. Das Feuer der Preußen war hauptſächlich gegen die Hauptgebäude der Stadt gerichtet, in welcher ſich die Familie des Kurfürſten befand, die dadurch eingeſchüchtert werden und

den Commandanten bitten ſollte die Sache nicht aufs Aeußerſte kommen zu laſſen. — Feldmarſchall Daun hatte am 8. Juli bei Naumburg am Queis Halt gemacht. Er erwartete den König von Tag zu Tag, und war nicht wenig überraſcht als er am 13. die Meldung erhielt: der König ſtehe vor Dresden. Am 15. brach Daun dahin auf und kam den 19. Abends mit der Vorhut auf den Höhen vor Dresden an. Der Prinz von Holſtein mußte nunmehr die Einſchließung der Neuſtadt aufheben und ſich auf das linke Elbufer zurückziehen. Daun's Verbindung mit Dresden war wieder hergeſtellt; er führte 50,000 Mann herbei und hatte ſonach über 80,000 Mann zu verfügen. Es ſtand bei ihm die Einſchließungslinie des Königs zu durchbrechen, während Lascy dieſelbe im Rücken bedrohte. Schien ihm das zu gewagt, ſo konnte er mit ſeiner Armee bei Pillnitz über die Elbe gehen, Lascy an ſich ziehen und dem Könige eine Schlacht liefern. Bei der doppelten Ueberlegenheit war der Sieg kaum zweifelhaft. Von dem Allen geſchah aber wenig oder nichts. Zwar wurden Abtheilungen die Elbe entlang geſendet um die Zufuhren an Munition abzuſchneiden, auch ging eine ſtärkere Abtheilung (11 Bataillone und 6 Schwadronen) unter General Nugent bei Prießnitz auf zwei Brücken über die Elbe, um den linken Flügel des Einſchließungscorps zu bedrohen, die ſich jedoch mit Verluſt wieder zurückziehen mußten; Daun und Lascy rührten ſich aber nicht von der Stelle, obſchon die Stadt vom 19. bis 29. Juli ſehr lebhaft bombardirt wurde, mehrmals in Brand gerieth, und die Zerſtörung von einigen Kirchen, Palläſten und über 400 Häuſern zu beklagen hatte. Dieſes ſeltſame Verhältniß würde vielleicht noch länger beſtanden haben, wenn nicht die Nachrichten von der Erſtürmung der Feſtung Glatz und dem Marſche der Ruſſen gegen Breslau den König bewogen hätten von Dresden abzulaſſen, das er auf dieſe Weiſe ohnehin nicht in ſeine Gewalt bringen konnte. Er führte daher ſeine Armee, deren Hauptmaſſe bisher in und hinter der See- und Pirnaſchen Vorſtadt geſtanden hatte, am 29. Juli auf das linke Ufer der Weißeritz, den 30. bis Wilsdruff, den 31. bis Meißen zurück, wo Hülſen eine Schiffbrücke aufſtellen ließ. Dieſer Rückzug wurde von den Oeſterreichern nicht geſtört. Lascy erſchien erſt am 30. auf den Höhen bei Plauen, ging Tags darauf durch Dresden und vereinigte ſich mit Daun. Ausfälle von Erheblichkeit hatte die Beſatzung nur einen (am 23.) gemacht, doch mußte ſie die eroberten Batterien bald wieder verlaſſen.

Diese unbegreifliche Unentschlossenheit Daun's vor Dresden contrastirt mit Napoleons energischem Verfahren 1813 ungemein. Am 26. August waren zur Vertheidigung von Dresden in und vor der Stadt ungefähr 20,000 Mann aufgestellt, die von mehr als 100,000 Mann eingeschlossen und angegriffen wurden. Denselben Nachmittag verstärkte sich die Macht der Verbündeten vor Dresden bis auf 150,000 Mann und 400 Geschütze; der Angriff wurde mit großer Heftigkeit erneuert. Napoleon, die Wichtigkeit Dresdens erkennend, hatte die 22 Meilen von Löwenberg bis Dresden in vier Tagen zurückgelegt, während Daun mit einer nur halb so starken Armee zu 18 Meilen sechs Tage brauchte, was nebenbei bemerkt für die damaligen Verhältnisse immer noch gut marschirt ist. Am 27. August stand Napoleon mit ungefähr 100,000 Mann bei Dresden, welches von 180,000 eingeschlossen wurde, Vandamme ging mit 30,000 Mann oberhalb Pirna auf das linke Elbufer, trat also in das Verhältniß des Generals Lascy. Ein Theil der russischen Reserven stand Vandamme dort gegenüber, obschon Lascy nichts gegen sich gehabt hatte. Allerdings hatte Napoleon Schlesien in etwas bedrängter Lage verlassen, während Daun dorthin mit Ruhe blicken konnte. Aber obgleich für Dresden jetzt nichts mehr zu besorgen war, glaubte Napoleon doch keineswegs hier zehn Tage lang einen müßigen Zuschauer abgeben zu dürfen wie Daun gethan hatte. Er schlug den doppelt so starken Feind am 27. zurück, während der doppelt so starke Daun seinen Gegner nicht einmal anzugreifen wagte! Zur Vervollständigung des Contrastes muß noch hinzugefügt werden, daß die französischen Truppen in Dresden die beste Mannszucht hielten, die österreichischen hingegen während des Bombardements die Häuser plünderten statt zu löschen, und so grobe Excesse begingen daß ihnen die Offiziere nur mit Mühe steuern konnten. Beide waren gleichwohl Verbündete!

Der Verlust von Glatz machte auf den König einen sehr schmerzlichen Eindruck. Dieser Platz war nächst Magdeburg die stärkste Festung in seinen Staaten, und vermöge seiner centralen Lage zwischen Böhmen, Mähren und Schlesien von äußerster Wichtigkeit. Um so mehr muß man sich wundern daß Friedrich nur 2500 Mann, zum Theil österreichische, und sächsische zum Dienst gezwungene Gefangene, als Besatzung darin gelassen, und auf Fouqué's Empfehlung den Obersten d'Oo, einen Offizier von sehr zweideutigem Rufe, zum Commandanten ernannt hatte.

General Harſch leitete die Belagerung. Erſt am 16. Juli wurden die Laufgraben eröffnet, am 25. begann die Beſchießung und Tags darauf wurde der Platz erſtürmt. Die mit Munition und Lebensmitteln überreich verſehene, für unüberwindlich gehaltene Citadelle that keinen Schuß und ergab ſich auf Discretion. So gelangte Laudon, der den Sturm ſelbſt angeordnet hatte, in wenigen Stunden in den Beſitz einer Feſtung, die unter anderen Umſtänden einen mehrmonatlichen Widerſtand hätte leiſten können. Er erſchien hierauf am 31. Juli mit 40,000 Mann vor Breslau, wo General Tauenzien mit 5000 Mann ſtand, und im Jeſuitercollegium doppelt ſo viel Gefangene zu bewachen hatte. Laudon forderte ihn zur Uebergabe auf und drohte im Weigerungsfalle: daß das Kind im Mutterleibe nicht verſchont bleiben ſolle, worauf Tauenzien die trockene Antwort gab „Ich bin nicht ſchwanger und meine Soldaten ſind es auch nicht.“ Breslau wurde nun ſechs Tage hindurch heftig beſchoſſen, die Annäherung des Prinzen Heinrich nöthigte aber Laudon wieder abzuziehen. Der Prinz war bisher den Bewegungen der Ruſſen gefolgt, traf den 6. Auguſt bei Breslau ein, und ſendete ſogleich den General Platen mit einer Abtheilung über die Oder gegen Soltikow, der mit 70,000 Mann im Anzuge war und ſich mit Laudon vereinigen wollte. Heinrich hatte zwar dieſe Vereinigung durch ſeine ſchnelle Dazwiſchenkunft verhindert, fand aber doch ſeine Lage ſo verzweifelt daß er (wahrſcheinlich in Folge zunehmender Kränklichkeit) ganz muthlos wurde und den König um Enthebung vom Oberbefehl bat, der ihn jedoch wieder ermuthigte.

Inzwiſchen hatte Friedrich die gebieteriſche Nothwendigkeit eingeſehen ſo ſchnell als möglich nach Schleſien zu eilen. Er marſchirte den 1. Auguſt mit 30,000 Mann von Meißen ab, überſchritt die Elbe bei Hirſchſtein, lagerte den 2. bei Dallwitz, den 3. bei Königsbrück, ging (über Ratibor) nördlich an Bautzen und Görlitz vorbei, und kam den 7. nach Bunzlau. Bei Meißen war General Hülſen mit 8000 Mann zurückgelaſſen worden. — Feldmarſchall Daun hatte den Marſch des Königs nach Schleſien erwartet, war ſchon am 31. Juli mit einem Theile ſeiner Armee bis Biſchofswerda vorausgegangen und hatte Anordnungen getroffen daß faſt alle Brücken über die vielen kleinen Gewäſſer die der König überſchreiten mußte zerſtört, die Waldwege verhauen, die Landwege theilweiſe verdorben werden ſollten. Er ſelbſt ſicherte ſich die

Benutzung der großen Heerſtraße, zog mit der Hauptmaſſe voran, und befahl Laſcy mit ſeinem Corps dem Könige zu folgen. Von einer nahen Höhe angeſehen würde man Daun's, Friedrichs und Laſcy's Colonnen zuweilen einer und derſelben Armee angehörig geglaubt haben, ſo nahe berührten ſich mitunter die Marſchlinien. Doch war und blieb die ſchlachtfertige Marſchordnung der Preußen muſterhaft. Da dieß nun ſchon der dritte Parallelmarſch war, welchen Daun mit dem Könige nach Schleſien unternahm, [1] hätte man unter ſolchen Umſtänden wohl vermuthen ſetzen dürfen daß es Erſterem gelingen werde dieſen Marſch zu hindern. Daun war übrigens einen ſtarken Tagemarſch voraus und ſchon am 6. bei Löwenberg angekommen, konnte ſich aber zu keinem Angriff entſchließen, ohne welchen es gleichwohl nicht möglich war den König aufzuhalten. Dieſer ſetzte ſeinen Marſch auf Breslau fort, mußte aber vor Liegnitz Halt machen, weil er vom Prinzen Heinrich ohne beſtimmtere Nachrichten war und doch nicht aufs Ungewiſſe fortmarſchiren konnte. Da die Ruſſen die Oder noch nicht überſchritten hatten und Soltikow auf die Oeſterreicher nicht gut zu ſprechen war, hätte der König vielleicht ungehindert bei Parchwitz über die Katzbach gehen und ſich mit ſeinem Bruder vereinigen können; er blieb jedoch den 10. zwiſchen Liegnitz und Goldberg (bei Kroitzſch) ſtehen. An demſelben Tage vereinigte ſich Daun mit Laudon hinter der Katzbach und beſetzte die Strecke von Parchwitz bis Goldberg. Soltikow wurde hiervon benachrichtigt und erſucht bei Leubus eine Brücke zu ſchlagen und die Verbindung herzuſtellen. Der ruſſiſche Feldherr ſtand bereits hinter Auras, wo Czernitſchef im Begriff war mit 20,000 Mann auf das linke Ufer der Oder zu gehen.

Befand ſich der König jemals in einer bedrängten Lage, ſo war es in den Tagen vom 10. bis 15. Auguſt an der Katzbach. Er hatte kaum 30,000 Mann; ihm gegenüber ſtanden 90,000 Oeſterreicher. Bei Auras oder Leubus konnten jeden Augenblick 70,000 Ruſſen auf das linke Ufer der Oder gehen. Die Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich, der mit 35,000 Mann bei Breslau ſtand, wurde noch obendrein durch die Katzbach und das Schweidnitzer Waſſer erſchwert. Aber Friedrich befand ſich auf einem durch ihn bereits klaſſiſch gewordenen Boden. Die Nähe des Schlachtfeldes bei Leuthen erfüllte ſeine Seele mit Zuverſicht, und die

[1] Der erſte fand im Feldzuge 1758 ſtatt und führte die Schlacht bei Hochkirch herbei; der zweite geſchah im Juli 1760.

Erinnerung an die dort erlittene Niederlage machte den ohnehin vorsichtigen Daun nur noch vorsichtiger. Es ist eine schöne Sache um historische Erinnerungen, und der zeitgemäße Rückblick auf solche Heldenthaten ist in bedrängten Lagen gewiß das beste Mittel, das Vertrauen auf die eigene Kraft nicht zu verlieren. Der Maleficus ist der Zweifel an sich selbst.

Nachdem der König die Ueberzeugung erhalten hatte daß ein gewaltsamer Durchbruch der feindlichen Stellung nicht ausführbar sey, versuchte er die Straße nach Jauer zu gewinnen, überschritt den 12. bei Goldberg die Katzbach, drängte den General Lascy bis Peterwitz zurück und lagerte bei Seichau. Aber auch auf dieser Seite war keine Aussicht durchzukommen, und nicht ohne Gefahr kehrte der König in der Nacht zum 13. (die Katzbach bei Röchlitz und Hohendorf überschreitend) in das Lager hinter Liegnitz zurück. Dieser öftere Stellungswechsel durchkreuzte Daun's Plane auf verschiedene Weise. Er ging immer mit Angriffsplanen schwanger, ließ des Königs Stellungen täglich recognosciren, ordnete Truppenbewegungen an, fand anderen Tags die Angriffsdispositionen nicht mehr den Umständen angemessen, und wurde sogar mit Besorgnissen für seinen Rücken erfüllt, weshalb er Soltikow dringend bitten ließ über die Oder zu gehen und den Prinzen Heinrich abzuhalten. Die Langsamkeit und Nachlässigkeit des militairischen Geschäftsganges in Daun's Hauptquartier muß sehr groß gewesen seyn, und läßt uns einen Blick auf die Ursachen seiner so oft mißrathenen Unternehmungen thun. Daun wußte am 13. noch nicht daß Prinz Heinrich schon Tags zuvor mit ganzer Macht auf das rechte Ufer der Oder, sogar über die Weida gegangen war, und zwischen Hünern und Mahlen eine Flankenstellung gegen die Russen genommen hatte. Er erfuhr dies erst durch Soltikow der ihm zugleich Vorwürfe machte, daß er den König ungehindert nach Schlesien habe kommen lassen, daß er Laudon an sich gezogen habe der doch in Gemeinschaft mit den Russen operiren solle, und daß er ungeachtet der dreifachen Ueberlegenheit den König nicht einmal anzugreifen wage. Soltikow gab zugleich nicht undeutlich zu verstehen daß, wenn es dem Könige gelingen sollte auf das rechte Ufer der Oder zu gehen, der russischen Armee nichts weiter übrig bleibe als hinter die Bartsch zurück zu kehren. Indeß versprach er den General Czernitschef am 14. bei Auras mit 20,000 Mann übersetzen und bis Groß-Bresa vorrücken zu lassen.

Dieſe Vorwürfe waren zu gegründet als daß Dann ſich dadurch nicht hätte angeregt finden ſollen endlich einen entſcheidenden Schritt zu thun. Es wurde alſo für den 15. Auguſt ein allgemeiner und concentriſcher Angriff auf des Königs Lager bei Liegnitz beſchloſſen. Zu dieſem Zwecke ſollte Laudon mit 35,000 Mann in der Nacht bei Pohlſchildern über die Katzbach gehen, gegen Pfaffendorf und Rüſtern vorrücken, mit Tagesanbruch des Königs linken Flügel in Flanke und Rücken angreifen und ihm den Weg nach Glogau verſperren. Dann wollte am frühen Morgen mit 40,000 Mann die Katzbach zwiſchen Kroitſch und Hohendorf überſchreiten, ſich dann rechts wenden und des Königs Mitte und rechten Flügel angreifen. Lascy erhielt Befehl mit 15,000 Mann bei Röchlitz überzugehen und die Preußen ſpäter im Rücken anzugreifen. Gelang es Laudon ſeiner Aufgabe zu genügen, ſo konnte der Erfolg nicht zweifelhaft ſeyn. Aber im Buche des Schickſals ſtand etwas Anderes geſchrieben, und der Zufall ſpielte dem Könige einen Sieg in die Hände der zu den glänzendſten gehört, und weniger durch geſchickte Leitung des Gefechtes als durch kühne Entſchloſſenheit und ſicheren Takt im Augenblicke der Gefahr merkwürdig iſt.

Die kleine Heldenſchaar des Königs lagerte am 14. hinter Liegnitz, durch das Schwarzwaſſer und die Katzbach gedeckt. Es fehlte bereits an Lebensmitteln. Von Tag zu Tag war ein umfaſſender Angriff zu befürchten. Um aus dieſer gefährlichen Lage herauszukommen, wollte der König durch einen Nachtmarſch bis Parchwitz gehen und hier entweder die Katzbach oder weiter rückwärts die Oder zu überſchreiten ſuchen. Mit Einbruch der Dunkelheit führte Friedrich die Armee über das Schwarzwaſſer, entſendete Abtheilungen nach mehreren Richtungen und ließ die Trnppen bis zu deren Rückkehr ruhen. Zu dem verlaſſenen Lager wurden die Wachfeuer ſorgfältig unterhalten. Zieten ſendete mehrere Patrouillen rückwärts und belebte den nächtlichen Vorpoſtendienſt in ſolcher Weiſe daß der Abmarſch den Oeſterreichern verborgen blieb. Gegen 3 Uhr kehrte Major Hundt, der mit 5 Schwadronen Huſaren bis Pohlſchildern vorgegangen war, mit der Meldung zurück: daß Laudon im Anmarſch und jetzt ſchon zwiſchen Panten und Bienowitz angekommen ſey. Der König, deſſen Armee hinter einer Hügelreihe nahe vor dieſen Dörfern kampfbereit lagerte, befahl dem General Zieten mit 15 Bataillonen 43 Schwadronen auf die Höhen hinter Pfaffendorf zu rücken

und Daun zu verhindern das Schwarzwaſſer zu überſchreiten, während er die übrigen 24 Bataillone 35 Schwadronen den Oeſterreichern entſchloſſen entgegen führte. Laudon, welcher die Preußen in ihrem Lager zu überraſchen gehofft hatte, ſah ſich plötzlich mit großer Heftigkeit angegriffen. Das Gefecht wurde gleich im Anfange ſehr mörderiſch, denn der anbrechende Morgen geſtattete dem Könige einige Zwölfpfünder-Batterien ſehr vortheilhaft aufzuſtellen und die ſich entwickelnden öſterreichiſchen Colonnen mit großer Wirkung zu beſchießen. Die Infanterie und Cavallerie benutzte jede entſtehende Unordnung zu augenblicklichen Angriffen, ſo daß es der öſterreichiſchen Artillerie nicht möglich wurde die eigenen Truppen kräftig zu unterſtützen. Laudon traf zwar die geeignetſten Anordnungen zur Gegenwehr, war aber auf einen ſo gänzlich unerwarteten Angriff nicht vorbereitet und ſtand deshalb bedeutend im Nachtheile. Früh 5 Uhr waren die Oeſterreicher im vollen Rückzuge nach der Katzbach. Durch Behauptung der Dörfer Panten und Bienowitz hofften ſie den Uebergang zu decken, wurden aber durch Feuer und Schwert daraus vertrieben, mußten 5000 Gefangene, 82 Geſchütze und 23 Fahnen in der Gewalt der Sieger laſſen, und hatten außerdem einen Verluſt von 6000 Todten und Verwundeten. Man kann ſich dieſen unverhältnißmäßigen Verluſt nur dadurch erklären, daß Laudon fünf Verſuche hintereinander machte ſein Corps geordnet vorzuführen, aber vom Könige jedesmal mit Ungeſtüm angegriffen wurde ſobald nur einige Bataillone in Linie ſtanden. Daß Laudon nicht daran dachte zwiſchen Panten und Bienowitz ſtehen zu bleiben oder hinter die Katzbach zurückzugehen, ſpricht für ſeinen Muth aber nicht für ſeine Umſicht; denn ob Daun's umfaſſender Angriff bei Liegnitz oder Panten zur Ausführung kam war in der Hauptſache gleich. — Dem Könige koſtete dieſer Sieg nur 3500 Mann.

Während Laudon die Trümmer ſeines Corps gegen Jeſchkendorf zurückführte, ohne dabei im mindeſten verfolgt zu werden, erſchienen Daun und Lascy mit ihren Colonnen auf den Höhen hinter Liegnitz. Beide waren von dem was ſich ſo eben zugetragen hatte ohne alle Kenntniß. Ein ſtarker Weſtwind hatte den Kanonendonner verweht; Meldungen waren nicht eingegangen. Das preußiſche Lager fand man verlaſſen. Nur die Rauchwolken des brennenden Panten, und Zietens drohende Haltung hinter dem Schwarzwaſſer, führte auf Vermuthungen

die bald zur traurigen Gewißheit wurden. So war denn das ganze großartige Angriffsprojekt plötzlich wie ein Kartenhaus zusammengefallen, und obgleich hier über 50,000 Mann frischer Truppen zur Verfügung standen, welche, durch Liegnitz eilend, den König einholen oder Zieten abschneiden konnten, kam Daun doch zu keinem schnellen Entschlusse. Nach mehrern fruchtlosen Versuchen das Schwarzwasser zu überschreiten, wollte Daun 30 Schwadronen durch Liegnitz gehen lassen, die aber beim Debouchiren in Zietens Geschützfeuer kamen und wieder umkehrten. Erst gegen 8 Uhr Morgens erhielt er die Meldung von Laudons Unfall, aber jetzt war nichts mehr zu thun. Zieten trat nun auch den Rückzug an und folgte dem Könige der, mit Geschützen und Gefangenen belastet, ohne Aufenthalt den Marsch gegen Breslau fortsetzte, nachdem er zuvor alle Trophäen hatte sammeln und Victoria schießen lassen.

Indeß war für den König noch nicht alle Gefahr vorüber. Czernitschef konnte durch ein österreichisches Corps verstärkt werden und sich ihm bei Neumarkt in den Weg stellen. Ein zweiter Kampf würde aber die Kräfte des Königs noch mehr erschöpft haben; das mußte wo möglich vermieden werden. Bei der Uebellaunigkeit des Feldmarschalls Soltikow durfte man auf die Wirkung anderer Mittel hoffen. Friedrich spielte also dem General Czernitschef einen an seinen Bruder Heinrich gerichteten Brief in die Hände, worin er diesem den erfochtenen Sieg anzeigte und ihn benachrichtigte, daß er nun über die Oder gehen und die Russen angreifen werde.[1] Das wirkte, und sofort trat Czernitschef den Rückzug an. Obige Besorgniß war nicht unbegründet, denn General Beck war wirklich mit einem starken Corps im Marsche nach Neumarkt, und der König, der am 16. dort ankam, befürchtete unterwegs angegriffen zu werden. Beck bezeigte aber nach dem Abmarsche Czernitscheffs keine Neigung dazu und kehrte wieder um. Daun zog seine Armee bis Striegau zurück; Soltikow ging nach Sulau hinter die Bartsch. Der König blieb einige Tage bei Neumarkt; Prinz Heinrich folgte den Russen bis Trebnitz. So war durch den Sieg bei Liegnitz jede Gefahr für Schlesien vorläufig beseitigt, und Friedrich dachte jetzt daran sich Dauns auf längere Zeit zu entledigen. Daß von den Russen nicht viel zu besorgen sey deutete ihr Benehmen zur Genüge an, und da Prinz Heinrich Krankheit halber nach Glogau ging, wo er den

[1] v. Schöning II S. 381.

Winter zubrachte, zog der König den größten Theil seiner Truppen an sich, und ließ die Russen nur durch 10,000 Mann unter General Goltz beobachten. Mit 50,000 Mann und 248 Geschützen wendete sich Friedrich nunmehr gegen Daun, der immer noch über 70,000 Mann stark war, aber keineswegs Lust bezeigte die an der Katzbach erlittene Scharte auszuwetzen. Ich will Dich nicht durch Mittheilung der Manöver ermüden, welche im Laufe Septembers zwischen beiden Feldherrn stattfanden, und begnüge mich Dir zu sagen daß der König seinen Gegner allmälig bis in die Gegend von Landshut zurückdrängte, ungefähr so wie man ein schweres Möbel von der Stelle rückt, worauf eine Art Waffenstillstand eintrat der bis zum October dauerte. Daß es dem Könige nicht gelang über Daun einen zweiten Sieg zu erfechten und ihn nach Böhmen hineinzuwerfen, gereichte ihm zum großen Nachtheile und führte ihn bald noch einmal an den Rand des Verderbens, wie sich aus Folgendem ersehen läßt.

Soltikow war erkrankt und hatte den Oberbefehl an Fermor abgetreten, welcher auf Dauns dringendes Bitten den General Czernitschef am 20. September mit 20,000 Mann von Trachenberg entsendete, der bei Beuthen die Oder überschritt und über Guben gegen Berlin marschirte, während die Hauptarmee den Marsch nach Frankfurt a. d. O. antrat. Einige Tage später ließ Daun den General Lascy mit 15,000 Mann ebenfalls nach Berlin aufbrechen. Diese Expedition stand in Verbindung mit den Ereignissen in Sachsen die ich in der Kürze mittheilen will. Mit Einschluß der bei Meißen zurückgelassenen Truppen hatte General Hülsen 12,000 Mann zu seiner Verfügung, mit welchen er der Reichsarmee in Sachsen die Spitze bieten sollte. Das hatte nun zwar seine großen Schwierigkeiten, denn der Herzog von Zweibrücken und General Maquire befehligten dort zusammen über 32,000 Mann, wozu später noch 8000 Würtemberger stießen. Indeß manövrirte Hülsen bald rechts bald links, wies am 20. September bei Strehla einen allgemeinen Angriff sehr nachdrücklich ab, mußte aber dann nach Torgau zurück weichen, weil der regierende Herzog von Würtemberg auf Dommitzsch marschirte. Da die Oesterreicher und Reichstruppen dieselbe Richtung einschlugen, glaubte Hülsen daß man ihn in Torgau von beiden Seiten einschließen wollte, ging den 26. September auf das rechte Elbufer und über Jessen nach Wittenberg. Torgau capitulirte. Hülsen

wurde den 2. October bei Wittenberg angegriffen, behauptete sich jedoch in seiner Stellung, worauf die Verbündeten sich auf der Straße nach Treuenbrizen aufstellten. Hierdurch wurde die Verbindung mit Berlin unterbrochen, und da von dem viermal stärkeren Feinde ohnehin bald ein neuer Angriff zu befürchten stand, wich Hülsen über Coswig und Belzig nach Beelitz zurück und sah sich dadurch außer Gefahr. Schon am 7. October rückte Hülsen in Berlin ein, wo bereits der (in preußischen Diensten stehende) Prinz Eugen von Würtemberg mit Truppen aus Pommern angekommen war um die Stadt gegen einen Angriff der Russen zu schützen.

Inzwischen war General Tottleben am 30. September mit einem Streifcorps von 3000 Mann vor Berlin erschienen, dessen bewaffnete Bürgerschaft sich jedoch seinen Besuch ernstlich verbat. Als aber Fermor und Lascy sich mit 30,000 Mann näherten, die russische Armee am 5. October bei Frankfurt a. d. O. angekommen war, der König hingegen noch am Fuße des Riesengebirges stand, wollte man die Residenz keiner großen Gefahr aussetzen, weshalb Prinz Eugen mit seinen Truppen (14,000 Mann) am 9. October nach Spandau abzog und Berlin dem Feinde die Thore öffnete. Russen und Oesterreicher hielten hier zwar leidliche Mannszucht, hauseten aber desto schlimmer in der Umgegend, besonders in Charlottenburg und Schönhausen. Das Gerücht von des Königs schnellem Anmarsch verscheuchte die Russen nach Frankfurt, die Oesterreicher nach Torgau. Ihr Aufenthalt in Berlin hatte nur drei Tage gedauert (vom 9. bis 12. October). Indeß waren die Verluste der Hauptstadt sehr beträchtlich; sie mußte 1½ Millionen Thaler zahlen und alle brauchbare Pferde ausliefern. Zerstört wurden alle Fabriken welche für die Armee arbeiteten, das Gießhaus, die Pulvermühlen und das Münzhaus. Das Zeughaus wurde gänzlich ausgeräumt, ferner die Montirungskammern und sonstigen Magazine.

Dem Könige war die Absicht einer feindlichen Unternehmung auf Berlin keineswegs fremd geblieben, doch schmeichelte er sich immer noch mit der Hoffnung, Daun zum Rückzuge nach Böhmen zu bewegen. Die Aussicht hierzu wurde jedoch täglich schwächer, und nachdem der Marsch der Russen auf Berlin keinem Zweifel mehr unterworfen war, brach Friedrich den 4. October aus der Gegend von Waldenburg auf. So hatte also Daun durch kluges Zaudern seinen Gegner am

Riesengebirge in Unthätigkeit zu erhalten gewußt, die Eroberung Sachsens und die Bedrohung Berlins möglich gemacht, ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen. Die Geschichte darf ihm dieses Verdienst nicht schmälern, und er hat die Verhältnisse damals richtiger beurtheilt als sein großer Gegner. Indeß verfiel Daun bald wieder in den alten Fehler als es sich um entscheidende Schritte handelte, und dieser Fehler brachte ihn um die Früchte aller Anstrengungen in der letzten Hälfte des Feldzugs. Als nämlich der König seinen Marsch über Schweidnitz, Jauer, Haynau nach Primkenau antrat, wo General Goltz den 10. zu ihm stieß, brach Daun zwar ohne Verzug über Schönau nach Löwenberg auf, ließ aber den General Laudon mit 40,000 Mann zur Eroberung Schlesiens zurück, das nur von seinen Festungen beschützt wurde. Hierdurch schwächte er sich ganz unnöthiger Weise, und wurde dem von ihm früher selbst aufgestellten Grundsatze untreu: daß Friedrich nur in seiner Armee besiegt werden könne. Dieser setzte seinen Marsch unaufhaltsam über Sagan nach Guben fort, wo er den 14. October ankam und den Abzug der Russen aus Berlin erfuhr, welche den König allerdings viel näher geglaubt hatten. Daun hingegen wendete sich links und kam an diesem Tage in die Gegend von Hoyerswerda, von wo er die Richtung nach Torgau einschlug. Durch den Rückzug der Russen nach Frankfurt für Berlin beruhigt, wendete sich der König nunmehr gegen die Oesterreicher. Goltz mußte mit seinen 12,000 Mann nach Schlesien zurückkehren, mit der Hauptmasse marschirte der König nach Lüben, machte einen vergeblichen Versuch den General Lascy von Torgau abzuschneiden, und ging dann über Dahme und Jessen nach Wittenberg, das seit dem 14. October in Feindes Gewalt war nun aber verlassen und die Brücke verbrannt wurde. Er hatte gehofft sich hier mit den Truppen des Prinzen von Würtemberg und Generals Hülsen zu vereinigen, doch waren dieselben bereits nach Magdeburg marschirt.

Ueberhaupt muß ich bemerken daß der König in den letzten zwei Wochen von den Bewegungen seiner Gegner zwischen der Oder und Elbe nur sehr unsichere Kunde erhalten konnte, da die Schnelligkeit seines Marsches ihm nicht gestattete starke Entsendungen rechts und links zu machen und auf deren Berichte zu warten. Friedrich war den 23. October vor Wittenberg angekommen und hatte sonach in 20 Tagen 60 Meilen zurückgelegt. Auf dem wichtigen Centralpunkte Lübben verweilte

er drei Tage (vom 17. bis 20. October) um sich wenigstens über die Absichten der Russen einige Gewißheit zu verschaffen. Von Dauns Bewegung wußte er nur die Richtung nach der Elbe. Die Fortschritte der Reichsarmee kannte Friedrich blos im Allgemeinen. Sein richtiger Takt sagte ihm aber daß Daun die Vereinigung mit derselben suchen werde, was über Torgau oder Dommitzsch geschehen mußte. Er marschirte also auf Wittenberg. Hier erhielt er nähere Kunde. Hülsen wurde befehligt sofort (den 24.) über [illegible] nach Dessau aufzubrechen und für die Magazinverpflegung [illegible] zu sorgen. Der König marschirte nach Coswig, ließ bei [illegible] eine Brücke schlagen und vereinigte sich den 26. bei Dessau mit Hülsen. Seine Streitmacht wuchs dadurch auf 48,000 Mann. Die Reichsarmee stand an diesem Tage mit 30,000 Mann bei Düben; Daun war mit 60,000 Mann im Marsche von Torgau nach Eilenburg. Unstreitig bezweckte er eine Vereinigung mit der Reichsarmee, diese sehnte sich aber nach den Winterquartieren und ging den 27. nach Leipzig zurück wo sie sich verschanzte. Da der König an demselben Tage bis Kemberg vorrückte, suchte Daun sein altes Lager bei Torgau wieder auf und zog alle entsendete Abtheilungen an sich.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen wo Friedrich einen Gewaltstreich unternehmen mußte, denn Niemand bürgte ihm dafür daß Fermor, der kein preußisches Corps vor sich hatte, nicht mit ganzer Macht nochmals gegen Berlin [illegible] rücken werde. Der König marschirte also den 29. bis Düben, den 30. bis Eilenburg. Hier zwischen Daun und dem Herzoge von Zweibrücken stehend, suchte er zuerst die Reichsarmee noch weiter zu entfernen und sendete den General Linden mit 9 Bataillonen 15 Schwadronen bis Taucha vor. Das Erscheinen dieses Corps, welches für die Avantgarde des Königs gehalten wurde, war hinreichend die Reichsarmee zum Abzuge aus Leipzig zu veranlassen; sie ging ohne Aufenthalt über Chemnitz und Zwickau nach Franken und verschwand sonach vom Kriegsschauplatze. Leipzig wurde von 2 schwachen Bataillonen besetzt, worauf Linden wieder zum Könige stieß der den 2. November nach Schilda marschirte. Durch diesen Marsch wurde Daun zum Rückzuge oder zur Schlacht genöthigt. Die letztere schien dem österreichischen Feldherrn unvermeidlich, wenn er nicht Sachsen und zugleich seine Ehre aufs Spiel setzen wollte, doch bedauerte er jetzt Laudons Abwesenheit, der sich an

der Elbe oder Havel ungleich nützlicher hätte machen können als in Schlesien, wo er nicht einmal die kleine Festung Kosel in seine Gewalt bringen konnte.

Dauns Stellung bei Torgau befand sich auf den Höhen hinter Siptitz und hatte die Front gegen Schilda. Hier standen 44,000 Mann mit 300 (zum größern Theil schweren) Geschützen in zwei Treffen, zwischen der Dommitzscher Haide und dem Dorfe Zinna, unter Dauns persönlichem Befehl. Weiter links hielt Lascy mit 20,000 Mann und 100 Geschützen die freie Ebene zwischen Zinna und Torgau besetzt. Die Front der ganzen Stellung deckte der tief eingeschnittene Röhrgraben, welcher über dem Punkte, wo die Straßen von Torgau nach Düben und von Dommitzsch nach Schilda sich kreuzen, bei den Schafteichen entspringt und bei Torgau in den großen Teich fließt. Uebergänge befanden sich nur bei den Schafteichen, bei Siptiz und nahe am großen Teiche. Die Schafteiche und der Röhrgraben sind seitdem aus der Reihe topographischer Erscheinungen verschwunden, bildeten aber damals ein im wirksamsten Geschützfeuer liegendes nicht unbedeutendes Annäherungshinderniß. Siptitz war stark mit Kroaten besetzt. Die Dommitzscher Haide zog sich von der rechten Flanke gegen den Rücken von Dauns Stellung hin. Hinter dem sehr unregelmäßigen Waldsaume befand sich ein aus früherer Zeit herrührender Verhau, der sich östlich dem Zscheitschkengraben anschloß und mit diesem den ganzen Rücken deckte. Außer der Torgauer Brücke gab es hinter der Stadt noch drei Schiffbrücken. Diese Stellung hatte Daun seit vier Tagen bezogen und sein Terrain gut studirt. Wurden die verschiedenen Waffengattungen zweckmäßig verwendet, so war des Königs Angriff leicht zurückzuweisen, er mochte von dieser oder jener Seite kommen. Der Nachtheil der waldigen Umgebung erscheint demnach nicht so groß, dieselbe konnte den Anmarsch nur auf einige Zeit verbergen.

Nach Abzug der in Leipzig, Düben und Wittenberg zurückgelassenen Truppen hatte Friedrich noch über 46,000 Mann und 240 Geschütze zu verfügen, mit welchen er einen entscheidenden Sieg erfechten wollte. Die Stellung der Oesterreicher war ihm bekannt; manche Einzelnheit des Terrains aber nicht, obschon die Gegend von Torgau fast immer von preußischen Truppen besetzt gehalten, und dasselbe Terrain auch von ihnen zu einer Vertheidigungsstellung benutzt worden war. Da dem

Könige die Front der österreichischen Stellung als sehr stark geschil
wurde, beschloß er dieselbe mit der Hauptmacht durch die Dommitzs
Haide zu umgehen und im Rücken anzugreifen, während Zieten
16,000 Mann und 80 Geschützen den Feind in der Front beschäfti
und, wenn dieser geschlagen seyn würde, ihn von Torgau abschne
sollte. Diese Angriffsdisposition hat also viel Aehnlichkeit mit der
Kunnersdorf, auch trugen sich ähnliche Ereignisse zu wie dort, die
nahe zu denselben traurigen Resultaten geführt hätten, wäre nicht
Glück den Preußen etwas günstiger gewesen. Daß der König eine g
Entscheidung suchte lag in seinen Verhältnissen. Daß er aber den
grift mit getheilten Kräften unternahm, und dem General Zieten o
drein die Weisung gab bis zu dem Augenblicke, wo Dauns Hauptm
geschlagen und im Rückzuge seyn würde, sich ganz passiv zu verhal
kann um so weniger gebilligt werden, da Friedrich nicht wissen ko
auf welche Hindernisse er bei seinem (3 Meilen Waldweg betragen
Umgehungsmarsche stoßen werde. Der Zeitverlust von einigen Stu
konnte aber in den kurzen Tagen sehr nachtheilige Folgen haben.

Der dritte Novembertag war zum Angriffe bestimmt. Früh 6
traten die Truppen unter Gewehr. Zieten marschirte mit seinem C
(21 Bataillone, 54 Schwadronen) rechts ab über Klitschen, und ma
am Kreuzpunkte der Eilenburg-Torgauer Straße Halt, um den Ma
des Königs zu maskiren, der das Schwarzwasser bei Mittel-Audenh
überschritt, links abmarschirt war und sich durch den Wald über Wei
hayn nach Neiden (an der Elbe) dirigiren wollte. Beim weitern V
rücken stieß Zieten im Walde auf 2 feindliche Bataillone mit 4 Kano
welche aber mit Verlust von 2 Kanonen über den Röhrgraben zu
getrieben wurden. Als Zieten Mittags aus dem Walde debouchirte
spann sich zwischen ihm und Lascy eine Kanonade, die zwar wegen
großen Entfernung von geringer Wirkung, doch aber von sehr wicht
Folgen war wie sich bald zeigen wird. — Friedrich war mit 42
taillonen 73 Schwadronen in vier Colonnen aufgebrochen. Die
Colonne (25 Bataillone 10 Schwadronen 100 Geschütze) wurde von
selbst, die zweite (12 Bataillone 44 Geschütze) vom General Hülsen,
dritte (4 Bataillone 38 Schwadronen 18 Geschütze) vom General P
Holstein, die vierte (1 Bataillon 25 Schwadronen und sämmtliche P
nitionswagen) vom Obersten Möhring befehligt. Die Spitzen di

mit Abſtänden von circa Tauſend Schritten neben einander marſchirenden, Colonnen ſollten wo möglich in gleicher Höhe bleiben was aber nicht möglich war; die holperigen Waldwege der anhaltende Regen erſchwerten den Marſch der Truppen ungemein, und namentlich hatte die Artillerie große Mühe die Geſchütze in dem aufgeweichten Boden fortzubringen. Hierzu kam noch ein unfreiwilliger Aufenthalt der erſten und zweiten Colonne in der Gegend von Weidenhayn, wo man auf zwei feindliche Bataillone ſtieß die ſich fechtend auf Großwig zurückzogen; auch gerieth im Walde ein feindliches Dragonerregiment zwiſchen beide Colonnen, mit deſſen Gefangennehmung man eifrigſt beſchäftigt war. Durch dieſe Zwiſchenſpiele ging zugleich der Vortheil der Ueberraſchung verloren.

Feldmarſchall Daun war auf einen Angriff im Rücken keineswegs ganz unvorbereitet. Seine leichten Truppen durchſchwärmten die Dommitzſcher Haide in allen Richtungen, und brachten zeitig Kunde von dem Anmarſche des Königs. Daun ließ deshalb ſein Hintertreffen die Front rückwärts nehmen und durch das bisherige Vordertreffen verſtärken. Die 200 Geſchütze ſtarke Reſervearttillerie kam dadurch von ſelbſt vor die neue Front zu ſtehen, und hat auf den Gang der Schlacht entſcheidenden Einfluß gehabt. Dieſe Frontveränderung war bereits vollzogen, bevor des Königs erſte Colonne zwiſchen Neiden und dem Walde aufmarſchirt war; ſie wurde hier von einem heftigen Geſchützfeuer begrüßt das ſie nur ſchwach erwidern konnte, weil die Mehrzahl der Geſchütze noch weit zurück war. Dies bewog den König die Infanterie wieder in den Wald zu führen, wo ſie beim weiteren Vorrücken auf den erwähnten Verhau traf.

Es war bereits 2 Uhr Nachmittags als die vorderſten beiden Brigaden (10 Bataillone Grenadiere) hier ankamen. Seit einer Stunde hatte man in der Gegend von Torgau eine anhaltende Kanonade vernommen. Der König ſchloß daraus daß Zieten ſeine Inſtruction entweder mißverſtanden habe oder ſelbſt angegriffen worden ſey, und beſchleunigte daher den Marſch ſeiner Truppen auf jede Weiſe. Zu der Verſtimmung über die Reſultate der kurz zuvor unternommenen Recognoscirung geſellte ſich nun auch die Ungeduld, und ohne den Aufmarſch der übrigen 15 Bataillone abzuwarten ließ er die Grenadiere zum Angriffe vorrücken. Der Verhau wurde mit Leichtigkeit überſchritten, als

aber die Grenadiere ins Freie traten empfing ſie ein ſo mörderiſches
ſchützfeuer, daß im buchſtäblichen Sinne des Wortes ganze Reihen n
geſchmettert wurden. Trotzdem rückten ſie auf Gewehrſchußweite h
hier aber war die Verheerung noch furchtbarer, und mit Verluſt
mehr als zwei Drittel der Mannſchaft kehrten die Grenadiere in
Wald zurück. — Die drei andern Brigaden der erſten Colonne h
ſich um dieſe Zeit etwas weiter rechts formirt und ſollten den A
erneuern. Sie gingen mit Entſchloſſenheit gegen den (nunmehrigen) l
Flügel Dann's vor, griffen mit Ungeſtüm 6 Bataillone an, welche
Hintertreffen herbeieilten, trieben ſie bis auf die Siptitzer Höhen z
wurden aber von Infanterie und Cavallerie dann ſelbſt angegriffen
mit Verluſt in den Wald zurückgeworfen.

Die zweite Colonne war inzwiſchen angekommen, mit ihr ein
der Artillerie die ſich mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung durch die
fachen Hinderniſſe Bahn gebrochen hatte. Aber der Anfang ihrer
ſamkeit bezeichnete zugleich auch das Ende derſelben. Von Kugeln
Kartätſchen überſchüttet, ſtürzten Offiziere, Kanoniere, Knechte und P
zuſammen; die wenigſten Batterien kamen zum Feuern. Indeß n
der König halb 4 Uhr einen Verſuch, unter dem Schutze dieſes ſchw
Geſchützfeuers einen dritten Angriff zu unternehmen, da auch einige
raſſierregimenter jetzt zur Hand waren. Der Erfolg war jedoch
glücklicher nur mit dem Unterſchiede daß, als die öſterreichiſchen Küra
das Spiel wiederholen und die preußiſche Infanterie beim Zurückgeh
der Flanke angreifen wollten, ſie von den preußiſchen Küraſſieren
angegriffen und mit Verluſt zurückgeworfen wurden. Letztere hieben
in die öſterreichiſche Infanterie ein, die aber von ihrer Cavallerie
wieder befreit wurde. — Sobald der Herzog von Holſtein die Cava
der erſten und dritten Colonne (48 Schwadronen) vereinigt hatte, b
ihm der König zwiſchen der Elbniederung und dem Walde gegen D
rechten Flügel vorzurücken. Das konnte aber jetzt (4½ Uhr) keine g
Wirkung hervorbringen, indem das Kanonen- und Flintenfeuer in
Front auf Seiten der Preußen immer ſchwächer wurde. Der Zſcheitſc
graben hemmte überdieß die preußiſche Cavallerie ſehr bald in der
wegung. Die öſterreichiſche rückte nun auch an den Graben, man v
felte Karabiner- und Piſtolenſchüſſe, bis endlich das ſehr wirkſame F
aus zwei Kanonen und die Annäherung dreier öſterreichiſcher Cavall

Regimenter von Zinna her, die preußiſche Cavallerie zum Rückzuge bis Neiden bewog.

Im Laufe dieſes dreiſtündigen mörderiſchen Kampfes, deſſen Leitung dem Feldmarſchall Daun zu beſonderer Ehre gereicht, waren von des Königs Infanterie 36 Bataillone in einen ſolchen Zuſtand verſetzt worden, daß ſie für heute nicht mehr taktiſch verwendet werden konnten. Die Artillerie befand ſich in keiner beſſeren Verfaſſung, und die Cavallerie war durch ihr verſpätetes Erſcheinen auf dem ohnehin nicht ſehr günſtigen Kampfplatze außer Stande irgend einen Glückswechſel noch herbeizuführen. General Hülſen erhielt deshalb Befehl, unter dem Schutze der zuletzt angekommenen 5 Bataillone und der geſammten Cavallerie, die geſchlagenen Truppen hinter den Striebach zu führen. Friedrich ſelbſt hatte zwei Pferde verloren, einen Prellſchuß auf die Bruſt empfangen und begab ſich nach Elsnig. — Nach gewöhnlichen Begriffen war der König geſchlagen. Dieſer beurtheilte ſeine Lage aber anders. Der Feind hatte ebenfalls nicht unbedeutende Verluſte gehabt und war mehrmals in Unordnung gebracht worden. Behauptete der König ſeine Stellung und gelang es Zieten irgend einen Vortheil zu erringen, ſo ließ ſich mit vieler Sicherheit darauf rechnen daß Daun in der Nacht auf das rechte Elbufer zurückgehen werde. Zufall und Glück erfüllten dieſe kühne Hoffnung noch ſpät am Abend.

Zieten hatte ſeine Inſtruction nicht mißverſtanden. Er war am Waldſaume vor dem Röhrgraben ruhig ſtehen geblieben, mußte jedoch Lascy's Feuer erwidern. Daß der König einen ſchweren Kampf zu beſtehen haben werde ließ ſich erwarten. Die erſchwerenden Umſtände des Angriffs waren Zieten natürlich nicht bekannt, und aus der Heftigkeit des Kanonendonners durfte er ſchließen, daß dieſer zu gleichen Theilen auf Rechnung der beiderſeitigen Artillerie zu bringen ſey. Als aber die Dämmerung eintrat, die Siptitzer Höhen immer mehr von Truppen entblößt wurden und der Kanonendonner allmählig verhallte, da ahnete der erfahrne Zieten das Mißgeſchick der Preußen. Der Moment zum Angriffe, wie ihn die Inſtruction bezeichnet hatte, konnte für ihn nicht mehr kommen, er mußte ſich alſo dem Könige wieder nähern. Der Röhrgraben und ein Angriff auf Siptitz durch 4 Bataillone ſicherten Zieten's Abmarſch. Er kam gegen 6 Uhr unangefochten bis an die Schafteiche. Es muß als ein ſehr glücklicher Zufall betrachtet werden, daß man hier den Major

nachherigen General) Leſſewitz fand, der eines von den zuletzt bei Reiden angekommenen Bataillone befehligte, und damit den Waldſaum entlang hierher geſchickt worden war, um die Zerſtreuten zu ſammeln und wo möglich einen Angriff auf die Feldſchanzen hinter den Schafteichen zu unternehmen. Durch Leſſewitz erfuhr Zieten den Stand der Sache. Da um dieſe Zeit Siptitz von den Oeſterreichern in Brand geſteckt und hierauf verlaſſen wurde, konnte man ziemlich genau wahrnehmen daß auf den nächſten Höhen nur wenig Truppen ſtanden. Der Angriff auf dieſelben wurde alſo beſchloſſen und ſofort führte Oberſt Möllendorf[1] einige Bataillone der Brigade Saldern auf den Dämmen vor. Der überraſchte Feind leiſtete zwar kräftigen aber nur kurzen Widerſtand und mußte den Preußen die Schanzen überlaſſen. Nunmehr ließ Zieten ſeine ganze Infanterie über den Röhrgraben gehen und aufmarſchiren; Leſſewitz ſchloß ſich mit ſeinen Truppen links an. Die Cavallerie und Artillerie machte bei Großwig Halt, doch ſcheinen einige Batterien mit vorgegangen zu ſein.

Daun hatte eine Schußwunde am Schienbein erhalten, ſich nach Torgau begeben und bereits den zweiten Kurier mit der Meldung eines vollſtändigen Sieges abgefertigt, als dieſer Wechſel der Dinge eintrat. General Buccow, welcher an ſeiner Stelle den Oberbefehl führte, eilte auf das plötzlich entſtehende Infanteriefeuer herbei, wurde aber von einer Kugel tödtlich getroffen. Bevor der nächſtälteſte General (Graf Odonell) von dieſem neuen Unfalle in Kenntniß geſetzt war, hatte Zieten bereits Terrain gewonnen. Lascy ſtellte ihm bei Siptitz zuerſt eine ſtarke Abtheilung entgegen, mußte aber dem gewaltigen Andrange weichen. Bei dem öſterreichiſchen Hauptcorps zeigte ſich mehr Unordnung als Kampfluſt, und als Hülſen durch das Feuer auf den Siptitzer Höhen von Zietens Ankunft Kunde erhielt, die wieder geordneten Bataillone ebenfalls mit Trommelſchlag vorführte, wichen die Oeſterreicher auf allen Punkten. Gegen 9 Uhr Abends war die preußiſche Infanterie im Beſitz des Schlachtfeldes. Beide Theile blieben unter den Waffen bis der Morgen graute, doch hatte Daun ſchon in der Nacht den Rückzug hinter die Elbe angeordnet, welchen Lascy durch eine Stellung hinter Wölſau und Zinna deckte.

Der König war über dieſen plötzlichen Wechſel der Dinge hoch erfreut, befürchtete aber für den folgenden Tag die Erneuerung des

[1] Wurde ſpäter Feldmarſchall.

Kampfes, und entſendete deshalb Offiziere nach allen Richtungen in den Wald um die Zerſtreuten zu ſammeln. Hier gab es merkwürdige Erſcheinungen. Von Anſtrengung und Hunger erſchöpft und von Kälte erſtarrt, fand man zahlloſe Gruppen Soldaten von beiden Armeen in friedlicher Eintracht um Wachfeuer gelagert, wobei die Uebereinkunft getroffen worden war, daß nach erfolgter Entſcheidung des Sieges die der geſchlagenen Armee Angehörigen ſich als Gefangene ergeben müßten. Dieſer gegenſeitige Vertrag wurde aber der Disciplin inſofern nachtheilig, als die wenigſten Soldaten den Aufforderungen der Offiziere Gehör gaben, und nur mit größter Mühe zu bewegen waren ſich in Bataillone zu formiren. Die Zahl der Gefangenen wurde aber jedenfalls dadurch vermehrt. — Der preußiſche Verluſt belief ſich an Todten und Verwundeten auf 10,000 Mann und auf 3000 Gefangene. Die Oeſterreicher hatten etwas weniger Todte und Verwundete, ließen aber 49 Geſchütze und 7000 Gefangene in der Gewalt der Sieger.

Bevor ich auf die ſtrategiſchen Folgen dieſer Schlacht übergehe, muß ich mir eine kurze Bemerkung über die Dispoſition des Königs und deren Ausführung erlauben. Friedrich wollte ſeinen Gegner mit getheilter Macht angreifen aber nicht zu gleicher Zeit. Dagegen iſt nichts zu ſagen, beſonders wenn ſich zur Führung des getrennten Theils ein ſo umſichtiger General wie Zieten findet. Letzterer ſollte aber nicht früher losſchlagen als bis der König Daun's Widerſtand überwunden haben würde. Dagegen iſt ſehr viel zu ſagen, denn abgeſehen davon daß der Sieg über den ſtärkeren Theil keineswegs eine ausgemachte Sache war, wurde Zieten durch dieſe Beſtimmung gehindert nach den eintretenden Umſtänden zu handeln. Dergleichen Beſtimmungen ſind daher in jedem Falle verwerflich, zumal wenn der Zwiſchenraum wie hier beinahe eine Meile meiſt Waldwegs beträgt, und die Verbindung nicht einmal geſichert iſt. Leichter würde es geweſen ſeyn dem General Zieten im Laufe der Schlacht entſprechende Befehle zugehen zu laſſen, wenn derſelbe auf Großwig dirigirt worden wäre, was immer auch zu einem umfaſſenden Angriffe geführt haben würde, deſſen der König bedurfte um größere Reſultate zu erlangen. Aber in dieſem Falle würde auch Lascy näher gerückt ſeyn und das taktiſche Verhältniß des Königs hätte ſich um nichts gebeſſert. Es iſt eine Eigenthümlichkeit dieſes kühnen Feldherrn, daß er ſeine Umgehungen am liebſten mit der Hauptmacht ausführt, während andere Feldherrn

dazu den kleineren Theil zu verwenden pflegen, was auch richtiger scheint. Indeß ist hierauf kein Tadel zu begründen, indem die bekannte Unbeweglichkeit seiner Gegner ein solches Verfahren nicht nur zulässig machte, sondern auch der Sieg dadurch um so entscheidender werden mußte. Das ist nun freilich auch umgekehrt der Fall, was sich bei Kunersdorf und anfangs bei Torgau gezeigt hat, aber wer viel gewinnen will muß auch mehr wagen. — Unter solchen Umständen hätte der König allerdings seiner Kühnheit etwas mehr Umsicht beifügen sollen, damit der Erfolg möglichst gesichert sey. In der Anlage zur Schlacht wird diese Umsicht nicht vermißt, denn die Zusammensetzung seiner Colonnen deutet an, daß der König den ersten Angriff mit 25 Bataillonen, 48 Schwadronen und 100 Geschützen ausführen wollte, welchen 16 Bataillone, 25 Schwadronen und etwa 50 Geschütze als Reserve dienten. Aber die Schwierigkeiten des aufgeweichten Waldbodens traten hindernd dazwischen, und führten übereilte partielle Angriffe herbei, durch welche der Grund zu großer Unordnung gelegt wurde. Nachdem der König das Terrain und die feindliche Stellung so gut als möglich recognoscirt hatte, mußte er sich sagen daß man einen solchen Gegner nicht mit 10 Bataillonen und 10 Schwadronen schlagen könne, wären diese Truppen auch noch so brav. Der übereilte Angriff ist mithin als die erste Ursache des Nichterfolgs zu betrachten, und war in seinen Folgen um so verderblicher als dadurch gerade eine Kerntruppe ganz außer Gefecht gesetzt wurde. Es drängt sich also die Frage auf: ob und wie dieser fehlerhafte Angriff zu vermeiden gewesen sey? Berücksichtigt man daß derselbe um 2 Uhr Nachmittags erfolgte und der König nur etwa noch drei Stunden Tag vor sich hatte, so erscheint jene Maßregel durch den Drang der Umstände gerechtfertigt, vorausgesetzt daß die übrigen Truppen der ersten Colonne, insbesondere die Artillerie, während des Vorgehens der Grenadiere sich gleichfalls angriffsbereit aufstellen konnten. Das Letztere war aber nicht möglich, das mußte der König wissen, er hat es auch gewußt und eben darin liegt der Fehler. Von Seiten der preußischen Truppen und ihrer Führer ist Alles aufgeboten worden rechtzeitig auf den Platz zu kommen, aber die ihnen vor dem Angriffe zugemuthetete Anstrengung überstieg beinahe die Kräfte von Menschen und Pferden, und mußte nothwendig auch schwächend auf den Angriff wirken, wenigstens in Bezug auf die Ausdauer im Kampfe. Wäre die gesammte Cavallerie um 2 Uhr schon bei Neiden

vereinigt gewesen und hätte sie einige reitende Batterien gehabt, so konnte sie durch ein entschlossenes Vorgehen bis Zinna jedenfalls eine große moralische Wirkung hervorbringen. Da sie aber erst nach 4 Uhr vereinigt war, mußten die Anstrengungen der Infanterie fruchtlos bleiben, indem Daun sie nicht blos mit Uebermacht sondern mit allen Waffen bekämpfen konnte. Daß die der dritten und vierten Colonne zugetheilte preußische Cavallerie so spät auf den Platz kam, erregt allerdings einige Verwunderung und der König hat dem Herzoge von Holstein darüber sehr harte Worte sagen lassen. Zur Entschuldigung des Letztern ist aber Folgendes anzuführen. Die Dommitzscher Haide war schon damals von vielen Wildbahnen durchschnitten die durch Buchstaben bezeichnet sind. Der Jäger, welcher dem General Hülsen zum Führer diente, irrte sich aber in den Buchstaben und so gerieth Hülsens Colonne unter Holsteins Cavallerie. Dieses Kreuzen der Colonne entstand in dem Augenblicke als Friedrich den ersten Angriff machte. Beide Generale erkannten die Nothwendigkeit, daß Hülsens schnelleres Eintreffen auf dem Kampfplatze vorerst ermöglicht werden müsse, weshalb Holstein seine Colonne halten ließ bis für sie eine lichtere Stelle im Walde aufgefunden war. Hülsen suchte seinerseits die verlorene Zeit durch größere Eile einzubringen; durch diesen Umstand kam aber der Eine in noch größerer Unordnung, der Andere zu spät auf den Platz.

Napoleon hatte also gar nicht unrecht wenn er sagt: daß der König in dieser Schlacht das wenigste Talent gezeigt hätte. Aber er hat später seinen Tadel ganz anders motivirt als in seinen hinterlassenen Schriften zu lesen ist, und sich darüber vernehmen lassen wie folgt: „Nachdem des Königs Colonnen bei Weidenhayn angekommen waren (sagte er zu mir), mußte er sich längst überzeugt haben daß die 160 Geschütze der Infanterie im Walde nicht schnell genug würden folgen können. Er mußte also seine Angriffsdisposition dahin abändern, das alle Zwölfpfünder und Haubitzen (in Summa 80 Geschütze) sofort die Straße von Düben nach Torgau einschlugen, und unter dem Schutze der dritten und vierten Colonne (5 Bataillone 63 Schwadronen) bei den Schafteichen sich in Batterien setzten. Hierzu war noch Zeit genug, und diese Artillerie würde nicht nur eine gute Stunde früher dort angekommen seyn, als auf dem Punkte wo sie wirken sollte aber nicht konnte, sondern auch den Oesterreichern trotz ihrer etwas überhöhenden Stellung empfindlich

geſchadet haben, da ſelbſt die verlornen Kugeln immer noch deren beide Schlachtlinien in Flanke oder Rücken trafen. Ich würde an ſeiner Stelle auch mit der erſten Colonne mich rechts gewendet, und nur Hülſen mit ſeinen 12 Bataillonen und den 10 Schwadronen (Zieten's Huſaren) der erſten Colonne den Marſch nach Neiden haben fortſetzen laſſen. Dann wäre dadurch genöthigt worden ſeine Stellung in einer Weiſe zu ändern, die ihn entweder um den Beſitz der Höhen hinter den Schafteichen brachte, oder ihn einem doppelten Flankenangriffe bloßſtellte. Die Bravour der preußiſchen Infanterie würde bald das Uebrige gethan, und der Cavallerie den Weg über den Röhrgraben und zwiſchen den Schafteichen geöffnet haben. Zieten konnte nebenbei immer in dem ihm angewieſenen Verhältniß bleiben, mußte aber dann früher zum Angriffe auf Siptitz ſchreiten. Dann würde in dieſem Falle einem ihn von drei Seiten umfaſſenden Angriffe von Infanterie und Artillerie nicht lange widerſtanden haben, der Zſcheitſchkengraben wäre ihm ſelbſt verderblich geworden, und es würde ſich beim Rückzuge nach Torgau die Hauptmaſſe haben zwiſchen Zinna und dem Röhrgraben durchdrängen müſſen, wo der Herzog von Holſtein die ſchönſte Gelegenheit gefunden haben würde, mit der Cavallerie einige erfolgreiche Angriffe zu machen und auch Zieten ſeiner Inſtruction buchſtäblich nachkommen konnte. Um alle dieſe Vortheile hat ſich der König muthwillig gebracht. Er wollte ungeſehen durch die Dommitzſcher Haide marſchiren, wurde aber ſchon bei Weidenhayn entdeckt und konnte vorausſetzen was nachher eingetroffen iſt, nämlich daß Daun die Front rückwärts nehmen würde. Er hätte alſo ſeine Dispoſition ändern und ſich gegen die Schafteiche wenden ſollen. Wie die Oeſterreicher am Vormittage aufgeſtellt waren konnte man von dort aus leicht wahrnehmen, der König hat aber ihre Stellung nicht einmal recognosciren laſſen, und war auf unvorhergeſehene Fälle gleichwohl nicht eingerichtet. Ich bleibe alſo bei der Behauptung, daß die Schlacht bei Torgau diejenige ſey in welcher Friedrich das wenigſte Talent gezeigt habe. Daß er dieſe Schlacht aber trotz aller Fehler gewonnen hat — was übrigens nicht ſein, ſondern Zieten's Verdienſt iſt — beweiſt auf's Neue daß der Ausgang einer Schlacht oft mehr von zufälligen Umſtänden als von guten Dispoſitionen abhängig iſt. Die Oeſterreicher glaubten einen vollſtändigen Sieg erfochten zu haben und waren zu dieſem Glauben vollkommen berechtigt. Der heftige Kampf hatte ſie ermüdet; die einbrechende Dunkelheit

fand ſie noch in Unordnung. Da erſcheint Zieten wie ein Deus ex machina auf einem Punkte wo man ihn nicht erwartet hatte. Die Abweſenheit Daun's, die tödtliche Verwundung Buccow's hemmen alle ſchnellkräftige Maßregeln und — die Sieger müſſen das Feld räumen!"

Ich überlaſſe Dir die weiteren Betrachtungen darüber und eile nun zum Schluſſe des Feldzugs.

Daun fand ſeine Armee ſo erſchüttert daß er ſie ſogleich bis Dresden zurückführte, wo er den 8. November ankam und die alte Stellung hinter dem Plauen'ſchen Grunde bezog. Der König gönnte ſeinen Truppen am 4. die ſo nöthige Ruhe, ließ Tags darauf die Vorhut nachrücken, ſendete am 6. den General Hülſen mit einem ſchwachen Corps der Reichsarmee nach, von welcher die öſterreichiſchen Truppen ſich trennten, gleichzeitig auch den Prinzen von Würtemberg zur Beobachtung der Ruſſen an die Oder, und folgte mit dem Reſte ſeiner Vorhut. Da die Reichsarmee Sachſen zu verlaſſen eilte, die Ruſſen ebenfalls den Rückzug in ihr Land antraten, konnte der König ſeine Truppen ſchon am 15. November zwiſchen Meißen und Freiberg die Winterquartiere beziehen laſſen, denn auch in Schleſien hatte der Feldzug ein glückliches Ende erreicht. Die Angelegenheiten des Königs ſtanden alſo in Bezug auf die räumlichen Verhältniſſe wie am Anfange des Feldzugs. Er hatte kein Terrain verloren und zwei Hauptſchlachten gewonnen, die ihm neue Freunde zuführten und ſeine Feinde noch zaghafter machten. Dagegen mußte es dem Könige immer einleuchtender werden, daß die Theilnahme der Ruſſen an dieſem Kriege andere Verhältniſſe herbeiführte, und daß ein Sieg über die öſterreichiſche Hauptmacht ihm nicht mehr wie früher zu einem vortheilhaften Frieden verhelfen konnte. Das Streben Rußlands an der Oſtſeeküſte ſich günſtige Stellungen zu verſchaffen und Preußen dadurch in eine gewiſſe Abhängigkeit zu verſetzen, machte ſich ſchon damals bemerkbar, und es iſt in der That unbegreiflich wie gerade diejenige preußiſche Partei, welche fortwährend an die Großthaten Friedrichs erinnert und Preußen zu einer künſtlichen europäiſchen Großmacht herauf zu ſchrauben bemüht geweſen iſt, von dieſer ſeitdem viel größer gewordenen ruſſiſchen Abhängigkeit kein Verſtändniß zu haben ſcheint, in Rußland ſogar eine mächtige Stütze erblickt. Preußens militäriſche Organiſation iſt zwar von der Art daß es einen Krieg, der längſtens in zwei Jahren entſchieden iſt, mit Ausſicht auf guten Erfolg gegen jede andere

Großmacht führen kann. Frankreich, Oeſterreich und Rußland habe ungleich nachhaltigere Kriegsmittel und können, ein jedes für ſich, P allmälig zu Grunde richten. Es bleibt daher nur übrig mit einer Großmächte ſich eng und unauflöslich zu verbinden, was ſelbſtverſt nur Oeſterreich ſeyn kann, weil die Widerſtandskräfte dadurch g phiſch und politiſch in eine ſo compacte Maſſe vereinigt werden, da Angriff auf dieſelbe zum Nachtheil des Angreifers ausſchlagen muß. Theilnahme Rußlands an jenem Kriege hat Preußen unendlich ge und durch Verlängerung deſſelben zwiſchen Oeſterreich und Preuße Spaltung herbeigeführt, welche als die hauptſächlichſte Urſache aller ren Unfälle beider Monarchien angeſehen werden muß.

Dreiundſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 9. November 184

Wenn doch unſere großen Theoretiker, welche mit kunſtfertiger Syſteme der Kriegführung entwerfen und den Gang des Krie regelrechte Bahnen geleitet zu haben vermeinen, ſich die Mühe wollten die Anſichten großer Feldherrn darüber kennen zu lernen, ſi den gewiß bald die Entdeckung machen daß ihr Bemühen fruchtl Um ſich davon zu überzeugen braucht man nur die Korreſpondenz brich des Großen mit ſeinen Unterbefehlshabern im ſiebenjährigen zu leſen, insbeſondere in den beiden letzten Feldzügen 1761 und 1 In dem Verfahren des Königs findet man weder Syſtem noch Me und der leitende Gedanke wird überhaupt nur ſelten ſichtbar. Alles von zufälligen Umſtänden und von den eingehenden Nachrichten a aber oft ſo wechſelnd und ſo widerſprechend ſind, daß die erla Befehle im Augenblicke ihres Eingangs bisweilen gar nicht meh Ausführung kommen können. Und dennoch zeigte ſich Frie als Regent und Feldherr vielleicht niemals größer in dieſen zwei Jahren!

[1] Vergleiche von Schöning 3. Band, welcher ausſchließlich davon handelt.

Der Herausgeb

Ich habe mich daher bei meinen wiſſenſchaftlichen Erörterungen hauptſächlich darauf beſchränkt die Natur der Dinge zu erforſchen, und dieſes Verfahren hat mich in die Verhältniſſe der kriegführenden Parteien ſo lichtvolle Blicke thun laſſen, daß ich den Ausgang größerer Unternehmungen mit ziemlicher Sicherheit vorherſehen konnte, inſofern nicht auf der einen oder anderen Seite ganz unerwartete und zugleich ſehr wichtige Ereigniſſe eintraten. Man darf aber niemals außer Acht laſſen daß der Krieg als ein Kampf zu betrachten iſt, in welchem zwei Gegner wechſelweiſe ſich niederzuwerfen ſuchen. Kann keiner den andern zum Fallen bringen, ſo ſuchen ſie einander müde zu ringen und die längere Ausdauer verbürgt alsdann den Sieg. Dieſe Vorſtellung vom Kriege erklärt eigentlich alle Erſcheinungen in demſelben, und man wird ſich nur wiederholt daran zu erinnern brauchen um den Gang der Ereigniſſe zu verſtehen, und dieſe ſelbſt richtig zu würdigen.

In Bezug auf Friedrichs ſiebenjährigen Krieg muß uns vor Allem das Mißverhältniß der Kräfte in die Augen fallen. Aber ſeine Gegner machen von ihrem Uebergewicht einen ſo beſcheidenen oder ungeſchickten Gebrauch, daß es dem Könige dadurch möglich wird ein Gleichgewicht zu begründen. Die Mittel welche er hierzu anwendet ſind aber nicht immer dieſelben, und weil ſeine Verehrer das oft überſehen und ihre Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe den glanzvollſten Feldzügen oder Thaten zugewendet haben, kommen ſie bei Aufſtellung ihrer Theorien zuweilen auf Abwege, und empfehlen Verfahrungsarten die zwar durch die damaligen Umſtände gerechtfertigt waren, aber niemals allgemeine Geltung erhalten können. Von den letzten zwei Feldzügen des Königs iſt daher ſelten die Rede, weil er keine Schlachten mehr liefert ſondern den Zauberer ſpielt. Nur die Ingenieure finden darin Stoff für ihre Theorien, und glauben wohl gar die Entdeckung gemacht zu haben, daß der König erſt gegen das Ende dieſes Krieges zur Erkenntniß der zweckmäßigſten Mittel gelangt ſey, denn er erreicht ja ſeine Zwecke durch verhältnißmäßig geringere Opfer, was man immer für das non plus ultra der Kunſt gehalten hat. Hält man aber meine Vorſtellung vom Kriege feſt, ſo erblickt man in der häufigen Wahl feſter Stellungen nichts weiter als das Bekenntniß der Schwäche, oder das Streben den Gegner zu ermüden ohne dabei ſelbſt große Anſtrengungen machen zu müſſen. Nichts deſtoweniger ſind die beiden letzten Feldzüge des Königs in vieler

Hinſicht belehrend, weshalb ich Dir davon eine ſtrategiſche Ueb
geben will.

Der Feldzug 1761. Wollte man bei Betrachtung deſſelbe
der ſogenannten neueren Strategien zum Maßſtabe nehmen, ſo
ein Gallimathias von Spitzfindigkeiten herauskommen aus welche
Menſch klug werden kann. Die ganze geheimnißvolle Theorie vo
Geſtalt der Operationsbaſen und der Größe der Objectivwinkel, vo
Eigenſchaften der innern und äußern Operationslinien, von der B
tigkeit und Schlagfertigkeit der Heere und was dergleichen mehr,
hier ſpurlos an den Ereigniſſen vorüber und zerfällt in ein bode
Nichts. Friedrich fühlte daß es mit ſeinen Kräften zur Neige geh
legte ſich mehr als jemals auf das Abwarten deſſen, was ſeine G
zu unternehmen gedächten, um es ſo gut wie es gehen wolle zu ver
Daß dieſe Unthätigkeit ſeine Gegner zu noch größerer Unthätigkei
wenigſtens Langſamkeit veranlaſſen würde, durfte er mit einiger
ſicht vorausſetzen. Es kam alſo nur noch darauf an ſeine Streitkräfte
vertheilen daß ſie ſoviel Land als möglich deckten, und dem Feinde
durch gut gewählte Centralſtellungen Beſorgniſſe einzuflößen, theils
die zeitweiſe Wahl ſehr ſtarker Stellungen ihnen die Luſt zu entſcheid
Angriffen zu benehmen. Alles Andere lag außerhalb des Kreiſes
giſcher Combinationen.

Der Tod des Königs von England und die Abneigung der R
ber ſeines Nachfolgers gegen die Fortſetzung dieſes koſtſpieligen Kr
ließ einen Frieden zwiſchen Frankreich und England erwarten wo
aber nicht kam. Im Gegentheil machte Frankreich große Anſtrengung
in Deutſchland zu behaupten. Der Herzog von Broglio war im Beſi
Göttingen, Kaſſel und Gotha geblieben; ſeinem rechten Flügel ſoll
die Reichsarmee, ſeinem linken — der bis an die Sieg reichte — der
von Soubiſe anſchließen, der eine beſondere Armee am Niederrheine b
gen, Münſter und Lippſtadt erobern, dann in Gemeinſchaft mit Brog
Unterwerfung des nördlichen Deutſchlands bis an die Elbe bewirken
Dieſer Plan wurde zwar durch einen kurzen Winterfeldzug des H
von Braunſchweig, welcher die Franzoſen in ihren Quartieren über
vorläufig vereitelt. Allein im Juni hatten die beiden franzöſiſchen
herrn 130,000 Mann unter ihren Fahnen, welchen der Herzog
Braunſchweig kaum 80,000 Mann entgegenſtellen konnte, und ſich gl

ſchätzte am Schluſſe des Feldzugs, der in einigen Kreuz- und Querzügen beſtand bei welchen es zu einigen Gefechten kam, wenigſtens nichts verloren zu haben. Aus Heſſen konnten die Franzoſen jedoch nicht vertrieben werden.

Der König ſcheint für jenen Kriegsſchauplatz aus verſchiedenen Gründen keine ſehr großen Beſorgniſſe gehabt zu haben. Er war den Winter über in Sachſen geblieben, hatte ſein Hauptquartier in Leipzig genommen, und betrieb von dort die Kriegsrüſtungen mit großem Eifer. Die Uneinigkeit ſeiner Gegner leiſtete ihm fortwährend ſtarken Vorſchub. Kaunitz war mit Daun ganz zerfallen und wollte ihn durch Laudon erſetzt wiſſen, der Kaiſer und deſſen vielgeltender Freund Neipperg ſtimmten ihm bei; doch hatte Daun in der Kaiſerin eine noch mächtigere Stütze, und ſein Freund Lascy vereitelte jede Intrike zu welcher er die Hand bieten ſollte. Indeß wußte Kaunitz es dahin zu bringen daß Laudon, der anfangs nur mit 40,000 Mann in der Grafſchaft Glatz ſtand, im Mai von Daun durch 30,000 Mann verſtärkt wurde, und die Weiſung erhielt in Gemeinſchaft mit den Ruſſen Schleſien zu erobern, während Daun ſich mit einer ſehr untergeordneten Rolle in Sachſen begnügen mußte. Nach dieſer Entſendung blieben Letzterem nur noch 30,000 Mann übrig, mit welchen er die Stellung bei Dresden beſetzte; doch hatte Daun auf die Unterſtützung der 20,000 Mann ſtarken Reichsarmee zu rechnen, mit welcher Serbelloni in Sachſen einfallen oder nach Befinden an der Saale operiren ſollte. Zur Beobachtung dieſer beiden Gegner ließ der König den Prinzen Heinrich mit 32,000 Mann in Sachſen zurück, und brach anfangs Mai mit 36,000 Mann über Bautzen und Görlitz nach Schleſien auf, wo General Goltz bisher mit 24,000 Mann geſtanden hatte. Zum Schutze Pommerns wurde der Prinz von Würtemberg mit 15,000 Mann an der Küſte aufgeſtellt, wo er gleichzeitig den Ruſſen und Schweden die Spitze bieten ſollte. Das war die ganze verwendbare Macht des Königs, die ſich noch dazu nicht in der beſten Verfaſſung befand. Hätte er es nur mit den Oeſterreichern zu thun gehabt, ſo würde er ſchwerlich genöthigt geweſen ſeyn verſchanzte Stellungen zu beziehen, obſchon letzteren im Laufe des Feldzugs manche Verſtärkung zuging. Aber es wurde noch eine ruſſiſche Armee von 65,000 Mann unter General Butturlin an der Oder erwartet, und General Romanzow marſchirte mit 20,000 Ruſſen gegen Kolberg, wohin auch eine Flotte mit der Belagerungsartillerie geſendet wurde.

Die Ereigniſſe in Schleſien ſind vorzugsweiſe geeignet die Aufmerkſamkeit denkender Krieger auf ſich zu ziehen, indem ſie von dem ganzen Feldzuge gleichſam den Grundton angegeben. Ich werde ſie alſo zuerſt anführen. Laudon hatte gehofft ein Seitenſtück zu Landshut liefern und dann Schweidnitz belagern zu können, weshalb er in der zweiten Hälfte Aprils mit 40,000 Mann in Oberſchleſien einfiel. Allein Goltz zog ſeine Truppen ſchnell in einer ſtarken Stellung unweit Schweidnitz zuſammen, wo Laudon ihn nicht anzugreifen wagte. Am 16. Mai kam der König in dieſer Gegend an, worauf Laudon bis Braunau zurückging um die von Daun verheißene Verſtärkung und die Ankunft der Ruſſen zu erwarten. Von Letzteren war damals noch nichts zu hören, ſie ſtanden noch hinter Poſen in Winterquartieren. Um von dorther nicht überraſcht zu werden ſendete der König den General Goltz mit 10,000 Mann nach Glogau und blieb mit 48,000 Mann in der Stellung bei Schweidnitz. Von hier aus hoffte er die Vereinigung der Ruſſen und Oeſterreicher hindern zu können. Ein Vorſchlag des Generals Goltz, der den Ruſſen entgegen gehen und ſie vor ihrer Vereinigung ſchlagen wollte, hatte deſſen Verſtärkung um 10,000 Mann zur Folge. Der Zufall wollte indeß daß Goltz gleich darauf erkrankte und ſtarb. Zieten, der ihn im Oberbefehl erſetzen mußte, fand die Ausführung jenes Planes den Verhältniſſen zu wenig entſprechend, und erhielt die Weiſung ſein Corps dergeſtalt zu theilen, daß die eine Hälfte unter General Knobloch auf dem rechten, die andere unter Zieten auf dem linken Ufer der Oder bei Breslau ſich aufſtelle. Für den Fall daß die Ruſſen ihren Marſch dahin fortſetzen würden, ſollte Erſterer ſich nach Breslau werfen, Letzterer gegen Brieg marſchiren. Durch dieſe Theilung ſprach der König die Abſicht aus, ſich gegen die Ruſſen ganz defenſiv zu verhalten. Gab es bei Brieg für Zieten nichts zu thun, ſo konnte Friedrich immer noch anders über ihn verfügen wenn der Zeitpunkt gekommen war Laudon anzugreifen. Dieſer erhielt bald darauf 30,000 Mann Verſtärkung, auch genaue Kunde von der Marſchrichtung der Ruſſen, und rückte nun (19. bis 21. Juli) bis Frankenſtein vor. Der König marſchirte hierauf nach Nimtſch. Da er über die Bewegungen der Ruſſen keine ſicheren Nachrichten hatte und für Neiße beſorgt war, brach er den 22. nach Münſterberg auf, wohin auch Laudon an dieſem Tage marſchiren wollte, ſein Vorhaben jedoch aus unzeitiger Beſorgniß vor einem Angriffe des Königs

aufgab und bis Patſchkau zurückging. Durch Friedrichs fortgeſetzten Marſch an die Neiße bis Woitz (unterhalb Ottmachau) wurde nicht nur die bedrohte Feſtung gedeckt, ſondern auch die Vereinigung mit den Ruſſen verhindert, weshalb Laudon den Feldmarſchall Butturlin vorſchlug, die Oder bei Leubus zu überſchreiten und bis Parchwitz vorzurücken.

Nach mehreren ſpringerartigen Bewegungen des Königs auf dem rechten Ufer der Neiße, die keinen andern Zweck hatten als Laudon nach Mähren zurück zu manöveriren, wozu auch Zieten und Kuobloch abwechſelnd einwirken mußten, traten die gut verhüllten Abſichten ſeiner Gegner deutlicher hervor, und nöthigten den König zum Rückzuge über Strehlen nach Kanth, von wo er ſich den 10. Auguſt gegen Liegnitz wendete. Laudon kam an dieſem Tage bei Schweidnitz an, Butturlin bei Kreydel (¾ Meile von Leubus). Es würde am Ende nicht ſchwierig geweſen ſeyn die Ruſſen am Ueberſchreiten der Oder zu hindern, aber der König war feſt entſchloſſen ſie nicht anzugreifen, ſondern ſeine eiſerne Hand nur auf Laudon fallen zu laſſen. Wenn man ſich der blutigen Schlachten bei Zorndorf und Kunnersdorf erinnert, und dabei die gegenwärtige Beſchaffenheit der preußiſchen Armee im Auge hat, kann man dieſen Entſchluß nicht tadeln. Aber freilich konnte er ſeine volle Rechtfertigung nur in einem Siege über Laudon finden, der ſeine Wirkung auf Butturlin nicht verfehlt haben würde. Von einem ſolchen Siege weiß indeß die Geſchichte nichts zu erzählen. Zur Entſchuldigung des Königs muß jedoch geſagt werden, daß der Mangel an guten leichten Truppen und die Ueberlegenheit ſeiner beiden Gegner daran, es ihm ganz unmöglich machte rechtzeitig ſichere Nachrichten zu erhalten. Die Oeſterreicher umgaben ſich überall mit einer ſo ſtarken Vorpoſtenkette, daß Friedrich niemals erfahren konnte was dahinter vorging. An guten Spionen ſcheint er ebenfalls Mangel gehabt zu haben. Daher kam es daß manche gute Gelegenheit, den General Laudon mit Erfolg anzugreifen, unbenutzt vorüber ging und des Königs Lage immer bedenklicher wurde. Dies bewog ihn am 20. Auguſt das ſo berühmt gewordene Lager bei Bunzelwitz (nördlich von Schweidnitz) zu beziehen. Daß er ſich dieſen Punkt ſchon früher auserſehen hatte, geht aus der großen Anhäufung von Lebensmitteln hervor, welche zum Unterhalte der 45,000 Mann ſtarken Armee auf einige Wochen ausreichten. Als dieſer Moment des Feldzugs in den königlichen Reminiſcenzen zur Sprache kam, entſtand zwiſchen Friedrich und Napoleon ein ziemlich

lebhafter Streit über den Werth jener Maßregel, wovon ich Dir einige Bruchſtücke mittheilen will.

Napoleon. „Ich begreife nicht wie man ſich freiwillig des Vortheils größerer Beweglichkeit und taktiſcher Gewandtheit begeben und in eine ſolche Mäuſefalle verkriechen kann, wie das Lager bei Bunzelwitz, wo doch zu erwarten ſtand daß ſich vor jedes Loch eine große Katze ſetzen würde."

Friedrich. „Und ich begreife nicht wie Sie mir die Kurzſichtigkeit zutrauen können, nach reiflicher Ueberlegung etwas gethan zu haben was angeblich ganz gegen mein Intereſſe geweſen ſeyn ſoll. Die Armee, welche ich nach Bunzelwitz führte, zählte 35,000 Mann Infanterie und etwas über 10,000 Reiter. Laudon rückte mit 65,000 Mann, Buttirlin mit 60,000 Mann gegen mich, und zwar von entgegengeſetzten Seiten. Es iſt unleugbar daß ich nichts Beſſeres hätte thun können, als die Oeſterreicher vor Ankunft der Ruſſen zu ſchlagen. Ich wollte es auch vermochte es aber nicht, denn Laudon hielt entweder nicht Stand, oder wählte ſo ſtarke Stellungen daß ich ihn mit der Infanterie, wie ſie damals war, nicht anzugreifen wagte. Das veranlaßte mich ein neues Vertheidigungsſyſtem anzunehmen, welches ebenſowohl meinen Verhältniſſen entſprach, als auf die Individualität meiner Gegner begründet war. Das Lager glich übrigens nichts weniger als einer Mäuſefalle. Mein linker Flügel ſtützte ſich an die ſtarke Feſtung Schweidnitz, der rechte an die Verſchanzungen bei Würben; die Front bildete einen auswärts gehenden Bogen deſſen Hauptpunkte durch die ſtark verſchanzten Orte Würben, Bunzelwitz, Jauernik, Wickendorf bezeichnet wurden. Ich will nicht auf fortifikatoriſche Einzelnheiten eingehen ſondern nur bemerken, daß ſämmtliche Verſchanzungen, welche in drei Tagen und Nächten der Hauptſache nach vollendet wurden, mit 460 meiſt ſchweren Geſchützen beſetzt waren, daß der Angriff auf die vorgeſchobenen Werke durch 180 Fladderminen, der Durchbruch durch Verhaue und zahlreiche Bodenhinderniſſe, hauptſächlich aber durch meine Cavallerie erſchwert wurde, die in Abtheilungen von 20—40 Schwadronen zweckmäßig aufgeſtellt war. Das Feuer der Feldwerke flankirte faſt alle Angriffslinien. Der Löwe in der Höhle iſt nicht minder gefährlich als im freien Felde. Mein Lager war ungleich ſtärker als das der Sachſen bei Pirna, und Sie haben früher ſelbſt geſagt daß dort eine Armee von 60,000 Mann einer doppelt ſo ſtarken

lange hätte widerstehen können. Weshalb sollte ich bei Bunzelwitz nicht Ansprüche auf ein günstiges Resultat gehabt haben?"

Napoleon. „Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet Herr Bruder, möchte ich Ihnen nicht Unrecht geben. Ich glaube aber nicht daß das der richtige sey. Was konnte Ihnen zum Beispiel ein vierwöchentlicher Widerstand nützen? Ihre Lage wurde dadurch nicht verbessert. Und wenn die Umstände ihren Abmarsch nöthig machten wie wollten Sie ihn ohne große Gefahr bewirken, da der Rücken bei seiner natürlichen Stärke (er lehnte sich an das Schweidnitzer meist durch Bruchboden fließende Wasser) ihn fast unmöglich machte?"

Friedrich. „Abgesehen von den Schwierigkeiten eines Rückzugs nach Breslau, die mir nicht so groß erschienen sind, war ich zu ganz anderen Erwartungen berechtigt. Ich wußte daß Butturlin die Weisung hatte nicht viel auf das Spiel zu setzen und nur auf Bewahrung der Waffenehre bedacht zu seyn. Von Laudon hatte ich allerdings mehr zu befürchten, doch war ich überzeugt daß er ohne die zugesicherte Mitwirkung seines Kollegen die Genehmigung zu einem gewaltsamen Angriffe auf meine Stellung niemals erhalten werde. Angenommen Butturlin habe hierzu ehrlich die Hand geboten, so würden sich doch Beide über die Ausführung ihres Planes so leicht nicht verständigt haben. Ueber diese Verhandlungen und Berichte nach Wien konnten einige Wochen vergehen, in welchen nach meiner Berechnung die Magazine der Oesterreicher geleert seyn mußten. Da sie nun zugleich für die Verpflegung der Russen zu sorgen hatten, fand Butturlin bei eintretendem Mangel einen Grund die engere Einschließung meines Lagers aufzugeben, d. h. sich von Laudon zu trennen, und dann konnte auch ich meinen Plan ändern und plötzlich wieder offensiv verfahren. Meine Voraussetzungen in dieser Hinsicht sind auch richtig gewesen, denn nach mehrmaligen Entwürfen von Angriffsdispositionen, die niemals zur Ausführung kamen, marschirte Butturlin den 10. September nach Jauer ab, und ließ nur den General Czernitschef mit 20,000 Mann bei Laudon zurück. Dadurch bekam ich wieder freieren Spielraum, den ich sogleich dazu benutzte den General Platen mit 14 Bataillonen, 25 Schwadronen und 50 Geschützen zur Vernichtung der russischen Magazine auf dem rechten Ufer der Oder zu entsenden, was den weiteren Rückzug der Russen zur Folge hatte."

Napoleon. „Das iſt ein Urtheil nach dem Erfolge mein lieber Freund, deſſen Richtigkeit zu unterſchreiben ich großes Bedenken trage. Zuerſt muß ich Ihnen ſagen daß die Gelegenheit, dem Kriege mit einem Schlage hier ein Ende zu machen, für Ihre Gegner doch zu verführeriſch war als daß ſie nicht ernſtlich darauf hätten Bedacht nehmen ſollen. An Mitteln dazu hat es den Oeſterreichern und Ruſſen nicht gefehlt, denn ihre Artillerie ſoll über 1000 Geſchütze gezählt haben. Die Hälfte davon wäre hinreichend geweſen gegen den gewählten Angriffspunkt ein ſo heftiges Feuer zu eröffnen, daß das Feuer der Vertheidiger davor verſtummen mußte, und dann hatte auch der Durchbruch nicht mehr die Gefahren, vor denen ein Feldherr der auf eine große Entſcheidung ausgeht erſchreckt ſeyn würde. Ihre Infanterie war nach dem Geſtändniſſe der Zeitgenoſſen ſo demoraliſirt, daß ſie mehr zur Deſertion als zu Heldenthaten geneigt war, und iſt auch die Cavallerie von beſſerem Geiſte beſeelt geweſen, ſo würde ſie einen entſchloſſenen Angriff mit großer Ueberlegenheit doch nicht allein haben abwehren können, am wenigſten wenn derſelbe etwa zwei Stunden vor Tages Anbruch begonnen hätte, wo das preußiſche Geſchützfeuer einen großen Theil ſeiner Wirkung verlor. Dann muß ich Ihnen ſagen daß ohne Laudon's brüske Manier, mit welcher er ſeinen Kollegen zur Mitwirkung beim Angriffe nöthigen wollte, der Abmarſch der Ruſſen ſchwerlich erfolgt ſeyn würde, und dauerte die Einſchließung Ihres Lagers zwei Wochen länger, ſo würde der Mangel Sie am Ende genöthigt haben daſſelbe zu verlaſſen. Haben doch ſelbſt die Offiziere zuletzt nichts als Waſſer und Brod gehabt, und die allgemeine Kampfbereitſchaft des Nachts, wo Alles unter Gewehr ſtehen mußte, war auch nicht geeignet die Kampfluſt der Truppen zu erhalten. Geſtehen Sie nur daß Sie ein verwegenes Spiel geſpielt haben, deſſen glücklicher Ausgang mehr als zweifelhaft war."

Friedrich. „Dieſe Einwürfe würden gegründet ſeyn, wenn Sie nicht zwei weſentliche Umſtände unbeachtet gelaſſen hätten. Erſtens war die Kaiſerin Eliſabeth damals ſchwer erkrankt, und der Großfürſt bekanntlich mein großer Verehrer. Starb die Kaiſerin ſo würde Peter dem Grafen Butturlin es nicht verziehen haben, wenn er zu meiner Beſiegung beigetragen hätte. Dieſe Krankheit war für mich ein ſtarkes Sicherungsmittel gegen ruſſiſche Angriffe. Zweitens war es noch nicht lange her daß ich Laudon bei Liegnitz tüchtig auf das Haupt geſchlagen hatte,

Solche Erinnerungen bleiben niemals ohne Rückwirkung, und wenn auch Laudon vielleicht keine Furcht vor mir hatte, ſo ſtand es doch mit ſeinen Truppen etwas anders. Ohne kräftige Theilnahme der Ruſſen am Angriffe hatte ich alſo nichts zu fürchten, und dieſe Theilnahme konnte unter den erwähnten Umſtänden nicht ſtattfinden. Mein Kalkül war mithin ſehr ſicher."

Napoleon. „Gut, ich nehme meine Einwürfe zurück. Aber wie wollen Sie die Entſendung des Generals Platen rechtfertigen, deſſen Rückkehr ſo bald nicht zu erwarten ſtand? Blieb Laudon mit Czernitſchef's Corps Ihnen nicht immer noch um das Doppelte überlegen? Konnte er nicht unbeſchadet Ihrer Stellung die Belagerung von Schweidnitz unternehmen, oder Sie im Lager aushungern?"

Friedrich. „Platen's Entſendung war eine gebieteriſche Nothwendigkeit in meiner Lage, und iſt nicht ohne reifliche Ueberlegung von mir geſchehen. Freilich hing der Erfolg zum großen Theil von Platen's Umſicht und Thätigkeit ab; indeß habe ich Urſache mit ihm zufrieden zu ſeyn. Es war nämlich höchſt zweifelhaft ob Butturlin ſogleich nach Polen zurückgehen werde. Er konnte ſich, während ich durch Laudon bei Schweidnitz feſtgehalten wurde, gegen Berlin wenden, oder gegen Kolberg marſchiren wo der Prinz von Württemberg bereits in großer Verlegenheit war, oder auch in Schleſien nach Gefallen hauſen und Breslau nehmen. Jedenfalls durfte ich ihn nicht unbeachtet laſſen. Das ſicherſte Mittel Butturlin's fernere Operationen zu lähmen blieb immer die Zerſtörung ſeiner Magazine. Doch hatte ich Platen ganz freies Spiel gelaſſen, und ihm nur die Unterſtützung des Prinzen empfohlen wenn derſelbe ernſtlicher bedroht werden ſollte. Platen ging den erſten Tag bis Breslau, vernichtete am rechten Ufer der Oder einige Magazine, kam den 17. September bis in die Nähe von Poſen wo es aber wenig zu thun gab, wendete ſich dann nach Pommern und vereinigte ſich den 2. Oktober bei Kolberg mit dem Prinzen von Württemberg, der einer ſolchen Verſtärkung höchſt bedürftig war. Ich wage nicht zu behaupten daß Platen's Zug den Feldmarſchall Butturlin, welcher am 14. September die Oder bei Steinau überſchritt, veranlaßt habe ſich von der Oder zu entfernen und ſpäter auch gegen Kolberg zu marſchiren; doch glaube ich daß der ruſſiſche Feldherr mir weit größeren Schaden zugefügt haben würde, hätte Platen ſeine Verbindungslinien nicht bedroht. — Laudon's Ueberlegenheit

fruchtlosen Bewegungen im Rücken Romanzow's wurde der Marsch ge Kolberg angetreten. Kälte und Schnee vermehrten die täglichen Verlu der Preußen. Vor Kolberg angekommen fanden sie den Feind kam bereit in der starken Stellung bei Prettnim. Sie erstürmten zwar e Redoute, mußten aber die Fortsetzung des Angriffs wegen zu gro Ueberlegenheit der Russen aufgeben und sich bis Treptow zurückzieh Kolberg blieb nunmehr seinen schwachen Kräften überlassen und ca tulirte den 16. December. Hierdurch gewann Romanzow einen gu Stützpunkt in Pommern, und die erhaltenen Verstärkungen setzten in Stand das eroberte Terrain zu behaupten. — Belling war in P pommern ungleich glücklicher gewesen, und hatte die Schweden durch se kühne Thätigkeit an jeder bedeutenden Unternehmung gehindert. T war allerdings etwas, aber unter den eingetretenen Umständen zu we um in Betracht zu kommen.

Bemerkenswerth ist in diesem Feldzuge, daß der König in sei äußerst bedrängten Lage sich mancherlei Illusionen hingab, und selbst v den — Türken eine Diversion zu seinen Gunsten erwartete. Seine l hafte Einbildungskraft, die mit der viel nüchterneren Anschauungsw des Prinzen Heinrich stark contrastirte, spiegelte ihm sogar die Mögl keit vor die Winterquartiere wieder in Sachsen nehmen zu können. D nahe daran ist zu ertrinken, greift hoffnungsvoll nach jedem Strohha In dieser Lage befand sich Friedrich. Seine Streitkräfte waren so sammengeschmolzen, Mannschaft und Pferde so gänzlich herabgekomm daß es wirklich der Selbsttäuschung bedurfte um nicht ganz entmuth zu werden. Hierzu kam der Tod des Generals von Goltz und die G fangennehmung des Generals von Knobloch, zwei sehr tüchtiger Unterf herrn, so wie der Fall von Schweidnitz den ganzen Vertheidigungsp in Schlesien vernichtete. Empfindlicher noch war der Fall von Kolb (16. December), welcher zur Folge hatte daß das russische Hauptq seine Winterquartiere in Pommern nahm. Ohne die Uneinigkeit feindlichen Kabinette und ohne die Planlosigkeit der feindlichen Opera nen, wäre Friedrich unrettbar verloren gewesen. Dieselben Ursad retteten ihn auch im nächsten Feldzuge, der aber durch eine eigenthü liche Episode noch besonders interessant wird.

Der Feldzug 1762. Selten hat wohl ein Krieg ein so un wartetes Ende genommen, als der siebenjährige zwischen Preußen u

Oeſterreich! Dies verleiht dem letzten Feldzuge ein beſonderes hiſtoriſches Intereſſe, obſchon von glänzenden Waffenthaten ebenfalls nur wenig zu erzählen iſt. Aber die Wechſelfälle ſind ſo bedeutend und folgen ſo raſch auf einander, daß man den König mit einem Schiffer vergleichen kann, der in einem halbentmaſteten Fahrzeuge auf ſturmbewegten Wogen hin und her geſchleudert wird, und dennoch glücklich einen ruhigen Hafen erreicht. Kein Kriegsjahr hatte für Friedrich ſo unglücklich geendet als das verfloſſene. Zwei wichtige Säulen ſeiner Monarchie, Schweidnitz und Kolberg, waren umgeſtürzt. Die feindlichen Armeen hatten ihre Winterquartiere überall auf erobertem Boden genommen. Friedrichs Kriegsſchauplatz und ſeine Hilfsquellen ſchrumpften immer mehr zuſammen. Englands Theilnahme an Preußens Erhaltung war lauer als jemals, und wenn es auch aus anderen Gründen in Hannover und Weſtphalen eine Armee von mehr als 100,000 Mann, unter des Herzogs von Braunſchweig kluger Führung, den nur wenig ſtärkeren Franzoſen entgegenſtellte, ſo würde das Preußen doch nicht vom Untergange gerettet haben, denn in Wien glaubte man den endlichen Fall des königlichen Helden mit ſolcher Gewißheit vorausſetzen zu dürfen, daß der Hofkriegsrath kein Bedenken trug die Armee, ungeachtet der unter den Truppen herrſchenden Krankheiten, am Schluſſe des vorigen Feldzugs um 500 Offiziere und 20,000 Mann zu vermindern, die jedoch bald wieder zu ihren Regimentern mußten.

Aber im Buche des Schickſals ſtand Friedrichs Untergang nicht geſchrieben. Die Kaiſerin Eliſabeth erlag am 5. Januar einer langen Krankheit und Rußlands neuer Beherrſcher Peter III. hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeine enthuſiaſtiſche Verehrung für Friedrich den Großen ganz Europa ſogleich thatſächlich zu erkennen zu geben. Alle preußiſche Kriegsgefangene wurden ſofort entlaſſen und mit Reiſegeld verſehen. In Oſtpreußen und Pommern trat von Seiten der ruſſiſchen Behörden an die Stelle früherer Härte die größte Milde, ſelbſt Unterſtützungen an Geld und Getreide wurden verabreicht. An Frankreich und Oeſterreich ging ſchon im Februar die Erklärung ab: daß Rußland geſonnen ſey mit Preußen Frieden zu ſchließen und alle gemachte Eroberungen wieder herauszugeben. Der Czar forderte von ſeinen Verbündeten ein Gleiches, vermochte jedoch nur Schweden dazu. Czernitſchef erhielt Befehl, im März ſich von den Oeſterreichern zu trennen und bis Thorn

zurückzugehen. — Bei Eingang dieſer Nachrichten war die Beſtürzung in Wien nicht gering. Man bot alle Mittel auf, ſogleich eine ſtarke Armee ins Feld rücken zu laſſen. Laudon hatte den Erwartungen nicht genug entſprochen. Daun erhielt deshalb den Oberbefehl in Schleſien, wo in den erſten Tagen des Mai 70,000 Mann bei Schweidnitz aufgeſtellt wurden. Die Feſtung hatte außerdem eine Beſatzung von 11,000 Mann ausgeſuchter Truppen, den braven General Guasco zum Commandanten. Der nachher berühmt gewordene General Gribeauval fungirte als Feſtungsingenieur, und ſetzte den Platz in vortrefflichen Vertheidigungsſtand. In Sachſen ſtanden 45,000 Oeſterreicher und Reichstruppen unter des Feldmarſchalls Serbelloni und des Fürſten Stolberg Befehlen.

Auch Friedrich entwickelte große Thätigkeit. Der eingetretene Wechſel in den politiſchen Verhältniſſen geſtattete ihm, alle bisher gegen die Ruſſen und Schweden geſtandene Truppen nach Schleſien und Sachſen zu ziehen. Indeß brachte er mit aller Anſtrengung doch nur 100,000 Mann zuſammen, wovon 35,000 Mann dem Prinzen Heinrich in Sachſen überwieſen wurden. Mit 65,000 Mann bezog der König enge Kantonirungen zwiſchen Breslau und Brieg. Das Machtverhältniß war für ihn günſtiger als jemals. Man erwartete die Eröffnung des Feldzugs mit einer kühnen Offenſivbewegung; aber Friedrich dachte nur an die Wiedereroberung von Schweidnitz und wartete auf Czernitſchef's Ankunft, der bald unter ſeinen Befehlen gegen Oeſterreich fechten ſollte, aber vor Ende Juni kaum eintreffen konnte — Wenn man des Königs Hinneigung zu entſcheidenden Schritten und das gegenwärtige Machtverhältniß erwägt, ſo iſt kaum einzuſehen weshalb er nicht ſchon vor Ankunft der Ruſſen den Feldmarſchall Daun in ſeiner Stellung bei Schweidnitz angegriffen und in das Gebirge zurückgeworfen hat. Allein der Zuſtand ſeiner Infanterie war nicht mehr von der Art, daß er mit ihr ſo ſtarke Stellungen überwältigen konnte wie die bei Kunzendorf. Er zog es daher vor, durch Diverſionen in Oberſchleſien ſeinen Gegner zu Entſendungen dahin zu veranlaſſen, wodurch die Verhältniſſe indeß keine weſentliche Aenderung erhielten. Auf dieſe Weiſe verſtrichen die Monate Mai und Juni ohne erhebliche Ereigniſſe. Nachdem aber den 26. Juni Czernitſchef's Koſaken bei Auras die Oder überſchritten hatten, zog der König ſeine Truppen bei Kanth zuſammen und brach mit ihnen gegen Schweidnitz auf. Die Ruſſen folgten. Am 1. Juli hatte er mit

Einſchluß ſeiner neuen Verbündeten 70,000 Mann und 320 Geſchütze vereinigt, welche den 3. zwiſchen Würben, Bunzelwitz und Striegau ankamen. Daun ſtand ihm mit 60,000 Mann zwiſchen Bögendorf und Freiburg gegenüber. (Der wieder angeſtellte Prinz von Bevern ſtand damals noch mit 15,000 Preußen in Oberſchleſien, und hatte den General Beck mit 10,000 Mann zum Gegner.)

Es iſt intereſſant aus einem Briefe des Königs an den Marquis d'Argens vom 19. Juni zu entnehmen, wie er ſeine damalige Lage beurtheilte: „Seit ſechs Jahren (ſchreibt Friedrich unter Anderem) ſehe ich mich durch alle politiſchen Ungewitter von Europa beſtürmt; ſtets dem Schiffbruche nahe, bis jetzt gleichſam durch ein Wunderwerk erhalten und doch immer neuen Gefahren ausgeſetzt. Alles, was in Rußland vorging, konnte der Graf Kaunitz nicht vorherſehen; Alles, was in England vorgegangen iſt und wovon Sie das Gehäſſige (Verweigerung der Subſidien) noch nicht einmal wiſſen, konnte ich bei meinen Planen nicht in Anſchlag bringen. Hieraus folgt, daß man als Regent eines Staates in unruhigen Zeiten ſich häufig betrogen ſieht. Beſonders aus dieſem Grunde wird mir dieſe undankbare und fruchtloſe Arbeit zuwider, und er macht meine Liebe zu den Wiſſenſchaften, die uns im Stillen und im Schooße des Friedens beſchäftigen können, mehr als jemals lebendig. Der Gelehrte hat etwas Gewiſſes vor ſich, der Politiker aber faſt gar kein ſicheres Datum! Den 30. Juni ſtoßen die Ruſſen zu uns. Bei ihrer Ankunft wird unſere Unthätigkeit aufhören, dann werde ich, trotz Allem was daraus entſtehen kann, von Neuem große Abenteuer wagen. Das wäre denn der ſiebente Akt unſeres großen Trauerſpiels. Das Stück währt zu lange. Der ruſſiſche Kaiſer hat die Kataſtrophe darin eingeleitet; ich muß an der Auflöſung des Knotens arbeiten um es ſo gut als möglich zu endigen. Jetzt beſchäftigen mich eine Menge vorläufiger Einrichtungen. Man muß Alles anordnen und ſo viel es angeht Alles vorherſehen. Rechnen Sie hierzu noch die lebhaften Unterhandlungen die jetzt gepflogen werden, dann werden Sie die Sorgen, die Unruhen, die Arbeit die es mir koſtet, und die Laſt die meine armen Schultern zu tragen haben leicht beurtheilen können. Kurz mein lieber Marquis, wir ſind nahe an den Ereigniſſen welche dieſen Feldzug und dieſen ganzen Krieg entſcheiden werden.“[1] —

[1] v. Schöning III. 358.

Dieſer Hoffnungsſchimmer ſollte indeß bald wieder in dunkle Nacht verwandelt werden, doch will ich den Ereigniſſen nicht vorgreifen.

Daun's Stellung mit dem Rücken an das Gebirge gelehnt wurde ſo ſtark gefunden, daß der König ihn wegen der Nähe von Schweidnitz in der Front gar nicht anzugreifen wagte. Es wurden nun Verſuche gemacht ein Corps über Hohenfriedberg in die linke Flanke zu ſchicken. Daun war aber hierauf vorbereitet und vereitelte dieſes Manöver durch die Vertheidigung der Defileen bei Adelsbach (den 6.). Nunmehr ließ der König den General Neuwied auf der Straße nach Trautenau vorgehen. Anfangs ſollte er nur Daun's Rücken und das große Magazin in Braunau bedrohen. Da aber der öſterreichiſche Feldherr Friedland ſtark hatte beſetzen laſſen und dort nichts auszurichten war, erhielt Neuwied Befehl bis Trautenau vorzurücken und Streifereien in Böhmen zu unternehmen. Dieſe Streifereien hatten jedoch nicht den gewünſchten Erfolg. Daun ging zwar mit der Hauptmaſſe etwas zurück (bis Dittmannsdorf), blieb aber durch Beſetzung der vorliegenden verſchanzten Höhen immer noch in geſicherter Verbindung mit Schweidnitz, und konnte nur durch einen allgemeinen Angriff aus dieſer Gegend entfernt werden. Der König begriff die Nothwendigkeit eines ſolchen Schrittes, nahm deshalb ſeinen rechten Flügel immer mehr vor bis er Hohen-Giersdorf erreicht hatte. Aber der Angriff blieb immer noch ſchwierig, und es mußte erſt die Rückkehr des Generals Neuwied aus Böhmen erwartet werden. Darüber verging eine koſtbare Zeit, und an demſelben Tage an welchem dieſes Corps wieder bei der Armee eintraf (den 17. Juli), brachte Czernitſchef dem Könige die Hiobspoſt von der Entthronung Peters III.; auch meldete er zugleich daß er vom Senat Befehl erhalten habe, ohne Verzug die preußiſche Armee zu verlaſſen und nach Polen zurückzukehren.

Dieſer Wechſel der Dinge ſtürzte den König wieder in eine zweifelvolle Zukunft. Rußlands Abfall von ihm mußte ſeinen Gegnern neue Hoffnung geben und Daun's Widerſtand mindeſtens noch zäher machen. Zu ändern war hier nichts, man mußte ſich in das Unvermeidliche fügen. Aber wahrhaft große Charaktere entwickeln im Unglück eine ſeltene Feſtigkeit, und nach kurzer Ueberlegung zeigte Friedrichs Genius ihm das rechte Mittel. Daun mußte jetzt um jeden Preis tiefer in das Gebirge zurückgeworfen werden, damit die Preußen zur Belagerung von Schweidnitz ſchreiten konnten. Bei dieſem Angriffe war auf die Theilnahme der

Ruſſen zwar nicht mehr zu rechnen, gelang es aber dem Könige den Grafen Czernitſchef durch Ueberredung zur Verſchiebung ſeines Abmarſches zu bewegen, ſo war noch Hoffnung zum Siege. Daun hatte jedenfalls von den Ereigniſſen in Petersburg noch keine Kunde, er konnte dieſe nur durch ſeine Monarchin oder durch den ruſſiſchen Feldherrn ſelbſt erhalten. Gelobte Letzterer hierüber ein dreitägiges Stillſchweigen, ließ er ſich willig finden ſeinen Truppen am Angriffstage eine Aufſtellung anzuweiſen, die für Daun einen bedrohlichen Charakter hatte, ſo konnte das nicht ohne gute Wirkung für den König bleiben. Das war der Geniebliz der die dunkle Nacht einer faſt hoffnungsloſen Zukunft erhellte, aber damit war freilich noch ſehr wenig gewonnen. Czernitſchef hatte ſehr beſtimmte Befehle zum Abmarſche erhalten; er hing zwar mit großer Liebe am Könige, konnte aber doch nicht gegen den erhaltenen Befehl handeln. — Der Ausweg, welchen Friedrich aus dieſem Labyrinth fand, iſt nicht minder genial. Er ließ ſeinen Adjutanten den Major Schwerin rufen, der mehrmals in Petersburg geweſen und mit Czernitſchef befreundet war, und trug ihm auf den ruſſiſchen Feldherrn noch dieſelbe Nacht zu ihm zu führen. Der Befehl war kategoriſch, und Schwerin wurde mit den Worten abgefertigt: „Er bürgt mir mit ſeinem Kopfe dafür, daß ich Czernitſchef noch heute Nacht ſpreche.“ Im ruſſiſchen Hauptquartier war bereits Alles in Bewegung, und Schwerin hatte große Mühe den Feldmarſchall ohne Zeugen zu ſprechen. Alle Verſuche ihn willfährig zu machen ſchlugen anfangs fehl, bis Schwerin endlich unumwunden ſagte daß ſein Leben hierbei auf dem Spiele ſtehe. Das wirkte und Czernitſchef folgte nun dem Adjutanten zum Könige. Die Unterredung Beider dauerte eine Stunde. Schwerin mußte dafür ſorgen daß Niemand ſie ſtöre. Der König erreichte was er wünſchte, und Czernitſchef ſchied von ihm mit den Worten: „Was ich Euer Majeſtät verſprochen habe koſtet mir vielleicht den Kopf, aber hätte ich deren zehn zu verlieren ich gäbe ſie hin, um Euer Majeſtät zu beweiſen wie hoch ich Sie verehre.“ Schwerin geleitete ihn wieder zurück ohne daß die ruſſiſche Generalität die mehrſtündige Abweſenheit ihres Feldherrn wahrgenommen, ſo reichlich waren die Libationen geweſen die man der neuen Kaiſerin Katherina II. bringen zu müſſen geglaubt hatte.

Am 20. Juli begannen die einleitenden Bewegungen des Königs zum Angriffe auf Daun's rechten Flügel, der in der Nacht zum 21. mit

der Erſtürmung des Schloſſes Burkersdorf eröffnet wurde. Ich übergehe alle Gefechtsdetails, da ich Dir nur eine ſtrategiſche Charakteriſtik dieſes Feldzugs geben will, und führe blos die Reſultate an. Daun mußte einen wichtigen Punkt nach dem andern räumen, und ſich in der folgenden Nacht mit Verluſt von 3800 Mann und 17 Geſchützen auf den Kamm des Eulengebirges zurückziehen, während Zieten die Beſatzung von Schweidnitz im Zaume hielt und ihre Ausfälle zurückwies. Jetzt erſt trat Czernitſchef ſeinen Rückmarſch an und erhielt für dieſen Freundſchaftsdienſt einen koſtbaren Degen, deſſen Griff von Gold und reich mit Diamanten beſetzt war, im Werthe von 27,000 Thalern. — Der König lagerte ſich nun dicht an Daun's Stellung, ließ alle Poſten ſtark verſchanzen, nahm ſein Hauptquartier in Dittmannsdorf, und traf nunmehr Anſtalten zur Belagerung von Schweidnitz, womit General Tauenzien mit 21 Bataillonen und 20 Schwadronen beauftragt wurde. Der Prinz von Bevern, für welchen es nach dem glücklichen Gefecht bei Peilau in Oberſchleſien jetzt nicht viel mehr zu thun gab, wurde befehligt alle entbehrliche Truppen zum König ſtoßen zu laſſen, und mit dem Reſte nach Neiße zu marſchiren. Erſt am 8. Auguſt konnte die Belagerung von Schweidnitz beginnen. Das Unternehmen war in jeder Hinſicht ſchwierig, auch ließ ſich erwarten daß Daun alle Kräfte aufbieten werde den Platz zu entſetzen. Beide Feldherrn zogen ihre entſendeten Corps an ſich; Beide wechſelten oft ihre Stellungen, es kam zu verſchiedenen Poſtengefechten, aber zu einem allgemeinen und energiſchen Angriffe konnte der vorſichtige Daun ſich nicht entſchließen, obſchon am 16. Auguſt ein Verſuch dazu gemacht wurde, den aber des Prinzen von Bevern außerordentliche Standhaftigkeit vereitelte. In Folge der an dieſem Tage ſtattgefundenen Gefechte zog ſich Daun bis in die Gegend von Silberberg zurück. Die Belagerung wurde inzwiſchen mit größtem Eifer betrieben, man bekämpfte ſich über und unter der Erde, und Guasco ſah ſich nach Daun's Rückzug ſo ganz verlaſſen, daß er die Feſtung gegen freien Abzug der Beſatzung übergeben wollte. Ein unglücklicher Starrſinn des Königs verwarf dieſe Bedingung, und verlangte, daß die Beſatzung kriegsgefangen ſeyn ſollte. So ſchlimm ſtand es mit Schweidnitz aber noch nicht, im Gegentheil erklärte der Belagerungsingenieur (Major Lefebvre), daß ſeine Angriffsmittel bald erſchöpft ſeyn würden. Der König beharrte aber auf ſeiner Forderung, und ſo ſpann ſich die

Belagerung bis zum 9. October fort. Gewiß hat Friedrich nicht weiſe gehandelt, daß er der Beſatzung nicht ſieben Wochen früher den erbetenen Abzug bewilligte. Die 9000 Gefangenen waren viel weniger werth als die verlorene Zeit, welche beſſer benutzt werden konnte. Auffälliger iſt aber Daun's ſpätere Unthätigkeit, welche ihn in Wien den größten Spöttereien ausſetzte.

Der Fall von Schweidnitz beendigte den Feldzug in Schleſien. Zwar hätte Friedrich gern auch die Grafſchaft Glatz wieder in ſeine Gewalt gebracht, Sachſen war für ihn aber von noch größerer Wichtigkeit. Er ließ deshalb bald nachher den General Neuwied mit einem ſtarken Corps dahin aufbrechen, folgte dieſem ſpäter nach, und ſtellte die wenigen zurückbleibenden Truppen unter des Prinzen von Bevern Befehl. Daun trat den Rückmarſch nach Böhmen an, ſendete aber gleichfalls Truppen nach Sachſen.

Prinz Heinrich war inzwiſchen in Sachſen nicht unthätig geblieben. Anfangs ſchien er ſich auf die abſoluteſte Defenſive beſchränken zu wollen, doch ſuchte er dadurch ſeine Gegner nur ſorgloſer zu machen. Feldmarſchall Serbelloni ſtand damals mit 25,000 Oeſterreichern zwiſchen Dresden und Freiberg, der Prinz Stolberg mit 20,000 Mann Reichstruppen zwiſchen Chemnitz, Zwickau und Altenburg. Zur Verbindung Beider war eine verſchanzte Poſtenreihe an der Mulde aufgeſtellt worden. Prinz Heinrich, deſſen Truppen anfingen Mangel zu leiden, zog am 11. Mai ganz unbemerkt 21 Bataillone und 52 Schwadronen zuſammen, rückte damit am folgenden Tage gegen Döbeln vor, überſchritt hier die Mulde auf vier verſchiedenen Punkten, überwältigte die feindlichen Poſten, drang bis Freiberg vor und trennte dadurch ſeine beiden Gegner, deren bedrohte Flügel eiligſt zurückgezogen wurden. Serbelloni bezog jetzt eine Stellung hinter der Weißeritz, zwiſchen Dippoldiswalde, Rabenau und Dresden. Prinz Heinrich bezog mit dem Hauptcorps ein verſchanztes Lager bei Pretſchendorf, ſchob den General Seydlitz mit einer Abtheilung bis Reichſtadt vor, ließ den General Hülſen Stellung bei Wilsdruff nehmen, und ſtellte den General Bandemer bei Oederan auf, um die Bewegungen der Reichstruppen zu beobachten. Zur Nachahmung dürfte ein ſolches Verfahren nicht zu empfehlen ſeyn, aber der Prinz wußte was er ſeinen beiden indolenten Gegnern bieten durfte, und verweilte unangefochten einige Wochen in dieſen Stellungen.

Nur General Bandemer zog ſich an der Flöhe durch Unvorſichtigkeit eine kleine Schlappe zu, weshalb der Poſten in Oederan verſtärkt und verſchanzt wurde. Der König wünſchte zwar ſehnlichſt Dresden wieder in ſeine Gewalt zu bringen, doch hielt Prinz Heinrich dieſe Unternehmung nicht für ausführbar.

Da Prinz Stolberg eigentlich im Rücken der preußiſchen Armee ſtand, deren Front gegen die Weißeritz gewendet war, forderte ihn Serbelloni fortwährend zu Angriffen auf, was auch einige Bewegungen der Reichstruppen gegen Chemnitz zur Folge hatte. Dieſe Truppen zeigten jedoch ſo wenig Kampfluſt, daß Prinz Heinrich, der im Juni einige Verſtärkungen aus Mecklenburg erhalten hatte, einen Angriff auf die Reichsarmee beſchloß. General Seydlitz wurde mit 8 Bataillonen und 27 Schwadronen dazu beſtimmt, was die Geringſchätzung dieſer Gegner genugſam zu erkennen giebt und manches erklärt, das ſonſt unerklärlich ſeyn würde. Sein entſchloſſenes Vordringen gegen Altenburg, mit einer Demonſtration gegen Chemnitz, war hinreichend den Prinzen Stolberg zum ſchleunigen Rückzuge bis hinter Hof zu bewegen, wobei ihm General Belling mit den Huſaren tüchtig zuſetzte. Dies geſchah in den letzten Tagen des Juni. Erſt jetzt zeigte Serbelloni einige Regſamkeit und ließ den 27. die Stellung des Prinzen Heinrich auf mehreren Punkten bedrohen, was aber ohne Erfolg blieb, dieſen vielmehr noch kühner machte und zur Entſendung des Generals Kleiſt gegen Brix bewog, wo dieſer ſtarke Contributionen eintrieb. Die Reichsarmee wurde nun aufs Neue zum Vorrücken aufgefordert, machte aber den 17. Juli ſchon bei Schneeberg Halt, da Seydlitz mit ſeinem Corps bei Zwickau ſtehen blieb. Auch hier glaubte ſich Prinz Stolberg nicht ſicher, nachdem er erfahren hatte daß Kleiſt bei Marienberg angekommen ſey. Der Rückzug wurde alſo ohne Verweilen wieder angetreten, und unter lebhafter Verfolgung bis Baireuth fortgeſetzt, worauf Seydlitz wieder nach Zwickau zurückging. Letzterer wurde den 29. zu einem größeren Einfalle in Böhmen beſehligt, und ſollte ſich mit General Kleiſt vereinigen. Beide marſchirten gegen Teplitz, ſtießen hier auf ein weit ſtärkeres Corps unter dem General Fürſten Lichtenſtein, welchen Serbelloni dort aufgeſtellt hatte, und zogen ſich mit einigem Verluſt bis Porſchenſtein zurück. Dieſer kleine Unfall ermuthigte den Prinzen Stolberg über Eger und Karlsbad nach Dresden zu marſchiren, wo er den 6. September ſich mit den Oeſterreichern

vereinigte. Er hatte durch Zurücklaſſung des Generals Roſenfeld mit 3000 Mann bei Hof, die Reichsländer gegen fernere Streifereien zu ſchützen geglaubt, ſah ſich darin aber getäuſcht, denn General Belling hatte die Kühnheit mit 3 Bataillonen 18 Schwadronen von Zwickau aus einen Streifzug bis Baireuth zu machen, über Eger und Carlsbad in Böhmen einzufallen, wo er überall ſtarke Contributionen eintrieb, und dann unangefochten über Königswarthe, Johanngeorgenſtadt nach Marienberg zurückkehrte.

Im Laufe des Septembers änderten ſich jedoch die Verhältniſſe in Sachſen bedeutend. Der Hofkriegsrath war über Serbelloni's bisherige Unthätigkeit ſehr unzufrieden und ließ ihn durch den General Haddik ablöſen, der jetzt bei Dresden eine Macht von 68 Bataillonen 126 Schwadronen vereinigt, und außerdem bei Teplitz und Altenberg noch zwei Corps von zuſammen 18 Bataillonen 45 Schwadronen aufgeſtellt fand. In Schleſien ſah Daun der Belagerung von Schweidnitz müßig zu. Man glaubte alſo in Sachſen die Offenſive ergreifen zu müſſen, wozu die Schwäche des Prinzen Heinrich und die Vereinzelung ſeiner Streitkräfte bei Porſchenſtein, Pretſchendorf und Wilsdruff einzuladen ſchien. Am 27. September ſetzten ſich die Oeſterreicher und Reichstruppen auf allen Punkten in Bewegung und rückten concentriſch in der Richtung auf Freiberg vor. Prinz Heinrich bekam indeß durch ſeine Kundſchafter zeitig genug Nachricht von dieſem Vorhaben, ging mit der Hauptmacht auf Freiberg zurück, und ließ den General Hülſen eine Stellung bei Meißen nehmen, was zwar nicht ohne einige hitzige Gefechte, doch aber ohne erhebliche Verluſte ausgeführt wurde. Da Prinz Heinrich bei Freiberg nur 20,000 Mann hatte, und hier wenigſtens mit doppelt ſo ſtarker Macht angegriffen werden konnte, ſtanden die Angelegenheiten der Preußen allerdings ungünſtig genug. Haddik wollte aber ſeinen Zweck durch bloße Manöver erreichen und jeden Entſcheidungskampf vermeiden; er ließ deshalb die Preußen vom 1. bis 13. October in Ruhe. Erſt am 14. und 15. kam es bei Freiberg und Meißen zu Gefechten, in deren Folge der Prinz die Gegend von Freiberg verließ und ein Lager bei Reichenbach (1½ Meile rückwärts) bezog. Hülſen mußte einen Theil ſeiner Truppen nach Noſſen ſchicken. Haddik begnügte ſich vorläufig mit den errungenen Vortheilen und ruhte auf ſeinen Lorbeeren. Die Reichsarmee nahm Stellung bei Freiberg und wurde durch

österreichiſche Truppen bis auf 49 Bataillone 68 Schwadronen verſtärkt. — Der Fall von Schweidnitz war dem Prinzen Heinrich bereits bekannt. Er wußte daß der König ihm Verſtärkungen ſchicken und bald ſelbſt nachkommen werde. Auch Haddik hatte aus Schleſien Verſtärkungen zu erwarten. Die Behauptung des größeren Theils von Sachſen war dem Prinzen bisher gelungen, doch befürchtete er mit Recht daß ſein Bruder über die letzten Unfälle ihm zürnen werde. Er mochte hierbei an den alten Fürſten Leopold und an Keſſelsdorf denken, und faßte den kühnen Entſchluß ſeine Gegner bei Freiberg anzugreifen. Mit 29 Bataillonen und 60 Schwadronen rückte er den 29. October zum Angriffe vor. Das Terrain und die Stellung des Feindes waren ihm genau bekannt. Das Vorrücken der Preußen geſchah in vier getrennten Colonnen, die zwar durch Bodenhinderniſſe aufgehalten nur nach und nach zum Angriffe gelangten, ſich aber gegenſeitig gut unterſtützten, und den Feind mit Verluſt von 7000 Mann und 28 Geſchützen aus dem Felde ſchlugen. Dieſer Sieg war die letzte Waffenthat von Bedeutung. Die Reichsarmee zog ſich nach Böhmen zurück; Haddik vereinigte ſeine Truppen bei Dresden und wartete auf die verheißene Verſtärkung. Zwei Tage ſpäter traf aber auch General Neuwied mit einem preußiſchen Corps ein, und jetzt hatte Prinz Heinrich ein entſchiedenes Uebergewicht, welches er zu neuen Einfällen in Böhmen benutzte, wo in Saatz ein großes Magazin zerſtört wurde. Nach Ankunft des Königs (6. November) wurde General Kleiſt mit 6000 Mann in die Reichsländer entſendet. Derſelbe drang über Bamberg bis Würzburg und Nürnberg vor, und kehrte am Schluſſe des Jahres über Erfurt und Weimar nach Sachſen zurück. Mit Ausnahme von Dresden kam ganz Sachſen in die Gewalt der Preußen, wofür der König die Grafſchaft Glatz wieder eintauſchte. Dieſer denkwürdige Krieg wurde alſo da beendigt wo er begonnen hatte, und Friedrich verlor trotz mancher ſchweren Unfälle nicht einen Fußbreit Landes.

Wollte man dieſe beiden letzten Feldzüge des Königs einer kritiſchen Analyſe unterwerfen, ſo würde man darüber ein dickes Buch ſchreiben können ohne vielleicht den Gegenſtand ganz erſchöpft zu haben. Ich habe zwar ſchon im Eingange dieſes Briefes angedeutet, daß Friedrich II. mehr als jemals genöthigt war auf die Initiative der Bewegungen zu verzichten und jeden ſeiner Schritte dem Verfahren des Gegners anzupaſſen;

überhaupt aber ſich auf eine ſo abſolute Defenſive zu beſchränken, daß er kaum mehr that als die ihm zugedachten Stöße zu paren. Indeß möchte ich doch an den ganzen ſiebenjährigen Krieg noch eine allgemeine Betrachtung knüpfen.

Hierbei drängen ſich mir drei Gegenſtände auf, deren Bedeutung wie ich glaube viel zu wenig erkannt worden iſt.

1) Die Magazinverpflegung war damals in allen europäiſchen Heeren eingeführt, aber nirgends ſo ausgebildet wie im preußiſchen.[1] Dieſe Verpflegungsweiſe machte die Operationen allerdings ſehr ſchwerfällig, verſchaffte aber demjenigen Feldherrn, welcher die Zufuhren am beſten geregelt hatte, einen höheren Grad von ſtrategiſcher Manövrirfähigkeit, worin der König allen ſeinen Gegnern bedeutend überlegen blieb. Bei einzelnen Operationen, die einer großen Schnelligkeit der Bewegung bedurften, wurde gleichwohl nicht ſelten davon abgegangen und es traten dann Lieferungen von Lebensmitteln aller Art ein, wie wir ſie am franzöſiſchen Requiſitionsſyſtem kennen gelernt haben.

2) Die Lineartaktik; ſie brachte eine taktiſche Künſtlichkeit auf das Schlachtfeld, wie die Magazinverpflegung eine ſtrategiſche Künſtlichkeit auf das Operationsfeld gebracht hatte, mußte alſo auch demjenigen Feldherrn Vortheile gewähren, welcher den taktiſchen Mechanismus vereinfacht und vervollkommt hatte. Aber die größere taktiſche Manövrirfähigkeit iſt es nicht allein was hierbei in Betracht kommt. Die Formirung ſo ausgedehnter Schlachtlinien ohne hinlängliche Tiefe gewährte dem Schwächeren an Zahl zugleich die Möglichkeit, einen ſtärkeren Gegner mit Ausſicht auf glücklichen Erfolg angreifen zu können, was bei der heutigen Taktik nur in ſehr ſeltenen Fällen rathſam ſeyn dürfte. Friedrich II. war aber faſt in allen Schlachten ſchwächer als ſeine Gegner, und würde bei einer anderen Kampfweiſe ſchon im dritten Feldzuge haben unterliegen müſſen.

3) Die moraliſche Spannkraft. In keinem mir bekannten Kriege hat die moraliſche Kraft ſo glänzende Triumphe gefeiert als im dritten ſchleſiſchen Kriege, und die Intelligenz des königlichen Feldherrn, wie hoch man ſie auch in Rechnung bringen mag, tritt ſeinem felſenfeſten

[1] Wer ſich von den dazu gehörigen Einrichtungen und dem inneren Mechanismus der Mehl- und Brodtransporte eine genaue Vorſtellung machen will, findet die befriedigendſten Nachweiſe in des Generallieutenants von Phull »Opérations militaires« page 17—40. Herausgegeben (auch deutſch) vom Oberſten Baron Batz, Leipzig 1853.

Willen und seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit gegenüber in ein sehr bescheidenes Verhältniß zurück. Welche Feldherrnweisheit hätte Friedrich nach den vernichtenden Schlägen die ihn selbst oder seine Unterfeldherren bei Kolin, Breslau, Hochkirch, Kunnersdorf, Maxen, Landshut und an anderen Orten trafen, retten können, hätte nicht sein in alle Fugen des Heeres eindringender unbeugsamer Charakter das moralische Gleichgewicht in kürzester Zeit wieder herzustellen vermocht? Allerdings hat ein Feldherr, der zugleich König ist, viel durchgreifendere Mittel sich Gehorsam zu verschaffen als jeder Andere. Uebt er jedoch nicht zugleich gegen die höchsten Befehlshaber eine rücksichtslose Strenge, dann wird die strengste Disciplin in den unteren Graden und bei der Mannschaft auch nur bei untergeordneten Handlungen sich wirksam zeigen. Friedrichs Zorn traf aber Jeden den er im Verdacht hatte, nicht alle Kräfte und Mittel angewendet zu haben um den Sieg zu erringen oder einem Unfalle vorzubeugen, und er schonte nicht einmal den nächstältesten Bruder. Nur Prinz Heinrich hatte sich einer rücksichtsvollern Behandlung zu erfreuen. Man kommt auf die Vermuthung, daß die Härte des Königs gegen seine Generale nicht aus dem Gemüth sondern aus Grundsätzen entsprang, die mit der Erhaltung der Monarchie in engster Beziehung standen. Der tapfere Feldmarschall Geßler, welchem Friedrich den glänzenden Sieg bei Hohenfriedberg verdankte, und der auch an dem Siege bei Kesselsdorf rühmlichen Antheil hatte, wurde nach der Schlacht bei Lowesitz, wo seine wiederholten und mit großer Entschlossenheit ausgeführten Angriffe auf die österreichische Mitte erfolglos geblieben waren, nie wieder verwendet. Der König wollte die Führung seiner Truppen, insbesondere seiner Cavallerie, nicht blos tapferen sondern auch glücklichen Generalen anvertrauen. Seine Rücksichtslosigkeit wuchs mit der Abnahme der Streitkräfte. Die Anforderungen an die Generale und Truppen in den letzten zwei Feldzügen steigerten sich bis zur äußersten Härte. Seyn oder nicht seyn, das war und blieb die inhaltschwere Frage, vor welcher sich Alles beugen mußte. Hierin liegt der Hauptschlüssel zu den räthselhaften Erfolgen dieses großen Feldherrn. Nur diese ungeheuere Spannkraft machte eine glückliche Beendigung des ganzen Krieges möglich.

Wie unbedeutend erscheinen alle Kriegssysteme, wenn man sie mit den Motiven vergleicht welche großen Feldherren auf ihrer kriegerischen

Laufbahn zur Richtſchnur gedient haben. Friedrich II. hat ſein Kriegsſyſtem mehr wie einmal ändern müſſen, obgleich die Kriegsſchauplätze und ſeine Gegner dieſelben blieben. Im Anfange ſuchte er alle ſeine Gegner durch gewaltige Schläge niederzuwerfen; ſpäter verkroch er ſich in verſchanzte Stellungen und lauerte auf Gelegenheiten kleine Vortheile zu erringen; zuletzt lag er gleichſam ſchon am Boden, wehrte ſich aber wie ein Verzweifelnder mit Händen und Füßen. Die Truppen wurden immer ſchlechter; die guten Generale ſeltner; ein wichtiger Platz nach dem andern ging verloren; die Geldmittel waren erſchöpft. Aber der Muth war nicht gebrochen, der eiſerne Wille überwand alle Widerwärtigkeiten und ſicherte den Erfolg. Der große Theoretiker Karl Bade würde ſich und ſein Kriegsſyſtem wahrſcheinlich für weniger unfehlbar gehalten haben, wenn er Friedrichs II. Feldzüge ſo gründlich ſtudiert hätte wie man das von einem Schriftſteller erwarten und fordern darf, der mit ſolcher Anmaßung auftritt und Andersdenkende wie Tertianer behandelt.[1]

Zum Schluſſe noch ein Wort über des Prinzen Heinrich Kriegführung. Er iſt lange Zeit der Abgott mancher Theoretiker geweſen, weil er in der Vertheidigung Sachſens gegen die Oeſterreicher und Reichstruppen mit wenig Streitkräften Großes geleiſtet hat, ohne dabei viel auf das Spiel zu ſetzen. Das Lob ſeines königlichen Bruders hat überdies nicht wenig dazu beigetragen den Ruhm des Prinzen zu erhöhen. Es iſt nicht leicht zwiſchen Beiden eine Parallele zu ziehen. Daß Prinz Heinrich die blutigſten Wege zum Siege ebenſo gern einſchlug als der König, hat er ſchon bei Prag und Roßbach bewieſen, und wenn er ſpäter in ſeiner Feldherrnlaufbahn häufig die minder blutigen Wege vorzog, ſo lag dies ganz einfach in ſeinen Verhältniſſen. Bekannt iſt daß der König ihm faſt alle wichtigen Operationspläne vor ihrer Ausführung mittheilte, daß der Prinz nicht immer ganz damit einverſtanden war und ſeine abweichenden Anſichten mit eben ſo viel Freimuth als Gründlichkeit kund gab. Bisweilen fanden ſeine Gegengründe Berückſichtigung, bisweilen auch nicht, denn Friedrich führte den Krieg als König, Heinrich nur als Feldherr. Die Politik entſchied daher für manches Verfahren das die Strategie in ihrem engeren Geſichtskreiſe nicht billigen konnte. Wenn aber der König bisweilen zu ſehr gewagten Unternehmungen ſchritt, deren Mißlingen das

[1] Man bittet die Anmerkung zu Band III. S. 14 nachzuleſen und die angezogenen Streitſchriften zu vergleichen. Der Herausgeber.

ganze Königreich in die größte Gefahr bringen konnte, da war es oft ruhiger erwägende Prinz Heinrich welcher den König davon zurückzuhal ſuchte. Zuweilen und namentlich in den letzten Kriegsjahren trat a der umgekehrte Fall ein, und es wurde dem Prinzen aus höheren krie politiſchen Rückſichten ein paſſives Verhalten vorgeſchrieben, wenn di am liebſten eine Schlacht geliefert hätte. So ergänzten ſich die bei Brüder in fruchtbringender Weiſe, und Prinz Heinrich hat an dem gl lichen Ausgange des Krieges keinen geringen Antheil.

Vierundſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 22. December 1844.

Seit lange hatte ich Freund Beerenhorſt nicht geſehen der, wenn an ſeine Thüre klopfte, jederzeit auf Excurſionen geweſen war. D machte mich neugierig weshalb ich ihn ſchriftlich um eine Unterred bat. Die Antwort war kurz und enthielt nur die wenigen Worte: „S finden mich jeden Vormittag bei der griechiſchen Biene, Nachmitt bei Charon und Abends bei Münchhauſen.“ — Die griechiſche Bie ſummte mir fortwährend vor den Ohren, ohne daß ich errathen kon wer damit gemeint ſey. Zu Charon war mir vorläufig der Weg v ſchloſſen, und Münchhauſen aufzuſuchen hatte ich kein Verlangen. E lich klärte mich Scharnhorſt auf, indem er mich daran erinnerte d Xenophon, ſeiner literariſchen Thätigkeit halber, den Beinamen der gr chiſchen Biene erhalten, weil er aus Thatſachen Honig zu ziehen verſt den habe. Wie aber Beerenhorſt mit dieſen drei ganz heterogenen E ſtern in täglichem Verkehr ſtehen könne, begriffen wir Beide nicht u beſchloſſen daher unſeren Freund in früheſter Morgenſtunde zu überraſch

Wir fanden Beerenhorſt in einem Morgenanzuge à la grecq ſein Zimmer im attiſchen Geſchmack meublirt. Bei unſerem Eintr legte er den olympiſchen Beobachter aus der Hand und ging uns ein Schritte entgegen. Mit ſeinem ganzen Weſen ſchien eine Veränderu vorgegangen zu ſeyn, denn ſtatt der Sarkasmen, die ſonſt wie elektriſ

Funken auf ſeiner Zunge ſpielten, floſſen die zierlichſten Worte von ſeinen Lippen und ſollten über unſer plötzliches Eintreten eine Freude ausdrücken, welche er in dieſem Augenblicke ſchwerlich empfinden mochte. „Wir haben zu unſerem Beſuche dieſe frühe Stunde wählen müſſen“ begann Scharnhorſt „weil Sie zu anderen Zeiten nicht zu treffen ſind, und ich wie Sie wiſſen wohl ein Recht habe von Ihren Beſchäftigungen Kenntniß zu nehmen.“ — Beerenhorſt. „Ich weiß das Herr General, und ehre den Grund dieſer Maßregel, die ja nur bezwecken ſoll die geiſtigen Potenzen einander näher zu bringen, ohne die Freiheit des Einzelnen zu beſchränken. Aber weshalb haben Sie mich nicht lieber bei Xenophon aufgeſucht oder in Charon's Rotunda? Hier ſehen Sie mich nur mit dem olympiſchen Beobachter beſchäftigt, deſſen Lectüre mir die Verdauung des Frühſtücks erleichtern ſoll. Xenophon's Honig würde Ihnen gewiß beſſer munden. Soll ich die Herren bei ihm vielleicht anmelden?“ — Ich. „Darf man wiſſen was Sie eigentlich dort treiben? Xenophon, Charon und Münchhauſen paſſen doch im Grunde ſo wenig zu einander wie Honig, Scheidewaſſer und Senf.“ — Beerenhorſt. „Gut charakteriſirt Freund Clauſewitz, zumal in Betreff des Scheidewaſſers, und Münchhauſen kann ſich durch den Senf nur geſchmeichelt fühlen. Doch laſſen wir das jetzt. Wie finden Sie meine Toilette à la grecque? Steht ſie mir nicht beſſer als der preußiſche Haarzopf, den ich überhaupt ſchon vor der Jena'ſchen Kataſtrophe abgelegt, und nur bei feierlichen Anläſſen zu Ehren einer großartigen Vergangenheit wieder angelegt habe, um meinen Papa und den großen Friedrich nicht zu betrüben.“ — Ich. „Sie ſind aber doch kein Grieche Beerenhorſt, warum legen Sie nicht lieber die eigentlich deutſche Tracht an?“ — Beerenhorſt. Die eigentlich deutſche Tracht? Ich kenne ſie nicht. Oder meinen Sie vielleicht die kurzen Röcke und die langen Bärte, womit die jungen Deutſchen oder die deutſchen Jungen einher ſtolziren? Nun beim Zeus! wenn die Leute glauben daß Deutſchlands künftiges Geſchick durch ſolche Lappalien beſtimmt werden könne, befinden ſie ſich in einem ſehr ſpaßigen Irrthume! Gegen die Tracht hätte ich nicht viel einzuwenden, ſie iſt kleidſamer als das franzöſiſche habit habillé, eine Benennung die den ganzen Unſinn zur Genüge ausdrückt. Aber die Geſinnung welche ſich bei den Meiſten hinter dieſer Tracht verbirgt iſt nichts weniger als deutſch, ſie iſt helleniſch, und ich kleide mich

deshalb jetzt helleniſch um die deutſche Geſinnung beſſer zu pflegen." — Scharnhorſt. „Da Sie in letzter Zeit ſo viel mit Xenophon verkehrt haben, darf ich wohl um Erklärung der helleniſchen Geſinnung bitten, damit ich unſere deutſchen Landsleute kennen lerne. Ich bin ſtets der Anſicht geweſen daß man nicht anders ſcheinen ſolle als man denkt und empfindet."

Beerenhorſt. „Die Hellenen ihr Herren, waren bekanntlich von ſehr verſchiedener Art. Ihr Wiſſen ſchillerte zwiſchen athenienſiſcher Gelehrtheit und böotiſcher Dummheit in allen Farben. In den Sitten gab es dieſelben Verſchiedenheiten. Selbſtſucht war der Grundzug ihres Charakters, ſie ſprach ſich mit der Aufgeblaſenheit eines altdeutſchen Reichsſtädters aus. Jeder wollte Herr im eigenen Hauſe ſeyn, keinem Anderen gehorchen, ſeinen Willen höchſtens der Stimmenmehrheit unterwerfen. Nur die Spartaner machten hiervon eine Ausnahme, hatten Sinn für wahres Gemeinweſen, wurden aber für Ariſtokraten gehalten. Die wahre Ariſtokratie hat ſtets nach einer zweckmäßigen Gliederung der Volkskräfte geſtrebt, um dadurch ihr vereintes Wirken nach einem großartigen politiſchen Ziele möglich zu machen. Die Demokratie will das angeblich zwar auch, zerſplittert aber ihre Kräfte durch den vorherrſchenden Egoismus und verfehlt deshalb das Ziel. Die künſtliche Miſchung dieſer beiden politiſchen Elemente iſt es hauptſächlich geweſen, was Rom den Sieg über Griechenland und über den größten Theil der damals bekannten Erde verſchafft hat. Das Streben nach Selbſtändigkeit iſt gewiß ſehr lobenswerth, bei den Individuen ſowohl wie bei moraliſchen Perſonen. Man verwechſelt aber die Selbſtändigkeit häufig mit gänzlicher Unabhängigkeit, und Letztere iſt es hauptſächlich wornach unſere modernen Volksmänner ſtreben. Geſetz und Recht ſind für ſie nur Vehikel der eigenen Deſpotie; werden ihnen dieſe Schranken des Eigenwillens unbequem, ſo treten ſie eigenmächtig aus dem Kreiſe innerhalb deſſen ſie ſich bewegen ſollen. Daß das Wohl des Ganzen durch die Unterwürfigkeit des Einzelnen bedingt werde, beſtreiten ſie mit aller Macht in Worten und in der That. Jede Corporation, jeder Stand, jede Stadt, jeder Staat unſeres mühſam wieder zuſammengeflickten deutſchen Geſammtvaterlandes haben immer nur das eigene Wohl im Auge, und kümmern ſich gar wenig um das Gemeinwohl. Wer ihren Privilegien zu nahe tritt wird als Erbfeind angeſehen und angefochten. So trieben

es die Hellenen, ſo treiben es heute noch die Deutſchen, obſchon die Erfahrungen in den letzten drei Jahrhunderten ſie klüger gemacht haben könnten."

Scharnhorſt. „Sie übertreiben gern Beerenhorſt, das Jahr 1813 hätte Sie eines Beſſeren belehren ſollen."

Beerenhorſt. „Sprechen Sie mir nicht davon; eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und ein einziges Kriegsjahr ändert nicht den Volkscharakter. Welchen Nutzen haben uns jene blutigen Anſtrengungen gebracht? Die alte Zerfahrenheit im Innern dauert fort; die Machtloſigkeit nach Außen ſpricht ſich bei jeder Gelegenheit aus. Wann hat der deutſche Bund ein kräftiges Wort geſprochen? Wo ſind deſſen Geſandte accreditirt? Welches iſt ſein allgemeines Erkennungszeichen? In Frankfurt ſitzen die Herren und ſprechen und ſchreiben. Welche ausländiſche Macht kümmert ſich darum? Die Hälfte des Jahres ſind Ferien. Heißt das nicht ſo viel als: das Staatsſchiff wird abgetakelt? Ich bin kein Freund vom Laviren, wann es Zeit iſt mit vollen Segeln zu fahren oder die Archimediſche Schraube in Bewegung zu ſetzen, und vom Bugſiren mag ich noch weniger etwas hören. Weshalb begründet man keine Centralregierung mit ſouverainer Gewalt? Ohne Einheit des Willens von oben iſt dieſe Vielköpfigkeit nicht zu beherrſchen."

Scharnhorſt. „Das würde die Selbſtändigkeit der einzelnen Bundesſtaaten aufheben, worin Deutſchlands innere Stärke beſteht. Oder wollen Sie lieber die Mediatiſirung aller Fürſten und die Begründung eines neuen Kaiſerthums mit unumſchränkter Gewalt? Das wäre ein Pis-aller. Die Centraliſation pflegt die Demoraliſation ſtets im Gefolge zu haben. Wo Alles nach einem Ziele jagt ſtößt Einer den Andern auf die Seite ſobald er ihm in den Weg tritt. Gehen Sie nach Frankreich um die Schattenſeiten der Centraliſation kennen zu lernen. In Rußland ſind ſie noch ſchärfer ausgeprägt. Sie beſchuldigen die Volksmänner des Egoismus und mögen darin nicht ganz unrecht haben, denn die wenigſten welche ſich „Männer des Volkes" nennen verdienen dieſe Benennung. Bei den wahren Patrioten geht der Egoismus im Patriotismus auf, oder tritt beſcheiden in den Hintergrund. Deutſchlands Bundes-Verfaſſung iſt unzweifelhaft eine gute; man ſorge nur dafür daß immer und überall in dem Geiſte ihrer Begründer gehandelt werde."

Ich. „Wir haben aber immer noch nicht erfahren was Sie so anhaltend zu Xenophon geführt hat. Sind es politische oder militärische Angelegenheiten?"

Beerenhorst. „Beides. Der eben so weise als tapfere Athenienser lehrt mich die Gebrechen der altgriechischen Staatsverfassung kennen und die der neudeutschen verstehen. Wir unterhalten uns aber auch über Militärverfassungen und über den zweckmäßigsten Gebrauch der Truppen in allen vorkommenden Fällen. Es hat mich verdrossen daß mir König Friedrich zu seinen militärischen Unterhaltungen keine Einladung geschickt hat, und da suche ich mich auf andere Weise schadlos zu halten. Des Morgens gehe ich mit Xenophon die Gefechtsformen und Kampfweisen der Infanterie aller Zeiten durch. Nachmittags ist Charon so gefällig mir die Bilder verschiedener Schlachten vorzuzaubern; Abends ergötze ich mich über Münchhausen, der unerschöpflich ist in Erfindung von Mitteln die nach seiner Behauptung unfehlbar zum Siege führen sollen, aber nach dem Salze schmecken das man Sperlingen auf den Schwanz streut um sie zu fangen. — Doch ich vergesse daß Xenophon mich um diese Stunde erwartet; wollen die Herren mich begleiten? Ich kann zum Voraus versichern daß Sie willkommen seyn werden."

Scharnhorst und ich waren mit diesem Vorschlage zufrieden. Beerenhorst hieß jeden von uns auf einem Armsessel mit Rollen Platz nehmen, die hinter einander gestellt wurden, er selbst setzte sich vor uns auf einen dritten. Ein Federdruck bewirkte unsere Versenkung in einen unterirdischen Gang der sich bald als Tunnel auswies. Hier wurden die drei Armsessel auf die Schienen einer atmosphärischen Eisenbahn gebracht, auf welcher wir in wenig Minuten eine Strecke von ungefähr 10 deutschen Meilen zurücklegten. Am Ende dieser Bahn stand Xenophons Landhaus umgeben von reizenden Gartenanlagen. Statt der ohrenzerreißenden Signalpfeife der gewöhnlichen Dampfwagen kündigte ein langgezogener lieblicher Waldhornton unsere Ankunft an, worauf die Gartenpforte sich von selbst öffnete. Eine fröhliche Jagdmelodie sagte dem Besitzer daß gute Freunde im Anzuge wären, und auf dieses zweite Signal erschien der Herr des Hauses an der Thür des Gartensalons.

Xenophon ist ein Mann von mehr als mittlerer Größe; das goldblonde Haar umwallt den schönsten Kopf den ich je gesehen habe. Zwei dunkelblaue Augen funkeln unter der sanft gewölbten freien Stirn wie

Abendſterne am wolkenleeren Himmel, und geben dem ganzen Geſicht einen eben ſo ernſten als edlen Ausdruck. Die Naſe iſt fein gebogen; den Mund umſchwebt ein graziöſes Lächeln ohne alle Ziererei. So trat der ſchöne Athenienſer mit männlich ſtolzer Haltung uns freundlich entgegen und hieß uns herzlich willkommen. Seine Stimme iſt wohltönend, die Sprache ſeines Landes und ſeiner Zeit (er ſpricht nur altgriechiſch) klingt faſt wie melodiſcher Geſang. Selten habe ich eine einfachere, ausdrucksvollere Redeweiſe vernommen. Er ſpricht weder in kurzen Sentenzen, noch in lang ausgeſponnenen Sätzen, ſondern bündig und doch fließend, in gefälliger Abrundung und doch kräftig. Viel mag davon auf Rechnung der Biegſamkeit und Eleganz der Sprache des klaſſiſchen Alterthums zu ſetzen ſeyn, aber man hörte es ſeinen Worten an daß ſie aus dem Munde eines Mannes kamen, der als Menſch und Krieger, als Philoſoph und Staatsbürger, — unſere Schulmeiſter würden hinzuſetzen „als Theoretiker und Praktiker“ — zu den Erſten und Beſten ſeiner Zeit gehörte. Ich kann nicht bergen daß Xenophons Erſcheinung einen bezaubernden Eindruck auf mich machte. Auch Scharnhorſt war überraſcht und warf mir einige Blicke zu, die ſein Entzücken über dieſen Heros eines glänzenden Zeitalters zu erkennen gaben. — Die Unterhaltung kam augenblicklich in Gang und verbreitete ſich ſchnell über die intereſſanteſten Gegenſtände, wie das immer zu geſchehen pflegt wenn Männer von Geiſt, Gemüth und reicher Erfahrung zuſammen kommen, um ihre Anſichten gegen einander auszutauſchen. Eine kurze Anſpielung auf Griechenlands und Deutſchlands politiſche Zuſtände brachte uns bald näher. Xenophon verglich ſie mit Scharfſinn, fand eine große Aehnlichkeit in den geiſtigen Bewegungen der Griechen und Deutſchen, ſtellte aber den Charakter unſerer Landsleute ungleich höher, und folgerte daraus daß eine Unterjochung der Deutſchen ungleich ſchwieriger ſey. Die Neugriechen nannte er die entarteten Söhne einer im Harem des Sultans erzogenen Mutter, welche von der Milch deutſcher Ammen ernährt werden müßten, um nicht geiſtig zu verkümmern, da die altklaſſiſche Koſt für ſie ganz ungenießbar ſey. Merkwürdiges Geſchick eines Volks das ſeine frühere Geſchichte nicht einmal in der Mutterſprache leſen kann, und die Großthaten ſeiner Urahnen ſich von deutſchen Profeſſoren erzählen laſſen muß!

Das Geſpräch lenkte ſich gar bald auf militäriſche Gegenſtände, und

ich erlaubte mir an Xenophon die Frage: ob er Friedrichs des Großen Feldzüge einer Prüfung unterworfen habe, und was er von dessen Taktik halte? Die Antwort war etwas ausweichend und schien andeuten zu wollen, daß Friedrich ein größerer Strategе als Taktiker gewesen sey. Natürlich begnügte ich mich damit nicht und suchte ein bestimmteres Urtheil zu erhalten. Der Athenienser wußte aber mit attischer Feinheit den eigentlichen Fragepunkt zu umgehen. Endlich kam mir Scharnhorst durch die absichtlich hingeworfene Bemerkung zu Hilfe: daß der König die Feuertaktik doch unstreitig auf die höchste Stufe ihrer Ausbildung gebracht habe. Jetzt fing der Grieche Feuer und ich will Dir sogleich seine Antwort herſetzen.

Xenophon. „Wir Alten, wie man uns zu nennen beliebt, hatten viel weniger Zerstörungsmittel als die Neueren. Immer aber haben wir in unseren größeren Gefechten und Schlachten die Nothwendigkeit gefühlt, daß man auf Mittel bedacht seyn müsse die Entscheidung nach Umständen zu verzögern oder zu beschleunigen. Denn wie oft tritt nicht der Fall ein daß man in der nächsten Stunde auf ansehnliche Verstärkung rechnen kann ohne deren Mitwirkung die Vernichtung des Gegners nicht möglich ist; wäre es da nicht fehlerhaft die Entscheidung des Gefechts vorher zu suchen? Auch der Gegner kann Verstärkungen erwarten, von deren baldiger Ankunft man Kenntniß hat; wäre es da nicht fehlerhaft die Entscheidung nur einen Augenblick zu verzögern? Das Verzögerungsmittel sind die leichten Truppen zu Fuß, welche den Feind umschwärmen, mit einem Hagel von Geschossen überschütten, seine Ordnung zu stören, seine Angriffsbewegungen zu unterbrechen, ihn überhaupt zu ermüden suchen, ohne sich selbst dabei einer erheblichen Gefahr auszusetzen, indem sie jedem ernsten Angriffe ausweichen. Das Beschleunigungsmittel des Sieges besteht in Bereithaltung eines ganz zuverlässigen Truppentheils (der Reserve), welcher im Momente der Entscheidung plötzlich in das Gefecht gezogen wird, auf einem Punkte, wo schon sein bloßes Erscheinen eine moralische Wirkung hervorbringen muß. Von solchen Mitteln gewahrt man aber nichts in den Schlachtordnungen dieses großen Feldherrn. Seine Armee steht in zwei oder drei langen dünnen Schlachtlinien, die Cavallerie meist auf beiden Flügeln, die Artillerie im Vordertreffen eingetheilt. In dieser Ordnung und zuweilen mit Zurückhaltung eines Flügels — was der König dem Epaminondas nachgeahmt zu haben scheint — rückt die Armee zum Angriffe vor. Das Feuer beginnt

sogleich auf der ganzen Linie mit großer Heftigkeit, sobald nämlich die Geschütze den Truppen schnell genug folgen können, und von der Wirkung dieses Feuers hängt der Erfolg ab, wenn dieser nicht ausnahmsweise durch die eben so zahlreiche als gute Cavallerie herbeigeführt wird. Das ist ganz gut und dem Zwecke vollkommen entsprechend, sobald man auf schnelle Entscheidung ausgehen kann und keinen sehr nachhaltigen Widerstand zu befürchten hat, aber niemals ausreichend unter anderen Verhältnissen. Mir scheinen also die taktischen Mittel des Königs nicht allen Anforderungen zu entsprechen, und ein Feldherr muß das ihm Fehlende durch sein Genie zu ersetzen suchen; darüber sind aber die Herren wohl mit mir einverstanden, daß in dieser Beziehung noch manches zu wünschen bleibt."

Ich. „Zugegeben daß die damalige Schlachtordnung der Armeen diese Gebrechen wirklich gehabt habe und zum Siege nicht vollständig ausgerüstet gewesen sey, so muß ich doch bemerken daß Friedrich fast immer der Schwächere, und daher genöthigt war nach schneller Entscheidung zu streben. Die griechischen Phalangen boten dergleichen Mittel in noch geringerem Grade dar, gestatteten eigentlich nur eine Nährung des Gefechts durch die Masse, und waren ganz und gar nicht manövrirfähig. Dieser starre Pikenwald, von einigen Haufen Schleuderer und Bogenschützen umgeben, erscheint in seiner taktischen Wirkung wie ein vielköpfiges Ungeheuer, das aber nur gerade vor- oder rückwärts gehen kann, und noch dazu des ebensten Bodens bedarf um seine Ordnung, seinen inneren Zusammenhang nicht zu verlieren."

Xenophon. „Diese Schilderung paßt nur auf die Phalanx in ihrer ersten Jugend. Aber man irrt wenn man diese Masse von beiläufig 4000 Pikenträgern mit Helmen, Panzern und großen Schilden versehen für so unbehilflich hält. Sie zerfiel in 16 Syntagmen, wovon 2 eine Pentakostarchie, 4 eine Chiliarchie bildeten. Jedes Syntagma bestand aus 256 Mann in 16 Gliedern, stellte ein gleichseitiges Viereck dar und war die taktische Einheit der Phalanx. Unter sich durch Zwischenräume von mehreren Schritten getrennt, glich die Phalanx einem deutschen Regimente zu Fuß im 16. oder 17. Jahrhundert, hatte aber den Vorzug daß die Leichtbewaffneten vor der Front in größerer Anzahl vorhanden waren, und sich gleichwohl mit Leichtigkeit durch die Zwischenräume zurückziehen konnten, sobald man die stoßfertige Masse wirksam

werden lassen wollte. Aber so ist es nicht geblieben. Die Spartaner stellten sich gleich anfangs nur in 12 Gliedern auf, wir übrigen Griechen ahmten dies bald nach. Später wurde bei dem Fußvolke noch eine Mittelgattung errichtet, die Peltasten, welche leichtere (runde) Schilde führten, eine Art zweites Treffen bildeten, aber auch hinter oder auf den Flügeln der Phalanx aufgestellt wurden. Die Glanzperiode der griechischen (eigentlich macedonischen) Taktik, insofern sie durch die Formation zum Gefecht bedingt wird, ist zu Alexanders Zeiten gewesen, wo die Phalangen sich in 8, sogar in 6 Gliedern aufstellten, viel beweglicher waren, die Leichtbewaffneten sehr zweckmäßig vor der Front verwendeten um den Hauptstoß vorzubereiten, der nachher von frischen Phalangen geführt wurde. Ich muß wiederholt bemerken, daß uns weniger Zerstörungsmittel zu Gebote standen, daß wir unsere Kämpfe fast immer mit Spieß und Schwert ausfochten, wobei der verursachte Schaden an den Schilden, Stoß- und Hiebwaffen kein geringfügiger Gegenstand war, und frische Kämpfer mit scharfen Waffen zuletzt ein Uebergewicht erhielten, wodurch die tiefere Ordnung vollkommen gerechtfertigt erscheinen dürfte. Will man die Zweckmäßigkeit einer Kampfordnung beurtheilen, so muß man in den Geist derselben eindringen, und den Maßstab der Kritik nicht ausschließlich an die todte Form legen."

Scharnhorst. „Ich könnte diesen Schlußsatz zu Gunsten der Taktik unseres großen Königs auslegen, deren lebendigen Geist gewiß Niemand verkennen wird. Doch möchte ich jetzt nicht darauf zurückkommen, sondern lieber ein griechisches Urtheil über die römische Legion vernehmen, welche in jeder Beziehung besser organisirt gewesen seyn dürfte."

Xenophon. „Auch die taktische Formation der Römer hat verschiedene Phasen zu durchlaufen gehabt, und war zu Cäsars Zeiten unstreitig am besten. Doch ist der Unterschied zwischen der Phalanx und der Legion keineswegs so bedeutend gewesen, wie die Neueren gemeinhin anzunehmen belieben. Kämpften die Römer in großen Ebenen, so waren sie wie wir bemüht dem Feinde starke und volle Linien entgegen zu stellen, indem sie die Manipel — später die Cohorten — des zweiten Treffens in die Lücken des ersten Treffens rücken ließen, wodurch die Legion eine Formation erhielt wie sie auch die Phalanx in der Ebene hatte. [1]

[1] Ein Manipel hatte im Durchschnitt 120 Mann in 10 Gliedern. Eine Cohorte wurde später aus vier Manipeln gebildet, welche man hinter einander stellte Frontgleiche

Machten die Unebenheiten des Bodens die Beibehaltung einer ſo dicht geſchloſſenen Ordnung unmöglich, oder geboten die Umſtände eine größere Ausdehnung der Front, ſo ſtellten auch wir die Syntagmen, Pentakoſiarchien, oder nach Befinden die Chiliarchien, mit ſehr großen Abſtänden neben einander, wodurch die Formation einer Phalanx zum Gefecht große Aehnlichkeit mit der Formation einer Legion erhielt. Aber einen weſentlichen Vorzug muß ich der Legion zugeſtehen, den nämlich daß die Mittel zur Wiederherſtellung des Gefechts beſſer waren als bei uns. Wir Griechen ſuchten unſere Hauptſtärke in der dicht geſchloſſenen Schaar der Phalangiten, und betrachteten die Peltaſten als ein geregeltes leichtes Fußvolk, hauptſächlich beſtimmt Flanken und Rücken zu decken, oder die Schleuderer und Bogenſchützen zu unterſtützen. Suchte der Feind mit uns handgemein zu werden, ſo mußten die Phalangiten ihm entgegen rücken, deren gewaltigem Stoße nur ſchwer zu widerſtehen war. Hatten aber die Phalangiten das Gefecht einmal begonnen, ſo blieb der Erfolg ganz allein von ihrer Ausdauer abhängig, es gab kein anderes Mittel neuen Unfällen vorzubeugen, wenigſtens kein ſehr ſicheres. Die Römer hingegen ließen wie wir das Gefecht durch die Schleuderer und Bogenſchützen eröffnen; wurden dieſe zurück getrieben, ſo gingen ſie durch die Zwiſchenräume hinter das dritte Treffen der Legion, in deſſen Zwiſchenräumen ſie ſich ſammelten. Das Vordertreffen (die Haſtaten) nahm ſofort das Gefecht auf; waren die Haſtaten ermüdet oder nicht mächtig genug den Feind zu werfen, ſo rückten ſie in die Lücken des Mitteltreffens (der Prinzipier) oder umgekehrt, je nachdem die Verdichtung der Kampflinie vorwärts oder rückwärts bewirkt werden ſollte. Bisweilen zogen ſich die Haſtaten auch hinter die Linie der Prinzipier zurück. Gelang es auch dieſen nicht den Feind zu überwältigen, dann kamen die Triarier (das Hintertreffen) an die Reihe, deren Manipel durchgehends aus älteren im Kampfe erprobten Männern beſtanden, die zwiſchen Sieg oder Tod kein Mittelding kannten und den Vortheil hatten daß ihre Waffen noch unverſehrt waren. Dieſe dreifache Steigerung des Widerſtandes oder Angriffs, durch das Vorrücken friſcher und immer beſſerer Truppen, betrachte ich als einen weſentlichen Vorzug, welcher

Zwiſchenräume in jedem Treffen und eine Tiefe von 10 Gliedern blieb lange allgemeiner Grundſatz. Vergleiche J. v. H. „Vorleſungen über Kriegsgeſchichte.“ Stuttgart 1853 I. S. 164 u. f.

aber durch die Bildung der Cohorten verloren ging, indem jede einzelne Cohorte aus vier Arten Fußvolk beſtand, die ſich nicht mehr auf gleiche Weiſe abzulöſen, ſondern das Gefecht nur noch zu nähren vermochten. Der Vortheil der Cohortenbildung war alſo mehr ein formeller, indem die Legion durch Verminderung ihrer (ſtärker gewordenen) taktiſchen Einheiten eine leichtere Verwendung erhielt, und dadurch im Ganzen beweglicher wurde."

Scharnhorſt. „Dergleichen Subtilitäten in der Gefechtsmechanik mögen damals ihren beſonderen Werth gehabt haben. Gegenwärtig würde aber weniger darauf zu geben ſeyn, denn die Kanonenkugeln machen keinen Unterſchied zwiſchen einem alten, jungen, guten oder ſchlechten Soldaten. Die Kanonenſchlachten der Neueren ſtellen ganz andere Bedingungen, an die taktiſche Formation der Truppen ſowohl als an ihre Verwendung."

Xenophon. „Die taktiſche Formation der Truppen im Gefecht hat ſich ſeit dem allgemeinen Gebrauche dieſer großartigen Zerſtörungsmittel gleichwohl nicht auffallend verändert. Oder vielmehr man hat, wenn man die letzten drei Jahrhunderte in Betrachtung nimmt, alle bei den Alten übliche Schlachtordnungen der Reihe nach in Anwendung gebracht, was ungefähr daſſelbe iſt. Selbſt die Phalanx in ihrer unbehilflichſten Form hat in Napoleons Brigade- und Diviſionsmaſſen, wie ſie in der Schlacht bei Waterloo aufgetreten ſind, ebenbürtige Schweſtern gefunden. Ich kann alſo in Hinſicht auf das Formelle nicht begreifen, welchen Einfluß die allgemeine Anwendung der Feuerwaffen auf die Kampfſtellung gehabt haben ſoll. Zu der Zeit wo die Feuerwaffen noch in großer Minderzahl gebraucht, und nur einige wenige ſehr ſchwerfällige Geſchütze mit ins Feld genommen wurden, ſtanden die Truppen entweder in langen aber ſehr ſtarken Linien mit großen Zwiſchenräumen, oder in großen Colonnen von außerordentlicher Tiefe. Die Compagnien oder Fähnlein bildeten die taktiſchen Einheiten der Linien, waren in Deutſchland anfangs 500 Mann ſtark und ſtanden gewöhnlich in 10 Gliedern, weshalb man jedes Treffen, deren es aber damals ſelten mehrere gab, eine Colonnenlinie nennen möchte. Die eigentlichen Colonnen wurden meiſtens aus ganzen Regimentern gebildet, und hatten eine Tiefe von durchſchnittlich 50 Gliedern. Dergleichen unbehilfliche Maſſen hat ſelbſt Philipp von Macedonien nicht gebildet, der doch bekanntlich ein

großer Freund ſtarker taktiſcher Formen war, die Peltaſten ſich den Phalangiten hinten anſchließen ließ und der Phalanx dadurch eine 24gliedrige Stellung gab. Jenes Maſſenſyſtem haben die Deutſchen des beſſeren Beiſpiels der Schweden ungeachtet, theilweiſe bis in die Mitte ihres 30jährigen Religionskrieges beibehalten, und ſind dann zu Anfang des folgenden Jahrhunderts ſogleich zu den ausgedehnten Linienſtellungen übergegangen, die nur eine Tiefe von 6, 4 oder 3 Gliedern hatten. Auch die Römer haben zu Kaiſer Trajans Zeiten bei ihren Legionen die Gliederzahl bis auf 5 oder 6 vermindert, ſich gepanzerter Bogenſchützen bedient, ſehr lange Schlachtlinien gebildet, und die Lücken derſelben durch ihre Schießmaſchinen ausgefüllt. So vertauſchte man eine Unbehilflichkeit mit der andern. Iſt das aber wohl ein Fortſchritt zu nennen?"

Ich. „Der Uebergang zu der Linienſtellung, welche den Typus der Taktik des vorigen Jahrhunderts abgiebt, iſt hauptſächlich durch die weſentlichen Verbeſſerungen des kleinen Feuergewehrs entſtanden und dürfte ſich von ſelbſt rechtfertigen. Diejenige Partei, welche dieſe neue Bewaffnung der Infanterie zuerſt annahm, mußte ihr auch eine Aufſtellung anweiſen die eine größere Feuerwirkung möglich machte. Die Gegner gewahrten die Vortheile ſo ausgedehnter Feuerlinien und ahmten dieſes Beiſpiel nach. So iſt die Linientaktik in Gebrauch gekommen."

Xenophon. „Aber wenn der Grundſatz richtig iſt, daß die Aufſtellung der Truppen zum Gefecht jedem Einzelnen, oder doch der großen Mehrheit, den Gebrauch der Waffen geſtatten müſſe, weshalb hat man die Linienſtellung nicht beibehalten? Das gegenwärtige Jahrhundert hat ganz andere taktiſche Erſcheinungen hervorgerufen und ſich der Maſſenbildung wieder zugewendet. Gleichwohl wurde die Artillerie immer beweglicher und beſſer. Welche ungeheure Verheerungen müſſen nicht ihre Geſchoſſe in den dichten Maſſen angerichtet haben?"

Scharnhorſt. „Es läßt ſich nicht ableugnen daß die Maſſenbildung oft zur Unzeit angewendet worden iſt und dem Zwecke dann wenig entſprochen hat. Aber meine Herren, vergeſſen wir nicht daß die Taktik jedes Volkes und jedes Zeitalters aus Grundſätzen und Gebräuchen zuſammengeſetzt iſt, und deshalb nicht ausſchließlich als Product der Intelligenz betrachtet werden darf. Ich habe vorher nur geſagt daß Friedrich der Große die Feuertaktik auf die höchſte Stufe der Ausbildung gebracht habe, damit aber keineswegs ein Urtheil über ihren Werth oder

Unwerth fällen wollen. Die preußiſche Infanterie war damals jeder anderen an Disciplin und Feuerfertigkeit überlegen. Dies rechtfertigte ihre Verwendung in langen und dünnen Linien, deren Beweglichkeit nach damaligen Begriffen groß genug war um die damit verbundenen Nachtheile auszugleichen. Eine zahlreiche und meiſt ſehr gut geführte kampfluſtige Cavallerie trug zu dieſer Ausgleichung weſentlich bei. Der König hat mit dieſer Taktik viele Schlachten gewonnen, und die Taktik welche den Feind ſchlägt iſt am Ende doch die beſte."

Xenophon. „Ein ſo wiſſenſchaftlich gebildeter Kopf wie der Ihrige mein lieber General, ſollte wohl nicht ein ſolches Endurtheil ſprechen. Der Sieger hat nur auf dem Schlachtfelde Recht, aber ſein Verfahren hält nicht immer Stand vor dem Forum der Kritik, welche den Werth einer Thatſache ſorgfältig zu ermitteln hat. Am wenigſten darf man aus einigen glücklichen Erfolgen allgemeine Grundſätze ableiten wollen. Nach den Urſachen des Sieges forſchen wird immer ſehr belehrend ſeyn. Das formelle Verhalten des Siegers nachahmen iſt aber nur unter ganz gleichen Umſtänden und Verhältniſſen rathſam. Gerade hierin muß die Kritik mit größter Vorſicht verfahren damit ſie nicht zu falſchen Schlüſſen führe, und der gedankenloſen Nachahmung taktiſcher Verfahrungsarten das Wort rede."

Scharnhorſt. „Ich bin mißverſtanden und habe nnr ſagen wollen, daß der König mit dem ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln nicht nur ausgereicht ſondern Großes vollbracht habe. Dieſe Mittel ſelbſt möchte ich nicht unbedingt in Schutz nehmen, ſonſt würde ich mit meinen eigenen Grundſätzen in Widerſpruch gerathen."

Beerenhorſt. „Ich bitte mir auch eine Bemerkung zu erlauben. Die Regel die den Feind ſchlägt iſt allerdings die beſte; nur darf man dabei nicht überſehen daß dieſe Regel erſt dann poſitiven Werth erhält, wenn ſie in der Mehrheit der Fälle anwendbar iſt und ihre Anwendung ſtets in unſerer Gewalt bleibt. In wiefern dies bei den formell-taktiſchen Grundſätzen König Friedrichs der Fall geweſen, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Es will mich aber bedünken daß man mit den damaligen Mitteln jetzt nicht weit reichen würde."

Ich. „Dieſer Anſicht tritt wohl Jeder von uns bei. Die Taktik hat aber auch eine pſychologiſche Seite. Haben gewiſſe Formen und Verfahrungsarten im Gefecht wiederholt zum Siege geführt, ſo begründe

ſich dadurch ein gewiſſes Vertrauen zu ihnen das man nicht gering anſchlagen darf. Friedrichs Soldaten würden ſich mit innerem Widerſtreben in Bataillonscolonnen gegen den Feind haben führen laſſen, und jedes in Schwärmen aufgelöſte Bataillon würde ſich als verloren betrachtet haben. Umgekehrt würde aber auch die heutige Infanterie eine große Abneigung kund geben, ſich überall und bei jeder Gelegenheit nur in entwickelter Linie verwenden zu laſſen. Das ganze Menſchengeſchlecht ſtrebt nach einer gewiſſen Freiheit im Handeln, die innerhalb gewiſſer Grenzen nur erſprießlich ſeyn kann. Auch der Soldat mag nicht mehr eine mechaniſch abgerichtete Schießmaſchine ſeyn; er will ſich freier bewegen, aus den ſich darbietenden Lokalitäten Vortheile ziehen, von ſeinen Kräften einen vielſeitigen Gebrauch machen. Man muß ihm alſo mehr mehr Spielraum gönnen. Dieſen neuen Anforderungen haben nuthin auch die zu wählenden Gefechtsformen zu entſprechen. An keine Form ſich ſklaviſch binden, ſondern einer jeden ſich nach Umſtänden bedienen, in jeder ſich mit Sicherheit bewegen und ſchlagen, das ſcheint mir die Aufgabe der heutigen Taktik zu ſeyn."

Xenophon. „Wohl geſprochen mein werther Herr, und nun zu etwas Anderem."

Beerenhorſt. „Meinen Sie vielleicht zum Frühſtück? Die beiden Herren ſind noch nüchtern und ſollen mich nachher zu Charon begleiten deſſen Küche nicht alle Tage auf ſolche Gäſte eingerichtet iſt."

Xenophon. „Ich habe in Wahrheit daran nicht gedacht und werde ſogleich die nöthigen Befehle geben. Unſere Unterhaltung braucht aber deshalb wohl nicht unterbrochen zu werden. Meine Abſicht war eigentlich, das Geſpräch auf einen ſehr verwandten Gegenſtand zu lenken. Ich meine das Vernichtungsprinzip und das Ermüdungsprinzip im Kampfe.

„Aus dem höchſten Geſichtspunkte betrachtet, will die Kriegskunſt durch Gewalt und Liſt den Gegner zur Unterwerfung nöthigen, oder — im defenſiven Verhältniß — dieſer Schmach durch Anwendung ähnlicher Mittel ſich entziehen. Wer ſeiner Ueberlegenheit ſich bewußt zu ſeyn glaubt, verſchmäht in der Regel die Liſt. Der Schwächere hingegen nimmt zu ihr gern ſeine Zuflucht und gewinnt dadurch an intenſiver Stärke. Auf dieſe Weiſe gleicht ſich oft das Machtverhältniß aus, ohne daß der Stärkere es gewahr wird. Daß die Liſt, von welcher ich hier ſpreche, nicht in Anwendung gewöhnlicher Täuſchungsmittel beſtehe glaube

ich bemerken zu müſſen. Es iſt die Liſt der Schlange im Kampfe mit dem Löwen; nämlich das Verhalten und Verſparen der Kräfte für den entſcheidenden Moment. Je umfänglicher die Zeiten und Räume ſind, in welchen eine Handlung vor ſich geht, deſto mehr giebt es ſolcher Momente, und es kommt nun darauf an dieſelben richtig zu erfaſſen und geſchickt zu benutzen. Ein Krieg, der vorausſichtlich nicht durch einige gewaltige Schläge beendigt werden kann, bietet ſolcher Momente in Menge dar; ein Feldzug hat deren ſchon bedeutend weniger, ein einzelnes Gefecht noch weniger. Der Krieg beſteht aber nicht blos in einer Reihe von Gefechten, in Angriff und Vertheidigung befeſtigter Punkte, ſondern er begreift auch alle Handlungen in ſich welche indirekt zum Ziele führen, und insbeſondere das ganze Leben auf dem Kriegsſchauplatze. Wäre der Krieg nur ein Kampf im engern Sinne des Wortes, ein Kampf zwiſchen bewaffneten Menſchen die ſich gegenſeitig zu tödten oder zu verwunden trachten, ſo würde man mit den gewöhnlichen taktiſchen, ſtrategiſchen und fortifikatoriſchen Künſten ausreichen, und eine Ueberlegenheit darin müßte auch ein beträchtliches Uebergewicht geben, mithin Anwartſchaft auf ſchnelle und glückliche Beendigung des Krieges, wenigſtens unter den materiellen und numeriſchen Verhältniſſen. Aber der Krieg iſt ein Kampf der alle Kräfte und Mittel in Bewegung ſetzt, und die darin vorkommenden Gefechte ſind nicht in jedem Kriege von gleicher Bedeutung hinſichtlich ihrer Folgen. Was kann es in der That für erheblichen Nutzen bringen den Feind von einem Punkte, von einer Höhe, aus einem Thale vertrieben zu haben, ſo lange er die Freiheit behält nach mehreren Seiten auszuweichen, und überall faſt dieſelben Terrainvortheile findet? Wären ſeine Verluſte an Getödteten unverhältnißmäßig größer, ſo ließe ſich das Ende eines ſolchen Vernichtungskampfes vorausſehen. Allein die Freiheit des Ausweichens vermindert die Verluſte an Menſchen, und da der Sieger aus andern Rückſichten von der Verfolgung nicht nur bald ablaſſen, ſondern in den meiſten Fällen ſogar wieder zurückkehren muß, iſt das ſtrategiſche Reſultat dieſer Gefechte faſt Null.

„Von der pſychologiſchen Seite betrachtet verwandeln ſich indeß dieſe Nullen in Ziffern zu Gunſten des ſcheinbar Beſiegten. Er gewahrt nämlich daß dieſes blutige Kampfſpiel ihm keinen erheblichen Schaden bringt; daß der Sieger ſeinen einfachen Waffenſieg nicht nach Gefallen ausbeuten kann; daß eine ſchnelle Entſcheidung des Krieges ſich nicht erzwingen läßt,

weil ihm keine Schwerpunkte dargeboten werden, deren Erschütterung oder Verlust das Gleichgewicht der Kräfte wesentlich zu stören vermöchte. Diese Schwerpunkte sind: große Streitmassen mit allem Zubehör; volkreiche Städte die als Centralpunkte der öffentlichen Meinung, der Industrie und des Reichthums betrachtet werden können. Solcher Schwerpunkte giebt es aber nicht auf jedem Kriegsschauplatze, überhaupt nur in sehr kultivirten Ländern. Wo also das Vernichtungsprinzip nicht anwendbar ist, muß das Ermüdungsprinzip an dessen Stelle treten.

„Aber streng genommen lassen sich beide Tendenzen nur in der Theorie trennen. Auf dem Gebiete der Thatsachen wird immer eine Mischung und Wechselwirkung derselben eintreten und sich geltend machen. Am deutlichsten spricht sich dies in den Kämpfen am Kaukasus aus, die schon über ein halbes Jahrhundert mit abwechselndem Erfolge geführt worden sind, ohne daß die Russen ihre Gegner ganz überwältigen konnten. Da in den kaukasischen Ländern sich keine Schwerpunkte vorfinden, suchen die Russen die Streitkräfte und Unterhaltsmittel ihrer Gegner durch fortgesetzte Angriffe zu vernichten, zugleich aber auch sie zu ermüden, d. h. in eine Stimmung zu versetzen welche es ihnen rathsam erscheinen läßt lieber ein Vasallenthum zu begründen als im Widerstande zu beharren. Nun ist aber der Unabhängigkeitssinn das vorherrschende Gefühl der Kaukasier; sie wollen daher mit dem ungleich mächtigeren Nachbar keine Verträge eingehen, deren Folgen ihnen bedenklich erscheinen.[1] Unter solchen Umständen bleibt ihnen nur übrig den Kampf gegen die Russen bis zur äußersten Ermüdung fortzusetzen, wobei sie sich fast derselben Mittel bedienen. An Kampfgeschicklichkeit, körperlicher Ausdauer und Willenskraft dürften die Kaukasier den Russen überlegen seyn. Vergleicht man aber die Summe der beiderseitigen Streitkräfte, dann ist die Annahme gerechtfertigt, daß bei beharrlich fortgesetzten Angriffen die Russen Sieger bleiben müssen, weil die Streitmittel ihrer Gegner sehr beschränkter Natur sind und bei gesteigerten Verbrauche derselben ein ausreichender Ersatz nicht möglich ist.

Ganz fehlerhaft wäre es aber, wollte man aus jenen Kämpfen den Schluß ziehen, daß der asiatische Naturalismus der europäischen Kriegskunst überlegen sey. Man versteht unter Kunst häufig nur die Künst-

[1] Aus demselben Grunde scheint auch Schamyl das jetzt (1854) ihm angetragene Bündniß mit den Engländern abgelehnt zu haben. Der Herausgeber.

lichkeit des formellen Verfahrens und wird in der Beurtheilung dadurch irre geleitet. Es dünkt mich sehr anmaßend wenn man den Kaukasiern alle künstlerische Befähigung zum Kriegführen absprechen und sie nur als Barbaren betrachten wollte. Im Punkte der Civilisation mögen sie vielleicht als Barbaren gelten; im Punkte des Kriegführens aber sind sie so gründlich durchgebildet als ihre Gegner und übertreffen sie in mancher Hinsicht, denn der Gedanke, wie sie dem Gegner am empfindlichsten schaden können füllt ihre ganze Geistesthätigkeit aus. Völkerschaften, bei denen seit Menschengedenken der Krieg gegen mächtige Nachbarn die Hauptbeschäftigung gewesen ist, denen Alles feil ist nur nicht ihre Waffen und Pferde, welche sie sterbend noch zu vernichten trachten damit sie vom Feinde nicht benutzt werden können; solche Völkerschaften sind gewiß eben so gute Kriegskünstler, und es steht ihren Gegnern nicht wohl an sie als solche gering zu achten. Ob man sich der Kanonen oder Flinten bediene, in geschlossener Ordnung oder in ungeregelten Haufen fechte, das ändert nichts in der Sache. Die Kunst soll über Stoff und Form frei schalten, nicht aber sich von ihnen Fesseln anlegen lassen. Man unterwerfe doch einmal die Züge und Unternehmungen der Kaukasier einer kritischen Analyse, um sich zu überzeugen daß sie allen Anforderungen der Kriegskunst genau entsprechen. Die sorgfältigsten Erkundigungen über die Stärke, Verfassung und den Zustand ihrer Gegner gehen voraus. Die Zeit des Aufbruchs, die Richtung und Dauer des Marsches werden genau erwogen und berechnet, die Lagerplätze mit Sorgfalt gewählt und gut bewacht. Auf dem Marsche selbst theilt man sich in mehrere Haufen, jeder derselben hat seinen Führer der von einigen Getreuen begleitet ein Stück voraus reitet. Die Augen sind stets auf ihn gerichtet, es herrscht bei aller Ungebundenheit die größte Stille. Legt der Führe den Finger an den Mund so macht die Schaar Halt; deutet er auf die Erde so springt Alles von den Pferden; winkt er so sprengt der Haufe an ihn heran. Die Spuren der Gegner werden genau untersucht und stets richtig beurtheilt, die eigenen Spuren suchen die Kaukasier wo es nur angeht zu verwischen, indem sie oft ganze Strecken in den Flußbetten reiten und diese an einer Stelle verlassen wo der Hufschlag nicht sichtbar wird. Scheitert ein Ueberfall so entgehen sie fast immer der Verfolgung. Bei Gefechten in welchen nur Fußvolk anzuwenden ist, verfahren die Kaukasier mit noch größerer Geschicklichkeit. Ihre Schüsse treffen fast immer das

Ziel und ſind meiſt auf die höheren Befehlshaber gerichtet. Trotz ihrer Neigung zum Handgemenge verſchmähen ſie es nicht Verhaue anzulegen und ihre engen Thäler methodiſch zu vertheidigen. Bei Angriffen auf verſchanzte Punkte ſind ſie eben ſo geſchickt als verwegen. Ueberhaupt wiſſen ſie die meiſten Vortheile ſtets auf ihre Seite zu bringen, und weichen lieber freiwillig zurück wo das nicht ſeyn kann. Werden die Kaukaſier ſelbſt mit einem Angriffe bedroht dem ſie ſich nicht gewachſen fühlen, ſo werden ſie durch ein falſch verſtandenes Ehrgefühl ſich niemals in ein ganz ungleiches Gefecht einlaſſen. Der künſtliche Begriff von Waffenehre iſt überhaupt allen morgenländiſchen Völkern fremd. Sie verſtehen ſich meiſterhaft darauf die ſtarken und ſchwachen Seiten und Momente ihrer Gegner zu erſpähen, und da es ihnen faſt nie an Raum zum Ausweichen gebricht, weichen ſie ſo lange dem Zuſammenſtoße aus, bis der Moment gekommen iſt wo ſie das allgemeine Gefecht mit Vortheil beginnen können das ſie alsdann mit Aufbietung aller Kräfte führen und ſelten unterliegen.

„Ich frage die Herren ob das weniger Kunſt ſey, als was wir bei den Europäern wahrnehmen. Gewalt und Liſt, Tapferkeit und Klugheit, Ausdauer und Gewandtheit, erſcheinen bei dieſen Völkern überall im ſchönſten Einklange; ihre Beurtheilung der Kräfte und Mittel iſt ſchärfer, die Berechnung ihrer Wirkungen und Folgen iſt ſicherer. Verdient das nicht unſere Bewunderung? Wohl mag es ſchwieriger ſeyn größere Truppenmaſſen mit gleicher Geſchicklichkeit zu bewegen und im Kampfe zu leiten. Iſt aber ein lebensgroßes Bild deshalb ein größeres Kunſtwerk als ein Miniaturbild, bloß weil es größer erſcheint? Den ſichern Weg zum Ziele, das rechte Mittel zum Zwecke finden und benutzen, das iſt bei jeder Handlung das Künſtleriſche, es möge ſich geſtalten wie es wolle. Ueberblicken wir nun die oberſte Leitung in dieſem Kriege, ſo iſt nicht zu verkennen daß die Ruſſen alle Urſache haben ihren Gegnern größeres Talent zuzugeſtehen. Eben ſo wenig iſt zu verkennen, daß in dieſem Kampfe die Verhältniſſe ſtärker ſind als die Menſchen und ihrer Kunſt zu ſpotten ſcheinen, was man zur Zeit nicht genug gewürdigt hat; die Ruſſen werden noch lange ſich fruchtlos bemühen dieſe Verhältniſſe theilweiſe günſtiger zu geſtalten, ſoweit das von ihnen abhängt, und die fortſchreitende Civiliſation wird ſpäter das Beſte thun müſſen um den möglichen Eroberungen einigen Halt zu geben.“

Keiner von uns hatte gegen Xenophons Auffaſſung der Verhältniſſe in dieſem Kriege etwas zu bemerken, wir mußten uns vielmehr ſagen daß wir das wahrhaft Künſtleriſche im Benehmen der angegriffenen Völker bisher nicht genug gewürdigt hatten. Für mich war es eine Art Genugthuung aus dem Munde eines ſo hochgebildeten Feldherrn des klaſſiſchen Alterthums zu vernehmen, daß das Ermüdungsprinzip ein überaus wichtiges Element des Krieges ſey, und dem von der Gegenpartei ſo beharrlich angewendeten Vernichtungsprinzip ein ſtarkes Gegengewicht gebe. Der Kampf des Löwen mit der Schlange iſt ein gutes Sinnbild. Gern hätten wir das Geſpräch über dieſen intereſſanten Gegenſtand noch fortgeſetzt, aber Beerenhorſt trieb uns zum Aufbruche an, und ſo ſchieden wir von Xenophon mit dem Verſprechen uns künftig öfterer zuſammen zu finden.

Fünfundſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 24. Januar 1845.

Ich wollte meinen heutigen Brief eigentlich mit einer Beſchreibung der Neujahrsfeierlichkeiten beginnen, welche dieſesmal etwas grau melirt waren, muß aber davon abſehen um Dir nicht Beſorgniſſe einzuflößen, die hoffentlich unbegründet bleiben werden. Soviel kann ich Dir indeß vertrauen, daß die Verſammlung der Gratulanten eben ſo zahlreich als ſtürmiſch war, daß Jupiter mit Bittſchreiben und Beſchwerden aller Art überhäuft wurde, und daß es den ruhigen Beobachter dieſes Treibens im hohen Grade betrüben mußte wahrzunehmen, daß viele der Petenten den Kindern glichen welche ſich zum Spielzeug ſcharfe Meſſer und ſpitzige Gabeln erbitten. Eine ſolche Gährung der Gemüther, ein ſolches Durcheinander der auftauchenden Ideen, vom Egoismus beſudelt, vom Mißtrauen getrübt, iſt mir im Olymp lange nicht vorgekommen, und Merkur hat Auftrag erhalten große Beſtellungen auf Haſenblaſe zu machen, um den Aufklärungsprozeß zu beſchleunigen. Beerenhorſt rieth ihm zu Scheidewaſſer, Merkur meinte aber er wiſſe damit nicht umzugehen und wolle ſich nicht die Finger verbrennen. Dem ſey wie ihm wolle, auf

einige ungewöhnliche Erſcheinungen in dieſem Jahre magſt Du immer gefaßt ſeyn, denn es bereiten ſich große Dinge vor. Meinem Verſprechen gemäß will ich Dir jetzt über unſeren Beſuch bei Charon berichten, der uns einmal einige verſtohlene Blicke in Deutſchlands Zukunft thun ließ.

Du kennſt bereits aus früheren Briefen die geheimnißvolle Rotunda des alten Oberpförtners. Eines der Seitenkabinette hatte er mir bisher ſorgſam verſchloſſen; es trug die Inſchrift „Des Menſchen Thun iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen, den Schickſalsmächten hoffend übergeben.“ — Auf dieſen Vers laſſen ſich viel Variationen machen. Heute begebe ich mich aber aller Abſchweifungen, und will Dir ganz einfach erzählen was ich geſehen habe. Das geheime Kabinet, welches ich betreten durfte, gleicht einem Diorama das in einer Reihe von Tableau's die in gewiſſen Zeiträumen ſich zutragenden Schickſale ganzer Völker darſtellt. Jedes dieſer Tableaus oder Zeitbilder läßt an dem Beſchauer die Ereigniſſe von zweimal ſieben Jahren vorüber gehen, was unſeren Olympiaden entſpricht und die Gegenwirkungen des guten und böſen Princips andeuten ſoll, die in der Zahl ſieben enthalten ſind. Der von Charon vor uns aufgerollte Zeitraum erſtreckte ſich bis an das Ende dieſes Jahrhunderts, enthielt aber ganz verſchiedene Zeitbilder, ſo daß ich mich beim erſten Ueberblick an Charon ſogleich mit der Frage wendete, welches von dieſen Bildern das rechte ſey? „Je nach Umſtänden“ erhielt ich zur Antwort „halten Sie ſich nur an die Ueberſchrift. Unter gewiſſen Umſtänden wird das eine oder das andere Zeitbild zur Wahrheit werden. Wir ſpielen keine Puppenkomödie wo jedes Volk ſich auf vorgeſchriebene Weiſe bewegt. Es ſoll frei ſich aus ſich ſelbſt entwickeln.“ Ich. „Wozu aber dann dieſe Zeitbilder? Enthalten ſie nicht eine Vorausbeſtimmung?“ Charon. „Nur hinſichtlich der Folgen, nicht aber in Bezug auf die bewegenden Urſachen. Sie ſehen hier keine Marſchroute der Völker. Wohl aber können Sie hier überblicken wohin es führt, wenn dieſer oder jener Weg eingeſchlagen werden ſollte. Die Wahl des Wegs iſt völlig frei.“

Du kennſt meine entſchiedene Abneigung gegen Extreme in der Wirklichkeit, weißt aber auch wie gern ich ſie in thesi nach ihren Folgen betrachte, um die Mittellinie der Wahrheit und Gerechtigkeit herauszufinden. Da ſich mir nun eine ſo ſchöne Gelegenheit darbot, die Geſchichte des

laufenden Jahrhunderts in ihrer genetiſchen Entwicklung zu überbli
bat ich Charon mir die beiden äußerſten Sehröhre zu öffnen. A
Wunſch ward ſogleich erfüllt.

Das erſte Rohr hatte auf der Deckelklappe die Worte eingegra
Abſolute Knechtſchaft. Soll ich Dir die dazu gehörigen Zeitb
aufrollen? Ich will es theilweiſe thun, rathe Dir aber zuvor ein S
kungsmittel zu nehmen, damit der Schreck nicht allzuheftig auf
wirke. Schau dieſes erſte Bild, es ſtellt die gegenwärtige Gährung
Was will das Volk? Es weiß es nicht. Was wollen ſeine Sprec
Die wiſſen's wohl. Der Wunſch nach freiem Gebahren mit allen Kr
ſpricht ſich tauſendfältig aus. Die Gutgeſinnten wollen davon nur
brauch machen zum Wohle des Staates und aller Körperſchaften
ſelben. Die Anderen verſprechen ein Gleiches, haben aber nur
eigennützigen Zwecke im Auge, die ſie auf Koſten der kurzſichtigen
müthigkeit ihrer Nebenmenſchen zu fördern gedenken. Man ſchenkt
ein Vertrauen, das ſie weder verdienen noch erwiedern, und läßt ſie
gewähren. — Das zweite Bild zeigt Dir die nächſten Folgen.
Gutgeſinnten haben wichtige Entdeckungen und Erfindungen gemacht
Gebiete der Wiſſenſchaften und der Künſte; die Induſtrie, alle Gew
Landwirthſchaft und Handel ziehen den mannichfachſten Nutzen dar
Die Einnahmen des Staates vermehren, die Abgaben der Einzelnen
mindern ſich. Einige unter ihnen haben mit Eifer und Fleiß an
beſten Regierungsform gearbeitet. Da kommen die Anderen; ſie ſind
Allem noch nicht zufrieden, denn ihrer Willkür ſteht noch zu vie
Wege. Entſtellung von Thatſachen, Lüge und Verleumdung werden
geboten, um den Boden empfänglicher zu machen für den auszuſtreue
Samen des Mißtrauens und der Zwietracht. Die Macht des Lan
herrn und ſeiner oberſten Rathgeber ſoll beſchränkt, es ſollen ihnen
Mittel entzogen werden Geſetzen Geltung zu verſchaffen, deren An
dung unangenehm für ihre Uebertreter werden kann. „Haben wir —
ſagen ſie — die Geſetze deshalb berathen und ihre Annahme durchge
damit ſie die Freiheit unſeres Willens und Thuns beſchränken ſol
Die Geſetze ſind nur für den nichtdenkenden Haufen; wir, die f
Männer der freien Erde, ſind uns ſelbſt Geſetz und Regel.“
ſie ſagen das nur leiſe unter ſich, und helfen ſich öffentlich mit ſop
ſchen Auslegungen der Geſetze zu Gunſten ihrer wahren Abſichten.

Betrachte dieſes dritte Bild; die Folgen entwickeln ſich immer deutlicher. Der Wohlſtand iſt noch im Steigen; mit dem Wohlſtande mehren ſich aber auch Selbſtſucht, Stolz und Uebermuth. Es iſt ſo ſchwer im Glücke weiſe und beſcheiden zu bleiben! Die fürſtlichen Einkünfte ſind auf die Gehalte einfacher Präſidenten herabgeſetzt; ihre Räthe werden noch ſchlechter honorirt. Um den ſtandesmäßigen Aufwand nur einigermaßen beſtreiten zu können, ſind ſie genöthigt auf Nebenerwerb zu ſinnen oder Schulden zu machen. Die Regierungsangelegenheiten werden gleichgiltiger betrieben. Woher ſoll auch noch der innere Trieb kommen? Jeder will ja ſich ſelbſt regieren! Die bewaffnete Macht „dieſen Krebsſchaden der neuern Zeit" hat man bis auf ein ſcheinbares Etwas reduzirt und ganz verkümmern laſſen. „Wozu noch eine Militärmacht im Jahrhundert der Induſtrie? Haben wir nicht ſelbſt Arme und Waffen uns zu beſchützen? Der Feind möge nur kommen! Sind wir nicht eben ſo freie Männer wie andere? Hat man jemals geſehen daß ein Volk unterjocht worden wäre, welches den Werth ſeiner Freiheit erkannt hatte und entſchloſſen war dieſelbe zu vertheidigen? Alſo fort mit Allem was nur noch entfernt einem Soldatenſtande ähnlich ſieht!" — So ſprechen die Leute, Einige aus Ueberſchätzung der eigenen Kraft, Andere aus Unkenntniß, und noch Andere in der Abſicht um auch das letzte Mittel zum Widerſtande gegen ihre Umwälzungsplane zu beſeitigen.

Nun ſieh Dir einmal das vierte Bild an mein Freund, und erinnere Dich der Inſchrift auf der Klappe. Die Franzoſen und Ruſſen haben ihre auswärtigen Eroberungen nur höchſt unvollkommen bewerkſtelligt. Ihre geheimen Emiſſäre ſind inzwiſchen bemüht geweſen, die lieben Deutſchen in ihrer politiſchen Sorgloſigkeit noch mehr zu beſtärken, ſind aber auch den berührten Ereigniſſen nicht fremd geblieben. Deutſchlands Handel und Induſtrie haben ſich mächtig entwickelt und gehoben, und der Verkehr mit Amerika wird mit jedem Jahre lebhafter. Frankreich, Rußland und England fangen an immer mehr darunter zu leiden; ihre bisherigen Kriege haben ungeheure Summen gekoſtet; der Gewinn an den gemachten Eroberungen in anderen Welttheilen iſt noch überaus ſpärlich; es müſſen noch einige Menſchenalter vergehen bevor das beſſer wird. — Da treten dieſe Mächte zuſammen. Ihre Blicke richten ſich vereint auf Deutſchland. Es bedarf nur eines Winkes und die Handelsſchiffe ſind vernichtet, die Häfen zerſtört. Hunderttauſende von Kriegern,

im vieljährigen Kampfe geſtählt, an Beſchwerden und Gefahren gewöhnt, mit allen Mitteln zum ſchnellen und entſcheidenden Siege vollkommen ausgerüſtet, im Beſitze aller Kenntniſſe und Erfahrungen im Kriegführen; — ſo überſchreiten ſie den Rhein und die Weichſel. In Vergleich mit den früheren Erlebniſſen iſt ein Krieg in Deutſchland für ſie zum Kinderſpiel geworden. Die Feſtungen können ſie nicht aufhalten, denn ſie finden kein namhaftes Heer im freien Felde, und die ſchwachen Beſatzungen verdienen kaum eine Beachtung.

Die abſtrakten Ideen und hohlen Phraſen über Vaterlandsvertheidigung ſollen ſich nunmehr in Thaten verwandeln. Die bisherigen Wortführer halten begeiſterte Reden an das Volk, welches ſich erheben ſoll wie Ein Mann. Aber dieſe Reden begeiſtern jetzt Niemand, denn der Feind iſt nicht gekommen Worte ſondern Kugeln zu wechſeln. Das Volk erhebt ſich zwar, aber nur um mit den Köpfen gegen einander zu rennen. Denn nirgends zeigt ſich ein ſolider Kern oder tüchtiger Stamm für die bewaffnete Macht; nirgends ſind Vorkehrungen getroffen ein achtunggebietendes Heer mit allem Zubehör zu verſehen; nirgends ſind Männer zu finden die den Krieg und deſſen Führung in allen ſeinen viel verflochtenen Zweigen, mit allen ſeinen Chikanen und Feinheiten zum Hauptgegenſtande ihres Nachdenkens gemacht haben; nirgends finden ſich auch nur theoretiſch gebildete Führer für die einzelnen Abtheilungen des Heeres. Die bewaffneten Schaaren des allgemeinen Aufgebots verſammeln ſich zwar ſchnell genug auf den ihnen bezeichneten Punkten, aber ſie ſind ſogar in den untergeordneten Künſten des Exerzirplatzes nur nothdürftig geübt, und ſorgenvoll richtet ſich ihr Blick auf den heimathlichen Heerd, auf die verlaſſene Familie, auf die ihre perſönliche Fürſorge erheiſchenden Erwerbszweige, die Quellen ihres Wohlſtandes. Nach der Verſammlung der Bewaffneten geht die Hauptverlegenheit erſt an; die Verſammlung iſt ja nichts weiter als das Antreten zum Tanze. Der Tanz ſelbſt ſoll nun erſt beginnen; aber die ungeübten Tänzer fallen über ihre eigenen Beine und — dem Vis à vis zu Füßen. Die modernen Staatskünſtler, welche in ihrer Weisheit überſehen haben, daß eine geregelte Militärmacht von angemeſſener Stärke und möglichſt kriegeriſcher Tüchtigkeit dem Staatskörper ſo unentbehrlich iſt, wie dem menſchlichen Körper das Knochengebäude, erkennen jetzt ihren gewaltigen Irrthum. Die excentriſchen Kriegskünſtler, welche im ſteten Hinblick auf die Thaten der Tſcherkeſſen

und Kabylen von einem ähnlichen Heldentaumel befallen worden ſind, gewahren mit Schrecken daß Verhältniſſe, wie ſie ſich im Kaukaſus und den nördlichen Provinzen Afrika's ganz von ſelbſt darbieten, nicht nach Gefallen am wenigſten aber in Deutſchland hervorzurufen ſind. Doch es iſt bereits zu ſpät. Der Feind ſchreitet unaufhaltſam vorwärts, zerſtreut mit leichter Mühe die bewaffneten Banden, und die lachenden Sieger reichen ſich im Herzen unſeres Vaterlandes die Häode. Unbedingte Unterwerfung iſt das letzte Rettungsmittel, und abſolute Knechtſchaft tritt an die Stelle einer willkürlich gedeuteten und höchlichſt mißbrauchten Freiheit.

Ich trat hierauf an das entgegengeſetzte Sehrohr, deſſen Klappe die Ueberſchrift hatte: Abſolute Freiheit. Eine darunter gravirte Harlekinspritſche ließ mich das für Perſiflage nehmen und machte mich um ſo neugieriger. Ich ſchob die Klappe zurück und fand im erſten Bilde nichts was meine Neugierde befriedigt hätte. Ueberall erblickte ich Ständeverſammlungen in welchen lärmende Debatten gehalten wurden. Die Tribunen waren ſehr geräumig und von Zuſchauern aller Klaſſen ſtark beſetzt, die ihre Theilnahme durch Klatſchen, Pochen und Pfeifen zu erkennen gaben, als befänden ſie ſich in einem Schauſpielhauſe. Wollte ein Präſident Ruhe gebieten ſo wurde er mit faulen Aepfelu geworfen. Man glaubte ſich in einem Meeting zu befinden. In der Mitte der Sitzungsſäle waren Petitionen aufgethürmt. Die Petenten hatten auf den Tribunen Abgeordnete welche mit lautem Geſchrei verlangten, daß die von ihrer Partei eingereichten Bitt- oder reſp. Beſchwerdeſchriften zuerſt vorgenommen werden ſollten. Oftmals kam es unter den Rivalen zu Thätigkeiten ernſter Art. Die Berathungen waren eben ſo ſtürmiſch als oberflächlich; man vernahm die gemeinſten Redensarten und Schimpfwörter. Mißliebige Sprecher wurden ausgepfiffen, oder man ließ ſie gar nicht ausreden. Der Ruf „vor die Thür mit dem Fürſtendiener!“ gehörte nicht zu den Seltenheiten. Nach Beendigung der Sitzungen war der Tumult noch ärger. Es bildeten ſich Haufen unter dem Volke, welche den mißliebigen Sprechern auflauerten und ſie durchprügelten. Die inneren Angelegenheiten des Landes wurden immer verwickelter, abſorbirten die ganze Thätigkeit der Miniſter, Räthe und Beamteten, welche die Beſchlüſſe der „Volksvertreter“ nur auszufertigen hatten. Widerſprüche häuften ſich auf Widerſprüche, die Geſetzgebung war zur leeren

Form geworden. — Unwillig ſchloß ich das Augenglas um das nächſte Bild zu ſehen. Es war eine dunkle Partie wie der „duſtre Keller" im Berliner Thiergarten. Man unterſchied im Vordergrunde nur einige verdächtige Geſtalten in Mäntel gehüllt, welche ſich einander Zeichen gaben. Im Hintergrunde hörte man Trommeln wirbeln und Gewehrſchüſſe fallen; bald darauf ſah man Feuerſäulen auflodern. Es war mir als ſähe ich eine große Stadt in Flammen.[1] — Charon verdeckte dieſes Bild, welches immer traurigere Scenen an meinen Augen vorüber gehen ließ. Auch das dritte Bild durfte ich nicht ſehen.

Ohne auf meine Fragen Beſcheid zu erhalten wurde ich an das vierte Zeitbild verwieſen, hier folgt eine kurze Beſchreibung desſelben. Unſer liebes Vaterland hatte einen recht idylliſchen Anſtrich bekommen. Könige und Fürſten gab es nicht mehr; dagegen ſogenannte Patriarchen, Landvogte, Oberrichter, Bürgermeiſter, und wie die Notabilitäten alle titulirt wurden, im Ueberfluſſe. Das ganze Land zerfiel in unzählige Kreiſe, Landſchaften und Gaue. Die Regierungsform war patriarchaliſch oder wurde wenigſtens ſo genannt. Das Ganze hatte jedoch viel Aehnlichkeit mit einem republikaniſchen Bundesſtaate, nur vermißte man im Volk die Reinheit der altrepublikaniſchen Sitten. Von Außen drohte keine Gefahr. Frankreich war in Afrika und auf der pyrenäiſchen Halbinſel hinreichend beſchäftigt. Rußland war in der Unterwerfung Kleinaſiens begriffen und herrſchte bereits über die europäiſche Türkei und Griechenland. England hatte ſeine Macht in Indien vergrößert und war im Kriege mit China. Man erfreute ſich alſo im Mittelpunkte Europa's eines ſogenannten „ewigen Friedens". Aber das Kriegsfeuer glimmte unter der Aſche. Die Patriarchen mit ihrem ganzen Anhange waren kleine Deſpoten geworden, die alle Aemter durch ihre Nepoten verwalten ließen. Die Städte hatten ſich im Laufe der Zeiten unzählige Privilegien zu verſchaffen gewußt, beſonders die großen Städte; die Oberbürgermeiſter, die Bürger- und Säckelmeiſter waren hochanſehnliche Perſonen mit rothen Geſichtern und dicken Schmerbäuchen. Die Bürger zerfielen nach ihren Gewerben in verſchiedene Rangordnungen, welche nach den damit verbundenen Vorrechten unangemeldet oder angemeldet, täglich, wöchentlich,

[1] Drei Jahre nach dem Erſcheinen dieſes Briefes hat Deutſchland in den meiſten ſeiner Haupt- und Reſidenzſtädte Aehnliches erlebt.

Der Herausgeber

monatlich, viertel- halb- oder ganzjährlich Zutritt erhielten bei den „Vätern" des Landes oder der Stadt, zuweilen auch von dieſen zur Tafel, zu Aſſembléen oder ſonſtigen Feſten geladen wurden. Bei ſolchen Gelegenheiten wurde mehr als fürſtliche Pracht zur Schau getragen. Zur Beſtreitung dieſes Aufwandes belaſtete man die unteren Volksklaſſen mit kaum erſchwinglichen Abgaben, deren ungenaue Entrichtung mit den härteſten Strafen belegt wurde. Die Polizei war zahlreich und glänzend ausſtaffirt. Soldaten gab es auch, aber nur wie ehemals in den Reichsſtädten. Die Artilleriſten hatten ſich in Feuerwerksmeiſter und Gehilfen derſelben verwandelt, um die Feſte der „Väter des Landes" durch ihre Kunſt zu verherrlichen. Die Ingenieure waren einfache Baumeiſter geworden, ſie führten nebenbei die Oberaufſicht über alle Back- Koch- und Stubenöfen der „geſtrengen Herren und Frauen". Die Cavallerie trieb die Zwangsabgaben im Lande ein, machte Jagd auf Bettler und Landſtreicher. Die Infanterie paradirte vor den Thüren und unter den Fenſtern der geſtrengen Herrn Bürger- und Säckelmeiſter ꝛc. Den Frauen der ſtädtiſchen Patrizier mußten dieſelben Ehrenbezeigungen erwieſen werden als ihren Männern. Die Generalſtabsoffiziere und Adjutanten waren die ſtets dienſtbereiten Geſellſchaftscavaliere der Frau Oberbürgermeiſterin und ihrer Sippſchaft. Es gab auch Militärſchulen; aber man lehrte darin nur Modetänze, Muſik, freie Handzeichnung — auf Karrikaturen waren Ruthenſtreiche geſetzt — Geſellſchaftsſpiele aller Art, Courſchneiderei, Fuchsſchwänzerei u. ſ. w. Dabei waren die jungen Herren ſo ungezogen, wie nur jemals ein Landjunker des vorigen Jahrhunderts in Mecklenburg und Pommern.

Alles lebte herrlich und in Freuden, mit Ausnahme der armen Teufel die im Schweiße ihres Angeſichts das Geld verdienen mußten, welches die „Väter des Landes oder der Stadt" verpraßten. In den älteren Zeiten der Könige und Fürſten hatte man zwar Aehnliches geſehen, aber in weit geringerem Maße, denn die patriarchaliſche Verfaſſung mit ihrem weit verzweigten Nepotismus hatte Diejenigen, welche vom Schweiße des Volkes leben, vertauſendfacht ohne dafür irgend einen Schadenerſatz zu bieten. Großartige Einrichtungen zum Nutzen des Staates oder des Gemeinweſens, nützliche Erfindungen mit Aufwand verknüpft, fanden weder Aufmunterung noch Unterſtützung oder Anerkennung. Niemand kümmerte ſich ſehr um entfernte Nachbarn, noch weniger um

auswärtige Welthändel. Jeder lebte nur dem Vergnügen der Gegenwart und dachte wenig an die Zukunft. Das Wort Patriotismus war ein leerer Schall geworden; die Parole des Tages hieß Egoismus. Man ließ daher auch keine andere Meinung gelten als die eigene. Die Vernunftreligion war Staatsreligion, wenn anders noch von einem Staate die Rede seyn kann wo der Begriff desselben mit Füßen getreten wird, oder von Religion wo sich jeder nach Gefallen oder Bedürfniß seine Glaubensartikel fabrizirt.

Ich deutete weiter oben an daß das Kriegsfeuer unter der Asche geglommen habe, und so war es wirklich. Die Proletarier hatten sich im Verlaufe dieser neuen Herrschaft beträchtlich vermehrt, und bildeten bereits die Halbscheid der Bevölkerung. Fremde Emissäre gaben ihnen Bücher in die Hände, organisirten sie in geheime Gesellschaften, sorgten für Waffen und Anführer. In einer warmen Johannesnacht brach der allgemeine Aufstand los; Mittel zum Widerstande gab es nicht, denn die als Knechte behandelten Soldaten traten sofort zu den Proletariern über. Als der dritte Morgen graute, hatte die ganze patriarchalische Herrlichkeit ein Ende. Die Diener waren Herren, die Herren Diener geworden. Nunmehr begann die eigentliche Pöbelherrschaft, aber sie war von kurzer Dauer, denn die immer kriegsbereiten Franzosen hatten nur auf diesen Moment gewartet, um das Land mit ihren Heerschaaren zu überziehen und davon Besitz zu nehmen. Deutschland war französisch geworden.

Mit Abscheu wendete ich mich von diesem Bilde, und ärgerte mich daß Beerenhorst, ohne meine Gefühle im mindesten zu theilen, mir geradezu ins Gesicht lachte. „Es ist ja nur ein Bild“ sagte er „welches anzeigen soll wie Deutschlands Zukunft möglicher Weise sich gestalten könne, wenn es die Lehren der Vernunft und Erfahrung nicht beachten will. Hoffentlich werden unsere Landsleute nicht so albern seyn und sich von einem Haufen Thoren blenden lassen, die ihre Universitätsstudien nur nothdürftig absolvirt, die Freiheit auf der Zunge, die Tyrannei im Herzen haben, und die Hochgestellten im Volke nur deshalb befeinden und vom Platze verdrängen wollen, um sich an deren Stelle setzen zu können. Es steckt ein gesunder Kern im deutschen Volke, und die hier oder dort wahrgenommene Unzufriedenheit mit den Regierungen ist meist eine künstlich angesponnene, die mehr ihren Grund in gekränkter Eitelkeit

einzelner Wortführer hat als in wirklich gefühlten Uebelständen. Warum haben Sie aber auch gerade in dieſe beiden Sehlöcher gucken wollen? Ich hätte Ihnen vorher ſagen können daß der Anblick nicht ſehr erbaulich ſeyn würde. Alle Extreme führen über kurz oder lang zu Albernheiten und Unheil. Beruhigen Sie ſich alſo Freund, und ſchauen Sie durch dieſes Rohr, welches die Ueberſchrift hat: Eintracht macht ſtark."

Was ich da erblickte war allerdings von ganz anderer Art, doch muß ich die drei erſten Zeitbilder mit Stillſchweigen übergehen, weil ſie für euch Erdenbewohner unbekannt bleiben ſollen. Das vierte Bild ſtellt Deutſchland dar in vollſtändig entwickelter Blüthe, Kraft und Macht. Die Könige und Fürſten ſitzen feſt und ſicher auf ihren Thronen, umgeben von weiſen Räthen und treuen Dienern. Die Vertreter des Volkes verſammeln ſich in regelmäßigen Friſten zu allgemeinen Beſprechungen über die zeitweiligen Verbeſſerungen in der Geſetzgebung und Verwaltung. Parteiſucht iſt ihnen fremd; ſie haſchen nicht nach dem Beifall der Menge; ihre gereifte Erfahrung, ihr geläutertes Urtheil läßt ſie die Erſcheinungen im Volksleben ſtets im rechten Lichte betrachten, und die beſten Mittel zur Abhülfe von Uebelſtänden auffinden. Das Volk, worunter hier alle Klaſſen verſtanden ſind, erſchwert nicht die ohnehin ſchon ſchwierige Arbeit der Regierung oder ſeiner Vertreter durch endloſe Bitten und Klagen, die theils unſtatthaft theils ungerecht ſind; es harrt mit Ruhe und Geduld der Entſcheidung, und hängt mit Liebe und Vertrauen an ſeinen Fürſten. In den Kirchen hört man das wahrhafte Wort Gottes predigen und vernimmt es in gläubiger Andacht. Man weiß nichts mehr von römiſchen oder deutſchen Katholiken, von Proteſtanten und Reformirten, von Ketzern und Juden; es giebt nur Einen Glauben und das iſt der wahrhaft chriſtliche. In den Schulen jeder Ordnung wird der Menſch zum ſittlichen Vernunftweſen gebildet und mit nützlichen Kenntniſſen bereichert. Centralpunkte für Künſte und Wiſſenſchaften begründen und befördern einen edlen Wetteifer. Handel, Gewerbe und Ackerbau blühen und ſchütten ihr reiches Füllhorn aus über die gewiſſenhaften und fleißigen Arbeiter. Eiſenbahnen und Telegraphenlinien durchſchneiden das Land in allen Richtungen, und erleichtern den Verkehr zwiſchen entfernten Ländertheilen. Die freie Preſſe weiß nichts mehr von gehäſſigen Tagesneuigkeiten, von Schmähungen und Verleumdungen, ſie dient nur der Verbreitung des Wahren, Guten, Schönen

und Edlen. Eine ſtolze Dampf- und Segelflotte durchſchifft d
ihre Flagge iſt geehrt und gefürchtet. Ein Volk das nicht G
kriegeriſchen Uebungen findet, wird von ſtreitbaren Nachbarv
leicht unterjocht. Man erblickt deshalb ein Heer ſtattlicher Kri
männlich feſten, pflichtgetreuen, gut unterrichteten und ſittlich
deten Offizieren befehligt, deren Eifer für die Mitwirkung bei
lichen und militäriſchen Erziehung der waffenfähigen Jugend rei
trägt und mit Dank erkannt wird. Dieſes Heer ſteht als
Stamm der bewaffneten Macht da, die ſich im Fall eines Kri
Einreihung der zeitweiſe in den Waffen geübten jungen Mä
viel Zeitverluſt verdreifachen läßt; es bildet den Grund-,
Schlußſtein des deutſchen Staatsgebäudes, welches allen Stürm
bietet, weil die einzelnen Bundesglieder durch Liebe zum deutſch
lande und Nationalſtolz feſt aneinander gekettet ſind. Auf alle
und Standarten ſieht man die Bundesdeviſe: Eintracht ma

So gerüſtet ſteht Deutſchland einig und mächtig da.
und Schweden, Belgien und Holland, die Schweiz und gan
haben ſich dem deutſchen Bunde als Verbündete angeſchloſſen
und Trutz, ihre Schiffe führen neben der eigenen Flagge ſtets
desflagge. England, Frankreich und Rußland blicken mit Neid
mächtigen Bund, ihre Geſandten buhlen um deſſen Gunſt, weil
in der Vereinigung ſich nicht ſtark genug fühlten gegen ihn
theil zu kämpfen. Wer nur zum Stamm der Deutſchen ſich b
iſt des Namens ſtolzer ſich bewußt.[1]

Mit warmem Händedruck dankte ich Beerenhorſt für die
nete Perſpektive unſeres geliebten Vaterlandes, und bemühte
ſchmerzlichen Eindruck zu verwiſchen, welchen die früher beſichtig
bilder auf mich gemacht hatten. Gebe der Himmel daß dieſes
Eintracht und Stärke kein Trugbild weide. Unwillkürlich fiel

[1] Die Deutſchen haben ſehr viel gute Eigenſchaften, aber das ſtolze Selbſtgefü
länders, Franzoſen, Ruſſen und Türken geht ihnen gänzlich ab, und ſo lange dieſe
den ſie auch nie eine große Nation bilden. Gleichwohl haben England, Frankrei
land im Jahre 1854 um Deutſchlands Gunſt gebuhlt! Sollte uns das nicht zu der U
führen, daß die Einigkeit im Innern unſeres großen deutſch-öſterreichiſchen
vaterlandes die Macht nach Außen auf eine unglaubliche Höhe ſteigern müſſ
Selbſtvertrauen iſt die Mutter großer Thaten!

Der Heraus

wieder auf die Ueberſchrift „des Menſchen Thun iſt eine Ausſaat von Verhängniſſen, den Schickſalsmächten hoffend übergeben."

Ich war viel zu ernſt geſtimmt um einer Einladung Beerenhorſt's, der Experimental-Taktik Münchhauſen's einen Abend zu widmen, Gehör zu geben, und kehrte mit Scharnhorſt ſchnell in den Olymp zurück, um Dir von dem was ich geſehen obige Mittheilung zu machen. Nimm ſie Dir zu Herzen Freund, denn es werden Zeiten kommen wo Deutſchlands weiſe Männer feſt zuſammenhalten müſſen, damit bei den zu erwartenden Stürmen das Staatsſchiff nicht an verborgenen Klippen ſcheitere.

Sechsundſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 7. Mai 1845.

Stelle Dir mein Erſtaunen vor als Beerenhorſt heute zu mir kam, ein Paket Bücher und eine Anzahl Hefte kritiſcher Zeitſchriften auf meinen Arbeitstiſch legte, dann vor mich hintrat, beide Arme in die Seits ſtemmte, mich laut anlachte und auf die Bücher hinweiſend zu mir ſagte „Da ſehen Sie einmal dieſe Bücher an, das iſt eine Beſcheerung die Ihnen Merkur angerichtet hat." — Ich öffnete neugierig das Paket und erblickte darin ein vierbändiges Werk, betitelt: Militäriſche Briefe eines Verſtorbenen an ſeine noch lebenden Freunde. Beim Durchblättern fand ich darin eine Reihe von Briefen abgedruckt, die ich während meiner Anweſenheit im Olymp an Dich und andere gute Freunde geſchrieben habe, und gab Beerenhorſt meine Verwunderung zu erkennen daß dieſer Briefwechſel einſeitig veröffentlicht worden ſey. „Dieſes Räthſel" bemerkte Beerenhorſt „will ich Ihnen löſen. Merkur iſt geheimer Briefpoſtmeiſter, und hat die Befugniß alle von hier abgehende Briefe zu leſen, nach Befinden auch abdrucken zu laſſen. Nach Durchleſung der erſten Sammlung glaubte er daß in Europa damit ein gutes Geſchäft zu machen ſey, und als er ſah daß dieſelbe reißend abging, ließ er auch alle folgende Briefe drucken. Da leſen Sie einmal die zahlloſen Kritiken, ſie werden Ihnen Vergnügen machen denn ſelten

hat ein militäriſches Werk ſo allgemeinen Beifall gefunden.“ Ich blätterte nunmehr in den Zeitſchriften herum, und mein Erſtaunen wuchs mit jedem neuen Hefte. „Wie iſt es möglich, ſagte ich, daß man von dieſem harmloſen Geſchwätz ein ſolch' Aufhebens hat machen können? Ich bin ja weder Gelehrter noch Geſchichtſchreiber, und habe dieſe Briefe mehr zu meiner Unterhaltung als zur Belehrung Anderer geſchrieben.“ — „Darin, erwiderte Beerenhorſt, liegt gerade der Werth dieſer Briefſammlung, die ich ſelbſt mit großer Aufmerkſamkeit vom Anfange bis zum Ende durchgeleſen habe. Es iſt der freie Erguß eines gemüthlichen Soldatengeiſtes, der ſich mit einer gewiſſen Behaglichkeit in ſeinem Elemente bewegt, und ohne es zu wollen Hohen und Niedern manche zu beherzigende Lehre giebt. Hätten Sie ſich vorgenommen ein theoretiſches oder hiſtoriſches Kunſtwerk zu liefern, ſo wäre Ihnen das unſtreitig auch gelungen, aber ſicherlich hätte es auf das größere Publikum nicht den vortheilhaften Eindruck gemacht, den dieſe zwangloſen Briefe hervorgebracht haben, den Beweis liefern Ihre hinterlaſſenen Schriften über Krieg und Kriegführung. Ein großer Theil der Menſchen iſt gleich von vorn herein gegen Jeden eingenommen, der mit der Abſicht auftritt ſie über Dinge belehren zu wollen die ihnen eigentlich ſchon bekannt ſeyn ſollten; ſie fühlen zwar und geſtehen ſich wohl auch daß ſie einer ſolchen Belehrung bedürftig ſind, aber es erweckt immer ein unangenehmes Gefühl wenn man andere beſſer unterrichtet findet, und der Belehrungstrieb wird gar oft als Anmaßung ausgelegt. Glauben Sie mir Freund, man belehrt ſeine Mitmenſchen am ſicherſten, indem man ſich am wenigſten das Anſehn giebt es zu wollen. Aber das iſt noch nicht Alles. Ich habe Ihnen noch eine andere Ueberraſchung zu bereiten. Hier iſt ein Handbillet von Donna Minerva an Sie, welches ich Ihnen überreichen ſoll. Ich errathe den Inhalt zwar, doch möchte ich gern wiſſen wie die hohe Dame ſich ausgeſprochen hat.“

Mit dieſen Worten überreichte mir Beerenhorſt einen auf olympiſches Royalfolio geſchriebenen Brief folgenden Inhalts.

„Ehrenfeſter und lieber Getreuer!

„Es hat meinem Bruder Mars und Mir beſonderes Vergnügen verurſacht wahrzunehmen, wie Ihr die Euch geſtattete Muße und Gelegenheit benutzt habt, in Unſerem Intereſſe zu denken und zu ſchreiben,

und Wir bezeigen Euch hierdurch Unser beiderseitiges gnädiges Wohlwollen, werden auch nicht unterlassen die Aufmerksamkeit Unseres Herrn Vaters Jupiter auf Euch zu lenken.

„Ganz besonders hat es Uns gefallen, daß Ihr Euch nicht habt beigehen lassen den Krieg zu theoretisiren und zu systematisiren, sondern daß Ihr bemüht gewesen seyd ihn zu individualisiren. Der Krieg wird zwar mit Waffen geführt deren Wirkung einer Berechnung unterliegen kann. Das vornehmste Werkzeug im Kriege bleibt aber der Mensch mit allen seinen Tugenden und Fehlern. Sobald Wir Euch auf diesem Wege erblickt haben, der am sichersten zur Ergründung kriegerischer Wahrheiten führt und vor Täuschungen bewahrt, sind Wir der Meinung gewesen daß es ersprießlicher sey, Euch nicht mehr so oft wie früher durch Unseren Willen zu lenken, und den inneren Ausbau der Wissenschaft Euch selbst zu überlassen.

„Daß Ihr die Gewaltigen der Erde selbstredend eingeführt, Euch sogar erdreistet habt hier und da die nackte Wahrheit zur Schau zu stellen und dadurch Aergerniß zu geben, sollte Euch zwar Unser Mißfallen zuziehen. In Betracht jedoch daß Euch dabei nur gute Absichten geleitet haben, wollen Wir Euch diesen Verstoß gegen die olympische Hofsitte gnädigst verzeihen.

„Fahret fernerhin fort das Feld der Kriegskunst zu bebauen, denn guter Saamen in guten Boden gestreut muß auch gute Früchte tragen, deren Genuß Euch nicht vorenthalten bleiben soll. Und obschon das Bewußtseyn, Euch auf diese Weise nützlich gemacht zu haben, Euch hinlänglich belohnen muß, wollen Wir Euch doch noch die Belohnung in Aussicht stellen, daß Euch künftig Gelegenheit gegeben werden soll Euch auch noch auf andere Weise nützlich zu machen.

„Mein Bruder Mars läßt Euch huldvoll grüßen, Ich aber bleibe Euch in Gnaden gewogen."

Minerva.

„Allen Respekt vor der hohen Dame" sagte Beerenhorst nachdem er das Billet nochmals selbst gelesen hatte, „aber die Frauennatur hat die Göttin doch nicht ganz verleugnen können, denn es fehlen Ort und Datum. Das thut indeß nicht viel zur Sache Freund, und ich gratulire Ihnen mit aufrichtigem Herzen." — Wir lasen nunmehr gemeinschaftlich alle Recensionen über meine Briefe, doch kann ich nicht bergen

daß mich eine gewiſſe Wehmuth dabei beſchlich. Lob und Ta
ungleich werdet ihr doch geſpendet! Die gründlichſten Gelehrten
oft viele Jahre mit äußerſter Anſtrengung an einem Werke, w
Worte und Sätze mit peinlicher Sorgfalt gegen einander ab,
gends zuviel oder zu wenig zu ſagen, zitiren die übereinſtimmend
abweichenden Anſichten von hundert anderen Autoren, und erfreuen
kaum einer nur mittelmäßigen Beachtung ihres Werks. Und dieſe
welche ich mit ſpielender Leichtigkeit niedergeſchrieben habe, w
was ich darin über den Krieg und deſſen Führung geſagt,
Frucht meines Nachdenkens war und die Thatſachen mir lebe
der Seele ſtanden, dieſe Briefe erfreuen ſich eines Beifalls der
machen könnte, wenn ich dazu einige Anlage in mir verſpürte.
geht es im Leben wie in der Wiſſenſchaft, der Beifall der Me
ſcheidet über den Ruf eines Schriftſtellers, und nicht der poſitiv
ſeiner Leiſtungen. Und worauf gründet ſich dieſer Beifall? Ja
das nur erſt ſelbſt ergründet hätte!

Beerenhorſt, gegen welchen ich mich hierüber ausſpra
anderer Meinung und ſagte „Man muß Gerechtigkeit üben gege
mann und zuletzt auch gegen ſich ſelbſt. Die Verdienſte um
klärung des Menſchengeſchlechts, in einer eben ſo wichtigen als
cirten Angelegenheit wie der Krieg, ſind ſehr verſchiedener Ar
ſtracte Theorien können angehenden Militärprofeſſoren zum ſyſte
Leitfaden bei ihren Vorträgen dienen, und behalten als ſolche
ſonderen Werth, wenn man auch mit dem Inhalte nicht ganz
ſtanden iſt. Die gründliche Bearbeitung einzelner Feldzüge ha
ihr beſonderes Verdienſt, indem dadurch manche Thatſache
Verknüpfung zu größerer hiſtoriſcher Wahrheit erhoben wird
Briefſammlung nimmt weder das eine noch das andere Ver
Anſpruch, giebt aber dafür Etwas das weder in den bisherige
theorien noch in den gründlichſten Geſchichtswerken zu finden
gerade dieſes Etwas iſt es was Ihnen ſo ungetheilten Beifall
hat. Minerva bezeichnet es ſehr richtig mit einer Individualiſi
Krieges. Ihr letzter Kritiker in der Berliner Literatur-Zeitun
ſcheint zwar dieſes Etwas für Nichts zu halten, ſpricht mit v
Geringſchätzung von den Briefen, und weicht darin von ſeinem
Vorgänger (General von Decker) bedeutend ab. Die Mißtö

kritiſchen Poſaune wollen aber wenig ſagen, nachdem ſo mancher beſſere Sachkenner und das große Publikum über den Werth Ihrer Briefſammlung ſich bereits ſo günſtig ausgeſprochen haben. Sobald die öffentliche Meinung über ein Schriftwerk in ſolcher Weiſe ſich kundgiebt, übt ſie das Recht der Kritik zugleich in erſter und letzter Inſtanz, während manches von den Fachmenſchen hochgeprieſene Kunſtwerk in den Bücherſchränken vermodert. Der Adler nimmt ſeinen Flug nach der Sonne, der Maulwurf durchwühlt den Boden. Letzterer findet Manches was der Erſtere im raſchen Fluge überſehen hat; möchten Sie aber deshalb ein Maulwurf ſeyn? Der Deutſche grübelt gern; ſelbſt ſeine Betrachtungen ſind oft nicht viel mehr als Grübeleien, und verſteigt ſich ſein Geiſt einmal in höhere Regionen, ſo verfällt er gar zu leicht in den Fehler des Idealiſirens."

Beerenhorſt würde in dieſem Tone noch länger fortgefahren ſeyn, wäre er nicht durch Scharnhorſts Dazwiſchenkunft verhindert worden, der mir ſeinen Glückwunſch ebenfalls brachte. Er hatte von dem Abdrucke meiner Briefe ſchon früher Kenntniß gehabt, und vermöge der ihm eingeräumten größeren Vorrechte auch den Eindruck beſſer beobachten können, den ſie bei euch gemacht haben. Wahrhaft ergötzlich war es mir aus ſeinem Munde zu vernehmen, welcher geheimnißvolle Sinn den eingeſtreuten Allotria's oft untergelegt worden iſt. Weniger erfreute mich die Mittheilung, daß meine Landsleute den Autor anderswo ſuchen als wo er ſich befindet, und mich gleichſam desavouiren. Weshalb aber in Deinen Briefen an mich von dieſer ganzen Angelegenheit bisher kein Wort zu leſen geweſen iſt, habe ich erſt jetzt erfahren. Merkur hat nämlich Alles geſtrichen was mir darüber hätte Aufklärung geben können, weil er triftige Gründe haben mochte ſein Verfahren geheim zu halten. Sein Buchhändlergeſchäftchen mag übrigens recht lukrativ geweſen ſeyn, denn er läßt mich bitten dieſe Briefe auch über den franzöſiſchen Revolutionskrieg fortzuſetzen, der noch ungleich belehrenderen Stoff darbiete, insbeſondere für jüngere Leſer die der Belehrung weit bedürftiger wären. Unrecht hat er nicht, aber ich bin aus vielen Gründen nicht geneigt Merkurs Wunſche zu willfahren. Bald habe ich mein zweites olympiſches Luſtrum überſtanden (ſ. den 18. Brief), und iſt Jupiter mir ſo gnädig als ich hoffe, dann eröffnet ſich mir ein neuer Wirkungskreis, und ich kann Dir mündlich berichten was ich bisher dem Papiere und Merkurs Discretion anvertrauen mußte, die nicht immer ganz zuverläſſig iſt.

Siebenundſiebenzigſter Brief.

Olymp, den 20. November 1845.

Zweimal ſieben Jahre ſind verfloſſen ſeit ich den Erdball verlaſſen habe. Mein drittes Luſtrum hat heute begonnen, und ich freue mich Dir ſagen zu können daß dies der letzte Brief iſt den Du von mir zu erwarten haſt, indem ich nun die Freiheit erlangt habe, meinen Freunden auf der Erde ganz nach Belieben zu erſcheinen, oder wenigſtens auf ſehr direkte Weiſe ſie geiſtig zu unterſtützen. Gern hätte ich heute ſchon von dieſer Freiheit Gebrauch gemacht, meine perſönlichen Angelegenheiten ſind aber noch nicht ſo weit in Ordnung daß ich abreiſen kann. Vernimm alſo noch einmal auf dem bisherigen Wege was ſich zugetragen hat.

In der Stunde, welche man bei Euch die Geiſterſtunde zu nennen pflegt, trat Apoll zu mir und ſpielte auf ſeiner Leier gar wunderliebliche Weiſen. Bald darauf erſchienen die neun Muſen und begannen einen Tanz den ich nicht zu benennen weiß. Nachdem derſelbe beendigt war, winkte mir Klio in den Kreis ihrer Schweſtern zu treten. Ich ließ mich vor ihr auf ein Knie nieder, blickte mit einiger Beſchämung in ihre geöffneten Tafeln, mußte mit dem mir dargereichten Griffel meinen Namen ſelbſt eintragen, und empfing aus ihren Händen ſtatt des — allerdings nicht erwarteten — Lorbeerkranzes ein Medaillon mit ihrem Bruſtbilde, auf deſſen Rückſeite die Worte ſtanden „Strebe zu werden was Du ſeyn möchteſt.“ Hierauf trat Kalliope an mich heran, ſchlug ein langes Regiſter großer Feldherrn auf, deutete mit dem Finger auf die Namen mehrerer und ſagte „Dem Helden bring' nur ſtets die That in Rechnung, wozu ihn ruhig der Charakter treibt; der blinden Mißverhältniſſe Gewalt drängt oft den beſten aus dem rechten Gleiſe.“ Bei dieſen Worten berührte die Muſe meine Stirn mit dem Lorbeerkranze, womit ſie aber gleich darauf das eigene Haupt wieder bekränzte. Auch Polyhymnia näherte ſich mir, legte vertraulich die Hand auf meine Schulter und ſagte im huldvollſten Tone:

„Nimm Dir das Höchſte zum Ziel, nur Wenigen wolle gefallen;
„Glaube, mit freudigſtem Gruß fallen Dir Tauſende zu.“

Apoll änderte nunmehr ſein Saitenſpiel, die Muſen umtanzten mich dreimal mit anmuthigen Sprüngen und verließen mit ihrem Anführer mein Gemach.[1] — Mir war zu Muthe wie einem der nach langem Traume erwacht, deſſen Bilder ihn freundlich angelächelt haben, mit der Wirklichkeit aber nicht in Einklang zu bringen ſind. Das Medaillon an meinem Halſe war das einzig ſichere Zeichen daß ich nicht geträumt hatte. Ich las nochmals die Worte auf dem Revers; ſie ſind wie ein Orakelſpruch und geſtatten eine verſchiedene Deutung. Mit dem Namen der Geberin in Verbindung gebracht kann ich den Spruch nur ſo verſtehen: daß ich mich beſtreben ſolle Geſchichtſchreiber zu werden, wofür mich Klio alſo noch nicht anſehen will. Darin hat ſie auch vollkommen Recht. Ob ich es werden möchte, iſt eine andere Frage die ich mir jetzt ſelbſt nicht beantworten kann. Es treibt mich wieder einmal hinaus unter die Sterblichen, und die direkte Einwirkung auf ihre Handlungen ſagt meinem Charakter mehr zu als eine ſo indirekte. Jupiters Reiſepaß hat für mich in dieſem Augenblicke größeren Reiz als alle Geſchichtsbücher der Ober- und Unterwelt. Was mir die holden Muſen zu erkennen gegeben haben, dürfte mithin nur als eine allgemeine Aufmunterung zu betrachten ſeyn. Dieſer Aufmunterung folgte aber gleich darauf auch eine Warnung, indem ich von Gellert ein Billet empfing, das außer ſeinem Glückwunſche zur erlangten Freiheit folgende Klugheitslehre enthielt:

„Sey nicht geſchickt man wird Dich wenig haſſen,
weil Dir dann Jeder ähnlich iſt.
Doch je geſchickter Du vor vielen Andern biſt,
je mehr nimm Dich in Acht Dich prahlend ſehn zu laſſen.
Wahr iſt's man wird auf kurze Zeit
von Deinen Künſten rühmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid
und macht aus der Geſchicklichkeit
ein unverzeihliches Verbrechen."

In einer Hinſicht iſt das für Viele eine ſehr bequeme Lehre, die auch nicht ohne praktiſche Geltung ſeyn dürfte, denn ganz allgemein geſprochen bringt es die Mittelmäßigkeit am weiteſten, weil ſie keine Neider

[1] Das hier und im vorigen Briefe Geſagte bezieht ſich ausſchließlich auf die Perſon des Generals von Clauſewitz. Der Herausgeber.

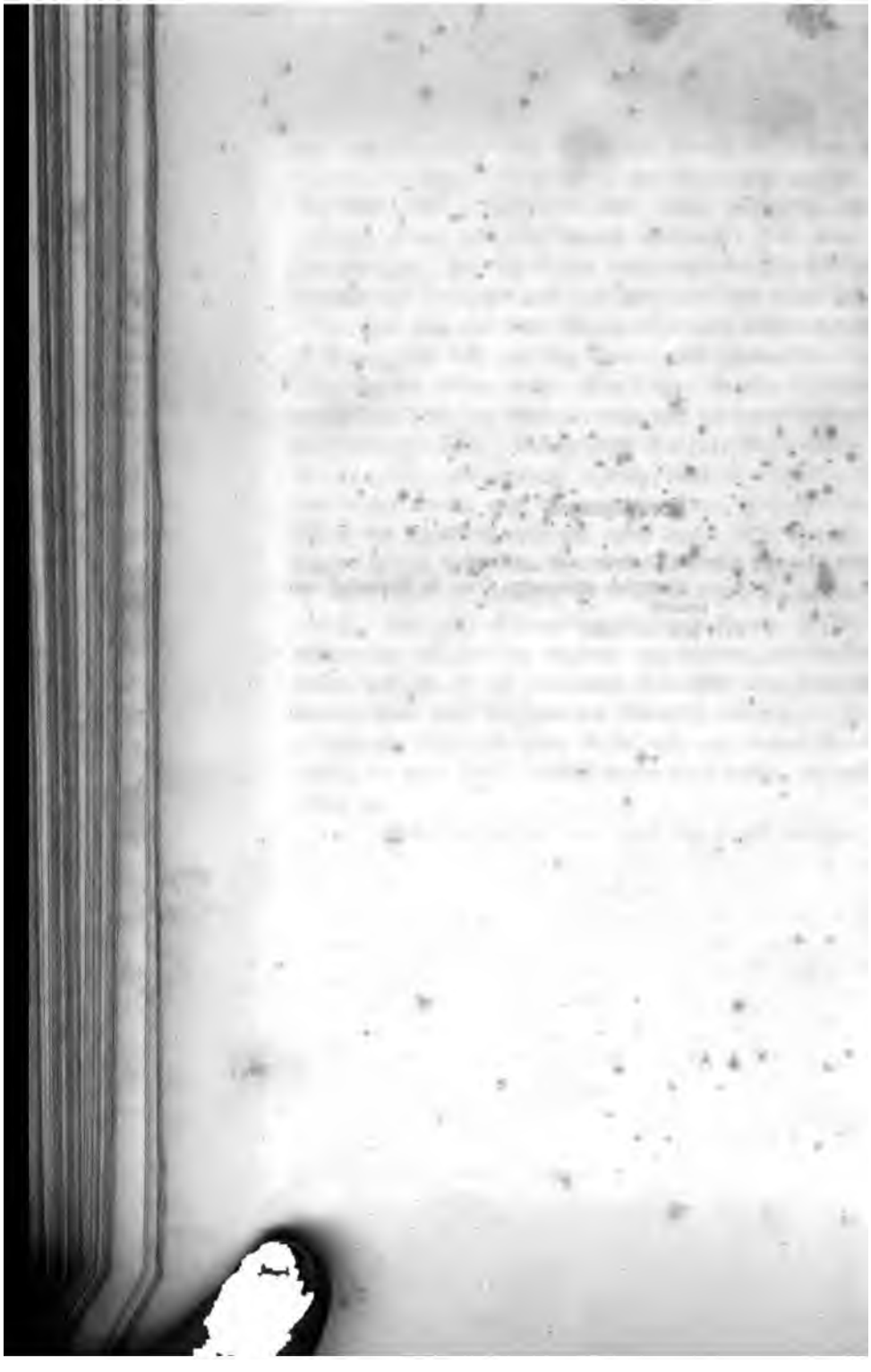
und auf der anderen Seite die meiſten Gönner hat. Wer ſi
Geiſteskräfte bewußt iſt beſitzt in der Regel auch größere
Selbſtſtändigkeit, er ſchmeichelt nicht, macht gelegentlich sein
Anſichten geltend und wird dadurch unbequem. Doch wozu
Betrachtungen. Habe ich Gellert richtig verſtanden, ſo ſoll ich
Beſcheidenheit befleißigen und das wird mir keine große Ueb
koſten. Wer aber von edlem Ehrgeiz angetrieben wird nach dem
zu ſtreben, der darf auch die Dornen nicht ſcheuen die er a
Wege an den Roſen findet. Das Leben iſt eine Thätigkei
menſchlichen Kraft den Zweck vorgeſetzt hat, ſich durch Ueberwin
Hinderniſſen zu üben. Ausgezeichnete Talente fangen damit
zu errathen, und gelangen allmälig dahin es vollſtändig zu
Das wahre Genie geht ſeinen eigenen Weg, es ſchafft ſich
Mittel und bedient ſich ihrer auf eigene Weiſe. Sein Ziel iſt i
höheres als der gewöhnliche Menſch ſich zu ſtecken pflegt, doch f
es erreicht weil die Feſtigkeit des Charakters noch ſeltener dam
den iſt. Der feſte Charakter alſo mein Freund, iſt der
welcher auf der irdiſchen Laufbahn am ſicherſten vor Wechſe
wahrt, und iſt er mit natürlichem Scharfſinn und Beharrli
bunden, dann wird ihm auch das Schwerſte gelingen.

Hiemit ſchließe ich meine Epiſtel und rufe Deinen jünge
raden, die meine Briefe zufällig geleſen haben ſollten, die woh
Worte zu:

Strebet zu werden was ihr ſeyn möchtet!

Berichtigungen.

Seite 173 Zeile 6 von oben ſtatt: und der Weide, lies: und Weide.
„ 241 „ 1 „ „ ſtatt: allgemeinen angenommen, lies: im Allgemeinen angenommen.
„ 250 „ 14 „ „ ſtatt hatte lies hätte.



DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004